utorin (Schober, Thekla) mit 2 Titeln ad
Hrsg.)
itel = 00

<36619522520018



Druck u. Verlag von C. Flemming in Glogau.



TÖCHTER-ALBUM

herausgegeben
von
Thekla von Gumpert.

2 Band.

Willst Du erfüllen die Pflichten,
Zu welchen Dich rufet Dein Dasein.





1858. W. Bürkner del. Dresden — X. A. v. E. Kretzschmar Leipzig

Druck u. Verlag von C. Flemming in Glogau.

Töchter-Album.

Unterhaltungen im häuslichen Kreise

zur

Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend.

Mit Beiträgen

von

Gymnasial-Lehrer Albani — Tante Amanda — Aurelie — Isabelle Braun — Martin Claudius — Marie Förster — Dr. Haupt — Theodor Hermann — Dr. Kletke — Rosalie Koch — Doris Lütkens, geb. v. Cossel — Marie Nathusius — Oberlehrer M. Rosenhein — Director Dr. Schneider — Professor Schönborn Subrector Schwarze — Hermann Wagner u. A.

Mit 29 Lithographien nach Original-Zeichnungen

von

Professor H. Bürkner und H. Wagner.

Herausgegeben

von

Thekla v. Gumpert

Zweiter Band.

Glogau,

Druck und Verlag von Carl Flemming.

Ihrer Majestät

der Königin von Preußen

widmet

in tiefster Ehrfurcht

diese

Unterhaltungen für die weibliche Jugend

die Herausgeberin

Thekla von Gumpert.

Inhalt.

Ihrer Majestät

der Königin von Preußen

widmet

in tiefster Ehrfurcht

diese

Unterhaltungen für die weibliche Jugend

die Herausgeberin

Thekla von Gumpert.

An die junge Leserin.

I.

Kennst Du die holde Maria und Martha, des Lazarus Schwestern?
Siehe in ihnen Dein Vorbild in Liebe und thätigem Schaffen.
Willst Du erfüllen die Pflichten, zu welchen Dich rufet Dein Dasein?
Sei die Maria im Geiste, sei in der Thätigkeit Martha.

Thekla v. Gumpert.

An die junge Leserin.

II.

Als ich die erste Lieferung des Töchter-Albums in die Welt schickte, gab ich ihr einen kurzen Prospectus für Deine Eltern und Erzieher mit auf den Weg; in der vierten Lieferung sprach ich mich gegen Dich selbst über den Inhalt des Töchter-Albums aus. Zugleich richtete ich eine Bitte an Dich, die ich hier wiederhole für diejenige meiner jungen Leserinnen, welcher der erste Jahrgang nicht in die Hände gekommen ist:

„Wenn Du für Deine Mutter eine Handarbeit oder für Deinen Lehrer eine Ausarbeitung machtest, so warst Du gewiß recht gespannt ihr Urtheil darüber zu vernehmen. So geht es mir jetzt mit Dir, meine junge Leserin. Ich habe für Dich gearbeitet, ja, und nicht ich allein, hochgeschätzte Männer und bekannte Jugendschriftstellerinnen haben sich mit mir, zu gemeinschaftlicher Arbeit für Dich, verbunden. Nun möchte ich wohl wissen, ob Dir unsere Bemühungen auch lieb geworden sind. Möchtest Du mir die Freude bereiten, an mich zu schreiben und mir ganz offen Deine Meinung mitzutheilen? Es müßte auch für Dich selbst von Werth sein, wenn Du Dir recht klar machtest, was Dir unsere Bestrebungen leisten sollen, und ob wir unsern Zweck erreichen. Scheint Dir meine Aufforderung sonderbar? etwa darum, weil ich Dir persönlich fremd bin? — Man kann auch mit Menschen, die man niemals gesehen hat, im Briefwechsel stehen. Ich habe z. B. in den letzten zehn Jahren, während ich nach und nach eine Reihe von Erzählungen für die Jugend herausgab, recht oft Briefe von Fremden erhalten, und nicht allein von Erwachsenen, sondern auch von Kindern. Wie lieb waren mir gerade die Zuschriften der jungen Leser; für sie hatte ich gedacht und gearbeitet, von ihnen wollte ich verstanden sein, auf ihr Gemüth wollte ich Eindruck machen, und sie haben erkannt, was ich beabsichtigte, sie haben mir, so zu sagen, die Hand gedrückt, welche ich ihnen

gereicht hatte. Ich bin Dir, meine junge Freundin, auch eigentlich nicht fremd, nur meine persönliche Erscheinung ist es; die Seele, welche zu Dir redet, ist Dir nahe getreten. Unser Töchter-Album ist eine Brücke, auf der wir uns über dem Raum, der uns übrigens trennt, begegnet sind. Das Urtheil Deiner Eltern, Lehrer und anderer Jugendfreunde ist mir wohl auch sehr wichtig; aber das Töchter-Album ist ganz besonders Dein Eigenthum, es ist daher natürlich, daß ich wissen, von Dir selbst erfahren möchte, ob Dich seine Unterhaltungen bisher auch wirklich unterhalten haben."

In Folge dieser Bitte habe ich viele Briefe von meinen jungen Leserinnen erhalten; den ersten, der so besonders lieblich und eingehend ist, auf Alles, was das Töchter-Album bietet, will ich, zur Freude und Aufmunterung für andere junge Mädchen abdrucken und hier folgen lassen. Ich darf natürlich den Familiennamen der lieben Verfasserin dieses Briefes hier nicht nennen; aber Hauptsache ist ja auch der Geist, der sich in dem freundlichen Schreiben ausspricht.

Thekla v. Gumpert.

Brief einer jungen Leserin des Töchter-Albums an die Herausgeberin.

Unmöglich kann ich es mir versagen Ihrer freundlichen Aufforderung Folge zu leisten und nicht länger will ich mir die große Freude entziehen, einige Worte an Sie zu richten. Obwohl ich Sie nicht persönlich kenne, so verehre und liebe ich Sie doch, als ob ich schon lange das Glück gehabt hätte, in Ihrer Nähe zu weilen.

Mit einem großen Vergnügen lese ich die Schriften, die Sie die Güte haben, der Jugend zu widmen, und finde darin nicht allein Unterhaltung, sondern auch eine mich sehr ansprechende Belehrung. Das Töchter-Album hat viel, ja, sehr viel Anziehendes für uns junge Mädchen und wir empfangen monatlich dieses Heft stets mit lautem Jubel. Es sind so viele hübsche und interessante Erzählungen darin, und mir ist nur immer leid, wenn eine derselben zu Ende geht, möchte sie immer noch länger haben. Auch

die belehrenden Artikel sind mir sehr lieb und angenehm und ich werde mich bestreben, sie gut im Gedächtnisse zu behalten und daraus recht viel Nutzen zu ziehen. Aus den Erzählungen muß ich trachten mir gute Beispiele zu wählen, die ich dann befolgen will, um meinen lieben Eltern, die so Vieles für mich thun, Freude zu bereiten. Ja, ich will den Schwestern des Lazarus gleichen, eine Maria im Geiste und eine Martha in der Thätigkeit werden; ich will sowohl die Perle, als auch den Edelstein, die mir Gott verliehen, berücksichtigen, mit Eifer und Fleiß.

Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie durch mein Schreiben belästige; allein ich konnte dem Drange nicht widerstehen, Ihnen all' meine tiefgefühlte Dankbarkeit schriftlich zu beweisen. In innigster Erkenntlichkeit zeichnet sich, als eine Ihrer jungen Leserinnen

*** in Oestreich,
den 13. September 1855.

Ida Gräfin *.**

Ein Traum in der Neujahrsnacht.

Von

Thekla v. Gumpert.

Ein Jüngling, der in den Kampf des Lebens getreten war und sich hart gedrängt fühlte, richtete am Jahresschluß den getrübten Blick in die dunkle, ihm drohende Zukunft. Muthlos sank er auf sein Lager, um im Schlummer sich selbst zu vergessen. Der Schlaf schloß alsbald seine Augenlieder, und der Traum entfaltete ein Bild vor seiner Seele: Der Jüngling schauete in den klaren Himmel, die Sonne glänzte, vom lichtblauen Aether umgeben. Am Horizont stiegen Wolken auf, sie thürmten sich übereinander, verbargen die Sonne. Gleich einer riesengroßen schwarzen Säule senkte sich eine derselben herab, entfaltete zwei Arme und streckte sie zu beiden Seiten aus; ein mächtiges Kreuz, schwebte sie über dem Schlummernden. Er athmete tief und schwer, denn das Kreuz berührte ihn hart; er schrie auf vor Schmerz, Bangigkeit bemächtigte sich seiner Seele, er zitterte, und Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Als er aber zagend das dunkle Kreuz anblickte, bemerkte er, daß es durchbrochen war, der klare Himmel schimmerte hindurch. Da lächelte er im Schlummer, denn nun fühlte er nur noch den Druck des Kreuzes, die Bangigkeit war aber aus seiner Seele verschwunden.

Jahre vergingen. Der Jüngling wurde Mann, wurde Greis und die Stütze und das Vorbild einer großen Familie. Wer lange auf dieser Erde gelebt hat, der weiß von mancher Trübsal zu erzählen, und manchen Menschen ist der Schmerz in den Gesichtszügen zu lesen. Der Greis aber, von welchem wir reden, hatte den heiteren Ausdruck, der dem Kindesalter eigenthümlich ist, behalten. „Großvater," fragte ihn einst einer seiner Enkelsöhne, „woher kommt es wohl, daß uns aus Deinen Augen stets die Heiterkeit entgegenstrahlt, welche den Glücklichen bezeichnet, obgleich Du während Deines langen Lebens doch schwer geprüft worden bist?"

„Mein Sohn," erwiderte der Greis, „Du erinnerst Dich des merkwürdigen Traumbildes, von dem ich Dir einst erzählte. Wisse, es hat sich fest und tief in meine Seele gegraben. Wenn nun das Schicksal mir ein Kreuz auferlegte, so dachte ich an jenes Traumbild und blickte mein Kreuz scharf an, denn ich meinte, ich müßte auch hier den Himmel durchleuchten

sehen, und ich sah ihn jederzeit. Wenn ich aber den Himmel erkannte, dann empfand ich, wie damals im Traume, zwar natürlich noch den Druck meiner Last, aber nicht mehr die Bangigkeit der Seele. Wer durch sein Kreuz den Himmel leuchten sieht, der bewahrt im Innern einen Gottesfrieden, der seinen Gesichtszügen den Stempel der Glückseligkeit aufdrückt."

Christoph von Schmid.

Ein Lebensbild.

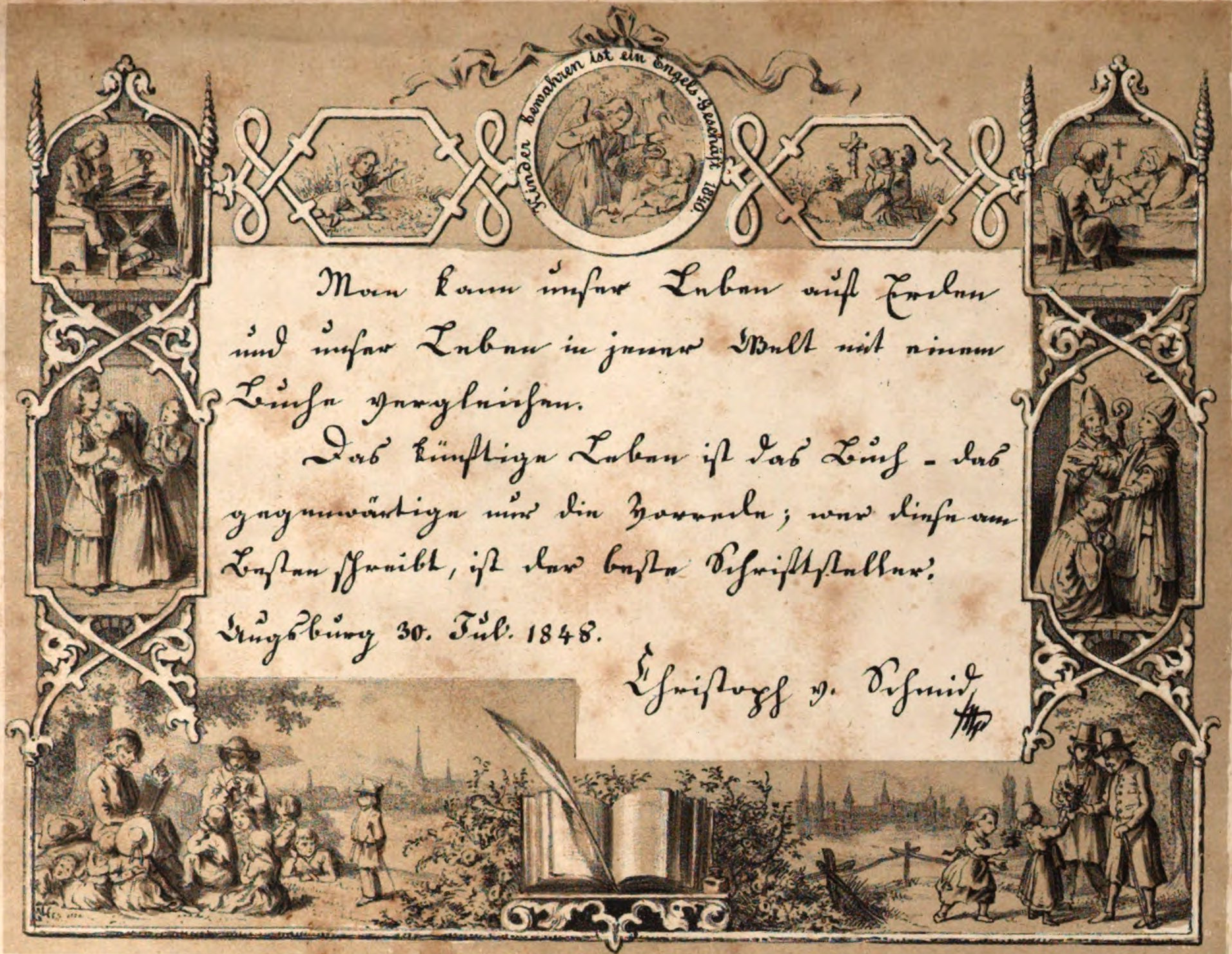
Von

A. Werfer.

Die freundlichen Leserinnen kennen die ebenso lehrreichen als lieblichen Erzählungen Christoph Schmid's, des Verfassers der Ostereier. Es wird ihnen Freude machen, das Wichtigste aus dem Leben dieses Kinderfreundes zu hören und zu erfahren, wer dieser Mann gewesen ist, welcher ihnen schon in ihrer zarten Jugend durch seine schönen Schriften so viele Freude gemacht hat.

Christoph Schmid wurde den 15. August 1768 in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Dinkelsbühl geboren und stammte aus einer unbemittelten, katholischen Familie. Sein Vater Friedrich Schmid war ein Deutsch-Ordens-Beamter und ein sehr edeldenkender, religiöser und kenntnißreicher Mann; seine Mutter Therese war eine vortreffliche Hausfrau, sehr fromm und von großer Schönheit. Die Eltern hatten außer ihrem ältesten Sohne Christoph noch sechs Söhne und zwei Töchter, und sie gaben sich alle Mühe, ihren Kindern eine möglichst gute Erziehung und Bildung zu geben. Der Vater sagte öfters zu seinen Kindern: „Der einzige Reichthum, den ich Euch hinterlassen kann, ist eine gute Erziehung und ein sorgfältiger Unterricht, und Ihr werdet Euch dabei besser befinden und weiter kommen, als manche Andere mit vielem Gelde. Es kommt nicht so viel darauf an, was der Mensch hat, als was er ist, was er weiß und kann.

Christoph war von Natur ein sanftes, sinniges Kind. Es beobachtete Alles aufmerksam und hatte schon frühe eine besondere Freude an den Schönheiten Gottes in der Natur. Als sich im Jahre 1770 ein Komet sehen ließ, weckte ihn der Vater um Mitternacht und trug ihn an's Fenster; er war damals etwa zwei Jahre alt. Christoph Schmid schreibt darüber



Man kann unser Leben auf Erden und unser Leben in jener Welt mit einem Buche vergleichen.

Das künftige Leben ist das Buch – das gegenwärtige nur die Vorrede; wer diese am besten schreibt, ist der beste Schriftsteller.

Augsburg 30. Jul. 1848.

Christoph v. Schmid

in seinen Erinnerungen: „Der lange Kometenschweif, einem bleichen Wolkenstreife ähnlich, ließ mich gleichgültig; aber die unzähligen hellfunkelnden Sterne am dunkeln Himmel machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ihn bis zu dieser Stunde nicht vergessen habe. Wenn ich zu Nacht den Sternenhimmel betrachte, kommt mir fast allemal jene Nacht zu Sinne.“ Ein ander Mal führte ihn die Mutter an ein Rasenplätzchen in der Stadt, unweit der Stadtmauer, das mit Maaslieben wie übersäet war. Christoph Schmid sagt hierüber: „Die unzähligen Blümchen, gleich weißen Sternchen auf grünem Grunde, entzückten mich. Auch dieser Anblick blieb mir unvergeßlich. Ich behielt immer eine Vorliebe für diese Blümchen. Oft fiel mir als Knabe schon ein: wie der liebe Gott den blauen Himmel mit Sternen, so hat er die grünen Ebenen der Erde mit Blumen geziert.“

Auch große Freude an der Einsamkeit, am Lernen und am stillen Nachdenken war dem Knaben eigen. Einmal an einem schönen Sommermorgen führte ihn ein frommer Geistlicher nach einer Kapelle, welche vor der Stadt auf einer Anhöhe lag. Neben der Kapelle befand sich eine kleine Klause, in welcher ein alter Eremit mit langem Barte einsam wohnte. Die reinliche Zelle desselben, sein hübsches Klausnergärtchen, das reichlich mit Gemüsen versehen und mit Blumen verziert war, die süße Stille und Einsamkeit umher entzückten den Knaben so sehr, daß er in kindlicher Einfalt die Lebensweise des Einsiedlers nachahmen wollte. Sobald er nach Hause gekommen war, machte er einen Versuch dazu. „Ich wählte,“ schreibt er, „das äußerste Ende des bedeckten Ganges an unserm Hause. Mit einem Vorhange, wozu ich einen großen, alten Teppich benutzte, verschloß ich das enge Plätzchen, brachte ein Tischchen, einen Stuhl, meine Bücher und Schreiberkien dahin, betete, las und schrieb da und dünkte mich in kindlicher Einfalt ein wirklicher Klausner zu sein. Die Mutter hatte mich vermißt, mich überall gesucht, und als sie mich endlich so einsam, still und zurückgezogen fand, fürchtete sie, ich möchte irgend einen großen Fehler begangen haben; als sie aber die wahre Ursache vernahm, war sie sehr zufrieden. Ich habe in diesem abgelegenen Winkel manche freie Stunde vergnügt, ja selig zugebracht.“

Eine besondere Freude hatte Christoph Schmid an schönen Erzählungen; am liebsten las er die biblischen Geschichten und erzählte sie seinen Geschwistern dann aus dem Gedächtnisse. Wenn er irgendwo ein leeres Blättchen Papier oder einen Briefumschlag fand, schrieb er kleine Denkreime,

die er auswendig wußte, darauf. Der künftige große Schriftsteller steckte bereits in dem kleinen Knaben.

Nachdem er die deutsche Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, schickte ihn sein Vater einige Male in der Woche zu einem Pater im Karmeliterkloster zu Dinkelsbühl, der ihn in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete. Der Knabe machte bei seinen vortrefflichen Anlagen und seinem großen Fleiße so rasche Fortschritte, daß der Vater beschloß, ihn studiren zu lassen. Da in Dinkelsbühl selbst keine lateinische Lehranstalt war, sandte er ihn nach der nunmehr bayerischen Stadt Dillingen, woselbst sich ein Gymnasium und eine Universität befanden. Christoph Schmid sagt über seinen Abschied vom elterlichen Hause: „Es ist mir unvergeßlich, wie mein Vater, als ich in die Kutsche gestiegen war, mir noch einmal die Hand reichte und seine Ermahnungen mit den wenigen Worten noch einmal kurz wiederholte: Behalte Gott vor Augen, meide alles Böse, bete und studire fleißig. Sein väterliches Angesicht voll liebevollen Ernstes und nicht ohne Wehmuth sehe ich noch jetzt im Geiste."

Leider sollte er diesen guten Vater nur zu bald verlieren und ihn in dieser Welt nie mehr sehen. Denn kaum waren zwei Monate verflossen, so starb derselbe. Die Vorausahnung, welche der Sohn von dem Tode seines Vaters in einem Traumgesichte hatte, ist bemerkenswerth. Christoph Schmid schreibt darüber in seinen Erinnerungen: „Zwei Monate nachher (d. i. nach seiner Ankunft in Dillingen) träumte mir, ich wandle durch eine der düstersten Straßen meiner Vaterstadt Dinkelsbühl. Einer meiner liebsten Jugendfreunde begegnete mir im Traume und sprach zu mir: „Dein Vater ist sehr krank." Ich erwachte und war sehr betrübt. Ich schlief wieder ein. Da sah ich im Traume zwei Geistliche, die mir als unsere Hausfreunde wohl bekannt waren, in schwarzen Mänteln, die sie bei gewöhnlichen Besuchen nicht trugen, in unser Haus hineingehen. Ich erwachte wieder, noch bekümmerter. Ich schlief noch einmal ein. Da sah ich im Traume eine Todtenbahre aus dem Hause heraustragen. Geistliche und angesehene Herren begleiteten sie, eine Menge Volkes erfüllte die Straße. Trauergesänge und Posaunen erschollen. Ich erwachte noch betrübter und blieb es den ganzen Tag über."

Nach ein paar Tagen wurde Christoph Schmid zu seinem Professor berufen und dieser sagte ihm, er habe leider ein Schreiben mit der Nachricht erhalten, daß sein Vater sehr krank sei. Christoph Schmid erschrak und sagte erschüttert zu dem Professor: „Sagen Sie es nur gerade heraus

— mein Vater ist gestorben.“ Betroffen fragte der Professor: „Wer sagte Ihnen das?“ „Niemand,“ sprach Christoph Schmid, „genug, ich weiß es.“ Nun erst las ihm der Professor nach einigem Zögern den Trauerbrief vor, worauf der tiefbetrübte Jüngling in heftiges Weinen ausbrach.

Der frühe Verlust des Vaters war für Christoph Schmid und die Seinigen ein großes Unglück. Es waren neun unerzogene Kinder; der Gnadengehalt, den die Wittwe erhielt, fiel sehr gering aus, und Vermögen war auch keines da. Das war für die arme Wittwe ein großer Kummer und sie blickte mit großer Angst und Besorgniß in die Zukunft. An eine höhere Ausbildung ihrer Kinder durfte sie kaum mehr denken. Als daher Christoph nach Hause gekommen war, zeigte sie zwar eine große Freude über die vorzüglichen Zeugnisse, die er mitgebracht hatte, sagte ihm aber zugleich: „Lieber Christoph, ich bin außer Stand, Dich fortstudiren zu lassen; unsere Hausfreunde sind der Meinung, Du sollest Dich dem Schreiberfache widmen. Der Herr Obervogt, unter dem Dein seliger Vater arbeitete, ist bereit, Dich in seine Kanzlei zu nehmen, wo Du bald hinreichendes Brod wirst verdienen können.“

Christoph Schmid ward höchst bestürzt; er hatte durchaus keine Neigung, ein gewöhnlicher Schreiber zu werden, er fühlte, daß er zu etwas Höherem geboren sei, er verlangte sehnlich, fortstudiren zu dürfen. Da er aber keine Aussicht dazu sah, so schrieb er an seinen Jugendfreund Brentano in Dillingen, der unter allen seinen Mitschülern immer das meiste Wohlwollen gegen ihn gezeigt hatte, daß er zu seinem großen Leidwesen das Studiren aufgeben müsse und nun nicht mehr nach Dillingen kommen werde. Zugleich empfahl er seine Angelegenheit Gott und flehte herzlich zu Ihm, Er wolle Alles so leiten, wie es für ihn am besten sei. Und siehe, Gott half; seine heilige Vorsehung hatte Christoph Schmid zu etwas Höherem ausersehen. Sogleich mit umgehender Post kam ein Brief seines Freundes des Inhalts, Christoph Schmid solle auf der Stelle nach Dillingen kommen; Geheimrath v. Weber daselbst wünsche ihn zum Hauslehrer für seine Kinder; er werde in dem Hause desselben nicht nur ganz freie und vollkommene Verpflegung erhalten, sondern auch eine sehr edle Behandlung finden. Auch bleibe ihm noch neben seiner Hauslehrerstelle so viele freie Zeit, um seine Studien fortsetzen zu können. Christoph Schmid und seine Mutter waren über diese Nachricht hocherfreut. Er packte sogleich sein kleines Köfferchen, übergab es einem fahrenden Boten und trat, obgleich bereits große Kälte herrschte, seine Reise zu Fuß nach Dillingen an.

Christoph Schmid wurde von dem Geheimrath Weber sehr gütig aufgenommen, und dieser stellte ihm seine Kinder, zwei hoffnungsvolle Knaben und ein Mädchen, vor. Von demselben erfuhr er auch, daß die Hauslehrerstelle ursprünglich seinem Freunde Brentano zugedacht gewesen sei, daß aber dieser, sobald er Christoph Schmid's traurige Lage erfahren hatte, auf die Stelle verzichtet und seinen Freund für dieselbe empfohlen habe. Christoph Schmidt unterrichtete die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Naturlehre, Geographie, Geschichte, Religion und im Zeichnen zu großer Zufriedenheit der Eltern. Nebenbei setzte er seine Studien fleißig fort. Da der junge Hauslehrer den Tag über keine Zeit zum Privatstudium fand, verwandte er die Nacht dazu. Oft noch um Mitternacht brannte seine Lampe und erst spät gönnte er sich Ruhe.

Nachdem Christoph Schmid zwei Jahre in diesem Hause zugebracht und sich viele Kenntnisse erworben hatte, entschied er sich für einen bestimmten Beruf. Er beschloß, ein Geistlicher zu werden. Sein frommer, stiller Sinn neigte sich zu diesem ernsten Stande hin. Er unterzog sich daher einer Prüfung um Aufnahme in ein Seminar zu Dillingen, das zur Ausbildung junger Priester bestimmt war. Dieselbe fiel vorzüglich aus und er wurde in dieses Institut aufgenommen. Auch hier genoß er zum größten Theil freie Verpflegung, was für seine Mutter eine große Erleichterung war. Ueberdies gewann er hier noch einen väterlichen Freund, der auf seine ganze künftige Geistesrichtung und sein Lebensschicksal den entschiedensten und segensreichsten Einfluß hatte. Es war dies der nachmals so berühmte Bischof Johann Michael Sailer, damals Professor der Theologie an der Universität Dillingen. Dieser wahrhaft edle und fromme Mann nahm sich Christoph Schmid's mit der uneigennützigsten Liebe an und unterstützte ihn auf alle Weise. Christoph Schmid durfte viele Stunden in dem geistreichen Umgange des geliebten Lehrers zubringen, und aus diesem Verhältniß entstand später ein unzertrennliches Freundschaftsbündniß.

Im Jahre 1791 hatte Christoph Schmid seine Studien vollendet und wurde am 17. August dieses Jahres zum Priester geweiht.

Nun begab er sich in seine Heimath. Welche Seligkeit empfand die gute, vielgeprüfte Mutter in dem Augenblicke, als ihr geliebter Sohn als Priester in ihr armes Wittwenstübchen trat, sie in seine Arme schloß und ihr den priesterlichen Segen ertheilte. Freudig drängten sich seine übrigen Geschwister herbei, um ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen. Thränen der

süßesten Rührung und des heißesten Dankes gegen Gott wurden von Mutter und Kindern geweint.

Alsbald bekam Christoph Schmid eine Anstellung als Hülfspriester bei einem frommen Pastor auf dem Lande. Er hatte in dem alten Pfarrhause nur ein kleines Stübchen. Ein Tisch, ein Schreibpult, ein paar Stühle, ein Kleiderkasten, eine Bettstätte — Alles von Tannenholz, und ein Cruzifix, das zwischen den zwei Fenstern mit runden Scheiben an der Wand hing, machten die ganze Einrichtung aus. Indessen war Christoph Schmid doch herzlich vergnügt dabei; denn er begehrte nicht mehr. Er stand sehr frühe auf, betete, studirte und half dem Pastor sehr eifrig seine Pfarrgemeinde unterrichten, leiten und dem guten Hirten Jesus Christus zuführen. In freien Stunden unterhielt er sich mit Klavierspielen, studirte fremde Sprachen und begleitete seinen Pastor auf den Spaziergängen. Wenn die guten Landleute die beiden Geistlichen in freundlichem Gespräche mit einander spazieren gehen sahen, so pflegten sie, weil der Pastor von Person sehr groß, Christoph Schmid aber sehr klein war, zu sagen: „da kommen Abraham und Isaak.“

Christoph Schmid hatte als Hülfspriester außer der Verpflegung nur einen sehr geringen Gehalt. Sobald er sich jedoch das erste Geld erspart hatte, ließ er sich ein Goldstück dafür auswechseln und schickte es seiner Mutter zum Geburtstage und schrieb ihr folgendes liebevolle Briefchen dazu:

„Liebste Mutter!

Ihr Geburtstag ist allemal ein rechter Freudentag für mich. Ich werde an diesem Tage Gott recht bitten, daß Er das unaussprechlich viele Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tausendfachem Segen vergelten und mir eine so liebe, gute Mutter noch recht lange erhalten wolle.

Ich schicke Ihnen da auch ein kleines Goldstück, das ich schon lange auf Ihren Geburtstag zusammengespart habe. Verschmähen Sie dies kleine Geschenk nicht. Sie sehen doch zum wenigsten daraus, daß ich eine größere Lust daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zn machen, als an Spielen, Trinken und anderen Lustbarkeiten der Welt. Ich bin mit der herzlichsten, kindlichsten Liebe Ihr

dankbarster Sohn

Christoph.“

Auch an seine Geschwister schrieb er viele Briefe, in welchen er sie ermahnte, fleißig zu lernen und Gott vor Augen zu haben, um einst brauchbare Menschen in der Welt zu werden.

Nachdem Christoph Schmid diesem Pastor eine Zeit lang Aushülfe in der Seelsorge geleistet hatte, begehrte ihn ein anderer. Bei diesem noch frömmern Manne konnte er auch nur Gutes sehen und hören. Die Pfarrei desselben war indessen sehr groß und lag in einer sehr rauhen Gegend nahe an den Vorbergen der Tyroleralpen. Sie umfaßte mehr als achtzig Weiler, Bauernhöfe und Mühlen, die weithin zerstreut in der Gegend umher lagen. Da mußte Christoph Schmid oft bei der rauhesten Witterung zur Winterszeit im Schnee umherwandern, um die Kranken zu besuchen und ihnen geistlichen Trost in ihre Hütten zu bringen. Er that es gern und unverdrossen, er freute sich, den Menschen Gutes thun zu können und ihnen die Tröstungen unserer heiligen Religion zu spenden. Er hielt hier viele schöne Predigten und unterrichtete besonders die Kinder sehr fleißig und liebevoll in der heiligen Religion Jesu.

Im Jahre 1796 erhielt Christoph Schmid ein sogenanntes Schulbenefizium in dem Marktflecken Thannhausen an der Mindel. Diese Stelle betrug einen Gehalt von etwa 300 Gulden, auch war der Titel eines Schulinspektors damit verbunden. Der Inhaber dieses Benefiziums hatte die Verpflichtung, über die Schule des Ortes die Aufsicht zu führen und den Religionsunterricht darin zu ertheilen. Christoph Schmid zog nun dahin, nahm seine jüngere Schwester Franziska zu sich und fing eine eigene Haushaltung an. Er fand die Schule daselbst in so unvollkommenem Zustande, daß er sich entschloß, selbst Schule zu halten. Bald gelang es ihm, die Schule zu Thannhausen zu einer wahren Musterschule zu erheben und es fanden sich bei den Prüfungen und auch sonst viele jüngere Lehrer und Geistliche ein, um seine Methode zu beobachten und ihre Schulen darnach einzurichten. Viele hundert und hundert Stunden brachte er in der Schule unter den Kindern zu, und diese hingen mit einer Liebe und Hochachtung an dem Kinderfreunde, daß das Lernen und Lehren ihnen und ihm zur Lust wurde. Um die Kinder für ihren Fleiß zu belohnen, veranstaltete er zuweilen kleine Kinderfeste, auch verfaßte er Schauspiele, welche sie aufführen durften. An schönen Frühlings- und Sommermorgen ging er mit ihnen hin und wieder auf einen Hügel vor dem Orte hinaus und erwartete in ihrer Mitte das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne. Er lehrte sie hier den Schöpfer in seinen Werken kennen, lieben und anbeten und machte sie auf die reinen, edeln Freuden aufmerksam, die ein schuldloses Herz in Gottes schöner Schöpfung fühlen und genießen kann. Auch seine Schwester Franziska, die ein sehr gebildetes und geistreiches Frauenzimmer

war und die der berühmte Naturforscher Schubert nur „Maria-Martha" hieß, unterstützte ihren Bruder in dem edeln Geschäfte der Jugendbildung. Da sie eine Meisterin im Nähen, Stricken und Sticken war, so eröffnete sie auf seinen Wunsch eine Arbeitsschule für die weibliche Jugend. Während der Arbeit wußte sie immer etwas Nützliches und Lehrreiches zu erzählen und nicht bloß die Hände, sondern auch den Geist zu beschäftigen. Oft wurden auch schöne Lieder unter der Arbeit gesungen. Christoph Schmid verfaßte die schönsten derselben. Vieles trug sie so zum Lebensglück ihrer Zöglinge bei. Viele dieser Mädchen sind jetzt treffliche Hausfrauen und Hausmütter; andere traten in weibliche Erziehungsanstalten und wirken nun als Lehrerinnen, besonders der Industrie. Auf diese und andere segensreiche Weise wirkten hier beide Geschwister zur Bildung und Veredlung der Jugend.

In Thannhausen war es auch, wo sich die ersten Blüthen von Christoph Schmid's schriftstellerischer Thätigkeit entwickelten. Zuerst gab er 1801 seine allbekannte biblische Geschichte heraus, durch welche er zuerst die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf sich lenkte. Diesem glänzenden Versuche folgte der erste Unterricht von Gott, ein kleines, meisterhaft ausgeführtes Lesebüchlein für die Anfänger in der Schule. Dann erschienen die Ostereier, die Genovefa und andere seiner lieblichen Schriften. Im Anfange schrieb Christoph Schmid diese Erzählungen nur für die Schuljugend zu Thannhausen und las sie aus dem Manuscripte an den Sonntagen Nachmittags nach der Sonntagsschule den Schülern vor; erst später gab er sie auf vielseitigen Wunsch heraus. Ueber den Eindruck, den diese Erzählungen auf die Jungfrauen und Jünglinge machten, als sie der Verfasser zuerst selbst vorlas, schreibt eine seiner Schülerinnen: „Mit Sehnsucht warteten wir, bis sich die Thüre öffnete und der geliebte Jugendfreund mit dem Manuscripte in der Hand eintrat. Der eben behandelte Gegenstand wurde beendigt und der Lehrer selbst wie seine Schüler horchten nun mit gespannter Aufmerksamkeit dem überaus schönen Vortrage des Herrn Verfassers. Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Thränen flossen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen inne gehalten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten. Die meisten Thränen der Rührung flossen während des Vorlesens der Genovefa und des Blumenkörbchens. Wir merkten die vorgeschrittene Zeit nicht und bestürmten den ermüdeten Vorleser mit Bitten fortzufahren. Von einem Sonntage zum andern freute man sich, wenn eine Erzählung angefangen

war, auf die Fortsetzung derselben am nächsten Sonntag. Zuweilen bekamen wir als Hausaufgabe den Auftrag, eine Erzählung nachzuschreiben. Vom Blumenkörbchen wurden von einigen Schülerinnen mehrere Bogen voll aus dem Gedächtnisse nachgeschrieben. Die schönen Erzählungen blieben aber nicht bloße Gedächtnißsache, sie bestimmten auch die Handlungsweise sehr vieler Jungfrauen Thannhausens. Man sah recht viele sittsame, unschuldige, fromme und fleißige Mädchen aufblühen, die sich die hervorleuchtenden Tugenden einer Genovefa, einer Rosa von Tannenburg, einer Maria im Blumenkörbchen zu Musterbildern wählten und fern von Weltsinn und Eitelkeit ihre Freude in Gott und stillen, häuslichen Tugenden suchten zur Freude ihrer Eltern und geistlichen Lehrer."

Man kann fragen, wie kam es doch, daß diese Erzählungen zuerst in einem unbekannten Dorfe verfaßt und der Dorfjugend daselbst vorgelesen, allmälig einen Weg durch ganz Europa fanden und auch jenseits des Oceans mit Freude und frommer Rührung gelesen werden? Was für ein Zauber liegt in ihnen, daß sie im Norden wie im Süden, im Palaste wie in der Hütte Eingang gefunden haben? Es ist einmal das Natürliche und Einfache, das in ihnen liegt. Christoph Schmid schreibt wie Claudius so recht aus dem frohen, heitern Gemüthe der Jugend und des Volkes heraus. Es liest sich da Alles so natürlich und leicht, daß man beinahe glauben möchte, man könne es selbst so machen, wie es denn Viele geglaubt haben, aber doch alsbald entweder in den gewöhnlichen Fibel-Ton oder in den mit Worten prunkenden, gespreizten Romanen-Ton verfallen sind. Wer für Kinder kindlich und für das Volk volksthümlich schreiben will, muß dazu geboren, muß ein Genie sein. Und Christoph Schmid war dazu geboren.

Alsdann holt er den Stoff zu seinen Erzählungen nicht aus einer unbekannten Ferne. Er stellt die Leser mitten in ihre Welt hinein, in der sie sich heimisch finden. Seine Erzählungen sind zarte Familiengemälde; die Personen, die darin auftreten, sind meist dem häuslichen Kreise entnommen und ihre Schicksale von der Wiege bis zum Grabe spinnen sich in diesen Erzählungen mit allen ihren Freuden und Leiden, vor uns ab. Wir schauen in die innerste Tiefe des menschlichen Herzens hinein wie in den Kelch einer Blume. Die Gefühle der Kindes- und Elternliebe, der Andacht, des Wohlthuns ziehen sich wie Silber- und Goldfäden durch das ungekünstelte Gewebe dieser Erzählungen hin. Gerade dieses allgemein Menschliche darin spricht jedes Menschenherz an.

Ueber all Dem schwebt dann wie ein mildes Licht von Oben das Walten einer höhern Hand in den Schicksalen der Menschen. Der Verfasser weist stets auf eine väterliche Obsorge und Leitung der menschlichen Schicksale hin. Den stillen und erhabenen Hintergrund dieser idyllischen Erzählungen bildet die Religion, sie, die uns immer und überall tröstet, aufrecht erhält, zurechtweist, heiligt und beseligt. Das ist der Zauber, der die Herzen derer ergreift, welche diese Erzählungen lesen. Darum werden sie ein bleibendes Gemeingut der Nationalliteratur bleiben, und wenn schon hundert und hundert andere Produkte der Volks- und Jugendliteratur vergessen sind, werden sie unsere Enkel noch schön finden und sie werden noch in späten Tagen das Kind wie den Greis erfreuen und rühren.

Die Einfachheit und Schönheit des Inhaltes prägt sich naturgemäß auch in der Form aus. Der Styl ist durchweg klar und edel. Wie bei gelungenen Gemälden ist namentlich in den frühern Schriften Christoph Schmid's kein Pinselstrich zu viel noch zu wenig. Das rechte Maß ist gehalten. Auch in formeller Hinsicht sind sie kleine, vollendete Kunststücke und gehören der klassischen Literatur an.

Endlich ist bei der Charakteristik dieser Schriften ins Auge zu fassen, daß Christoph Schmid zu einer Zeit damit hervortrat, in der das Feld der Jugendliteratur fast noch gar nicht angebaut war, vor einem halben Jahrhundert. Aehnlich wie Göthe durch Herausgabe seiner ersten Schriften einen neuen Umschwung in der Literatur der höheren Lesewelt Deutschlands hervorbrachte, so hat Christoph Schmid durch Herausgabe seiner Ostereier die Jugendliteratur auf die erste und richtige Bahn hingewiesen. Man kann ihn mit Recht den Nestor der deutschen Jugendschriftstellerei nennen.

Nahezu zwanzig Jahre befand sich Christoph Schmid in Thannhausen und pflegte, während allenthalben Kriegsgetümmel herrschte und Bildung und Sitte darunter litten, die edle Pflanze der Jugend- und Volksbildung für bessere Zeiten mit zarter Hand. Während dieser Zeit wurde er von der königlich bayerischen Regierung zum Distrikts-Schulinspektor der Schulen diesseits und jenseits der Mindel ernannt; auch eine Professur der Aesthetik an der Universität zu Dillingen hatte man ihm angetragen, die er indessen wegen Kränklichkeit nicht annahm.

Im Jahre 1816 verließ er Thannhausen, das ihm beinahe zur zweiten Heimath geworden war und übernahm die ihm von dem Grafen v. Stadion verliehene, einträgliche Pfarrei Oberstadion in Würtemberg. Auch hier erhielt er zwei Berufungen; eine als Professor der Moral an der Universität

Tübingen, die andere als Direktor des Priesterseminars zu Rottenburg am Neckar. Doch er lehnte beide ab; er wollte als einfacher Pastor leben und nebenbei durch Schrift und Wort an der Veredlung und Bildung der Jugend arbeiten. Auch in Oberstadion gab er während seines zwölfjährigen Aufenthaltes daselbst mehrere Jugendschriften heraus.

Im Jahre 1826 rief König Ludwig von Bayern Christoph Schmid in Anerkennung seiner Verdienste und Leistungen für Jugendbildung wieder nach Bayern zurück und verlieh ihm die Stelle eines Domkapitulars zu Augsburg. Bei Errichtung der Kreisscholarchate in Bayern wurde er zum ersten Mitgliede des Kreisscholarchats im Ober-Donaukreise ernannt und im Jahre 1837 schmückte König Ludwig die Brust des verdienten Mannes mit dem Civil-Verdienstorden der bayerischen Krone.

Christoph Schmid verwandte auch während seines Aufenthaltes in Augsburg jede freie Stunde auf Herausgabe und Verfassung von Jugendschriften. Schon um vier Uhr Morgens, sowohl im Sommer als im Winter, saß er an seinem Arbeitstischchen; oft sagte er: „nur die Zeit von Morgens vier Uhr bis acht Uhr kann ich mein nennen"; denn den Tag über nahmen die Geschäfte beim bischöflichen Ordinariate und beim Kreisscholarchate alle seine Zeit in Anspruch. Er speiste für sich sehr einfach, war aber immer bei Tisch sehr heiter, besonders wenn, was nicht selten der Fall war, Gäste geladen waren. Dann war er unerschöpflich im Erzählen von heitern Anekdoten, und wer immer bei ihm speiste, fand sich zuvorkommend bedient und angenehm unterhalten. An schönen Abenden ging er entweder allein oder, was in der Regel der Fall war, von einem Freunde begleitet, vor die Stadt hinaus spazieren und lustwandelte im Schatten der schönen Alleen, die Augsburg umgeben. Wenn er nach Hause kam, speiste er ein einziges Ei zu Nacht, durchging die Zeitungen und las seiner Schwester, die Abends mit ihrer Arbeit auf sein Zimmer kam, aus einem schönen Buche noch eine Stunde vor. Insbesondere liebte er unter den deutschen Klassikern die Werke des Wandsbecker Boten. Sie lagen immer auf seinem Pulte. War doch beiden Schriftstellern, Claudius und Christoph Schmid, derselbe tiefchristliche Sinn, dieselbe Innigkeit des Gefühls und Klarheit der Darstellung eigen. Shakespeare, Schiller, Pfeffel und Gellert gehörten gleichfalls zu seinen Lieblingsschriftstellern.

Außer der Dichtkunst liebte Christoph Schmid insbesondere die Kunst der Malerei; er zeichnete selbst sehr gut und war ein großer Kenner von Gemälden. Er besaß auch eine kleine Sammlung trefflicher Oelgemälde. Er war

ein großer Liebhaber von Blumen, und man konnte ihn sehr erfreuen, wenn man ihm einen Strauß frischer duftender Blumen in das Zimmer stellte. In dem Gärtchen an seinem Hause, in dem er gern nach Tisch spazieren ging, blühte den ganzen Frühling und Sommer hindurch immer ein prächtiger Blumenflor. Die Vögelein kamen zur Winterszeit häufig an sein Fenster geflogen, wo er ihnen dann Körnlein und Brodsamen ausstreute. Eine Nachtigall oder ein Kanarienvögelein hatte er beständig in seinem Zimmer. Ach wie betrübt war er, als einmal eine Katze die jungen Vögelein aus einem Hänflingsneste raubte, das sich in einem Gebüsche seines Gärtchens befand.

Dieselbe Liebe und Menschenfreundlichkeit, welche Christoph Schmid in seinen Schriften den Lesern ans Herz legt, übte er überreichlich während seines Lebens. Wie vielen Familienvätern half er aus der Noth, wie viele Waisen fanden bei ihm Unterstützung, wie viele Studirende hatten Monatgelder in seinem Hause, wie manchem Bedrängten verschaffte er durch seine Empfehlung eine Stelle! Gott wird sie gezählt haben die unzähligen Thränen, die seine milde Hand getrocknet hat!

Dem edeln Manne fehlte aber auch die verdiente Anerkennung von Seite der Welt nicht. Er genoß viele Ehre und Freude zumal in seinem Greisenalter. Fürsten, Bischöfe, Gelehrte und Künstler suchten den berühmten Jugendschriftsteller in seinem kleinen Häuschen auf, um ihn persönlich kennen zu lernen und ihm ihre Hochachtung zu bezeugen. Auch vornehme Damen kamen mit ihren Kindern. Eines Tages im Frühlinge 1849 kamen unter Andern drei Gräfinnen mit sechs Kindern, drei Mädchen und drei Knaben. Einer dieser Knaben war in Athen, der zweite in Neapel und der dritte in St. Petersburg geboren. Als Christoph Schmid sein 50jähriges Priesterjubiläum nach gewohnter Weise stille feiern wollte, erschien eine Deputation aus seiner Vaterstadt Dinkelsbühl und ließ ihn feierlich einladen, dieses Fest in den Mauern seiner Vaterstadt zu feiern. Die gesammte Schuljugend beider Confessionen ging dem geliebten Kinderfreunde, der von Augsburg herkam, weit vor die Thore der Stadt hinaus entgegen, und mitten unter der blühenden Kinderschaar, welche ihm Blumen streute und Lieder sang, zog der Greis freundlich grüßend in seine Vaterstadt ein. Die Bürgerschaft bot Alles auf, ihren Mitbürger würdig zu verehren. Das alterthümliche Haus, in dem Christoph Schmid das Licht der Welt erblickt hatte, war mit Blumen und grünem Laube bekränzt, und als er auf den Gottesacker hinauskam, um die Ruhestätte seiner geliebten Eltern zu besuchen,

fand er die theuern Grabhügel gleichfalls reich mit Blumen geschmückt. Christoph Schmid hielt bei dieser Feier die Festrede selbst in der ehrwürdigen Pfarrkirche zu Dinkelsbühl. So groß dieser herrliche Tempel ist, war er gedrängt voll Zuhörer beider Confessionen. Die Rede, welche später im Druck erschien, war so rührend demüthig und voll Dank gegen Gott, daß kein Auge trocken blieb. Bevor Christoph Schmid seine Vaterstadt verließ, hinterlegte er bei dem Magistrate die Summe von tausend Gulden für die Kleinkinderbewahranstalt daselbst.

Nicht minder bemühte sich die Stadt Augsburg, den Greis zu ehren und zu erfreuen. Als sein achtzigster Geburtstag herangekommen war, wurde in dieser Stadt ihm zu Ehren ein sehr schönes und sinniges Fest gefeiert. Der Regierungspräsident v. Fischer holte den achtzigjährigen Greis am Morgen dieses Tages, den 15. August, nach dem alterthümlichen Rathhause in seinem Wagen ab. Auch der Bischof und die beiden Bürgermeister der Stadt hatten sich dort eingefunden und sie führten nun Christoph Schmid in den großen goldnen Saal, voran gingen zwölf weißgekleidete Mädchen mit blauen Schärpen, die dem Kinderfreunde Blumen auf den Weg streuten. Im goldnen Saale empfing ihn die Schuljugend beider Confessionen mit einem Liede, eine überreich blühende, heitere Kinderschaar. Viele der angesehensten Männer Augsburgs aus allen Ständen hatten sich eingefunden, besonders viele Mütter waren da, ein reicher Kranz von Frauen. Ein Mädchen überreichte Christoph Schmid eine große goldne Denkmünze, die besonders auf diesen Tag geschlagen worden war. Auf der einen Seite war das Brust-Bildniß Christoph Schmid's sehr kenntlich ausgeprägt mit der Umschrift: „Dem Freunde der Jugend Christoph von Schmid. Geboren den 15. August 1768 zum 80. Geburtstage." Auf der andern Seite der Denkmünze war ein Engel abgebildet, der zwei schlummernde Kinder beschützt; mit der einen Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine giftige Schlange ab. Die Umschrift ist aus der Erzählung Heinrich von Eichenfels und lautet: „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft." Alsdann wurde dem Greise von einer eigens zu diesem Feste eingetroffenen Deputation aus seiner Vaterstadt ein prachtvoll gearbeiteter Kranz aus silbernen Lorbeer- und Eichenblättern mit goldnen Eicheln überreicht. Der Kranz lag auf einem rothsammtnen Kissen, worauf der Name Christoph v. Schmid in Gold gestickt war. Hierauf stellten besonders dazu auserlesene Kinder sechs lebende Bilder aus den sechs schönsten Erzählungen Christoph Schmid's dar und am Schlusse dieser sehr sinnig

ausgeführten Tableaux überreichte jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen dem Jubelgreise abwechselnd je eine Blume und sprach dabei ein kurzes Gedicht. Zuletzt sammelte ein Knabe alle diese sehr kunstvoll gefertigten Blumen in eine prachtvolle Vase, welche er dem Kinderfreunde und Jugendschriftsteller mit den Worten übergab:

Ein schwaches Bild ist's, was wir geben,
Vom Blumenkörbchen, das so lieb,
So lehr- und trostreich für das Leben
Uns Deine Meisterhand beschrieb.
Der Sinn nur gebe Werth der Gabe,
Ihn kröne Deine Huld, o Greis!
Heil Dir! einst singt noch überm Grabe
Dir Deutschlands Jugend Ruhm und Preis!

Am Schlusse der schönen Feier sangen die Kinder ein Lied, das mit den Strophen schloß:

So sei gegrüßt! sei froh von uns umschlungen,
Und bleib' uns treu! Wir lieben Dich so sehr;
Das Jubellied, das heute wir gesungen,
Hallt freudig weit hin über Land und Meer.

Wenn kindlich Alle Segen Dir erflehen,
Wenn guter Eltern Dankesthräne fließt,
So wirst die leise Deutung Du verstehen,
Sei, Jubelgreis! sei, Kinderfreund, gegrüßt!

Umdrängt von den heitern Kindern und den glückwünschenden Eltern verließ tiefgerührt und freundlich und demüthig dankend der edle Greis den Festsaal, und der Wagen, in welchem er mit dem Präsidenten und dessen lieblichen Kindern saß, bewegte sich nur langsam durch die ihn umwogende Menge. Es war ein Fest wahrer Freude und heiliger Unschuld. Giebt es einen lieblichern Anblick, als einen achtzigjährigen Kinderfreund wie Christoph Schmid mit Silberhaaren und mit noch jugendlich rothen Wangen in Mitte blühender, braun- und blondgelockter fröhlicher Kinder zu sehen? Da paarte sich die erste Blüthe der Jugend mit der letzten Blüthe des Alters und die unschuldige Freude des Kindes mit der frommen Rührung des Greises.

Diesen Auszeichnungen wurden später noch zwei weitere beigefügt. König Maximilian von Bayern verlieh ihm 1850 das Commenthur-Kreuz des Verdienst-Ordens vom heiligen Michael und die Universität Prag beehrte ihn aus Veranlassung ihrer fünfhundertjährigen Jubelfeier mit dem Diplom der theologischen Doctor-Würde.

In dankbarer Anerkennung der Festlichkeiten, welche Christoph Schmid von Seite des Magistrats der Stadt Augsburg und der Schuljugend beider Confessionen bereitet wurden, übersandte er dem Stadtmagistrate eine Summe von 1200 Gulden für die Wohlthätigkeitsanstalten und die Armen der Stadt.

Sanft und wohlthätig einem Silberbache gleich, der die Fluren, durch welche er fließt, tränkt und an dessen Ufern Blumen gedeihen, war auf die beschriebene Weise das Leben Christoph Schmid's hingeflossen. Er war bis über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus stets körperlich und geistig rüstig geblieben, ein zartes Vorausempfinden der Witterung abgerechnet, das ihm viele Schmerzen verursachte. Er pflegte oft zu sagen: „meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe; bei feuchtem Wetter werden sie abgespannt, bei heiterm wieder straff." Nun aber stellten sich die unvermeidlichen Gebrechen des hohen Alters ein. Wenn ich ihn auf seinen gewohnten Spaziergängen begleitete, mußte er sich oft auf eine Ruhebank niederlassen. Mir ist es, ich sehe ihn noch, den freundlichen Greis, gleichsam müde von der Reise durch dieses Leben ausruhen und ernst dem Untergange der Sonne zusehen, die hinter den fernen Wäldern des Lechthales feierlich hinuntersank. Ihre glühenden Strahlen erhöhten das noch immer jugendliche Roth seiner Wangen, der Abendwind spielte leise mit den Locken, die silberweiß auf seine Schultern herabflossen. Hin und wieder kam ein Kind herbeigesprungen, brachte ihm Blumen und küßte ihm die Hand. Er lächelte freundlich dankend und sagte, wenn so ein liebes, kleines Wesen rasch, wie es gekommen war, wieder davon sprang: „Bei mir geht es nicht mehr so schnelle, es ist Abend geworden." Langsam schritt er seinem Häuschen zu. Bald konnte er dasselbe nicht mehr verlassen. Doch arbeitete er noch immer. Sein Geist war noch frisch und ungebrochen. In der letzten Zeit seines Lebens schrieb er auf den Wunsch seines Freundes, des verstorbenen Cardinals v. Diepenbrock, Fürstbischofs von Breslau, Erinnnerungen aus seinem Leben nieder. Sie sind mit einer Frische und einer Treue des Gedächtnisses verfaßt, wie man dieses bei einem mehr denn achtzigjährigen Greise selten antrifft. Leider sind sie Bruchstück geblieben.

Im Sommer 1853 am Tage des heil. Christophorus versammelte der Greis alle seine noch lebenden Geschwister um sich; es waren außer ihm noch zwei Brüder und zwei Schwestern; alle zusammen zählten über 380 Jahre. Bei Tisch war er sehr heiter. Er erinnerte sie mit frommer Rührung daran, wie sie Alle beim Tode des Vaters unerzogene, kleine Waisen gewesen und ihre Mutter ohne Geld, ohne Aussicht in die Zukunft mit

ihnen weinend am Grabe des Vaters voll Trauer und Sorgen gestanden sei; wie aber Gott so wunderbar für Alle gesorgt habe; die Einen habe er zu sich genommen, die Andern hätten Alle ihr reichliches Auskommen in der Welt gefunden und ein hohes, ehrenvolles Alter erreicht. Er forderte die gerührten Brüder und Schwestern zum Dank gegen Gott auf, der wunderbar hilft, wo oft keine Hülfe möglich scheint, und der ebenso wunderbar die Schicksale der Menschen, die auf ihn vertrauen, leitet.

Es war dies von so vielen fröhlichen Namensfesten, die Christoph Schmid im Kreise der Seinigen feierte, das letzte fröhliche.

Bald darauf pochten die Leiden, welche an keiner Thüre vorübergehn, auch an der seinigen an. Anfangs Winters erkrankte seine Schwester Franziska, welche ihm bisher die Haushaltung geführt hatte. Der greise Bruder brachte viele, viele Stunden mit sorgender Liebe an dem Bette der Kranken zu, deren Uebel sich sehr in die Länge zog. Auf die Nachricht großer eingetretener Schwäche eilte ihre ältere Schwester Therese herbei, um sie zu pflegen. Am 18. Juli Morgens 2 Uhr entschlief die Kranke. Der greise Bruder stand betend an ihrem Sterbebette; es war hart für den bald 86jährigen Greis, die Schwester zu verlieren, mit welcher er den größten Theil seines Lebens zugebracht und die ihn mit unendlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt hatte. Doch er beugte sich demüthig vor dem Willen des Allmächtigen. Die Theilnahme in ganz Augsburg war ungemein groß, und Christoph Schmid dankte gerührt für die aufrichtigen Beweise derselben. Am meisten aber rührte ihn die Theilnahme, welche ihm die eben damals in Augsburg versammelten H. H. Bischöfe Bayerns ausdrückten. Sie erwiesen ihm nämlich die Ehre eines Besuches. Als sie wieder schieden, sagte Christoph Schmid zu dem Erzbischofe, Graf Reisach von München: „Ich bin ein alter Mann und stehe nahe dem Grabe. Es wird mir in meinem Leben nie mehr das hohe Glück zu Theil werden, meine Hochwürdigen Kirchenfürsten zu sehen; ich bitte um den Erzbischöflichen Segen." Darauf ließ er sich auf ein Knie nieder, die in ihren bischöflichen Gewändern anwesenden Kirchenfürsten umstanden ihn und der Hochw. Herr Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war dies ein Augenblick, so erhaben und feierlich, wie man ihn selten im Leben antrifft; der letzte Sonnenblick, der verklärend auf den Abend seines Lebens fiel; die Einsegnung zu seinem Begräbniß. Bald sollte Christoph Schmid den Kelch bitterer Leiden trinken müssen. Die Cholera, die in München ausgebrochen war, näherte sich auch Augsburg. Zuerst wurde seine

82jährige Schwester Therese, meine geliebte Mutter, welche ich dem theuren Onkel zu seiner Pflege überlassen hatte, von dieser Krankheit ergriffen. Am 12. August wurde diese Schwester ein Opfer derselben. Der greise Bruder stand auch an ihrem Sterbebette und betete ihr selbst unter heißen Thränen vor, bis sie verschieden war. Bald darauf starb ein noch lebender Bruder von ihm und dann sein geliebtester Freund, Domherr Vincens von Paula Baader. Der gebeugte Greis stand nun einsam im Leben. Bewunderns-werth war aber der hohe christliche Muth, welcher ihn bei allen diesen so harten und so schnell auf einander folgenden Schicksalsschlägen beseelte und aufrecht hielt. Er sagte: „Es war der Wille Gottes so; ich fühle es, Gott ist mein Trost und meine Stärke; Er wird mich nicht verlassen!" Er verließ ihn nicht, ließ ihn nicht einsam getrennt von seinen Lieben. Bald befiel ihn ein leichtes Unwohlsein. Er mußte sich zu Bette legen, konnte aber am andern Tage wieder aufstehen. Er ließ sich indessen nicht täuschen; er bereitete sich zum Tode. Bald darauf wiederholte sich der Anfall, er empfing das h. Abendmahl und legte dann sein müdes Haupt zum Sterben nieder. Die Cholera hatte auch ihn ergriffen, dieser Würg-engel, und am 3. September, einem Sonntage, Morgens halb acht Uhr hauchte der liebe Kinderfreund seinen edeln Geist aus und ging heim zum göttlichen Kinderfreund!

Am Dienstag Abends wurde die Hülle des Hingeschiedenen der Erde übergeben. Zu einer andern Zeit wäre die halbe Stadt dem Sarge Christoph Schmid's gefolgt; so aber war die Schaar der Begleiter nur klein; auch die Blumen und die Kinder fehlten, welche der Hingeschiedene so sehr geliebt hatte. Bange Furcht hielt die Gemüther gefesselt. Im Scheine der sinkenden Abendsonne wurde der liebe Sarg langsam und unter Gebeten in die dunkle Tiefe gesenkt. Wir Alle, die wir um das Grab des theuren Todten standen, fühlten in diesem Augenblicke mit tiefem Schmerz, daß hier auch eine Sonne hinabgegangen sei, die lange und segensreich die Menschheit erquickt und belebt habe; wir empfanden da erst recht das Wort des Redners: „ein Mann von mehr als europäischem Rufe, ein Freund und Wohlthäter der Menschheit, ein wahrer Christ ist von uns geschieden. Friede sei mit Ihm!"

An die Herausgeberin des Töchter-Albums schrieb Christoph Schmid einst die schönen Worte: „Man kann unser Leben auf Erden und unser

Leben in jener Welt mit einem Buche vergleichen. Das künftige Leben ist das Buch, das gegenwärtige nur die Vorrede; wer diese am besten schreibt, ist der beste Schriftsteller."

Gewiß, Christoph Schmid gehörte auch nach dieser Seite hin zu den besten Schriftstellern.

Die Rosenknospe.

Aus Christoph v. Schmid's Nachlaß.

Du süße, schöne Rose Du!
Mit Lust betracht' ich Dich!
Halb aufgeblüht und noch halb zu,
Ach, lächelst Du auf mich.

Mit Thau benetzet stehst Du hier,
Frisch, glänzend, lieblich schön!
Die schlauen Weste schmeicheln Dir,
Indem sie sanfter weh'n.

Doch traue nicht! ach! öffne nicht
Dich ihren Schmeichelei'n!
Der Tag steigt auf, sein brennend Licht
Wird Dein Verderben sein.

Im Morgen meiner Lebenszeit
Blüh' ich der Knospe gleich,
Noch ist mein Herz an Fröhlichkeit
Und süßen Wünschen reich.

Doch öffn' ich dieses der Begier,
Der Sünde falschem Scherz,
So trifft mich ihre Glut, in ihr
Verwelkt ein junges Herz.

Herr Albert Werfer, Pfarrer und Schulinspector zu Essendorf in Würtemberg, Neffe des seligen Christoph v. Schmid, war so freundlich, mir vorstehendes Gedicht zuzusenden, als ich denselben gebeten hatte, für das Töchter-Album ein Lebensbild seines innigst verehrten Onkels zu schreiben; er schickte es mir mit folgenden Worten:

„Ich erlaube mir ein kleines noch ungedrucktes Gedicht von der Hand Christoph Schmid's, das ich heute unter seinen Papieren fand, als Reliquie beizulegen; es ist aus seiner Jugendzeit."

Ich denke, ich kann die mir theure Reliquie nicht besser ehren, als wenn ich ihren Inhalt der jungen Leserin der Biographie des verklärten Jugendfreundes mittheile.

Thekla v. Gumpert.

Der Buchenwald.


Von

Hermann Wagner.

Ein Wald ist ein Volk von Pflanzen, jeder Baum ist ein Glied dieses Volkes. In ihm gibt es Einheimische und Fremde, Auswanderer und Zugereiste, Freunde und Feinde. So wie jedes Volk, so hat auch jeder Wald seine Geschichte. Diese ist bei den verschiedenen Wäldern abweichend, je nach den Baumarten, welche sie bilden, je nach dem Lande, in dem sie sich befinden. Eine Gegend, welche allmälig durch herrschende Winde versandet oder welche durch stockende Gewässer versumpft, — wird ihrer bisherigen Gewächse, die guten Boden oder trockne Berge liebten, nach und nach verlustig werden und neue werden sich ansiedeln. Ein Gleiches wird der Fall sein, wenn eine Sumpfstrecke entwässert wird. Die Wasser- und Moorpflanzen werden verschwinden und solche, die trockne Lagen lieben, werden sich einfinden und allmälig die Oberhand gewinnen. Eine Feuersbrunst, die einen Wald verheert, vernichtet gleich einer Pest oder Völkerschlacht das ganze vorhandene Geschlecht und ein neues, anders gestaltetes erwächst aus der Asche des untergegangenen. Eichenwälder folgen auf Birken, Kiefern auf Buchen oder umgekehrt.

Ein mäßig hohes Gebirge liegt vor uns. Vielverzweigte Thäler schmiegen sich zwischen sanft gerundeten Kalkbergen. Wie die Blätter eines Buches sind die Gesteine, aus denen die letztern bestehen, schräg über einander gelagert; nach einer Seite fallen sie steiler ab, nach der anderen sanfter. Weißes Geröll bedeckt die Abhänge und schimmert blendend zwischen schwarzer Moorerde hervor. Fast in jedem der vielen kleinen Thälchen sickert sich ein Bächlein zusammen. An den Abhängen entlang sind zahlreiche Arbeiter beschäftigt, kleine, etwa 1 Zoll tiefe Rinnen mit einer kurzen Haue einzuhacken und Buchnüsse hinein zu werfen. Letztere sind dreikantig und glänzendbraun. Sie werden wiederum mit Erde bedeckt. Der Förster beaufsichtigt und ordnet die Pflanzenarbeit.

Ist der ganze Berg, das ganze kahle Thal besäet, dann überläßt er den in der Erde schlummernden jungen Wald der Pflege und Obhut Gottes, der auch über die Samen der Waldbäume wacht, und zieht mit seinen Arbeitern heimwärts.



Der Buchenwald.

Sonderbarer Weise finden sich manchmal noch andere Pflanzer ein! Krähen und Heher lieben die Buchnüsse wegen ihres öligen Kernes; haben sie aber Ueberfluß davon und noch dazu genugsam Nahrung aus dem Thierreich: Mäuse und Schnecken, Käfer und Würmer, so suchen sie sich von dem augenblicklichen Reichthum für künftige schlechte Zeiten ein Erspartes zurückzulegen. Dort am moosigen Hügel verführt eine Schaar Krähen ein wunderliches Wesen. Sie bohren mit ihren Schnäbeln Löcher in den Waldboden, indem sie sich im Kreise um die eingesteckten Schnäbel herumdrehen, und in diese Löcher stopfen sie Kern auf Kern, welche sie dem benachbarten Walde entnahmen. Sehr häufig vergessen sie später ihren Vorrath, wenn ihnen anderwärts Speise zu Theil wird, oft hindert sie auch hoher Schnee am Wiederaufsuchen desselben, und im Frühjahr brechen bereits zahlreiche Keime zwischen Moos und Steinen hervor.

Innerhalb jeder Nußschale sind nämlich zwei ölig mehlige Blätter in eigenthümlicher Weise zusammengerollt. Beide schließen den Keim in sich. Letzterer selbst läßt zwei Theile unterscheiden: ein Würzelchen und ein sogenanntes Blattfederchen, d. h. einen winzigen Stengel, an welchem zwei ebenso kleine Blättchen befindlich sind. Sämmtliche Theile im Kern sind noch weißlich von Farbe. So wie im Frühjahr der zerrinnende Schnee und die häufigen Regengüsse den aufthauenden Boden tränken, beginnt der schlafende Samen aufzuquellen. Zunächst saugt sich die harte Schale voll Feuchtigkeit, nach diesem dringt das belebende Naß zu Samenblättern und Keim. Diese dehnen sich aus, sprengen die Schale und nach unten schiebt sich zunächst das Wurzelende heraus, hinab in den lockern Grund. Die Ernährung der Wurzel geschieht auf Kosten der beiden zusammengefalteten Samenblätter, die sich jetzt ausbreiten und bei der Einwirkung des Sonnenlichts grün färben. Hat die Wurzel ansehnliche Tiefe erreicht, hat sie sich mit hinreichenden Nebenwurzeln versehen, die ihrerseits nunmehr die Ernährung des jungen Baumes übernehmen, so treibt auch der Stengel mit seinen jungen zusammengefalteten Blättern nach oben. Die zwei ernährenden eirunden Samenblätter sind ihres Vorrathes beraubt, welk und schlaff, sie fallen ab, statt ihrer treten nun die eigentlichen Blätter der Buche auf, jedes langrund im Umriß, am Rande ganz schwach ausgeschweift und zart gewimpert. Von der Mittelrippe aus gehen links und rechts gleichlaufende Nebenrippen in regelmäßigen Abständen nach dem Rande hin, so daß das Blatt ein sehr angenehmes regelmäßiges Ansehn erhält. In der Jugend ist das ganze Blatt mit feinen Seidenhaaren überdeckt, im Alter

werden beide Seiten glatt und glänzendgrün, die Oberseite etwas dunkler als die untere. Am Blattstielgrunde des jungen Blattes befinden sich zwei länglichrunde Nebenblättchen, die später abfallen.

Die jungen Buchenbäumchen, kaum länger als eine Spanne, bilden nach des Försters Bezeichnung eine Schonung. Es ist ein Buchenwald in zartester Jugend. Er beherrscht noch nicht das Gebirge, er scheint selbst nur geduldet von den übrigen Pflanzen, die schon seit Jahren hier gedeihen, ja er bedarf gar oft ihres Schutzes vor dem schneidend kalten Wind oder dem glühenden Sonnenstrahl. Moospolster und Rennthierflechten klammern sich an dem nackten Gestein fest. Sie saugen die fallenden Regentropfen ein, der Reif übersilbert sie und der Thau hängt in regenbogenfarbigen Perlen an ihren zarten Spitzen. Sie tränken von ihrem Ueberfluß das Buchenbäumchen, als seien sie wohlbestellte Kinderwärter. Hellblaue Hundsveilchen breiten im Frühjahr ihre lieblichen Rasen daneben aus. Zwischen ihnen strecken sich die weißhaarigen Spirren der Hainsimsen empor. Goldblumiges Fingerkraut wirkt leuchtende Bouquets in den duftenden Teppich des Untergrundes, aus welchem sich später hohe, in schönem Bogen geschwungene Gräser, purpurne Gesträuche von Weidenröschen und Tausende von weißstrahligen Wucherblumen erheben. Alles sind Pflanzen, welche den hellen unmittelbaren Sonnenschein, einen freien, frischen Luftzug und einen mehr trocknen, steinigen Boden lieben. Ihnen schließt sich eine entsprechende Welt kleiner Thiere an. Perlmutterfalter und Weißlinge, Pfauenspiegel und Distelfalter flattern von Blume zu Blume, ihre Raupen nährten sich von den hier wachsenden Kräutern. Kleine schwarze oder gelbe Ameisen bauen ihre Haufen im Schutze der Grasbüschel und halten geflügelt im Spätsommer ihre Lufttänze. Hummeln und Fliegen, Bienen und Wespen eilen, vom Honiggeruch der zahllosen Waldblumen gelockt, herbei, um sich und ihre hungrige Brut zu laben. Es ist ein lieblicher Blumengarten mit einem heitern, bunten fröhlichen Treiben. Und kommen die Kinder mit den Eltern beim Spaziergange an den jungen Buchenwald, so bietet sich dem Knaben ein prächtiges Jagdrevier auf Käfer und Schmetterlinge, ja er jubelt wohl in übergroßer Freude, wenn ein scheuer Hase aus dem Lager im dichten Ginsterbusche aufspringt, oder erschrickt freudig, wenn ein Volk Rebhühner mit prasselndem Geräusch emporschwirrt. Das Mädchen dagegen findet die lieblichste Auswahl von Blumen und Grün zu bunten Kränzen und Sträußen, findet scharlachfarbene, duftige Erdbeeren und schwarze Brombeeren zur Erquickung.

So ist der Buchenwald in frühester Jugend, eine lustige, sonnige, bunte Blumenflur.

Zwanzig Jahre verflossen. Jedes Jahr trieben die Pflanzen höher, verdickten sich die Stämmchen und breiteten die Kronen. Aus der jungen spannenhohen Schonung ist ein ansehnlicher Buschwald geworden. Zwei, drei Männer hoch ragen die schlanken Stämmchen, ihre Aeste strecken sich geschmeidig nach oben, das seidenglänzende Laub bildet wonnige Schattengänge, bietet prächtige Ruheplätzchen. Der goldne Sonnenschein zittert durch das bewegte Gewirre der Blätter, Schatten und Licht, Wärme und Kühlung mischt sich wunderbar. Am Boden selbst hat sich bereits Vieles verändert. Auf und zwischen dem Gestein hat sich eine Kruste schwarzer, fruchtbarer Erde gebildet, auf welcher andere Gewächse wuchern, als vordem am kahlen Bergabhange. Anemonen und Schlüsselblumen begrüßen hier den Frühling, der gewürzige Waldmeister und der wohlriechende purpurne Helmbusch stehen lieblich neben der violetten Aehre der Orchis und dem weißen Blüthenglöckchen des Maiblümchens. Auch andere Moosarten fanden sich ein, an die unteren Theile der Buchenstämmchen klammern sich Neckeren und Goldmoos; Frullanien und Jungermannien breiten sich wie schwarzbraune Federzeichnungen auf der weißlich schimmernden Rinde aus. Zwischen ihnen hindurch bemerkt man die interessanten Schriftzüge der Schriftflechte und die kreisrunden Schilder der olivenfarbenen Wandflechte. Andere Blumen — andere Schmetterlinge; andere Kräuter — andere Raupen und andere Käfer! Der prächtige Kaisermantel jagt sich mit dem schnellsegelnden Schwalbenschwanz, Spanner und Wickler haben sich eingefunden. Mücken ruhen im Schatten der Blätter; grasgrüne Spinnen schleichen ihnen nach oder spannen zwischen den Zweigen ihre Netze. Und nun das Schönste im Buchenwald! Die lieblichen Singevögel bauen hier ihre Nester, flöten hier ihre Lieder und antworten sich im Wechselgesang! Das Rothkehlchen sitzt auf dem Busch dicht am Weg und schaut zutraulich den Vorübergehenden mit schwarzem Auge an. Grasmücken und Laubsänger rufen und antworten sich in buntem Gezwitscher, der Kuckuck macht sich bemerklich und vor Allen die Königin Nachtigall! Sie preist das wonnige Dickicht des Buchengebüsches, wo im süßen Versteck das Reh sein buntgefleckte Junges säugt, wo im künstlich geflochtenen Neste das Vöglein die fleckigen Eier bebrütet oder vorsorglich die hungrigen Jungen füttert! Der Buschwald beherrscht schon den Berg, er gibt ihm die entsprechende Färbung. Wenn auch die weißen Trauben des Ligusters, die Schirme des Schneeballen, die rothen Beeren des Weißdorn

oder der Hagebutte in Etwas am Kolorit helfen, so erscheinen sie doch sehr untergeordnet. Die Buchenbüsche färben im Winter den Abhang braun mit dem verschrumpften raschelnden Laube, das noch am Zweige hängt, wenn bereits im Mai die schwellenden Knospen sich öffnen. Sie hatten im Herbst wundervolle gelbe und rothe Gluthen über die Höhen gelagert, als sei ein lebendiger Waldbrand vorhanden, als sei der ganze Berg eine einzige Blume. Am herrlichsten aber ist das seidene Grün des jungen, eben aufgeschlossenen Laubes, wenn der Lustwandelnde zwischendurch den lachendblauen Frühlingshimmel gewahrt! Knaben eilen dann in's Gebüsch und suchen nach Maikäfern, während die Mädchen aus den Blättern zierliche Guirlanden verfertigen. Der Vogelfänger stellt hier seine Sprenkel und der Jäger hängt die Schlingen für die Krametsvögel an den übergebogenen Zweig. Freunde lustwandeln im lieblichen Schattengange und ritzen ihre Namenszüge verschlungen in die glatte, geschmeidige Rinde!

Siehe! der Baumstamm wird zu einem Stammbaum! Das Alter des Baumes ist mit einem reichlichern Maße gemessen als dasjenige des Menschen. Sie sind längst entschlafen, die jene Schriftzeichen liebend in die Buchenrinde gruben. Ihre Enkel stehen nach 100 Jahren vor den mächtigen Stämmen, die aus dem Buschwald erwuchsen. Er ist jetzt ein Hochwald geworden. Riesige Stämme ragen wie Säulen eines Domes empor. Das ganze Thal ward zu einer geräumigen weiten Halle. Die Aeste neigen sich, von der Last der Zweige und Blätter gezogen, zu schöngeschwungenen Bogen abwärts. Geheimnißvolles Dunkel herrscht selbst am Mittag unten zwischen den Stämmen, wo zartgefiederte Farrenkräuter ihre buschigen Wedel entfalten und die gelbgrüne saftige Goldmilz einen feuchten, an lockerer Walderde reichen Boden verkündet. Dicke Laubschichten, die schwarzbraun im Grunde vermodern, bieten zahlreichen Pilzen reichliche Nahrung. Schneeweiße Hutschwämme leuchten geisterhaft aus dem finstern Winkel des Thales, purpurne Speiteufel, goldgelbe Faltenpilze und scharlachrothe Fliegenpilze wechseln im Vordergrunde mit einander. Die andern Pflanzen, welche die Buchen umgaben, als sie noch Buschwald oder gar Schonung waren, sind gänzlich verschwunden. Der schattigfeuchte Aufenthalt sagte ihnen nicht mehr zu. Die früher spärlichen Quellenadern fließen jetzt stärker, die wasserreichen Schichten des Bodens speisen sie reichlich, der austrocknende Strahl der Sonne trifft sie nicht. Gewaltige Flechtenbüschel haben sich an den Buchenstämmen angeklammert und gedeihen vortrefflich in der feuchten Waldluft. Nußgroße bräunliche Kätzchen von kugelrunder Gestalt

und mit langen Stielen versehen, fallen herab von den hohen Aesten. Es sind die Staubblüthen der Buchen. Sie bestehen aus weichen häutigen Schuppen, welche die zahlreichen Staubgefäße beschützend decken. Der ausgestreute Blüthenstaub befruchtete die auf demselben Baume befindlichen Samenblüthen, die als unansehnliche röthliche Federchen in den Blattachseln versteckt sind. Aus ihnen bildet sich die Nuß, umschlossen von einer viertheiligen stachlichen Hülle. Oft sind zwei, selten drei Nüsse in einer Hülle beisammen. Sind die Nüsse gereift, so ist der Tisch gedeckt für viele hungerige Gäste. Oben in dem Wipfel der Buche hat sich das Eichhörnchen ein sicheres Nest gebaut, hier legt es einen Vorrath von süßen Buchnüssen an. Hier oben theilt mit ihm der Heher mit den prächtig blauen Flügelfedern die leckere Kost. Unten sättigen sich die Waldmäuse von den herabgefallenen Früchten und tragen ebenfalls eine Partie für den Winter beiseits und die Heerde der borstigen Schweine wühlt im weichen Boden nach den umherliegenden. In früherer Zeit bevorzugte der wilde Eber dergleichen Plätze, jetzt vertreten seine gezähmten Nachkömmlinge seine Stelle. — Ein scharfer Schrei hallt durch den stillen Buchenwald; es war der mächtige Falke, der auf der höchsten Buche seinen Horst hat. Der kreischende Heher verstummt furchtsam. Unter dem Wurzelgeflecht des Riesenbaumes führt der Eingang zur Wohnung des Fuchses. Der Schlaue lauscht mit gespitztem Ohr auf unsern Schritt. Siehe die Namen und Jahreszahlen in der Rinde der Bäume! Keiner von denen, welche im Buschwalde lustwandelten, ergeht sich im Hochwald! Doch auch dem mächtigen Walde kommt einst ein Tag, wo die Gewaltigen dahinsinken unter der Axt des Menschen. Dann nahet der Wald den Wohnungen des Menschen. Siehe, ob nicht die Geräthe im eigenen Zimmer aus den mächtigen Stämmen gefertigt wurden! Würde dem buchenen Tische vor Dir Sprache verliehen, so könnte er Wunderbares erzählen, denn das Leben eines Buchenwaldes ist lang und er hat, ähnlich wie der Mensch, seine frühe Kindheit, seine fröhliche, heitere Jugend und sein ernstes Alter und alle sind reich an besondern Erlebnissen.

Erklärung der Zeichnung.

Fig. 1. Eine Buchnuß. Fig. 2. Ein Längsschnitt durch den Buchenkern. Fig. 3. Ein Querschnitt durch denselben. Fig. 4 Eine keimende Buchnuß. Fig. 5. Eine stachlige Hülle mit zwei Nüssen. Fig. 6. Ein junger Zweig. Fig. 7. Eine Zweigknospe. Fig. 8. Ein alter Zweig.

Mutter Tietzen und Knecht Ruprecht.

Von

Thekla v. Gumpert.

Vor einem hübschen Hause eines kleinen Gebirgsstädtchens hielten zwei große Möbelwagen; Schränke, Sopha, Stühle, Kisten und Kasten wur- vorsichtig abgeladen und in das Haus getragen. Kinder armer Bürger aus den Nachbarhäusern standen in der Nähe und schauten den Lastträgern zu, die ein Stück nach dem andern von den Wagen herunter hoben und die Stufen, welche zur Hausthür hinaufführten, empor beförderten. Auch einige neugierige erwachsene Nachbarn traten vor ihre Häuser, um einen Blick nach den schönen Sachen zu werfen und sich ihre Bemerkungen mitzutheilen.

„Es ist gut für unser Städtchen," sagte der alte Damastweber, der, ein Viertelstündchen mit der Arbeit einhaltend, auch vor seiner Thüre stand, „wenn reiche Leute sich bei uns einbürgern; es kommt durch sie Geld hier unter die Leute; Fleischer, Bäcker und mancher andere Handwerker erhält mehr Verdienst, auch der Schuhmacher und Schneider; denn, wenn auch die Herrschaften selbst bei diesen nicht arbeiten lassen, weil sie Anzüge und was dazu gehört, aus großen Städten verschreiben, so haben sie doch ihre Dienerschaft, die sich mit den Lieferungen billiger Arbeiter begnügt."

„Ist denn der Herr General reich?" fragte der Nachbar Bandwirker, „ich habe nichts darüber gehört; die Leute sagen, er habe den Abschied bekommen und wolle nun an einem billigen Orte und in gesunder Gegend seine alten Tage verleben, deshalb habe er sich hier eingemiethet."

„Ob er reich ist, kann man nicht wissen," erwiderte der Damastweber, „das darf uns auch gleichgültig sein, Geld genug hat er, um es hier in Umlauf zu bringen, und das freut mich der armen Mitbürger wegen. Es gehören doch eine Menge Menschen zu dem Hausstande: der Herr General und das Fräulein, die Madame Werner und die alte taube Frau; das Hausmädchen, die Köchin und der Diener; sieben Personen. Es muß auch ein Gärtner angenommen werden, vielleicht mit Familie. Ich wollte, es kämen alle pensionirten alten Herren auf den Einfall, den verarmten Bürgern kleiner Städte ihre Häuser abzumiethen. Sie sind kaum eingetroffen, die drüben, gleich giebt's zu thun: da wurde der Schlosser geholt,



Mutter Tietzen und Knecht Ruprecht.

mußte ein Schloß öffnen und einen neuen Schlüssel machen, weil vom alten der Bart abgebrochen war; da wurde der Tischler gerufen, um die feinen Möbel aufzupoliren; und denkt nur, daß sich auch die Träger Geld verdienen, welche die Sachen abladen."

Im großen Hause war Alles in Bewegung. Hier wurde ein Schrank aufgestellt, dort ein Sopha; hier wurden Bettstellen aufgeschlagen, dort Bettsäcke ausgepackt. Der General, seine türkische Pfeife rauchend, schritt in den Stuben auf und nieder und schob ungeduldig sein Sammetkäppchen auf den grauen Haaren hin und her; „diese Räumerei ist zum Davonlaufen," sagte er zuweilen, und „schlagt mir den großen Spiegel nicht in Stücke," und „werft mir meinen Schreibtisch nicht von der Treppe herunter," und dergleichen Aeußerungen mehr hörte man dazwischen. Madame Werner ordnete Alles geschäftig; bald war sie in der Stube des Herrn Generals und ließ ein Möbel aufstellen, bald wieder bei dem Fräulein, um nachzusehen, ob hier auch Alles an Ort und Stelle komme; bald war sie in der Küche, um die Kisten mit Blechzeug und Porzellan in Empfang zu nehmen, bald im Schlafzimmer, wo Jette die Betten auspackte. Fräulein Hedwig war in ihrer Stube beschäftigt, ihr zierlicher Bücherschrank stand bereits in einer Ecke, die Kiste mit Noten und Büchern hatte man gebracht, und sie stellte ihre kleine Bibliothek auf. Oben war das englische Fach, dann kam das französische, das dritte war für die Schulbücher bestimmt, in das vierte kamen die Kinderschriften und in das fünfte einige Gedichtsammlungen, einige von Schillers Schauspielen und andere Bücher, die zwar für den älteren Leser bestimmt sind, aber häufig in die Bibliothek halb erwachsener Mädchen aufgenommen werden. Am Abend dieses Tages saß Hedwig in der bereits völlig eingerichteten Stube und schrieb.

Wir lassen hier mehrere Blätter folgen, welche sie nach und nach während ihres Aufenthaltes in dem kleinen Städtchen absandte:

„Liebe Tante, Du hast mir erlaubt, Dich mit dem traulichen Namen zu nennen, so lange ich unter Deiner Aufsicht stand; jetzt bin ich dieser Aufsicht entrückt; aber fremd möchte ich Dir nicht werden; in meiner Seele bist Du mir mehr als Tante, ich habe inniges Vertrauen zu Dir, erlaube mir also Dir fortdauernd den behaglichen Beinamen zu geben, damit mich nichts störe in dem Verhältniß gegen Dich. Sechs Jahre habe ich unter Deinen Augen in der Anstalt verlebt, nur die Ferien brachte ich ja während dieser langen Zeit im Vaterhause zu. Ist mir aber das Vaterhaus deshalb fremd geworden? Nein, gewiß nicht. Mein alter Papa ist so

gut und herzlich gegen mich, daß es wohl traurig wäre, fühlte ich mich nicht gemüthlich bei ihm. Madame Werner, welche seit dem Tode meiner Mutter die Wirthschaft führt und die Hausfrau vorstellt, wo es gilt, hat mich ja immer verwöhnt, wie sollte mich ihre Gegenwart stören, ich habe sie ja lieb! Du solltest nur sehen, was für ein nettes Stübchen sie mir eingerichtet haben, die beiden Lieben! Papa gab das Geld, Madame Werner machte die Einkäufe, und so ist denn ein allerliebstes Fräulein-zimmer entstanden. Ein liebes altes Familienglied ist die Mutter Tietzen. Zwar kein eigentliches Familienglied, aber doch ganz so verehrt, als wäre sie uns nahe verwandt. Du weißt, sie war Papa's Kinderfrau, seine eigene Kinderfrau. Papa ist fünf und sechszig Jahr alt, da kannst Du denken, daß Mutter Tietzen beinahe die neunzig erreicht hat. Sie sitzt ganz verwelkt auf ihrem Lehnstuhl, ein kleines runzliges Gesicht wackelt kraftlos auf dem dürren Halse. Aber ihre Augen sehen durch die Brille recht scharf. Sie ist taub und muß ein langes Hörrohr an das Ohr halten, wenn wir mit ihr reden. Die Gebrechen des Alters hindern sie jedoch nicht, uns Alle mit alter Treue zu lieben, es hat mich wieder auf's Neue überrascht, wie innig das alte Mütterchen noch sein kann. Papa benimmt sich recht schön gegen sie! Das rührt mich von ihm! Er ist selbst schon alt, sein Haar fast ganz ergraut; aber er schämt sich nicht, der Alten die Hand zu küssen, und er lacht freundlich, wenn sie ihm mit den dürren Fingern über den Kopf streicht und ihn einen „lieben Jungen“ nennt. Sie ist schon schwach, die Vergangenheit mischt sich durch einander in ihrer Erinnerung, sie mag manchmal denken, Papa gehöre noch in die Kinderstube, unter ihre Zucht. Sie bewohnt ein recht hübsches Zimmer, ganz für sich allein, neben dem von Madame Werner, die sie auch sehr lieb hat. Wer sollte auch die Mutter Tietzen nicht lieben? sie thut Niemand ein Leid an, sondern möchte alle Menschen, die ihr nahe kommen, mit freundlichen Worten überschütten und dankt Jedem so herzlich, man weiß oft nicht für was; es ist lauter Dank in ihr. Ich bin manchmal ganz erschrocken, wenn ich zu ihr eintrete, und sie mir gleich etwas sagt, das wie Anerkennung klingt, wie Dank, den ich durch nichts verdient habe. Einmal sagte ich ihr ganz beschämt: „Mutter Tietzen, ich habe ja kein Recht auf solche Reden von Dir,“ und sie erwiderte: „kein Recht, mein Kind? das schadet nichts, ich habe so viel zu loben und zu danken, daß ich's auch einmal umsonst thun kann.“

Liebe Tante, liebe Tantine, Tantelinchen! Da hast Du alle kindischen Beinamen, die ich Dir gegeben habe. Ich will auch Dein kindisches Kind

bleiben. „Kindisch?" vielleicht mißverstehe ich dieses Wort, ich meine wohl „kindlich." Nun, buchstabire Du Dir's, wie Du willst, nur lasse mir den alten Platz in Deinem Herzen, als wohnte ich noch in Deiner Stube. Mir ist recht bange nach Dir. Papa ist sehr gut; aber siehe, er füllt mir doch den langen Tag nicht aus. In der Anstalt war ich immer beschäftigt, ich konnte mich niemals langweilen. Jetzt, wenn ich kaum aufgestanden bin, gähne ich schon das erste Mal. Es sagt mir Niemand: „beeile Dich, Herzenskind, damit Du zur Arbeit kommst." Ich brauche gar nicht zu arbeiten, wenn ich nicht will. Ich bin fertig erzogen, bin aus der Schule heraus, kann mit meiner Zeit machen, was mir beliebt. Die Freiheit ist recht schön; aber wenn ich nur nicht dabei einschliefe! Papa sagt: „Beschäftige Dich doch!" Nun ja, das will ich, aber womit denn gleich? — Klavier spielen kann ich, — doch eben sowohl nach dem Essen, als am Morgen. — Zeichnen kann ich; aber ich habe nicht viel Talent, es lohnt der Mühe nicht. — Strümpfe stopfen. — Sie sind noch neu, die ich habe, die alten hat Madame Werner anweben lassen. — Meinen Kragen sticken. — Ja, das thue ich, aber doch nicht den ganzen Tag. — Lesen. — Meine Bücher kenne ich beinahe auswendig und Neues bekomme ich nicht so ohne Weiteres. Ich wollte mich in einem Lesezirkel abonniren; aber Papa sagte mir wie Du, daß junge Mädchen nur mit Auswahl lesen sollen, und daß ich Dich bitten möge, mir eine Liste von Büchern zu schreiben, die ich lesen dürfe, oder die Madame Werner, wenn sie Zeit hat, vorlesen könne. Was soll mir nur eigentlich ein Buch für Schaden thun? Ich kann doch den Unsinn, wenn wirklich sich Jemand Mühe gäbe ihn zu schreiben, herausfinden und werde ihn mir nicht zum Grundsatz machen. Nun, aber ich weiß schon, ich komme mit dieser Behauptung gegen Dich und Papa nicht durch, es heißt gleich, das feine Gift könnten wir jungen Dinger nicht vertragen. Es ist gerade wie mit dem Kaffee, da heißt es auch, ich könne das feine Gift nicht vertragen, und darum muß ich, als säße ich noch in der Kinderstube, dünne Milch trinken. Wann ist man erwachsen? Ich bin schon viel über funfzehn Jahr, es wird gesagt, meine Erziehung sei vollendet und ich nehme keinen Unterricht mehr. Ein erzogener Mensch, dem man nichts mehr lehrt, sollte doch füglich erwachsen genannt werden, sollte lesen und Kaffee trinken dürfen. Bei mir ist die Sache aber so gestellt: Begehe ich irgend etwas Thörichtes, so wird gesagt: „Du bist ja ein erwachsenes Mädchen, das paßt nicht für Dich." Will ich aber auf die Rechte eines erwachsenen Menschenkindes Anspruch machen, so wird

mir gesagt: „Liebe Tochter, Du bist viel zu jung, um dies oder jenes zu thun!“ Als ich in der Anstalt lebte, da war es natürlich, daß ich fortwährend belehrt wurde; nun ich fertig bin, müßte ich selbst zu handeln verstehen. Es ist aber mit meinem Fertigsein wohl nicht weit her, es ist nur, als sei ich bloß in eine höhere Klasse versetzt worden. Du lachst gewiß, liebe Tantina, über meine Betrachtung oder schüttelst gar den Kopf; aber den Kopf schütteln sollst Du nicht. Ich bin nicht so schlimm, als ich Dir vielleicht eben scheine. Du hast mir ja oft genug gesagt, das ganze Leben sei eine Schule, der Mensch lerne nie aus u. s. w. Nun, da ist's ja also ganz natürlich, wenn ich mir jetzt vorkomme, als habe ich nur die Klassen gewechselt. Ich nehme indessen eine andere Art Unterricht, habe andere Lehrer und man examinirt mich nicht mehr. Bald empfange ich Belehrung von Papa, bald von Madame Werner, bald von der guten alten Tietzen, bald vom Zufall; nämlich von dem Zufall, den man so nennen muß, weil man kein anderes Wort dafür hat. (Ich setze gleich hinzu, daß ich Deine vielfache Belehrung darüber, daß es keinen Zufall giebt, sondern Alles Fügung ist, nicht vergessen habe.) Ob ich aber von diesen verschiedenen Lehrern auch etwas lerne, danach frägt kein Mensch, es giebt eben kein Examen mehr, d. h. kein mündliches, — aber ein schriftliches und noch dazu ein freiwilliges soll es geben, nämlich durch unseren Briefwechsel. Tantinachen, Du bist der Examinator und ich rede, als ob Du tausend Fragen thätest. Vortrefflicher Gedanke! nun bin ich mit Vergnügen in meiner neuen Schulklasse. Ich sprach oben davon, daß ich mich oft langweile, das kommt daher, weil ich nicht recht weiß, was ich anfangen soll, es ist keine Regelmäßigkeit mehr in meinem Leben. Du fehlst mir, Du warst mein Zeitmesser bisher! Ach! da habe ich einen neuen Beinamen für Dich, Du bist eine Würtembergerin und mein Zeitmesser, also: „meine allerliebste kleine Schwarzwälder Uhr.“ Ach, Du liebes Tantelinchen, das ist ein prachtvoller Vergleich für so ein geregeltes, geordnetes Wesen, wie Du bist; und höre nur weiter: Der Meister, der Dich gemacht hat, ist der große Uhrmacher, der auch das ganze Uhrwerk der Welt geschaffen hat, und der Herr, dem Du angehörst und der Dich alle Morgen aufzieht und richtig stellt, ist des großen Meisters Sohn, selbst ein Meister. Ist das nicht schön? Liebe Tante, von solch einer Schwarzwälder Uhr konnte ich doch wohl meine Zeiteintheilung machen lassen. Bisher verglich ich Dich immer mit dem Gärtner und mein Herz mit dem Stück Land, was Du anzupflanzen hattest, ein alter bekannter Vergleich; aber er paßt.

Du hast manche Blumen in mich hinein gesäet; Tante, glaubst Du, daß sie perennirend sind? d. h. daß sie nicht immer wieder neu gesäet werden müssen? Ich fürchte, ich brauche fortdauernd einen Gärtner und immer wieder frischen Samen. Vor allen Dingen brauche ich eine Beschäftigung. Es ist nichts gesagt mit den Worten: „beschäftige Dich!" Damit sagt man, ich solle freiwillig das Richtige thun.

Eine Beschäftigung ist etwas Anderes, es ist etwas, für das ich zu denken, zu handeln verpflichtet bin. Dieses Etwas hatte ich in der Anstalt, es war die Schule, es wurde Bestimmtes von mir verlangt, ich mußte Bestimmtes leisten. Du hast oft gesagt, daß ich Thätigkeitstrieb habe; ich glaube das, aber was soll ich damit anfangen? Als Kind hatte ich meine Stunden, in der freien Zeit meine Puppen, die gepflegt sein wollten. Später waren mir die Puppen durch Vögel ersetzt, durch Lachtauben, durch mein Eichkätzchen. Thiere habe ich jetzt auch noch zu versorgen; aber sie beschäftigen mich nicht genug, ich kann nicht den ganzen Tag mit dem Kanarienvogel die Piep-Unterhaltung führen, vom Eichkätzchen Nüsse knacken lassen, dem Kakadu das Köpfchen krauen oder Mutter Tietzens Katze streicheln. Ich bin hier im Vaterhause ein ganz überflüssiges Ding, beinahe möchte ich sagen das fünfte Rad am Wagen, wenn das nicht geradezu eine Lüge wäre, da ich für Papa das Erste und Letzte bin, er liebt mich ja so zärtlich; ich meine auch nur die Triebräder, welche den Gang des Hauswesens besorgen. Da ist Madame Werner, — Rose, die Köchin, — Jette, das Hausmädchen, — Friedrich, der Diener. Alles geht am Schnürchen, mich braucht Niemand. Selbst die alte Tietzen braucht mich nicht. Ich dachte, ich würde ihr alle Morgen aus der Bibel vorlesen können; aber sie ist zu taub und liest mit der Brille allein. Ich habe schon den Papa gebeten, er solle mir ein Kind annehmen. Aber Tantina, Du hättest Papa's erstauntes Gesicht sehen sollen, als ich diese Bitte aussprach. „Ein Kind als Gespielin?" fragte er. „Nein, ein Kind zum Erziehen," antwortete ich, „eine lebendige Puppe." „Ein Kind ist kein Spielzeug," sagte Papa, und „Du bist noch zu flatterhaft," fügte er hinzu, und dann rechnete er mir alle Beweise von Flatterhaftigkeit vor, die ich in seiner Gegenwart gegeben, oder von denen er gehört hatte. Das war eine böse Liste, und ich will Dir's gestehen, liebe Tante, die Randbemerkungen, welche mein Gewissen machte, waren noch schlimmer.

Liebe Tantina, unser Städtchen ist recht hübsch, nicht gerade reich an schönen Häusern, aber reich an schöner Umgebung. Wir befinden uns

mitten im Riesengebirge, aus meiner Stube sehe ich die Koppe und auf derselben das Koppenhaus; wenn die Sonne scheint, blitzt es wie ein Brillant und ich phantasire mir dann hinzu, daß es ein Edelstein aus Herrn Rübezahls Busennadel ist. Herr Rübezahl ist gewaltig wohlhabend, wo man hier hinblickt weit und breit, ist seine Herrschaft, da giebt's Rübezahls Gärtchen, Rübezahls Weinkeller, Rübezahls Kanzel, Rübezahls Zuckerhut, sogar Rübezahls Plätteisen; das müssen aber arge Falten gewesen sein, die er mit diesem Felsenkoloß ausgeplättet hat! Ich habe die Sagen recht gern, sie erinnern an die hübsche Märchenzeit der Kinderjahre. Die Sage ist ja auch ein Märchen, der Unterschied liegt wohl nur darin, daß die Sage mit zur Geschichte gehört, da sie immer an eine bestimmte Gegend, an Berge oder Burgen geknüpft ist, das Märchen kann sich jeder Mensch alle Tage ausdenken.

Das Städtchen, in welchem Papa Haus und Garten gemiethet hat, ist einst wohlhabend gewesen, aber sehr herabgesunken, es stehen viele Häuser unbewohnt da und werden für einen geringen Preis ausgeboten. Unser Haus liegt in der Vorstadt, das einzige große Gebäude zwischen niederen Hütten, man ist wie auf einem Dorfe, auch gleich im Freien. Unser großer Garten stößt an's Feld und das hübsche Gebirge schließt dort unsern Horizont. In unserer nächsten Nachbarschaft wohnen nur Handwerker, es macht mir Freude sie bei meinen Spaziergängen zu beobachten. Hier trete ich in die Hausthür und sehe den Schmied sein Eisen glühen und bearbeiten, dort blicke ich in die Fenster und sehe zu, wie das schmale weiße und bunte leinene Band gewebt wird; zwanzig Stücke in verschiedenen Farben, zu gleicher Zeit auf einem Webstuhle. Hier sehe ich starkes doppeltes Zeug zu Wollsäcken weben, dort den feinsten Damast als Handtücher und Tischgedecke. Es macht mir viel Spaß, diese kleinen Abstecher auf den Spaziergängen zu machen, denn Alles ist mir neu, ich habe die Arbeit der Handwerker noch niemals betrachtet. Man zieht so gedankenlos die Kleider an und es ist doch so viel Zeit und Mühe darauf verwendet worden sie zu schaffen, und wie viel Seufzer mögen mit hinein gewebt worden sein und wie viel Mal mag des Arbeiters Magen vor Hunger dabei geknurrt, wie viel Mal mögen seine Zähne im Frost geklappert haben. Die Menschen sind hier sehr arm, vielleicht an andern Orten auch, nur sieht man es nicht so vor den Augen, wenn man ihnen nicht in die Fenster hinein, also in ihr engstes Familienleben blickt. Wie reich sind die Kaufleute! aber ehe sie die Waare von der Messe holen, ist sie durch hundert Arbeiterhände

kann, so bleibst Du, so lange Du lebst, unselbstständig." Papa hat wieder einmal recht; aber ich bin neugierig zu sehen, was sich aus den in mich gesäeten Grundsätzen entwickeln wird. Der Gang der Entwickelung geht so vor sich: Du hast den Samen gestreut; die Wurzeln, welche der Same gefaßt hat, sind meine Grundsätze. Gedanken und Vorsätze sind die Keimchen; Gott giebt das Gedeihen; die Flatterhaftigkeit und der Ungehorsam sind Wind und Frost, welche die Keimchen zerstören; die Handlungen sind Blüthen und Früchte, gute oder schlechte, abhängig von dem Kampfe der Grundsätze und der Sünde; das ganze Gewächs, von der Wurzel bis zur Frucht, ist der Charakter. Wenn mein Charakter fertig ist, sollst Du mir sagen, wie er aussieht; aber wird er denn jemals fertig werden?

Die gute Mutter Tietzen freut sich immer, wenn ich zu ihr komme; sie ist rührend in ihrer Liebe; ich habe sie auch gar so gern. Du solltest nur sehen, wie hübsch sie auch aussieht. Das alte graue Köpfchen, welches vor Alterschwäche beständig in Bewegung ist, trägt eine nette Haube, nicht etwa modern, mit Tüllstrichen und Bändern geputzt, sondern nach Art der Bauerfrauen, mit langen getollten Streifen, bis unter den Hals reichend, sie sehen fast aus wie ein Heiligenschein. Ihr schneeweißes Haar ist gescheitelt, und ihre dürre Hand hält beständig in das taube Ohr das Hörnchen gedrückt, welches wie eine Tabakspfeife herabhängt; in die Oeffnung, die sich wie bei dem Posthorne ausbreitet, spricht man hinein, da verstärkt sich der Ton, so daß Mutter Tietzen den Redenden versteht. Sie trägt ein einfaches Leinwandkleid, blau gedruckt, und eine gestreifte Schürze, jetzt, da sie keine Bewegung mehr haben kann, also oft friert, hat sie gewöhnlich noch eine warme Jacke an. So einfach ist Mutter Tietzen stets angezogen gewesen, sie schüttelte den Kopf immer unmuthig, wenn sie den Luxus anderer Dienstleute sah. Dagegen hatte sie immer einen Kasten voll guter Wäsche. Ich erinnere mich der Zeit, als ich Kind war, wo sie mich oft einen Blick in ihren Kasten thun ließ; sie räumte ihn dann aus, legte ihre hübsche Wäsche auf den Tisch und zählte mir Alles vor. Sie hatte niemals viel Sachen, aber Alles immer sehr in Ordnung. Ihre zwei Bettbezüge waren von weiß und rother, fester Leinwand, ihre zwei Bettdecken von weißem Damast, ich hielt sie immer für Tischtücher. Sie hatte stets sechs Hemden, zwölf Paar Strümpfe, Alles mit rothem Garn zierlich gezeichnet. Ging die Wäsche ein, so wurde wieder Neues angeschafft; Löcher oder große übereinander geheftete Flicken habe ich in ihren Sachen nie gesehen. In dem Kasten war an der einen

Seite ein besonderes Kästchen angeschraubt, darin lag ein Sparbuch; sie that nämlich alles erübrigte Geld in die Sparkasse. Der Kasten steht in ihrer Stube, sie hält ihn sehr werth. Papa wollte ihr einen hübschen Schrank zu ihren Sachen schenken; aber sie hat ihn zurückgewiesen. Auch das Sopha, welches Papa ihr geben wollte, mochte sie nicht annehmen. „Die alte Tietzen ist nicht an Luxus gewöhnt," sagte sie und behielt nur den Lehnstuhl, den ihr Papa schon vor zehn Jahren machen ließ.

Ich bringe alle Tage ein Stündchen oder zwei bei ihr zu, erzähle ihr von Dir und mancherlei aus der Anstalt und was täglich vorfällt, und sie erzählt mir von den Großeltern, bei denen sie diente. Mehr als fünfzig Jahr war sie bei ihnen, dann kam sie, nach Großmama's Tode, zu uns, und hat hier, wie sie sich ausdrückt, „das Gnadenbrod." Papa kann aber dieses Wort nicht leiden; als ich es einmal aussprach, schalt er mich und sagte: „von Gnade ist hier nicht die Rede, ich erfülle nur eine heilige Pflicht an der Mutter Tietzen, sie hat das größte Recht auf unsere Dankbarkeit." Wenn ich zu ihr gehe, nehme ich gewöhnlich mein Eichkätzchen und den Kakadu mit mir, die Thiere sind ihr sehr lieb. Der kleine possirliche Hans klettert dann lustig auf ihr herum; das macht ihr Spaß und sie freut sich auch, wenn der Kakadu sich so behaglich von ihr das Köpfchen krauen läßt. Mutter Tietzens Katze wundert sich aber recht über die sonderbaren Gäste. Ich sitze oder knie gewöhnlich auf einem Fußschemel vor ihr, wenn ich bei ihr bin. Alle Morgen nach dem Frühstück, also etwa um acht Uhr, wenn in der Anstalt die Stunden anfangen, kannst Du mich mit Deinen Gedanken bei der Mutter Tietzen aufsuchen.

Ihre Stube hat die Sonnenseite und ist daher immer recht freundlich; aber einfach ist sie, nicht einmal eine birkene Kommode, wie sie Jette und Rose in ihrer Stube haben, steht darin; sie leidet nichts, als ihr Bett, den Lehnstuhl, einige Rohrstühle, einen Waschtisch, einen Eßtisch und ihr altes Nähtischchen. Grüne Kattungardinen schmücken aber die Fenster und das nicht wenig. Auf ihrem Kasten steht eine wunderliche Figur, etwa eine Elle hoch, ein Knecht Ruprecht, in Pelze bis an die Nase verhüllt, Augen und Mund sind kaum sichtbar. Dieser Ruprecht lag früher wohlverwahrt in einer besonderen Kiste, die Motten haben sich aber in seine Pelze eingenistet, und seitdem steht er frei da, wird täglich gebürstet und geputzt und mit Kampfer, Pfeffer und sonstigen, die Motten verjagenden starken Essenzen traktirt. Wunderst Du Dich, liebe Tante, über diesen eigenthümlichen Gesellschafter der alten Frau? höre nur die Geschichte,

derten die Pelzmärtel in die Läden und von da auf die Weihnachtstische. Frau Tietzen hatte von meiner Großmama Leinwand zu Hemden bekommen, das war ein nützliches Geschenk; aber sie hatte ein Kleid erwartet und kam ganz ärgerlich zu der Handschuhmacherschwester, um sich über ihre Herrschaft zu beklagen. Der Meister hörte sich wieder Alles ruhig an, dann stand er auf, holte einen großen Knecht Ruprecht und schenkte ihn der Erzürnten. „Liebe Frau Tietzen," sagte er, „wir haben länger als ein Jahr recht freundschaftlich mit einander gelebt, zum Andenken an die Zeit gebe ich Ihnen den Ruprecht. Aber ich will Ihnen auch die Ruprecht-Sage erzählen, sie ist leider fast ganz in Vergessenheit gekommen und ist doch so vortrefflich: Es lebte in alten Zeiten einmal ein wilder Bursche, ein Knecht, Namens Ruprecht, der nichts so gern hatte als das tollste Kriegsgetümmel. Er fürchtete sich nicht leicht; aber wo er hinkam, flößte er Schrecken ein. Er zog aus einem Dienst in den andern; aber kein Herr war ihm recht, er suchte einen, der sich vor nichts fürchtete. Endlich fand er einen solchen, es war der Teufel, und nun zog er mit ihm fort durch alle Länder und er diente dem vornehmen Herrn recht treu, denn er erkannte ihn für seinen Meister; er selbst fürchtete sich nicht leicht, der Teufel fürchtete sich aber gar nicht. So ging das tolle Leben lange Zeit fort. Eines Tages kamen die Beiden an einen Kreuzweg und gerade da, wo er sich kreuzte, stand ein Christusbild aufgerichtet. Meister Teufel gerieth in die größte Verlegenheit, er mußte seine Schritte einhalten, mehrmals setzte er an, um vorbeizuschlüpfen, aber vergebens, er mußte einen großen Umweg machen, vor dem Bilde des Erlösers konnte er einmal nicht vorüberschreiten. „Was war das?" fragte Knecht Ruprecht seinen Meister. Dieser wurde verlegen und wollte sich verantworten. „Fürchtest Du Dich vor dem Gekreuzigten?" fragte Ruprecht weiter. Der Teufel ist der Vater der Lüge, aber hier konnte er nicht lügen, hier war seine Macht zu Ende, er vermochte es nicht, seine Furcht zu verbergen. „Also giebt es doch Jemand, vor dem sich auch der Teufel fürchtet," überlegte Ruprecht, „also giebt es einen mächtigeren Herrn, als er ist; nunwohl, so will ich in dieses mächtigeren Herrn Dienste treten." Er ließ den Teufel laufen, lernte den neuen Meister kennen und diente ihm treu bis zum Tode und dient ihm noch heute im Bilde, als Schrecken der Jugend am Weihnachtsabend. — „Frau Tietzen," sprach der Handschuhmacher weiter, als er die Erzählung vollendet hatte, „die Sage vom Ruprecht sollten wir Menschen uns recht fest in den Sinn schreiben. Wir müssen Alle einem Herrn dienen, machen

wir es wie Ruprecht, entsagen wir dem Teufel, d. h. dem sündhaften Lebenswandel und treten wir zum Meister, dem Herrn der Herren, in Dienst. Liebe Frau Tietzen, ich bin zwanzig Jahr älter, als Sie sind, ich kann mir's wohl herausnehmen, Ihnen meine freundschaftliche Meinung zu sagen. Ich will Sie darauf aufmerksam machen, daß Putz und Staat und Tanzvergnügen schon viele junge Frauenzimmer in's Verderben geführt haben, also recht ein fruchttragendes Teufelsfeld sind, auf dem unser Heiland, der so arm war, daß er nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, nichts zu schaffen hat."

Nun schwieg der Handschuhmacher, Frau Tietzen hatte seine lange Rede übel empfunden, sie nahm aber doch den Knecht Ruprecht mit nach Hause. Ein paar Tage darauf, als sie ihre Freunde wieder besuchte, fand sie eine Verwandte dort zum Besuch. „Die künftige Mutter meiner Kinder, liebe Frau Tietzen," sagte der Handschuhmacher, „ein recht einfaches braves Frauenzimmer, wie es für den alten Wittwer paßt."

Das ist die Geschichte der wunderlichen Figur, welche auf Mutter Tietzens Kasten steht, liebe Tante, sie gefällt Dir gewiß; aber wie bedeutungsvoll wird sie erst, wenn man den Schluß hört. Die Mahnung des frommen Handschuhmachers hatte einen tiefen Eindruck auf Frau Tietzen gemacht, und von dem Tage an warf sie allen überflüssigen Putz fort und setzte ihre Mütze mit den breiten Strichen wieder auf; sie mochte nicht mehr wie eine Stadtjungfer aussehen, sondern wie eine einfache Bauerfrau. Knecht Ruprecht blieb ihr ganzes Leben hindurch ein Beispiel für sie und sein Bild bewahrte sie sorgfältig auf. Dem Ruprecht haben wir es also zu danken, daß sie ein halbes Jahrhundert lang ein treues, aufmerksames, anspruchsloses, man möchte sagen, ein Glied unserer Familie war, die Papa's Dankbarkeit in hohem Grade erworben hat. Die gute Mutter Tietzen! sie hat alle Schicksalswechsel meiner Großeltern mit erlebt, mit gefühlt, alles Glück mit genossen, allen Schmerz mit getragen; „unsere Kinder" nannte sie den Papa und seine Brüder, er hatte drei, die alle jung starben; Mutter Tietzen hat Alle erziehen helfen, Alle bis zum Tode gepflegt. Als Papa auf das Gymnasium geschickt wurde, wohnte er mit seinem Hauslehrer zusammen, Mutter Tietzen führte ihnen die Wirthschaft und alle Sonnabend, wenn Papa mit dem Lehrer zu den Eltern hinaus auf das Gut ging, begleitete sie ihn und brachte einen Korb voll Gemüse und Obst mit zurück. Das schöne Gut brannte ab, Mutter Tietzen war gerade über Nacht dort geblieben, als das Unglück geschah; mit großer Geistesgegenwart rettete sie

die kostbarsten Sachen. Später, als die Großeltern ihr Vermögen verloren, diente sie bei ihnen, ohne Lohn zu nehmen. Sie hat Beide gepflegt bis an ihr Ende. Großmama starb zuletzt, sie übergab die Mutter Tietzen meinem Papa im Testamente. Das war freilich überflüssig, Papa würde sein letztes Stück Brod mit ihr theilen, auch ohne das Vermächtniß. Papa ist nicht reich, er hat nur seine Pension, aber Mutter Tietzen wird er nicht darben lassen; sie bekommt täglich ihre besonders für sie bestellte Kraftbrühe und sie bewohnt das beste Zimmer im Hause, nämlich Sonnenseite, was ihrem alten Körper, der nicht viel eigene Wärme hat, sehr wohlthuend ist.

Liebe Tante, ich muß Dir heute etwas Neues erzählen: Vor allen Dingen will ich Dir vertrauen, daß ich allen Respect vor meiner eigenen Person habe. Papa sagte, ich müsse mich jetzt zusammennehmen und daran denken, daß ich die Tochter des Hauses sei, ich dürfe mich den Dienstleuten gegenüber nicht mehr kindisch benehmen. Freundlich solle ich gegen die Leute sein, aber nicht zu vertraulich, sie hätten doch einen andern Bildungsgrad und vergäßen auch zu leicht die Rücksicht, welche sie mir schuldig wären, und überhaupt sei die Menschheit voller Ansprüche und Jeder strebe über seinen Stand hinaus u. s. w. Nun ist mir zum ersten Mal klar geworden, daß ich eine Bedeutung habe, ich bin das „gnädige Fräulein.“ „Das gnädige Fräulein hat es befohlen,“ heißt es. Als ich diesen Ausspruch zum ersten Mal hörte, wurde ich roth; jetzt habe ich mich daran gewöhnt und finde ihn ganz in der Ordnung. Früher war ich eine Null im Hause, jetzt beinahe die No. 1., ich sage „beinahe,“ denn ich weiß wohl, wer über mir steht. Ich bin plötzlich flügge geworden, es ist sehr schnell gegangen. Wenn ich mir's recht überlege, wie ich mich dabei benehme, so muß ich mich bewundern, ich bin ordentlich gewachsen, glaube ich, seitdem ich die Dame bin, welche die Kinderschuhe ausgezogen hat; ich ging früher nicht gerade, Du hast mich oft gescholten, jetzt trage ich den Kopf ganz in die Höhe, das schickt sich so für's gnädige Fräulein.

Aber nun höre weiter, liebe Tante: Papa war kürzlich mit mir bei einigen Webern unserer Nachbarschaft, weil ich ihm erzählt hatte, daß ich oft bei den Leuten in die Fenster schaue, um ihrer Arbeit zuzusehen, er wollte mich die Sache in der Nähe betrachten lassen. Neben einander wohnen ein Bandweber und ein Damastweber. Ich bin in Erstaunen und Bewunderung über die Geschicklichkeit dieser Handwerker, ich muß sie Künstler nennen, wenigstens den Damastweber. Die Bändchen, weiß und buntfarbig, sind aufgespannt, eines neben dem andern, zwanzig an der Zahl, und die

kleinen Schiffchen, an jedem Bändchen ein besonderes, springen hin und her und ziehen die Querfäden; der Arbeiter bringt mit einzelnen, schnell auf einander folgenden Bewegungen einer Stange, die vorn am Webstuhl in der ganzen Breite angebracht ist, die Maschine in Bewegung. Wie die Einrichtung ist, verstehe ich nicht genau, doch schien sie mir begreiflich, als der Weber erklärte. Ein vollkommenes Wunderwerk ist mir aber der Webstuhl des Damastwebers, ich stand vor demselben wie vor einem Räthsel. Wenn ich auf den Cannevas bunte Blumen nähe, so habe ich das Muster vor mir und mache einfach einen Stich nach dem anderen, der Damastweber muß aber die schönen Blumenstücke gleich, wenn die Arbeit aufgelegt wird, mit berechnen; vier Ellen große Tischtücher legt er auf; ehe das Weben angeht, hängen schon alle Fäden in einander geschoben zum Muster da, es ist ein Durcheinander, so künstlich geschlungen, daß ich ganz roth bei der Betrachtung wurde, und zwar darum wurde ich roth, weil ich mich schämte, wenn ich überlegte, wie wenig ich verstehe, wie gering meine Leistungen sind, gegen die dieses einfachen Handwerkers. Da sitzt er so still und anspruchslos auf dem Bänkchen vor seinem großen Webstuhl, Hände und Füße sind in Bewegung; hier zieht er das Schiffchen, welches die Querfaden einschlingt, dort tritt er die Brettchen, die gleich den Pedalen am Klavier vor seinen Füßen hängen, an denen von oben herab die Fäden befestigt sind, welche das Muster bilden. Liebe Tante, verstehen kannst Du nichts nach meiner Beschreibung, aber ich verstehe auch nichts; denke Dir ein Chaos von Fäden, regiert durch den Geist eines armen Mannes, der eine zerrissene Jacke anhat und verhungert aussieht. Liebe Tante, ich muß wieder roth werden. Ich leiste so wenig und brauche nicht zerrissene Kleider zu tragen, nicht zu hungern! Es ist recht thöricht, wenn sich Jemand auf seine Kenntnisse etwas einbildet, er kann sicher sein, daß andere Leute dagegen viel Dinge wissen und verstehen, die er gar nicht begreift. Wenn ich einmal Dünkel in mir spüre, will ich doch gleich an den schlichten Damastweber denken. Der gute Mann hat mir mehrere fertige Tischzeuge und Handtücher gezeigt, ein Blumengarten, Silber in Silber gewebt. Papa hat einen ganzen Schrank voll Tischwäsche, wie wenig hat mich diese bisher interessirt, ich kenne nicht einmal die Muster darin; jetzt werde ich gewiß aufpassen, wenn Madame Werner ein frisches Gedeck auflegen läßt. Papa sagte, als ich ihm meine Gedanken mittheilte: „Es geht oft so im Leben, man schreitet Jahre lang zwischen den wichtigsten Verhältnissen hin, ohne sie nur zu bemerken, bis ein Augenblick plötzlich ein Licht

anzündet und die Zustände beleuchtet." Nun, ich bin begierig zu erfahren, wie vielen Damastwebern ich im Leben begegnen werde, d. h. wie oft mir der Augenblick plötzlich ein Licht anstecken und mir, wie hier der Damastweber, die Zustände beleuchten wird.

Liebe Tante, wunderst Du Dich nicht über mich? Ich wundere mich, denn ich stelle so viele Betrachtungen an, ich glaube, ich habe, was man eine „ernste Richtung" nennt. Du hast immer darauf hingearbeitet, mir eine ernste Richtung zu geben und bist gewiß mit mir zufrieden, ich bin's auch, liebes Tantelinchen, das muß ich Dir gestehen. Aber nun, über allen Betrachtungen vergesse ich die Hauptsache zu erzählen: Du erinnerst Dich, daß ich den Papa gebeten hatte, mir ein Kind anzunehmen. Er meinte, ich sei zu flatterhaft, um ein Kind erziehen zu können; aber da er sieht, daß ich Thätigkeitstrieb habe, daß ich eine Beschäftigung brauche, um meine Zeit und besonders meine Gedanken auszufüllen, so will er mir ein junges Mädchen annehmen, das ich mir zur Kammerjungfer ausbilden soll. Madame Werner wird so gütig sein und die Oberaufsicht führen, aber ich soll die Aufgabe haben, das Mädchen zu allen Geschäften anzuleiten und ihre Handarbeiten zu beaufsichtigen. Ist das nicht ein guter Gedanke? o, Papa ist prächtig mit seiner Sorge für mich! Die Sache wird ganz gut gehen, ich werde mir schon ein Ansehen zu geben wissen, das „gnädige Fräulein" wird sich keine Schande machen. Ich will mir eine Mutter Tietzen an ihr erziehen. Die Mutter Tietzen hat mir oft erzählt, wie tüchtig und praktisch Großmama gewesen ist, bei der sie diente, und wie sie es verstanden, den Dienstleuten das Leben leicht zu machen, wie streng sie aber auch auf Gehorsam, Ordnung und Fleiß gehalten habe. Nun, ich will Großmama's Beispiel befolgen. Weißt Du, wer das Mädchen ist, das in meinen Dienst tritt? Denke Dir, es ist des Damastwebers Tochter."

Wir schließen hier vorläufig die Blätter, welche Hedwig an ihre ehemalige Erzieherin geschrieben, um einen Blick in des Damastwebers Familienkreis zu thun.

Am Webstuhl hing eine Lampe und der Weber zog fleißig sein mit Garn beladenes Schiffchen hin und her und schlug die Faden zusammen, während seine Frau Kartoffeln schälte, um sie zum Abendessen zu kochen. Anna packte ihre Sachen in ein Bündel zusammen, es war nicht groß. Ein Hemd hatte sie an, also war nur eines in das Bündel zu legen, denn zwei besaß sie nur, und auch diese beiden waren schon recht geflickt.

Strümpfe hatte sie im Sommer niemals getragen, sie war stets baarfuß gegangen, also hatte sie nur zwei Paar blauwollene Winterstrümpfe einzupacken. Eine Schürze von gestreifter Leinwand und eine graue Kaffeeserviette mit Damastblumen, als Schürze in Falten geriegen, kamen auch zu den Sachen und oben darauf das schöne schwarzwollene Einsegnungskleid, welches des Kreisrichters Fräulein und Predigers ihr geschenkt hatten. Des Damastwebers Annchen war ein hübsches, freundliches Kind, im Sommer hatte sie alle Jahr Erdbeeren und Pilze im Walde gesucht und zum Verkauf zu den Stadtbewohnern getragen, man kannte sie überall. Der Vater war ein fleißiger Mann, das wußte Jeder, er arbeitete immer auf Bestellung; aber zu Zeiten, wenn er keine Bestellung hatte, verdiente er nichts und mußte das ganze Jahr hindurch karge Eintheilung machen, um bei schlechter Zeit nicht zu verhungern. Gebettelt aber hatte Annchen niemals, auch im Winter nicht, wenn sich der Mangel einstellte; der Vater hatte nur manchmal bei wohlhabenderen Nachbarn borgen müssen, und dann ging's auch übel, wenn es Verdienst gab, denn alsdann mußte die Einnahme für die Schuld hingegeben werden. Als Anna eingesegnet werden sollte, fehlte es im Hause wieder an Geld, der Weber wollte sein einziges Kind nicht gern im alten Rock vor den Altar treten lassen und er sprach die Nachbarn um ein Darlehn an, diesmal aber vergebens. Die Töchter des Kreisrichters und die Frau Predigerin sammelten unter ihren Bekannten die nöthige Summe von fast drei Thalern ein und das schöne Einsegnungskleid wurde gekauft. Das war nun der Anzug zu jedem Kirchgange. Außer diesem besaß Annchen nichts weiter als ihr geflicktes ausgeblichenes Kattunröckchen. Aber sie sollte in den Dienst des Herrn Generals treten, da konnte sie in den hübschen Stuben, wo Alles so hell aussah, denn die Sonne strahlte dort anders durch die hohen Fenster, als durch die kleinen Scheiben im Weberstübchen, unmöglich im geflickten Rock einhergehen. Der Herr General hatte dem Fräulein Geld gegeben, um Annchen neu kleiden zu lassen, und das Fräulein und Madame Werner hatten bei einem anderen Weber eine hübsche blau und roth gewürfelte Leinwand gekauft und Rock und Jacke daraus machen lassen. Auch ein Paar feste Schuhe waren für sie bestellt worden, der Schuhmacher hatte ihr das Maaß genommen. Alle diese Sachen sollte sie vorfinden bei ihrem Eintritt in des Generals Haus. Baumwolle zu Strümpfen hatte ihr das Fräulein gegeben, die sollte sie selbst stricken, in der ersten Zeit aber noch die bloßen Füße in die Schuhe schieben. Ein Paar baumwollene Strümpfe hatte sie

aber doch auch im Packet, sie gehörten der Mutter und waren nur für den Nothfall mit hineingethan worden. Sie hatten übrigens auch schon viel Stopfen, bei dem letzten Kirchgange war die halbe Hacke durchgetreten worden; aber Anna hatte ihr Stopf=Meisterstück daran gemacht und ein prächtiges Gitter davor aufgezogen. Sie hatte recht viel Geschick im Stopfen, aber das war nicht allein ihr Verdienst; sie besaß nämlich einen vortrefflichen hölzernen Pilz, der in jeden invaliden Strumpf gesteckt wurde, welcher kurirt werden sollte, und auf diesem flog die Nadel so glatt und egal hin und her, daß man eigentlich nur halb so viel Mühe hatte, als wenn man ohne Pilz stopfen mußte. Der Pilz war übrigens auch ein wahres Prachtstück, er hatte wie der Steinpilz einen dicken weißen Stiel und einen braunen Kopf, er ließ sich aufschrauben und dann sah man, daß der Stiel hohl war und eine Nadelbüchse vorstellte. Anna war einmal mit den Eltern auf der Burg Kynast gewesen, da oben hatte sie unter anderen merkwürdigen Sachen auch eine Bude mit Holzwaaren gesehen, wo die Fremden, welche den Berg bestiegen, Andenken einkauften, der Vater hatte ihr den Pilz dort gekauft. Ja, solche Pilze wachsen freilich nicht überall, Anna meinte, jeder Mensch, der seine Strümpfe darauf stopfen wolle, müsse sie vom Kynast herab holen.

Die Kartoffeln waren abgekocht und zerrührt, sie standen auf dem Tisch und der Weber schraubte seine Lampe vom Webstuhl ab und stellte sie neben die Kartoffelschüssel. Die Familie aß ihr Abendbrod still, es schmeckte gut, denn Hunger ist der beste Koch, übrigens sind Kartoffeln auch immer eine angenehme Speise, und so lange sie nicht zu theuer sind, um die tägliche Nahrung armer Leute zu sein, ist gute Zeit; aber der Weber hatte oft nicht Geld, um Kartoffeln zu kaufen, dann lebte er mit Frau und Kind von ausgekochter Cichorie, die ohne Milch und Zucker Suppe vorstellte, in die sich Jeder sein Stück Brod einbrockte. „Anna," sagte der Weber, als seine Eßlust befriedigt war, „Du wirst's jetzt besser haben wie Deine Eltern, wahrscheinlich wirst Du täglich Fleisch bekommen, Deinen Kaffee Morgens, Deine Suppe Abends, auch Dein Wochenbrod und wohl ein Stück Butter dazu. So ist im Dienst gewöhnlich die Einrichtung. Du wirst denken, Du hast so viel wie der König; nun, der kann auch nicht mehr essen, als bis er satt ist. Ich will Dir aber etwas sagen: der Mensch gewöhnt sich an nichts so schnell als an besseres Leben; er denkt, wenn's ihm gut geht, es müsse so sein, und wenn's eine Weile so fortgegangen ist, dann meint er, es wäre nicht mehr gut genug. Höre, Anna,

vergiß nicht, wie Du bei Deinen Eltern gelebt hast, und merke Dir's, Du darfst mir niemals mit Klagen über schlechtes Essen oder über wenig Essen kommen, ich weiß voraus, es wird besser und mehr sein, als Du zu Hause gehabt hast."

„Vater," erwiderte Anna, „ich werde manch Stück Fleisch für Dich und die Mutter verwahren, ich kann mich an Kartoffeln und Brod satt essen."

„Nein, mein Kind, das sollst Du nicht thun," sagte der Weber, „was man Dir zu essen giebt, ist für Dich bestimmt, mehr als Du selbst brauchst, wirst Du nicht bekommen. Verwahrst Du Essen, so bleibst Du hungrig, und das ist der erste Weg naschhaft zu werden. Wenn Du satt bist, wirst Du's schon aushalten können den Braten fortzutragen, ohne ein Stück in den Mund zu schieben. Hüte Dich vor Naschhaftigkeit, die ist wieder der erste Weg unehrlich zu werden. Ein Stück Fleisch, eine Birne, ein Stück Butter nehmen, heißt auch stehlen; merke Dir das. Lasse mich das Elend nicht erleben, Dich eine Diebin gescholten zu sehen! Mir ist's niemals sehr gut in der Welt gegangen, ich habe gearbeitet wie ein Lastthier, vom Morgen bis zum Abend, und doch nichts bei Seite gelegt, manchem Menschen glückt's einmal nicht. Aber einen ehrlichen Namen habe ich mir bewahrt und ich will Dich lieber ganz arm sehen als unehrlich. Bist Du brav, so magst Du jederzeit in's Vaterhaus zurückkommen, hast Du aber Deinen ehrlichen Namen verloren, so will ich Dich nicht wieder sehen. Hüte Dich vor Naschhaftigkeit, sagte ich, der nächste Schritt nach ihr ist die Lüge, denn Du mußt leugnen, daß Du naschhaft warst, um der Strafe zu entgehen. „Wer lügt, der stiehlt," heißt es im Sprüchwort, merke Dir das. Wenn Du bei Deinem Fräulein lange Jahre dienen willst, so mußt Du Dir ihr Vertrauen erwerben, das kannst Du nicht durch die Lüge, Du mußt immer bereit sein, auf jede Frage die einfache Wahrheit zu antworten."

Anna hatte still gelauscht, während der Weber gesprochen hatte, eine Thräne war aus ihren Augen auf den Teller gefallen, vor welchem sie saß. Als er schwieg, stand sie auf, trat zu ihm hin, küßte seine Hand und sagte: „Ich will immer an Deine Lehren denken, Vater, Du sollst Freude, nicht Kummer durch mich haben, ich verspreche Dir's. Mein Vaterhaus soll mir nicht verschlossen werden."

„Brav, mein Kind," erwiderte der Weber, „Gott segne Dein Vorhaben."

Wir verlassen hier des Damastwebers Familienkreis, um Hedwig's Briefe an ihre ehemalige Erzieherin weiter zu lesen; sie lauten, wie folgt:

„Liebe Tante. Du warst mit meinem letzten Briefe nicht zufrieden! Du sagst, er habe Dünkel ausgedrückt. Wer so wohlgefällig von sich selbst denke, der sei nahe daran recht tief zu sinken. Eine ernste Richtung hättest Du mir allerdings geben wollen; aber ob ich sie wirklich habe, sei noch gar nicht entschieden, ich hätte zu kurze Zeit gelebt, zu kurze Zeit allein gestanden, man könne noch gar kein Urtheil über mich aussprechen, am wenigsten dürfe ich wagen, es selbst zu thun. Thätigkeitstrieb sei in mir, ja, aber keine Beständigkeit, was solle mir die Lust mich zu beschäftigen nützen, wenn ich nicht ausdauernd bei einer Beschäftigung bleibe. Liebe treue Tante, Du bist recht streng in Deiner Meinung; aber ich will mir zu Gemüth ziehen, was Du sagst. Dir gefällt auch die Weise meiner Auffassung des plötzlichen Flüggewerdens nicht. „Gnädiges Fräulein" werde ich genannt, sagst Du, ja, es sei eine alte Sitte, Mädchen meines Standes so zu nennen, aber das Wort „gnädig" sei so erhaben, dürfe eigentlich einer jungen Person nicht beigegeben werden; ich könne wohl Gnade empfangen, aber nicht austheilen. Gnädig sei Gott, der König, auch mein Vater, aber ich nimmermehr. Daß ich den Kopf gerade halte, sei Dir recht lieb, sagst Du, denn eine krumme, schlechte Haltung sei der Gesundheit nachtheilig; aber ich solle lieber gerade gehen aus Gehorsam gegen Papa, nicht darum, weil ich das „gnädige Fräulein" vorstellen wolle. Allerdings giebst Du zu, daß ich auf meine Stellung, als Tochter des Hauses, den Dienstleuten gegenüber, zu achten habe, weil die Leute leicht aus ihren Schranken treten und in der Rücksichtslosigkeit ungezogen werden. Hierzu dürfe ich sie auch nicht durch sogenannte Familiarität auffordern; aber liebevoll und geduldig müsse ich immer sein, und nicht auf dem hohen Pferde sitzen. Daß ich ein Dienstmädchen für mich allein bekommen solle, scheint Dir gefährlich, besonders da ich es zu unterrichten habe. Du hast mir Angst gemacht, liebe Tante, aber ich will Deiner Anweisung folgen und Madame Werner und Mutter Tietzen um guten Rath ansprechen. Du sollst wieder mit mir zufrieden werden, ich weiß ja, daß ich Deinen Beifall nur mit bescheidenem Sinn erringe, „ein demüthiges Herz ist das Köstlichste, was der Mensch dem lieben Gott entgegenhalten kann", hast Du mir oft gesagt. Es ist aber recht schwer demüthig zu sein, denn man weiß ja gar nicht, wo das zu Viel und zu Wenig liegt, nämlich den Menschen gegenüber. Wenn Jemand gar so demüthig ist, wird er für dumm gehalten, und die Leute tanzen ihm auf der Nase herum; z. B. Miß Aline, nun, sie war demüthig, da machten die Pensionairinnen

mit ihr, was sie wollten. So die gerade Mittelstraße zu gehen, wie Du sie gehst, liebe Tante, das ist gewiß recht schwer, ist „Lebensweisheit,“ wie Du sagen würdest, und soll in der höheren Lebensschulklasse, in der ich eben jetzt bin, wahrscheinlich schon gelernt werden. Ach! ich habe noch recht viel zu lernen. — Examen giebt's aber doch. Im Vertrauen, liebe Tante, der Examinator ist auch nicht zufrieden, er schreibt nicht so gute Zeugnisse, wie Monsieur Merton sie mir schrieb, ich werde jedesmal roth, wenn er anklopft, um Zeugniß zu schreiben. Mein strenger Richter nämlich heißt monsieur conscience, mit dem deutschen Namen „Gewissen.“ Bist Du böse, liebe Tante, daß ich bei der ernsten Sache einen Scherz mache? „Nimm mich nur hin, so wie ich bin,“ habe ich Dir immer vorgesungen; ich bin zwar aus der Anstalt heraus und heiße fertig; aber ich bin noch lange nicht fertig, bin ein lustiger, noch leichter Vogel. Meine kleine Webers-Annchen hat ihren Einzug gehalten, sie ist ein nettes Mädchen. Du solltest nur sehen, wie hübsch sie aussieht in dem neuen Leinwand-Rock und dem knappen Jäckchen, welches Papa ihr geschenkt hat. Tantelinchen, ich denke doch, es wird Alles gut gehen! Sie gefällt mir so, daß ich ihr am liebsten manchmal einen Kuß auf die runden Backen gäbe; aber das würde sich doch nicht schicken. Sie ist so flink und eifrig und freundlich. Mir fällt das Sprüchwort ein: „neue Besen kehren gut“; Anna ist ein allerliebster kleiner Besen. Sie mag auch finden, daß sie im neuen Anzuge sehr niedlich aussieht, denn, wenn sie den Staub von meiner Kommode abwischt, die unter dem Spiegel steht, dann wirft sie immer einen Blick in's Glas und sieht dabei ganz zufrieden aus. Anna soll eine recht geschickte Kammerjungfer werden, sagt Madame Werner, und da muß sie mich denn auch täglich frisiren. Madame Werner steht dabei und lehrt. Die Schule auszuhalten, ist nun nicht gerade angenehm, ich lerne das Sprüchwort „die Haare einzeln ausreißen“ dabei verstehen. Anna kann recht gut nähen, ich glaube, sie hätte in der Anstalt mit zu den besten Schülerinnen gehört; aber das habe ich bemerkt, daß sie auch eine Angewohnheit hat, die Du so oft rügtest, sie verliert sich in Gedanken und benutzt dabei die Nähnadel als Zahnstocher. Du sagtest immer: „Kinder, verderbt Euch nicht die Zähne,“ und „ihr müßt niemals mit der Arbeit still halten.“ Ich werde das Annen nächstens auch sagen. Mit dem Plätten geht es noch nicht sehr gut, freilich sie hat zu ihrem alten Kleide wohl niemals ein Eisen gebraucht. Mir muß sie täglich die Sachen ausplätten, wird sich also eingewöhnen; jetzt stellt sie sich noch sehr ungeschickt

dabei an. Ich würde ihr Unterricht geben; aber ich habe mir neulich den ganzen Aermel braun gebrannt, als ich selbst plättete, und nun fürchte ich, das könnte mir in ihrer Gegenwart auch begegnen, und ich will mich nicht auslachen lassen.

Anna soll mich alle Morgen um sechs Uhr wecken. Sie that es regelmäßig sechs Tage hintereinander; „ein pünktlicher kleiner neuer Besen,“ dachte ich. Du weißt, Tantina, ich bin ein Langschläfer. Drei Morgen stand ich gleich auf, nachdem ich geweckt worden war, den vierten dehnte ich mich, streckte einen Fuß aus dem Bette — zog ihn aber wieder hinein, drehte mich noch einmal um — und als ich endlich aufstand, schlug es ein Viertel auf acht. — Anna merkte sich das, kam am andern Tage um halb sieben. Ich hüllte mich wieder in meine Decke und träumte noch fort. So ging's ein Paar Tage. Da wachte ich einst von selbst auf, fühlte mich gleich munter und sah erstaunt nach der Uhr. Es war beinahe acht Uhr. Um acht frühstücken wir. Papa ist immer zur rechten Zeit im Frühstückzimmer. Ich erschrak, sprang aus dem Bette und lief zuerst zu Annen, um zu fragen, ob sie mich etwa schon vergebens geweckt habe. Was sah ich? — Anna lag bis über die Nase in den Federn! — Nun mußte ich sie schelten und ich that es zum ersten Mal; aber es ging ganz gut, denn ich war böse, weil ich mich ängstigte, Papa würde auf mich warten. — Als ich der Madame Werner die Geschichte mitgetheilt hatte, bekam Anna noch einmal Schelte. Dann erzählte ich sie der Mutter Tietzen. Liebe Tante, Mutter Tietzen sagte mir, was Du mir in ähnlicher Weise wohl auch gesagt hättest; höre nur: „Mein Herzchen,“ sprach sie, „Deine Großmutter hielt sehr auf Pünktlichkeit ihrer Dienstleute, das war wie es einer guten Hausfrau geziemt; aber sie that etwas, was ebenfalls der guten Hausfrau geziemt, nämlich sie ging ihren Leuten mit gutem Beispiel voran, sie war immer die Pünktlichste.“ Mutter Tietzen hat mir eine gute Lehre gegeben, ich will auch danach handeln; was Großmama thun konnte, will ich auch thun, wenn es mir auch noch so schwer fallen sollte. Papa wird sich darüber freuen, denn er ist, wie alle Soldaten, an die größte Pünktlichkeit gewöhnt, und ich sehe es immer an seinen zusammengezogenen Augenbraunen, wie unangenehm es ihm ist, wenn ich warten lasse.

Mutter Tietzen hat der Anna, als sie einige Tage im Hause war, die Ruprechtsage erzählt, sie räumt nämlich auch das Zimmer der alten Frau auf und sah den Pelzmärtel immer mit Staunen an. „Mein Kind,“ sagte die gute Alte, nachdem sie erzählt hatte, „behalte Dir die Geschichte, sie

ist gar schön. Ruprecht war ein ehrenwerther Mann, an dem sich jeder Mensch, der Herr wie der Diener, ein Beispiel nehmen kann. Ruprecht verlangte nicht nach Macht und Größe, nicht nach Reichthum, verlangte nicht selbst Herr zu sein, er wollte dienen, aber dem größten Herrn wollte er dienen. Das mag sich Jeder merken, der zum Dienen geboren ist. Es kann nicht Jedermann Herr sein; damit Einer befehlen kann, muß der Andere gehorchen; und heutzutage möchte Keiner gehorchen, Jeder möchte dem eigenen Sinne folgen. Ruprecht war aber auch außerdem noch ehrenwerth und dient abermals als Beispiel: er haßte die Lüge; als der Teufel ihn belogen hatte, verließ er ihn. Merke Dir das auch, mein Kind; die Lüge ist der Helfershelfer aller Sünden. Wer nicht lügen kann, der muß sich hüten unrecht zu thun, denn das Unrecht kommt sonst gleich an den Tag; wer seine sündhafte Handlung verbergen will, muß lügen können, folglich ist die Lüge an sich eine Sünde und noch dazu der Helfershelfer der andern." Ist es nicht sehr gütig von der Mutter Tietzen, dem jungen Mädchen so treffliche Lehren zu geben? Anna sah auch ganz bewegt aus und sie erwiderte: „der Vater kann die Lüge auch nicht leiden, er sagt mir's immer, daß ich bei der Wahrheit bleiben soll."

Anna trägt an Wochentagen und Sonntags denselben Anzug, denn ihr schwarzes Einsegnungskleid zieht sie nur zur Kirche an. Mir thut das leid, ich möchte ihr gern eines von meinen Kleidern schenken. Ich hatte das blaue Batistkleid ausgesucht, es ist schon ziemlich verwaschen, Du erinnerst Dich auf dasselbe, es hat drei breite Säume als Besatz und diese sind mit Spitzchen umnäht. Madame Werner hat mir aber gerathen, das Geschenk nicht zu machen; sie sagt, wenn ich Annen Sachen gebe, wie ich sie trage, so zeige ich ihr den Weg, sich über ihren Stand hinaus zu kleiden, und das sei der erste Schritt zu ihrem Unglück. Jeder Mensch müsse sein Verhältniß genau kennen und darin bleiben. Dasselbe sagte mir auch Mutter Tietzen. „Ach, mein Herzchen," sprach sie kopfschüttelnd, „Du hast wohl die Geschichte von mir und dem Handschuhmacher vergessen, lasse doch nur ja die Anna im Leinwandrock. Du mußt recht vorsichtig sein; wer ein Dienstmädchen hat, dem ist eine große Verantwortung auferlegt; zu manchem Unrecht, welches eine Dienerin begeht, hat ihre Herrschaft den Grund gelegt, ohne daß sie es ahnt. Es ist eine Gutmüthigkeit, wenn die Frau des Hauses hier ein Band, da einen Kragen ablegt, um es ihrem Dienstmädchen zu geben; aber besser ist's, sie verbrennt den Plunder und schenkt dem Mädchen ein Stück Wäsche, um ihr zu lehren, was ihr ziemt. Der

Dünkel kommt ohnehin auch über die Mädchen, aber die Herrin soll wenigstens nicht die Sünde auf sich laden, sie zu verführen."

Liebe Tante, manchmal ist mir ganz bange, wenn ich nur Annen nicht verderbe! lieber Gott, ich bin selbst noch so unerfahren, ich muß wirklich alle Gedanken und Worte und Thaten auf die Waagschale legen.

Ich habe für Anna eine Sparbüchse gekauft, natürlich für mein Taschengeld. Sie soll es machen, wie Mutter Tietzen es nach dem Vorfall mit dem Handschuhmacher machte, sie soll ihr Geld sparen. Nur für Schuhe und andere nöthige Sachen darf sie ihre Kasse angreifen; ich werde darauf mein Augenmerk haben. Die Sparbüchse steht in meinem Schreibtisch, aber Anna hat den Schlüssel dazu. Ich habe ihr einen Heckpfennig hinein gethan und dann habe ich ihr ein kleines Büchelchen, „der Heckpfennig," gekauft, um ihr Lust zu machen Geld zu sparen. Zu Weihnachten will ich den Papa bitten, ihr nur immer gediegene, nützliche Sachen zu schenken, er wird es gern thun, wenn ich ihm sage, wie Großmama gehandelt hat. Anna soll auch ein Ausgebebuch führen, so wie ich; heute habe ich ein kleines Buch für sie genäht und die Linien gezogen, wie sich's für ein Contobuch gehört. Das Buch liegt in ihrem Nähtisch und eine Feder dabei. Ich sagte Dir noch nicht, daß ich der Anna einen Nähtisch eingerichtet habe. Ihre kleine Stube liegt zwischen der meinen und der von Madame Werner; es ist eigentlich nur ein Durchgang, ganz einfach; durch eine Gardine ist der Raum in zwei Hälften getheilt, der eine ist Durchgang geblieben, der andere ist Annens Wohnung; es steht ihr Bett darin, eine Kommode, die Papa ihr zur Benutzung gegeben, und ein kleiner Tisch, an dem sie arbeitet. In den Tischschub habe ich weißen und schwarzen Zwirn gethan, Nähnadeln und eine Scheere, denn sie kam in den ersten Tagen immer meine Scheere zu borgen und — vergaß sie oft abzugeben; wenn ich sie brauchte, mußte ich erst suchen. „Tout comme chez nous," sagt ja ein Sprüchwort; aber ich muß hier sagen: „tout comme chez vous!" Wir Pensionairinnen borgten uns oft die Scheere von Dir, liebe Tante, vergaßen sie zurückzugeben und nöthigten Dich sie zu suchen.

Die Gegend ist hier sehr hübsch, wie würde sie Dir gefallen, liebe Tante, da Du die Berge so gern hast. Papa fährt oft mit Madame Werner und mir spazieren, wir steigen dann aus und gehen in die Schluchten tief hinein, oder auf die Höhen hinauf. Es soll auch eine Parthie auf die Schneekoppe und über den Kamm des Gebirges gemacht werden, aber dazu wird es in diesem Jahre kaum noch kommen, denn die Koppe wird

nächstens wirklich Schneekoppe sein, so kalt ist es schon. Papa läßt schon warme Decken in die Stuben legen und die Oefen einrichten.

Ich habe nun einige Bekanntschaften gemacht; ein hiesiger Kreisrichter hat zwei Töchter in meinem Alter, sie werden wohl mein Umgang werden. Der Prediger hat eine junge Frau, und deren Schwester lebt im Hause, die ist auch wieder für mich. Ich wünschte, ich wäre schon näher bekannt mit Allen, denn jetzt ist mir noch nicht heimlich in ihrer Gesellschaft. Ich wollte, ich hätte einige Deiner Pensionairinnen hier. Ach! das wäre prächtig, wenn die Anstalt am Orte wäre und ich Dich und Betty und Jenny und Julie rc. rc. hier hätte. Luftschlösser! Seifenblasen!

Denke Dir, liebe Tante, was mir heute begegnet ist: Anna näht Hemden für mich, sie hat das Nähen ordentlich gelernt, nicht etwa bei ihrer Mutter, die es wohl kaum gut versteht, sondern bei einer Nähmamsell. Nun sollte sie die Aermel einnähen, aber wußte nicht die Spitze unter dem Arme mit dem schrägen Seitentheil recht egal zu verbinden, d. h. den Spätling einzusetzen, sie hatte schon zweimal getrennt und kam endlich zu mir, mich um Rath und Hülfe anzusprechen. Liebe Tante, Du weißt, daß diese Aermelspitze immer eine Klippe war, an der ich in der Nähstunde scheiterte. Ich wurde blutroth, denn ich schämte mich Annen zu sagen, daß ich nicht klüger sei als sie; aber es half nichts, ich mußte mir diese Blöße geben, mußte eingestehen, ich wisse keinen Rath zu ertheilen und ich schickte sie zu Madame Werner. Wie ärgerte ich mich, daß ich in der Anstalt nicht besser aufgepaßt hatte; aber nun will ich auch gleich ein Paar Hemden selbst nähen und die Klippe soll glorreich umschifft werden. Anna ist, wie gesagt, recht gut, doch sehr langsam, und sie versäumt viel Zeit, z. B. bei dem Aufräumen meiner Stube; auch sitzt sie gar zu gern in der Küche und schwatzt mit der Jette und Rose, sie kommt oft vor elf, zwölf Uhr nicht zur Arbeit. Diese Nachlässigkeit darf ich nicht dulden, sagt Madame Werner, und ich habe sie schon einige Mal gescholten. Das Schelten geht mir wirklich gut von Statten, Du solltest nur sehen, wie ich's mache. Erst stelle ich mich ganz gerade hin, dann sehe ich Annen von Oben bis Unten an, dann geht's los! neulich habe ich sie sogar ein dummes Ding genannt; aber das hat sie übel genommen, sie fing an zu weinen. Liebe Tante, ich erschrak darüber so sehr, daß ich ihr beinahe um den Hals gefallen wäre, um abzubitten.

Mein Tantelinchen, ich bin gestern sehr an Dich gemahnt worden, Du bist so rücksichtsvoll, hast auch Deine Zöglinge stets an Rücksichten gewöhnen wollen. Wie oft hast Du uns gesagt, daß wir nicht immer nur

an die eigene Annehmlichkeit und Bequemlichkeit denken sollen. Die Schirmgeschichte z. B. wiederholte sich so oft und wir bekamen immer dieselbe Lehre zu hören und vergaßen sie immer wieder. Wenn wir weite Spaziergänge machten, sagtest Du stets: „Kinder, Jedes nehme seinen Regenschirm mit!“ Wer nicht Lust hatte ihn zu tragen, bekam noch eine Mahnung: „Wenn Du Deinen Schirm nicht mitnimmst, giebst Du zu verstehen, daß Du im Nothfall mit unter dem Schirm einer andern Pensionairin gehen willst, die vorsichtiger war, als Du. Das ist eine Unhöflichkeit, Du läßt sie die Unbequemlichkeit tragen, willst den Vortheil aber theilen, und zwar zu ihrem Schaden, denn sie kann sich, wenn zwei unter einem Schirm gehen, nicht genug schützen.“ Ja, so hast Du auch mir oft gepredigt, liebe Tante, und ich habe mich doch wieder vergessen. Vor einigen Tagen gingen wir aus, Papa nahm eine Tochter des Kreisrichters mit, aber Madame Werner hatte nicht Zeit uns zu begleiten und blieb zu Hause. Wir wollten einen weiten Spaziergang machen. Pauline, die Kreisrichterstochter, hatte ihren Regenschirm mitgenommen, ich sah es, aber dennoch vergaß ich den meinen. Wir waren weit gewandert, da kam ein arges Gewitter. Papa spannte seinen Schirm auf und eilte schnell voraus, denn er hatte Kopfschmerzen und wollte bald in Ruhe kommen, wir Mädchen blieben mit dem Gebirgsführer weiter zurück. Die gute Pauline nahm mich unter ihren Schirm und war so freundlich dabei. Aber ich werde eine Lehre davon für's Leben behalten! Denke Dir, Pauline hatte einen hübschen weißen Hut auf, mit grünem Bande, der Schirm war nicht groß genug gewesen, uns Beide vollständig zu decken, das Wasser war von ihm abgelaufen, auf das grüne Band herab und hatte es gänzlich verdorben, und nicht das Band allein, sondern auch den Hut, den es grün gefärbt hatte. Ich führte Pauline nach Hause und war noch dabei, als sie von ihrer Mutter ausgescholten wurde. Sie wollte sich entschuldigen und zeigte auf mich, das machte aber das Uebel ärger und ich schämte mich sehr. Am liebsten hätte ich meinen Hut, der fast trocken geblieben war, abgenommen, um ihn Paulinen als Ersatz für den ihren zu geben, aber das wäre wohl gegen alle Schicklichkeit gewesen. Es ist wahr, ich bin sehr unvorsichtig und flatterhaft; Papa nennt mich oft Flatterlieschen, weil ich so vergeßlich und zerstreut bin, das ist ein viel zu guter Titel, Papa scherzt; und ich verdiene Zurechtweisung. Das kann ich aber versichern, liebe Tante, einen Regenschirm werde ich so leicht nicht wieder vergessen mitzunehmen. Die arme Pauline! meinetwegen hat sie die Schelte bekommen.

Liebe Tante, mein letzter Brief schloß mit einer Strafrede gegen mich selbst, und der Deine beginnt mit einer Strafrede. Also Du meinst, ich solle Anna lieber von Madame Werner schelten lassen, es stehe einem jungen Mädchen nicht wohl an, die Leute hart anzureden, und ich habe kaum ein richtiges Urtheil und solle mich lieber damit begnügen, ein gutes Beispiel zu geben, wie Mutter Tietzen mir gerathen habe. Ich solle Mutter Tietzen fragen, ob Großmama, wenn sie von ihren Leuten Fleiß gefordert, nicht auch fleißig gewesen sei. Man dürfe von Anderen nicht verlangen, was man nicht selbst leiste. Du erinnerst mich daran, daß ich sehr die Gewohnheit habe, meine Zeit zu verträumen, ich solle doch ja auf mich achten, ob ich denn bei Zeiten mit meiner Arbeit beschäftigt sei, mit dem Klavierspielen, mit Zeichnen, Schreiben oder Nähen. Wenn Anna, die auf mich angewiesen sei, mich müßig sähe, werde sie nur zu gern nachahmen. — Aber, liebe Tante, meine Zeit gehört doch mir, der Anna gehört ihre Zeit nicht, sie hat sie uns ja vermiethet. — — — Ich habe der Mutter Tietzen die ganze Sache erzählt. Sie verstand mich erst nicht recht, weil ich sagen mußte, was ich geschrieben, was Du geschrieben, was ich dann gedacht habe; es war schwer, durch das Horn so eine lange Geschichte in ihr taubes Ohr zu schreien. Als sie aber Alles begriffen hatte, sagte sie: „Deine Tante, mein Herzchen, muß Deine Großmutter gekannt haben, sie weiß ja genau, wie sie gehandelt hat. Freilich war sie fleißig vom frühen Morgen an. Ihre Finger waren niemals müßig, es konnte Keiner von uns Leuten sagen, daß wir's schwerer hätten im Leben, als sie. Sie griff jede Arbeit mit an, selbst bei der Wäsche half sie, als sie jung war. Und weißt Du, mein Herzchen, was sie mir einmal sagte, als ich mich über ihren Fleiß wunderte? sie sagte: „„liebe Tietzen, wenn ich auch meine Zeit weder verkauft noch vermiethet habe, so gehört sie mir doch nicht, sie gehört dem lieben Gott, er giebt mir jede Stunde, die ich lebe, und er frägt mich einst, was ich damit angefangen habe."" Was Großmama der Mutter Tietzen geantwortet hat, hast Du mir auch oft gesagt, und ich hätte mir vorhin die Bemerkung über meine Zeit ersparen können. Verzeih, liebe Tante, daß ich meinte, Dich belehren zu können.

Es ist nun Winter, Schnee liegt auf den Bergen, und wir müssen gut heizen, um nicht zu frieren. Es kommen viel Bettler, Madame Werner giebt ihnen gewöhnlich Brod, oder auch warmes Essen. Mich bitten sie immer um abgelegte Kleider und um Strümpfe und Schuhe. Wenn ich nur Geld hätte; aber ich komme mit meinem Taschengelde kaum aus. Die Leute sagen, das Brod sei theuer, die Kartoffeln verdorben; das ist ja

schrecklich, wenn ich doch helfen könnte! Der arme Damastweber leidet auch Mangel. Mutter Tietzen sagte gestern, nun sei es Zeit Annens Sparbüchse aufzuschließen, sie müsse ihre Eltern unterstützen. Wie war ich da erschrocken. Denke Dir, liebe Tante, die Sparbüchse steht in meinem Schreibtische, aber — leer. — Meinst Du, das Geld sei gestohlen? — Nein, es ist gar nichts hineingethan worden, nichts liegt darin, als der Heckpfennig. Der Heckpfennig kann seine Pflicht nicht thun, wenn der Mensch ihn nicht mit der Sparsamkeit unterstützt. „Warum aber ist nicht gespart worden?“ wirst Du fragen. — Weil ich's vergessen habe, die Anna dazu anzuhalten,“ muß ich antworten; der ganze Lohn ist fort, — ausgegeben. Wofür? Hat sie denn ihre Rechnung geführt? — Nein, auch darauf habe ich versäumt zu achten. Ich sehe wohl, ich bin nicht dazu geschaffen, Jemand zu erziehen. Thätigkeitstrieb habe ich, aber keine Ausdauer, das hast Du so oft gesagt, liebe Tante, wie wahr ist Dein Ausspruch. Ich will immer das Beste, aber dabei bleibe ich stehen. Ach, ich erinnere mich, daß ich mir auch vorgenommen hatte, mit meinem Taschengeld recht gewissenhaft zu wirthschaften, um viel Geschenke machen zu können; einem Weber wollte ich Garn kaufen, dem andern Brod, und ich habe nichts gethan von alledem, — mein Geld ist auch ausgegeben. Geschrieben steht's im Contobuche, wohin mein Geld gekommen ist, mich ärgert jetzt manche unüberlegte Ausgabe. Liebe Tante, glaubst Du, daß mich meine Jugend, meine Unreifheit entschuldigt, oder werde ich mein ganzes Leben hindurch so faseln und so unzuverlässig bleiben? Ich bin recht betrübt, ich wollte, Du könntest mich heute schelten. Madame Werner wollte mich trösten, sie sagte, Papa gäbe den Armen genug; aber das gefiel mir nicht von ihr, sie muß mich nicht im Unrecht bestärken. Mutter Tietzen machte es besser, sie sprach zwar in ihrer zärtlichen Weise, aber doch streng: „Mein Herzchen,“ sagte sie, „mit vielen Handlungen zieht sich der Mensch die Strafe selbst zu, so ist's Dir eben ergangen; durch Schaden wird man klug.“ Ach, liebe Tante, das Leben ist eine schwere Schule; in der Anstalt hatte ich es leichter das Rechte zu thun, da wurde ich ja zu jeder Sache angeleitet. Das ist der Unterschied der Kinderjahre und der späteren Zeit. Jetzt bin ich frei, damals war mein Wille am Gängelbande, ich wurde von Dir geführt und hatte keine so große Verantwortung wie jetzt. Ich sprach mit der Mutter Tietzen davon und klagte, daß mich jetzt Niemand führe. Liebe Tante, die alte Frau wurde plötzlich ganz lebhaft und redete wie ein Prediger. „Führt Dich Niemand, meine Tochter?“ sagte sie. „Ueberlege was Du sprichst. Ist denn der liebe Gott nicht da, der

Heiland mit seinem Gesetz? Du bist nur so zerstreut und siehst das Gängelband nicht, an dem er Dich hält. Du nennst das Leben eine Schule, hast auch Recht; aber wie kann eine Schule gedacht werden ohne Lehrer, ohne Erzieher? Kind, Kind, derjenige Mensch nur ist ein guter Schüler, der seinen Erzieher kennt und auf sein Gängelband achtet."

Mutter Tietzen ist eine prächtige alte Frau! Liebe Tante, sie vertritt jetzt Deine Stelle bei mir, sie sagt mir die Wahrheit, sie führt mich auf den rechten Fleck. Als sie, wie ich Dir eben gesagt, zu mir geredet hatte, setzte ich mich auf ihre alten Knie, wie bei Dir als kleines Kind, und nahm ihren alten Kopf in meine Arme und drückte ihn an mich, und dabei schluchzte ich aus Herzensgrund." —

Wir müssen nun unser Annchen auch wieder in ihrem Familienkreise aufsuchen und sehen, welchen Eindruck das neue Leben im großen Hause auf sie gemacht hat. Jeden Sonntag Nachmittag durfte sie bei ihren Eltern zubringen, aber sie schlüpfte auch täglich auf ein Paar Minuten zu ihnen herum, lag ja doch das kleine Weberhäuschen ganz in der Nachbarschaft. Es konnte Niemand gegen diese Besuche etwas einwenden, nur beobachtete Madame Werner das Kind genau, sie durfte nichts unter der Schürze mit forttragen; wollte sie den Eltern irgend etwas mitnehmen, so mußte es frei und offen geschehen. Es traf sich, daß Madame Werner ein Stück Fleisch oder etwas Gemüse übrig hatte, dann gab sie es Annchen für ihre Eltern; aber sie wollte der Kleinen die Möglichkeit erschweren, auch Unerlaubtes mitzunehmen, sie konnte ja nicht wissen, daß der brave Weber seiner Tochter das selbst streng untersagt hatte. Anna plauderte sehr gern, sie wußte endlose Geschichten zu erzählen, bald vom jungen Fräulein, bald von der Mutter Tietzen, bald vom Herrn General, bald von Madame Werner. Am meisten Stoff aber lieferten die Leute in der Küchenstube. Rose und Jette standen noch nicht lange im Dienst bei dem Herrn General, waren wohl schon an zehn, zwölf verschiedenen Orten gewesen und hatten nirgends lange ausgehalten. Ueberall war man nach ihrer Meinung, zu streng gewesen, und „das kann kein Mensch ertragen," sagten sie, und darum hatten sie immer wieder in andern Häusern ihr Glück versucht. Annchen lobte die beiden Mädchen sehr, denn was sie ihr nur Gutes anthun konnten, erzählte sie, thaten sie gewiß; auch wenn Anna Schelte verdiente, verschwiegen sie, was sie begangen hatte. Dagegen war Anna ihr sogenannter „Schicketanz", ja, sie mußte nach Mamsell Rosens und Mamsell Jettens Pfeife tanzen, wurde überall hingeschickt, wo die Mädchen sich nicht selbst hinbemühen wollten. Daß Anna deshalb ihre Zeit versäumte, daß sie

gescholten wurde, wenn sie spät zur Arbeit kam, war ihnen gleichgültig. Sie wunderten sich immer, wenn Fräulein Hedwig oder Madame Werner Pünktlichkeit verlangten, lachten auch wohl über sie und meinten, Anna solle sich die Schelte abschütteln. Friedrich war auch ein sehr guter Mensch, meinte Annchen. Er gab ihr nämlich manchmal eine Pflaume oder einen Apfel, wenn Obst gekauft worden war und es der Madame Werner in die Vorrathskammer gebracht werden sollte. Er steckte ihr auch manches Stück Zucker in den Mund, aus der Zuckerdose des Herrn Generals, welche dieser stets im Zimmer hatte, da er oft Zuckerwasser trank. Das war sehr freundlich von Friedrich, meinte Annchen, und sie konnte ihm dafür schon manchmal einen Strumpf stopfen und that es auch recht gern. Sie erzählte den Eltern sehr viel, aber nicht Alles; das verschwieg sie z. B., daß Friedrich ihr Obst und Zucker gab, Dinge, die ihm nicht gehörten, und daß Rose und Jette sie veranlaßten, gegen des Fräuleins und Madame Werner's Gebot zu handeln. Annchen fühlte recht wohl, daß ihre Eltern das nicht gebilligt hätten, und sie fürchtete Vorwürfe. Die Kleine war in der Küchenstube in einer bösen Schule, die guten Lehren des Damastwebers und der gute Rath, den Mutter Tietzen oft ertheilte, sollten dort in den Schornstein geschrieben werden; das Fräulein und Madame Werner aber wurden dort möglichst wenig beachtet; von Liebe zu ihnen, von willigem Gehorsam war nicht die Rede. Wie sollten auch Leute Liebe fühlen lernen, die alle Vierteljahr die Brodherren wechselten, wie willig Gehorsam üben, wenn sie meinten, die Brodherren wollten nichts weiter, als ihren Dienstleuten das Leben schwer machen.

Mutter Tietzen hatte einst, als sie jung und leichtsinnig war, auch nichts von Liebe zu ihrer Herrschaft gewußt, hatte auch gemeint, Hedwig's Großmutter wolle ihr das Leben schwer machen, indem sie ihre Putzsucht nicht billigte und auf Ordnung hielt; aber als ihr die Augen aufgegangen waren, da war auch ihr Herz in Liebe aufgegangen und aus der Liebe war die Treue erwachsen, die nun schon viel länger als ein halbes Jahrhundert anhielt. Wie köstlich ist es, wenn eine Hausfrau in ihrer Dienerin ein warmes, festes Herz findet, auf das sie bauen kann, und wenn die Dienerin wiederum in ihrer Herrin Vertrauen und Theilnahme sieht. Wahrlich, da ist ein Freundschaftsverhältniß, das gekrönt werden sollte, und da ist es gleich, ob die Eine eine vornehme Dame, die Andere ein Bauerweib ist, das Band der Liebe reicht weiter als der irdische Standesunterschied. Aeußere Formen werden beobachtet und müssen beobachtet werden, so lange die Erde ihr Recht behauptet, aber sie sind dem warmen Herzen

gleichgültig, die Liebe stören sie nicht, diese sieht nirgends eine Fessel. — Anna war Kind, sie ahnte noch nichts von der Herrlichkeit solcher Liebe und Treue, die Leute in der Küchenstube legten es auch darauf an, solche Ahnung nicht aufkommen zu lassen. Aber Mutter Tietzen stand mit auf der Waagschale des Rechtes und Unrechtes, die Anna's Sinn auf und nieder senkte. Mutter Tietzen war sehr alt, aber ihr Geist war noch kräftig; sie hatte viel Lebenserfahrung, sie wußte, obschon sie jetzt immer in ihrem Stübchen saß, doch recht wohl, wie es unten in der Küchenstube zuging. Anna that ihr leid, das nette Kind war dort nicht gut aufgehoben, und da beschloß Mutter Tietzen ein Gegengewicht abzugeben. Sie sagte oft zu Annen: „liebes Kind, der Alten ist bange so allein, komm', setze Dich zu mir, bringe Dir aber die Arbeit mit, denn von Deiner Pflicht möchte ich Dich nicht abhalten, ich würde mich der Sünde fürchten." Wenn dann das junge Mädchen bei ihr saß, dann erzählte die Greisin und flocht allerhand gute Lehren mit ein und Anna merkte es kaum, wie sich ein Tröpfchen Liebe und Freundlichkeit nach dem andern in ihrem Herzen, neben Mißtrauen und Widerwillen, die Gaben aus der Küchenstube, niederließ. Aber Mutter Tietzen hielt ihre Reden nicht nur dem jungen, unerfahrenen Dienstmädchen, sie hielt sie auch dem jungen, unerfahrenen Fräulein. Auch dem Fräulein goß sie einen Tropfen Liebe und Freundlichkeit nach dem andern in das Herz. „Ernstliche Pflichterfüllung soll von den Dienstleuten verlangt werden, aber niemals mit Härte," lehrte sie. „Der Dienende ist auch ein Mensch mit Empfindung; weil er Mensch ist, ist er aber auch der Sünde leicht ergeben und braucht Zurechtweisung. Das Dienen ist schwer, daher ist das Sprüchwort: „„eigner Heerd ist Goldes werth"" entstanden; aber auch das Regieren ist schwer und die Last der Verantwortung für den Regierenden sehr groß. Wer einen Dienstboten hat, muß ihn in Zucht halten, aber seine Fehler mit Klugheit und Bedacht rügen, er darf nicht im Aerger schelten, sondern mit Geistesklarheit. Er soll nachsichtig sein, aber nicht schwach, streng, aber nicht hart, soll Pflichterfüllung fordern, aber zuvor mit Pflichterfüllung im Beispiel vorausgehen. Damit er aber die Kraft gewinne, dem Dienstboten gegenüber den möglichst besten Weg zu gehen, muß er jederzeit daran denken, daß er auch selbst nichts weiter ist als ein Diener, nämlich Gottes des allmächtigen Herrn der Welt." So redete Mutter Tietzen aus der Fülle ihres treuen Herzens, abwechselnd zu den jungen Mädchen. Ihre hohen Jahre, den beiden kaum dem Kindesalter Entwachsenen gegenüber, gaben ihr volles Recht, ihnen ihre gesammelten Erfahrungen mitzutheilen. Es war ein Glück für Beide.

Hedwig und Anna hatten noch viel zu lernen; wir können sie nicht auf ihrem Wege durch die Lebensschule Schritt vor Schritt begleiten, selbst das besondere Verhältniß, in dem sie einander gegenüber standen, können wir nicht verfolgen, nur bei einer Gelegenheit wollen wir sie noch beobachten und dann sie sich selbst überlassen.

Hedwig schrieb an ihre ehemalige Erzieherin:

„Liebe Tante! Anna ist nun schon drei Monate bei uns, ich habe sie liebgewonnen und sie ist gewiß ein gutes Mädchen und hat sich so schnell in alle Arbeit schicken gelernt, daß Jette entlassen werden konnte, wir haben nur die Köchin Rose behalten. Aber denke Dir, liebe Tante, wir waren nahe daran, auch Annen fortzuschicken; Gott sei Dank, daß das nicht geschehen ist, ich wäre tief beschämt dadurch gewesen und bin es ohnehin schon sehr. Madame Werner hatte Annen im Verdacht des Naschens und ich bemerkte auch, daß mir von dem Zuckerwerk, welches mir ein Onkel auf seiner Durchreise geschenkt hatte, hin und wieder etwas fehlte. „Mein Herzenskind," sagte Mutter Tietzen, „es herrscht leider unter den Dienstleuten die verkehrte Ansicht, daß das Entwenden von Eßwaaren kein Diebstahl sei; es ist allerdings aber auch ein Diebstahl, denn Stehlen heißt: im Geheimen etwas nehmen, was Einem nicht gehört, es sei, was es sei. Aber denke Dir, mein Kind, einen Menschen, dem Naschwaare selten geboten wird, vielleicht niemals, wie groß ist bei dem die Lust, auch einmal zu kosten, was wohlhabenderen Leuten so gut schmeckt. Es liegt hierin keine Entschuldigung für den, der da stiehlt, aber es macht doch den Diebstahl begreiflicher, und der Wohlhabende, welcher Naschwaare hat, soll überlegen, welcher Verführung er denjenigen Entbehrenden aussetzt, dem er die verlockende Speise in den Weg thut. Verschließe die Sachen, welche angreifische Waare sind, dazu hast Du eine ernste Verpflichtung. Jeder Mensch ist der Sünde unterworfen, „führe mich nicht in Versuchung" soll er beten, merke Dir es wohl, räume der Anna alle Versuchungen aus dem Wege." — Ich habe also auf Mutter Tietzens Rath mein Zuckerwerk verschlossen und habe mir auch vorgenommen, mein Geld niemals offen daliegen zu lassen. Aber nun höre die schreckliche Begebenheit, liebe Tante. Es war ein Uhr, Papa liebt die Pünktlichkeit, wir sollten Mittag essen, da kamen die Töchter des Kreisrichters mich zu besuchen, Anna trat zu mir herein, sie zu melden. Daß wir zu Tisch gehen wollten, mochte ich nicht sagen, denn ich dachte, sie würden es übel nehmen, wenn ich sie nicht einen Augenblick spräche. „Ich bin nicht zu Hause," rief ich Annen leise zu. Anna blieb stehen und sah mich verwundert an; „gehe, gehe," wieder-

holte ich, „sage nur: Fräulein Hedwig ist nicht zu Hause." Nun setzten wir uns zu Tisch. Wir hatten Hühnerbraten. Papa ißt die Hühnerlebern sehr gern, und Madame Werner legt sie ihm immer vor; aber diesmal waren keine da. Friedrich wurde in die Küche geschickt, sie zu holen, kam aber ohne die Lebern zurück. Nach dem Mittagbrod ging großes Examen an. Keiner von den Leuten wollte gesehen haben, wo die Hühnerlebern hingekommen waren, und doch hatte Rose sie gebraten auf die Schüssel gelegt. Mutter Tietzen erfuhr die Angelegenheit natürlich auch, ich mußte ihr Annen rufen, denn Anna war im Verdacht genascht zu haben, sie hatte dem Friedrich die Bratenschüssel nachgetragen. Mutter Tietzen ist so herzensgut, sie möchte keinem Menschen ein Leid anthun; aber sie ist streng und möchte auch jedem Menschen scharf in's Gewissen reden. Als Anna vor ihr stand, zeigte sie auf Knecht Ruprecht, der, wie ich Dir erzählte, in ihrer Stube steht. „Liebes Kind," sagte sie, „der Ruprecht ist eine Zeit lang dem Teufel, das heißt so viel als der Sünde nachgegangen, dann, als er den Herrn der Herren erkannt, hat er die Sünde verachtet und hat sich von ihr gewendet. Der Ruprecht ist für alle Zeiten ein schönes Beispiel, wir müssen ihn hoch achten. Liebes Kind, daß der Ruprecht der Sünde gedient hat, ist ihm vergeben worden; so wird auch jetzt jedem Menschen vergeben, wenn er sich vom Unrecht abwendet. Du warst so schwach, im Augenblick der Versuchung, welche der duftende Braten Dir bot, nicht widerstehen zu können. Ein Bekenntniß der Schuld würde Dich gedemüthigt haben, würde Dir aber eine Warnung geworden sein. Statt zu bekennen, lügst Du.

Anna mochte sich schämen, aber sie hätte sich gern entschuldigt; da ihr Mutter Tietzen die Möglichkeit fast aus der Hand nahm, war sie ärgerlich und rief, in Thränen ausbrechend: „Fräulein Hedwig lügt ja auch!"

Wie war ich entsetzt. „Pfui, Anna!" sagte ich, „das war recht häßlich von Dir, ich hasse die Lüge."

„Aber Sie haben mir doch sogar befohlen zu lügen," erwiderte sie, „Sie waren zu Hause, als die Fräuleins von Kreisrichters kamen, und ich mußte bestellen, Sie seien ausgegangen."

Nun war ich noch mehr entsetzt, denn Anna hatte Recht; aber wie oft hatte ich diese Entschuldigung ohne Weiteres aussprechen gehört, sie ist so an der Tagesordnung. Ich wußte nicht, was ich Annen in meiner Verlegenheit antworten sollte, und sagte: „das war nur eine Nothlüge."

„Es war auch eine Nothlüge," erwiderte Anna weinend, „als ich in der Angst sagte, ich hätte nicht genascht."

Nun war ich ganz verlegen! Ja, wo fängt denn die Erlaubniß zur Nothlüge an, wo hört sie denn auf? Liebe Tante, ich habe fast die ganze Nacht nicht geschlafen wegen dieser quälenden Frage. Eine Antwort fand ich nicht, und ich habe mir nur vorgenommen, recht auf meiner Hut zu sein und die sogenannten Nothlügen lieber ganz zu vermeiden. Mutter Tietzen hat noch lange mit Annen gesprochen und Anna küßte dann ihre alten Hände und sah so rührend demüthig aus, sie hat gewiß Schmerz empfunden. Ich bin recht glücklich, daß Alles wieder ins Geleis gekommen ist, denn den Gedanken hätte ich nicht ertragen, von Anna's Entlassung die Schuld zu tragen. Sie hatte zwar Unrecht gethan, aber ein großer Theil der Schuld lag an mir. Du hattest doch wieder Recht, als Du fürchtetest, ich werde meine Pflicht, dem jungen Dienstmädchen gegenüber, nicht genug beobachten. Aber ich will aufmerksamer werden, Alles, was ich mir vorgenommen hatte zu thun und leider bisher versäumt habe, will ich nicht wieder vergessen. Du sollst sehen, ich werde Beständigkeit lernen. Ich fühle es ja selbst, daß man nicht allein vernünftig denken, auch vernünftig handeln muß. Ich sehe voraus, daß mir mit Annen noch unendlich oft schwierige Verhältnisse zu überwinden kommen werden; aber wenn ich ernstlich will, dann kann ich mich beherrschen. Großmama und Mutter Tietzen sollen mir als Beispiel dienen und mein oberflächliches Wesen unterdrücken."

Mehrere Jahre waren seit den mitgetheilten einfachen Ereignissen verflossen und hatten viel in dem Familienkreise, den wir kennen gelernt haben, verändert. Hedwig war eine Waise geworden. Auch Mutter Tietzen war heimgegangen. Madame Werner und Hedwig, mit ihnen nur Anna, waren in eine kleinere Wohnung gezogen. Der General hatte kein Vermögen hinterlassen; aber er hatte sein geliebtes Kind einem edlen jungen Manne übergeben, dessen Aussichten in die Zukunft, durch seine militairische Stellung, beruhigend waren. Noch war zwar durch die Verhältnisse die größte Einfachheit für die erste Einrichtung geboten; aber Hedwig's Charakter hatte sich vortheilhaft entwickelt, ernstes Nachdenken hatte ernste Thatkraft und Beständigkeit hervorgerufen; so durfte sie sich zutrauen, als Hausfrau auch in beschränkten Verhältnissen, ihre Pflicht zu erkennen und zu thun. Für die Summe Geldes, welche der General zur Ausstattung seiner Tochter, während der letzten Jahre seines Lebens erspart, hatte Madame Werner in praktischer Weise, die erforderlichen Sachen zu der neuen Einrichtung eingekauft. Anna wollte die junge Hausfrau in die ferne Stadt, in

welcher ihr Gatte stand, begleiten. Einfach sollte die Einrichtung sein, also war Anna bestimmt, die einzige Dienerin in dem neuen Haushalt zu werden; aber sie hatte Muth und Freudigkeit, denn Madame Werner war ja ihre Lehrerin auch in der Küche geworden. Die letzten Jahre hatten für sie, wie für Hedwig reiche Früchte getragen; Mutter Tietzen war ihr Vorbild geworden. Fehlerfrei war Anna nicht; aber sie hatte einen klaren Blick in ihr Verhältniß gewonnen, und Demuth und Liebe in ihr Herz, und da konnte sie wohl mit Vertrauen ihre Herrin begleiten, die nachsichtig und liebreich war, wenn sie auch gewissenhafte Pflichterfüllung forderte. Mutter Tietzen hatte Annen ihren Kasten mit Wäsche, ihre Betten und den Knecht Ruprecht vermacht. „Befolge sein Beispiel," hatte sie ihr oft wiederholt, „diene, wie er, dem rechten Herrn."

Als Hedwig mit ihrem Gatten am Tage ihrer Verbindung vom Kirchhofe zurückkehrte, wo sie die Gräber ihres Vaters und der Mutter Tietzen bekränzt hatte, trat ihr Madame Werner mit einem Schreiben entgegen. Es enthielt die Zusicherung einer lebenslänglichen Rente von 200 Thalern für Hedwig, und einige Worte von der Hand der alten verstorbenen Dienerin ihrer Familie, diese lauteten:

„Die alte Tietzen ist beinahe hundert Jahre alt, sie hat keinen Verwandten mehr auf Erden. Ihr Herz hängt am Kinde des Mannes, den sie wie einen Sohn liebte. Als seine Hedwig geboren war, hat die alte Tietzen für des Kindes Zukunft gesorgt und ihren Sparpfennig in eine Rentenkasse gethan. Wenn man Zins auf Zins legt, wächst ein Kapital unerhört schnell. Ich habe noch jährlich hinzugethan, was ich übrig hatte, und ich brauchte wenig. Alles soll für meine Hedwig. Der Herr segne sie!"

Frauenbilder aus der Geschichte.

V.

Elisabeth Stuart,

Kurfürstin von der Pfalz und Königin von Böhmen.

Von

Subrector Schwarze.

Haben uns die bisherigen Frauenbilder mit dem Leben einiger Königinnen des Auslandes bekannt gemacht, so soll uns diesmal unsere Erzählung



Zu: Elisabeth Stuart.

nach Deutschlands Gauen führen und zwar zuvörderst zu der lieblichen Neckarstadt Heidelberg.

Heute noch wie früher lockt Neugier und Reiselust zahlreiche Fremde dorthin, noch jetzt wie seit fast fünfhundert Jahren vereinigt der wohlverdiente Ruf ihrer Universität dort wißbegierige Musensöhne aus allen Gegenden Deutschlands und selbst des Auslandes; und doch hatte Heidelberg zu der Zeit, von der wir sprechen wollen, im siebzehnten Jahrhundert nämlich, noch eine andere Bedeutung als Residenz der Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein aus dem mächtigen Geschlechte der Wittelsbacher, von welchem eine andere jüngere Linie das damalige Herzogthum Baiern besaß und in München residirte. Das Ländergebiet der Pfalzgrafen bestand zur Zeit ihrer größten Macht aus zwei gesonderten Theilen, der sogenannten Oberpfalz an Böhmens Grenzen, das Flußgebiet der vom Fichtelgebirge kommenden Naab umfassend, und der Unter- oder Rheinpfalz diesseits und jenseits des Rheins, da wo der Neckar in denselben mündet. Vergebens sucht man auf den heutigen politischen Karten Deutschlands diese Gebiete als selbständige Herrschaften; sie bilden vielmehr ungefähr in dem frühern Umfange und jetzt wieder mit den früheren Namen zwei Kreise des Königreichs Baiern; denn allmälig sind sämmtliche wittelsbachische Länder älterer und jüngerer Linie zu Einem Lande und unter Einen Regenten vereinigt. Nur Heidelberg mit seiner Umgebung ist durch die politischen Verhältnisse Deutschlands am Anfange dieses Jahrhunderts unter badische Hoheit gekommen.

Dort aber auf jener Anhöhe, die Heidelberg beherrscht, mit ihrer herrlichen Aussicht auf die Gebirgszüge des Schwarz- und Odenwaldes, auf die Stadt zu ihren Füßen, auf das Thal des Neckar, der zwischen jenen Höhen sich hindurch zur Ebene drängend, in breiten Ufern dahinrauscht, wie unwillig der Brücke Joch tragend, welche in vielfachen Bogen über ihn geschlagen ist, und nach einigen Meilen seine Wellen bei Mannheim dem Vater Rhein zuführend, zahllosen Schiffen eine natürliche Straße des Handels — auf jener Anhöhe, dem sogenannten „Jettenbühel", erhob sich stolz und massenhaft in gewaltiger Ausdehnung der alten Pfalzgrafen Stammschloß. Von Geschlecht zu Geschlecht hatte Kunstliebe und Baulust sich bei ihnen gleichsam vererbt, und durch Jahrhunderte hindurch hatten sie auf dem Schloßberge einen Prachtbau an den andern gereiht, so daß durch Großartigkeit und imposante Lage wohl wenig Residenzschlösser mit dem Heidelberger wetteifern konnten. Durch die Verwüstungen des Krieges und den zerstörenden Zahn der Zeit ist jener Schloßbau zur Ruine geworden.

aber wie hier die Natur noch dasselbe herrliche Panorama dem entzückten Auge darbietet, so legen auch noch heute jene Trümmer ein redendes Zeugniß ab von der früheren Macht seiner Erbauer und Besitzer.

Am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts residirte daselbst der Kurfürst und Pfalzgraf Friedrich IV. Seine Gemahlin war Luise Juliane, eine Tochter des berühmten Wilhelm und Schwester des Moritz und Friedrich Heinrichs von Oranien, deren Namen so eng mit dem Befreiungskampfe der Niederlande gegen Spanien verknüpft sind. Den frommen und wackern, durch eigene Macht und jene Verwandtschaft angesehenen Friedrich IV. hatten die protestantischen Fürsten zu ihrem Bundeshaupte erwählt, als sie sich zum Schutz ihrer Rechte zu jener Union verbanden, der bald unter Herzog Maximilian von Baiern, Friedrichs Stammesvetter, die katholische Ligue sich gegenüberstellte; denn schon hatten Irrungen mannigfacher Art den durch den Augsburger Religionsfrieden bezweckten friedlichen Verkehr beider Confessionen zu wiederholten Malen im deutschen Reiche gestört.

Zu früh starb Friedrich IV. im Jahre 1610; denn sein Sohn und Nachfolger Friedrich V. zählte damals erst vierzehn Jahre. Verwandte und Freunde nahmen sich des jugendlichen Fürsten mit Rath und That an und ließen es ihr besonderes Augenmerk sein, die Stellung desselben an der Spitze der protestantischen Union durch eine vortheilhafte Heirath noch mehr zu kräftigen. In dieser Beziehung vor Allem erwünscht schien eine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter des Königs von Großbritannien, Jakob I., der selbst ein Sohn der Maria Stuart, nach dem Tode der englischen Königin Elisabeth, die von seinen Vorfahren ererbte Krone von Schottland mit der Englands vereinigt hatte.

Freilich fand in London der pfälzische Heirathsplan einigen Widerspruch an dem Stolze der Königin Anna. Diese war eine Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark und nannte spöttelnd schon im Voraus ihre Tochter „liebe Pfalzgräfin“, um sie daran zu erinnern, daß sie durch ihre Verbindung mit dem Pfalzgrafen von der Stufe königlicher Hoheit herabsteigen müsse. Nichtsdestoweniger trugen bei den protestantischen Gesinnungen des englischen Landes und Königspaares die Anträge Friedrichs V. den Sieg davon über mächtige katholische Mitbewerber, wie den König von Spanien und den Herzog von Savoyen, und endlich des Erfolges seiner Werbungen gewiß, trat Friedrich nun selbst seine Brautfahrt an nach jenem Insellande.

Am 14. Februar 1613 fand unter glänzenden Feierlichkeiten die Vermählung des jungen Paares Statt, an dem die völlige Uebereinstimmung

des Alters überraschen mußte — Elisabeth war geboren am 19. August 1596, Friedrich am 16. August desselben Jahres — und bald darauf führte Friedrich „die Perle von England", wie man sie nannte, zunächst nach dem Haag, sie dort seinen oranischen Verwandten vorzustellen und endlich nach seiner Residenz Heidelberg in das Stammschloß seiner Ahnen.

So wurden die Geschicke der englischen Königstochter Elisabeth Stuart an die des pfälzischen Hauses geknüpft, und sie war bestimmt, die Zeit des höchsten Glanzes, sowie der größten Drangsale desselben zu durchleben; auf die kurzen Tage ihres Glückes folgte für sie eine um so längere Prüfungszeit; aber durch die innige Anhänglichkeit an ihren Gemahl im Glück und Unglück, durch die zärtliche Sorgfalt, die sie während eines langen Wittwenstandes ihren zahlreichen Kindern widmete, zeigt sie uns ein Bild edler und schöner Weiblichkeit, dem man um so mehr seine Schwächen zu verzeihen geneigt ist.

Als eine solche Schwäche aber muß man es bezeichnen, daß Elisabeth allzu geneigt war, mit leichtem Sinn das Leben nur von seiner heiteren Seite aufzufassen, und wie überhaupt eine große Uebereinstimmung in dem Charakter der beiden Gatten bestand, so theilte auch ihr jugendlicher Gemahl diese Richtung, welche ihn die trüben Wolken vergessen ließ, die sich damals an Deutschlands politischem Horizont aufthürmten.

Gastfrei standen die prächtigen Hallen des Schlosses den vielen Fremden offen, die von den verwandten und befreundeten Höfen dort zusammenströmten, wochenlang dauerten oft die Jagden in den herrlichen Forsten, und in nicht haushälterischer Weise suchte Friedrich, dem Beispiel seiner Vorfahren folgend, die Baulichkeiten und Umgebungen seines Schlosses zu erweitern und zu verschönern. Auf dem angrenzenden Frisenberge wurden mit unglaublicher Mühe Gartenanlagen auf dem kahlen Felsen geschaffen, Bäume eingesenkt, Grotten, Fischteiche, Springbrunnen angelegt. So waren einige Jahre verflossen, da kam der Ernst der Wirklichkeit über die glücklich Träumenden.

Aus dem fernen Böhmenlande, welches damals noch nicht gar lange unter Oestreichs Hoheit stand und von den Kaisern seine politischen und religiösen Rechte durch den sogenannten Majestätsbrief sich hatte verbürgen lassen, erscholl wunderbare Mähre: die katholischen Stände hätten zwei protestantische Kirchen zu Klostergrab und Braunau geschlossen, die Böhmen dafür auf der Schloßburg zu Prag am 23. Mai 1618 zwei kaiserliche Räthe aus den Fenstern des dritten Stockwerks 28 Ellen hoch herabgestürzt, diese aber seien unverletzt davongekommen; jetzt aber stehe ganz Böhmen

unter Waffen, wie damals, als vor zweihundert Jahren die Flammen von Johann Hussens Scheiterhaufen von Costnitz her seine Anhänger in Böhmen zu wilden Kämpfen entzündeten.

Weiter hörte man von dem Tode des Kaisers Matthias, von dem Widerstand, den die Böhmen seinem Neffen und Nachfolger in Oestreich, Ferdinand von Steiermark, entgegensetzten, und während dieser in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt und als Ferdinand II. gekrönt wurde, hielten zu gleicher Zeit, auf ihre alten Rechte sich berufend, die Böhmen mit den verbündeten Schlesiern, Lausitzern und Mähren zu Prag eine Wahlversammlung und übertrugen am 27. August 1619 ihre Krone dem Führer der Union, dem Verwandten mächtiger Fürstenhäuser, dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, als sei er am besten im Stande, ihre Rechte zu schützen.

Wenn wir hören, daß Friedrichs Gesandter in Prag für ihn gesprochen habe, so kann man nicht sagen, daß ihm diese Nachricht unerwartet kam, und dennoch schreckte er jetzt im entscheidenden Augenblick zurück vor den Folgen, welche diese Entwickelung der Dinge für ihn haben konnte. Es wird wohl erzählt, als habe Elisabeth den Stachel des Ehrgeizes in das Herz ihres Gemahls gedrückt, indem sie ihn aufforderte, einer Königstochter auch eine Königskrone auf's Haupt zu setzen; sie wolle lieber an königlicher Tafel darben, als schwelgen an kurfürstlicher. Vielmehr stellt sie in ächt weiblicher Weise in einem Briefe aus jener Zeit, der noch vorhanden, die Entscheidung ihrem Gemahl anheim, bereit zu leiden, was Gott verordnen werde. Aber der Mensch ist oft geneigt, das für einen Wink der Vorsehung zu halten, was der Wunsch des eigenen stolzen Herzens ist, und nach Höherem zu streben, auch da, wo die Forderungen strenger Gerechtigkeit und Sittlichkeit Gefahr laufen, verletzt zu werden. So lieh auch Friedrich viel mehr denen sein Ohr, welche ihn aufforderten, die dargebotene Krone anzunehmen und den bedrängten protestantischen Böhmen seine Hand zum Schutz zu bieten, als der warnenden Stimme mehrerer Fürsten und Räthe und vor Allem seiner vortrefflichen Mutter Luise Juliane. Und so schnell wurden alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, daß schon nach vier Wochen, am Ende September, Friedrich bereit war, mit seiner Gemahlin und seinem ältesten damals sechsjährigen Sohne Friedrich Heinrich nach Böhmen zu ziehen, während seine zwei jüngeren Kinder unter Obhut seiner Mutter in Heidelberg zurückbleiben sollten. Mit Gefühlen voll banger Ahnung nahm diese Abschied von ihm. „Nun zieht die Pfalz nach Böhmen," rief sie aus, als er mit den Seinigen, gefolgt von einer glän-

zenden Schaar Ritter, die Hallen seines väterlichen Schlosses verließ, um sie nie wieder zu betreten. Sich selbst und seine Gemahlin schleuderte er aus dem ruhigen Hafen ihres häuslichen Glückes in die Strömung einer bewegten Zeit, ohne vorher weder deren Gewalt, noch die eigene Kraft gehörig geprüft zu haben.

Ueber die Oberpfalz nahm Friedrich seinen Weg; an der Grenzstadt seiner Erblande gegen Böhmen, in Waldsassen, begrüßte das königliche Paar eine Deputation ihrer neuen Unterthanen und geleitete sie über Eger nach Prag, wo sie am 31. Oktober 1619 ihren feierlichen Einzug hielten, empfangen von den Vertretern des Landes, unter denen auch eine Schaar Hussiten nicht fehlte, in ihren alterthümlichen Rüstungen, auf ihren Bannern den Kelch als Symbol ihrer einstmaligen Forderungen. Bald folgte die Krönung zu Prag, die Huldigung der mährischen Stände in Brünn, der schlesischen in Breslau und somit eine Reihe von Festlichkeiten, als könne Friedrich auf dem mit Dornen bestreuten Thron von Neuem im Schooße des Glückes sich wiegen. Der Spottname Winterkönig wurde ihm später von dieser kurzen Zeit seines königlichen Glanzes.

Denn von allen Seiten erhoben sich die feindlichen Mächte gegen ihn. Nicht lange, nachdem er die Unterpfalz verlassen, ließ Spaniens König, auf Begehren seines habsburgischen Stammesvetters, des Kaisers, von den spanischen Niederlanden aus seine Heere gegen dieselbe anrücken, und Friedrichs Mutter sah sich genöthigt, mit ihren Enkeln in Berlin Schutz zu suchen bei dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, der ihre Tochter Elisabeth Charlotte geheirathet hatte. Zur Eroberung aber von Böhmen zog Maximilian von Baiern heran, zwar ein Wittelsbacher wie Friedrich, aber des Kaisers Jugendfreund und Schwager, ihm verbunden durch Gleichheit der Religion und gewonnen durch Aussicht auf Ländergewinn. Unter ihm befehligte der später den Protestanten so furchtbare Tilly der Ligue Heer, und mit diesem vereinigten sich des Kaisers Schaaren unter Boucquoi. Friedrich dagegen hatte den rechten Augenblick versäumt, seinen Feinden entgegenzurücken; die Union, auf deren Hülfe er gerechnet, ließ den vom Kaiser in die Acht Erklärten im Stich; nur Oestreichs alter Feind Betlen Gabor von Siebenbürgen sandte einige rohe ungrische Schaaren; dem bunt zusammengewürfelten Heere mangelte Ordnung und Disciplin und zwischen seinen Feldherrn herrschte Uneinigkeit, denn Ernst von Mansfeld, den die Böhmen schon vor Friedrichs Ankunft zu ihrem Feldobersten gemacht hatten, wollte sich nicht mit dem Fürsten Christian von Anhalt vereinigen, dem Friedrich den Oberbefehl übertragen hatte, und blieb mit

seinen Truppen in Pilsen. So rückte ein überlegenes feindliches Heer zum Angriff heran gegen das Lager, welches Christian von Anhalt auf dem weißen Berge am linken Ufer der Moldau unter den Mauern Prags bezogen hatte.

Am 8. November 1620, an einem Sonntag, dem 23sten nach Trinitatis, geschah die entscheidende Schlacht. Glücklich wurde der erste Sturm zurückgeschlagen; aber im Kampfgetümmel ward der junge Fürst von Anhalt, des Oberfeldherrn Sohn, gefangen; die Ungern ergriffen die Flucht und rissen die Uebrigen mit sich fort; in wildem Ungestüm drängten sich die Schaaren zu Prags Thoren, Schutz zu suchen hinter seinen Wällen und Mauern. In einer Stunde hatte das kaiserlich-liguistische Heer den Sieg errungen.

Friedrich hatte in der Stadt dem Gottesdienste beigewohnt. Wie mußte ihn gerade das Evangelium des Sonntags vom Zinsgroschen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist," warnend und strafend berühren! Als er Mittags mit seiner Gemahlin bei Tische saß, ward er aufgeschreckt durch den Lärm der Schlacht; er eilt auf die Wälle, aber bald erkennt er hier das Geschick der Seinen. Ein achtstündiger Waffenstillstand war das Einzige, was er von Maximilian erlangen konnte; er benutzte ihn, um sich zur Flucht zu rüsten. Als hätte er vergessen, daß Mansfeld noch in Pilsen, daß neue ungrische Hülfe im Anrücken sei, daß der nahe Winter eine Belagerung des festen Prag kaum befürchten ließ, achtete er nur der gegenwärtigen Gefahr. Krone, Kostbarkeiten und Papiere zurücklassend, begab er sich mit seiner Gemahlin nach Breslau. Diese mit körperlichen Leiden und der Ungunst der Jahreszeit kämpfend, ging voraus nach Küstrin und Berlin und hierhin folgte bald auch Friedrich nach, nachdem er vergeblich versucht hatte, neuen Widerstand in Schlesien zu organisiren.

Welches Wiedersehen mit seiner Mutter am verwandten brandenburgischen Hofe! Wie war ihre Ahnung in traurigster Weise in Erfüllung gegangen! Aber auch in Berlin konnte für das flüchtige Königspaar des Bleibens nicht sein; mußte doch der Kurfürst fürchten, die Geißel des Krieges in sein eigenes Land zu ziehen. Wenngleich daher Luise Juliane in Brandenburg zurückblieb (sie starb in Königsberg im Jahre 1644), so setzten Friedrich und Elisabeth nebst ihren Kindern ihre Reise fort nach dem Haag an den oranischen Hof, der jetzt ihre einzige Zuflucht war; denn Jakob I. von England, der die Annahme der böhmischen Krone von Seiten seines Schwiegersohnes wenig gebilligt hatte, war um so weniger geneigt, sich für ihn in Krieg zu verwickeln.

Und dennoch fand Friedrichs Sache in Deutschland noch fortan ihre Vertheidiger. Mußte auch Böhmen sich dem Kaiser unterwerfen und schwer für seinen bisherigen Widerstand büßen, schloß auch Christian von Anhalt seinen Frieden mit Ferdinand II., um Verzeihung für sich und Befreiung seines gefangenen Sohnes zu erhalten, so versuchte doch Mansfeld Friedrichs Erblande zu retten. Aus der Oberpfalz durch Tilly vertrieben, zog er nach der Unterpfalz, die Spanier daraus zu verdrängen. Bald ward sie ein Sammelplatz, wohin noch mehrere kriegslustige Fürsten sich wandten, die für Friedrichs Sache, nach dem Geiste jener Zeit, beutelustige Schaaren unter ihre Fahnen herbeilockten. So der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach; so die jungen Herzöge von Sachsen-Weimar, unter ihnen der später so berühmt gewordene Bernhard; so auch der jugendliche Christian von Braunschweig. Dieser war ein Vetter von Friedrichs Gemahlin, denn ihre Mütter waren Schwestern; im Haag, wo er Kriegsdienste that, lernte er die flüchtige Königsfamilie kennen, und gerührt von der Liebenswürdigkeit Elisabeths, steckte er nach alter Ritter Weise ihren Handschuh auf seinen Helm und schwor, sein Schwert nicht einzustecken, bis er ihr die verlorne Krone wiedererkämpft. Plündernd durchzog er die reichen Bisthümer Westphalens; die silbernen Bildsäulen der Apostel aus dem Schatze des heil. Liborius zu Paderborn schmolz er zu Münzen, „um sie hinauszuschicken in alle Welt, wie ihnen geboten sei." So setzte er seinen Weg fort nach der Unterpfalz.

Selbst Friedrich schöpfte neue Hoffnung und begab sich unter mancherlei Gefahren in das Lager Mansfelds. Aber der herbeigeeilte Tilly wußte geschickt die Heerhaufen an ihrer Vereinigung zu hindern, schlug einen nach dem andern auf's Haupt bei Wimpfen und Höchst, und Friedrich, durch diese Verluste entmuthigt und auf Friedensunterhandlungen hoffend, die sein Schwiegervater für ihn mit Spanien und Oestreich angeknüpft hatte, entließ jene Heerführer förmlich seines Dienstes, deren Schaaren bald zerstreut wurden. Mansfeld und Braunschweig begaben sich nach England. Aber Friedrich sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht; die Unterpfalz kam, die Oberpfalz blieb in Feindes Hand und auf dem Reichstage zu Regensburg ward die pfälzische Kurwürde auf Maximilian von Baiern übertragen.

Von Neuem jedoch rüstete, aus Besorgniß vor des Kaisers Uebermacht, der niedersächsische Kreis und an seine Spitze als Feldoberster trat der König Christian IV. von Dänemark, der Bruder von Elisabeths Mutter Anna. Zu gleicher Zeit war in England deren Vater Jakob I. gestorben

und ihr Bruder Karl I., der ihm nachfolgte, schien mehr geneigt, für die pfälzische Sache in die Schranken zu treten. Von England unterstützt, erschienen nun auch Mansfeld und Braunschweig von Neuem auf dem Kampfsplatz. Aber außer Tilly trat ihnen jetzt noch der gewaltigere Wallenstein gegenüber, mit seinem durch eigene Mittel und Ansehen geworbenen Heere. Von ihm ward Mansfeld bei Dessau geschlagen, und sonder Rast und Ruh ein neues Feld für seine Thätigkeit suchend, starb er in der Nähe von Spalatro am adriatischen Meere, ein ächter Kriegsmann jener Zeit, stehend in voller Rüstung, auf zwei Offiziere gestützt. Auch Christian von Braunschweig ereilte der Tod in seinem Stammlande, welches er zu schützen herangezogen war. Er starb, erst 27 Jahr alt, vielleicht an Gift in Wolfenbüttel. Noch bewahrt man daselbst seinen silbernen Arm, den er sich, in einer Schlacht des seinigen beraubt, hatte ansetzen lassen; seine sterblichen Ueberreste ruhen in der dortigen Marienkirche neben denen seiner Mutter, welche der Gram über das wilde Treiben ihres Sohnes bald nach ihm dahingerafft hatte. Dänemarks König endlich, von Tilly bei Lutter geschlagen und in seinem eigenen Lande angegriffen, mußte sich in dem Lübecker Frieden bequemen, die Waffen niederzulegen, und der Kaiser konnte, nachdem alle seine Gegner das Feld geräumt hatten, durch das Restitutions-Edikt vom 6. März 1629 den Versuch machen, die Protestanten aller seit dem Passauer Vertrag gewonnenen Vortheile zu berauben.

Unterdessen lebte die pfälzische Familie theils im Haag, theils in dem benachbarten Städtchen Rhenen in stiller Zurückgezogenheit, nur spärlich von Holland und England unterstützt. Immer mehr sahen sie ihre Hoffnungen auf Wiedergewinnung früherer Hoheit dahinschwinden, und ihre Blicke von dem wilden Kriegsgetümmel abwendend, suchten sie Entschädigung in dem Frieden der Häuslichkeit und dem Gedeihen ihrer Kinder, deren der Himmel ihnen viele bescheert hatte. Aber auch in dieser Beziehung sollte die liebenden Eltern eine schwere Prüfung treffen. Von Leyden aus, wo er studirte, begleitete Friedrichs ältester Sohn Friedrich Heinrich den Vater nach dem Harlemer See, wohin einige gekaperte spanische Schiffe die bewundernde Neugier der Holländer gelockt hatten. Ein größeres Schiff stieß an die Yacht, worin der Vater und Sohn nebst mehreren anderen Personen saßen, und sie zerschellte. Der Kurprinz sank unter und vergeblich suchte der Vater ihn zu retten. Nur todt ward er wieder hervorgezogen. Elisabeth war die milde Trösterin ihres über diesen Verlust tief gebeugten Gatten.

Noch ein neuer, der letzte Glücksstern schien für Friedrich und seine

Familie aufzugehen, als Gustav Adolph in Deutschland gelandet war. Auf seiner siegreichen Laufbahn drang er auch bis zum Rhein, und Friedrich eilte zu ihm in der Hoffnung, durch ihn wieder in sein väterliches Erbe eingesetzt zu werden. Aber die vollständige Eroberung der Pfalz, noch mehr Friedrichs Wiedereinsetzung stieß auf unerwartete Schwierigkeiten, und wenig fruchtete es ihm, daß er an der Seite des siegreichen Schwedenkönigs in München einzog, welches sein Feind Maximilian hatte räumen müssen. Als Gustav Adolph seinem Geschicke auf dem Schlachtfelde bei Lützen entgegenzog, kehrte Friedrich nach dem Rhein zurück. Da traf ihn die Nachricht vom Tode des Königs in Mainz; schon leidend verursachte ihm der Schreck ein Fieber, welches ihn nach wenig Tagen am 29sten November 1632 dahinraffte; der Name seiner Gemahlin war das letzte Wort des Sterbenden. Wie sein Leben voller Unruhe gewesen, so ward auch seine Leiche, um sie nicht den Feinden in die Hände fallen zu lassen, bald hierhin, bald dorthin geflüchtet, und man vermag nicht mehr mit Gewißheit zu sagen, wo sie die letzte Ruhestätte gefunden. Kann man auch Friedrichs häuslichen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren lassen, zeigte er auch mehr Ergebenheit im Unglück, als Mäßigung im Glück, so ist er doch von dem Vorwurf nicht freizusprechen, durch die Unbedachtsamkeit, mit welcher er sich in Böhmens Angelegenheiten mischte, einen dreißigjährigen Krieg entzündet zu haben, der ganz Deutschland namenlosem Elend und politischer Erniedrigung Preis gab. Auch Friedrichs Familie sollte erst noch durch Jahre voller Trübsal hindurchgeführt werden, bis in seinen Kindern und späteren Nachkommen der alte Glanz des pfälzischen Hauses wieder auflebte.

Elisabeth war Wittwe in ihrem sechsunddreißigsten Jahre. Nachdem drei ihrer Kinder gestorben, waren jetzt noch zehn, sechs Söhne und vier Töchter, allein an ihre mütterliche Pflege gewiesen; das älteste von diesen, der Kurprinz Karl Ludwig, zählte erst fünfzehn Jahre. Eine Aufforderung ihres Bruders, des Königs Karl I., ihren Wohnsitz in England zu nehmen, schlug Elisabeth aus, denn die deutsche Sitte fordere, nach einem solchen Trauerfall ihr Hauswesen nicht zu ändern, und sie harre, ihre Familie in ihr Erbe eingesetzt zu sehen. So blieb sie in dem ihr lieb gewordenen Aufenthalte zu Rhenen, ein rührendes Bild der Entsagung früheren Glanzes und gewissenhafter Sorgfalt für das Wohl ihrer Kinder bietend. Die Pflege der Blumen war ihre Zerstreuung, auch blieb ihr eine besondere Liebhaberei für die Jagd, so daß sie einst, zu weit sich wagend auf ihrem muthigen Roß, sich plötzlich einer feindlichen Schaar spanischer Reiter gegenüber sah und

der Gefangenschaft nur durch schnelle Flucht entging. Während die heranwachsenden Söhne, zum Theil entfernt von der Mutter, ihren Studien oblagen, erblühten um dieselbe die Töchter zu edler Liebenswürdigkeit, und der Geist der Bildung, der in diesem Kreise verbreitet war, flößte Allen, die ihm näher treten durften, ein lebhaftes Interesse für die pfälzische Familie ein. Unter diesen wollen wir nur des jungen Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg — des nachherigen großen Kurfürsten — erwähnen, welcher sich nach Holland auf die Universität Leyden und in das Lager Friedrich Heinrichs von Oranien begeben hatte, vorzüglich auf den Wunsch seiner Mutter, von der wir wissen, daß sie eine Schwester des verstorbenen Friedrich V. war. So war es natürlich, daß der Kurprinz nicht selten den kleinen Hof seiner Tante Elisabeth in Rhenen besuchte, und wir hören, daß ihm seine Cousine Luise, welche ihm unter ihren Schwestern im Alter am nächsten stand, eine Zuneigung einflößte, die vielleicht eine engere Verbindung zur Folge gehabt hätte. Aber diese war nicht im Sinne seines kurfürstlichen Vaters. Nach einigen Jahren ward er nach Brandenburg zurückgerufen und er selbst, sowie sein Vaterland durfte sich um so mehr glücklich schätzen, daß er später eine andere Wahl traf, als gerade der Charakter jener Luise sich in der Folge von einer wenig günstigen Seite zeigte.

Immer enger sollte mit den Jahren der Kreis um Elisabeth werden, und die mannigfachen Schicksale, oft mehr trauriger als freudiger Art, welche ihre Kinder trafen, fielen auf das Herz der bangen Mutter zurück. Früh starb ihr jüngster Sohn Gustav, der einst nach dem großen Schwedenkönig genannt worden war; ein älterer, Eduard, trat zur großen Betrübniß der streng protestantischen Mutter in Paris zur katholischen Kirche über, um die französische Prinzessin Anna Gonzaga zu heirathen; vier andere, zeitweise sich nach England begebend, nahmen hier Theil an den traurigen Kämpfen, welche dort zwischen dem Parlament und dem König Karl I. ausgebrochen waren und mit der Hinrichtung des letzteren endeten. Karl Ludwig überbrachte diese Schreckensnachricht vom Tode seines Onkels seiner Mutter Elisabeth; im Innersten erschüttert, trug sie seit jener Zeit als trauriges Andenken einen Ring mit einem Todtenkopf und der Haarlocke des unglücklichen Monarchen.

Zu dieser Zeit hatte endlich der westphälische Friede in Deutschland dem dreißigjährigen Kriege ein langersehntes Ende gemacht. Durch Verwendung der befreundeten Mächte ward hier auch der Rechte des pfälzischen Hauses auf seine Erblande gedacht. Freilich blieb die Oberpfalz, sowie

die Kurwürde bei Maximilian von Baiern; doch die Unterpfalz ward dem ältesten Sohne Friedrichs, Karl Ludwig, zurückgegeben und für ihn eine achte Kurwürde gestiftet. Aber als der neue Kurfürst in seine Besitzungen zurückkehrte, bedurfte er bedeutender Mittel und Anstrengungen, die Wunden, die dem unglücklichen Lande durch den Krieg geschlagen waren, zu heilen. Zu wenig seiner Mutter gedenkend, ließ er dieser nur spärliche Unterstützung zufließen und die Art, wie sie angeboten ward, machte dieselbe noch weniger geneigt, ihren Wohnsitz, wie sie erst gedacht, wieder nach der Pfalz zu verlegen.

So blieb Elisabeth in Holland. Bald heirathete ihre Tochter Henriette den Fürsten Siegmund Ragoczy von Siebenbürgen, aber starb nach kurzer Ehe; ihr Sohn Philipp, der in spanische Dienste getreten, fiel bei der Belagerung von Rethel in der Champagne; zwei andere Brüder, Ruprecht und Moritz, unternahmen einen abenteuerlichen Zug nach den karaibischen Inseln; aber durch Sturm auf dem Ocean getrennt, vernahm man nie mehr Kunde von Moritz; nur Ruprecht kehrte zurück, nach wechselvollem Leben, seinen Aufenthalt in England nehmend; zwei Töchter, die ernste Elisabeth und die liebenswürdige Sophie, waren an den Heidelberger Hof zu ihrem Bruder gegangen; nachdem die erstere dort längere Zeit in dem eifrigsten Verkehr mit den Gelehrten der Universität gelebt, ward sie zur Aebtissin des protestantischen Stifts Herford bestimmt und erlebte, allgemein geehrt, ein hohes Alter; Sophie heirathete den Prinzen, nachherigen Herzog und Kurfürsten von Hannover, Ernst August. Noch eine Tochter, jene obenerwähnte Luise, war der Mutter geblieben; auch diese verließ, vielleicht der größte Schmerz für die vielgeprüfte Elisabeth, dieselbe einst plötzlich in heimlicher Flucht, um sich nach Frankreich zu begeben; später daselbst in ein Kloster eintretend, starb sie hochbetagt als Aebtissin.

So stand Elisabeth, während noch sechs ihrer Kinder unter den Lebenden, aber fern von ihr weilten, allein da, ein entlaubter Baum, selbst dem Absterben nahe. Noch ein Lichtblick für sie war die Wiedereinsetzung ihres durch Cromwels Diktatur aus England verdrängten Neffen Karl II. auf den Thron seines Vaters Karl I. Wen kann es wundern, daß jetzt die Sehnsucht nach dem Lande, wo sie ihre Jugend verlebt, sie nach England lockte? Ein Jahr, nachdem Karl II. am 29. Mai 1660, seinem dreißigsten Geburtstag, unter dem Jubel der Bevölkerung in Dover gelandet, trug auch Elisabeth ein Fahrzeug über den Kanal. Aber ihre Tage waren gezählt. Am 23sten Februar 1662, in ihrem sechsundsechzigsten Jahre, rief der Herr sie zu sich aus diesem Leben, der Vielgeprüften die ewige Ruhe zu schenken.

Elisabeths letzte Bitte an ihren königlichen Neffen, für Tilgung ihrer Schulden in Holland Sorge zu tragen, giebt einen Maßstab, in welcher Bedrängniß sie die letzten Jahre gelebt.

So endete diese Königstochter, selbst eine heimathlose Königin. Als Hülfesuchende war sie nach dreißigjährigem Wittwenstande wieder nach dem Lande gekommen, welches sie einst jung, schön und voller Hoffnungen an der Seite ihres Gemahls verlassen hatte. Und doch — so wunderbar wechseln die Schicksale einzelner Menschen, wie ganzer Familien — gerade auf Elisabeths Nachkommen schon im dritten Geschlecht sollte von den übrigen Gliedern der Stuart'schen Familie die Krone Englands übergehen. Nachdem Karl II. gestorben, sein Bruder Jakob II. vom Throne verdrängt, dessen männliche Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen und seine zwei Töchter nach kurzer Regierung kinderlos gestorben waren, brachte Elisabeths Tochter Sophie, die Gemahlin, dann Wittwe jenes Ernst August von Hannover, durch ihre Abstammung aus dem Hause Stuart das Thronfolgerecht in Großbritannien an ihren Sohn Georg I., und noch blüht dort, sowie auf Hannovers Thron sein Geschlecht. Nicht minder zählt Preußens jetziges Herrscherhaus jene Sophie und somit auch Elisabeth unter seine Ahnen; denn Sophiens Tochter, die geistreiche Sophie Charlotte, heirathete den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, der am 18ten Januar 1701 zu Königsberg sich und seiner Gemahlin die Königskrone aufs Haupt setzte.

Und wenden wir schließlich unsere Blicke nach der Pfalz, so starb zwar hier schon im Jahre 1685 mit Karl Ludwigs Sohn Karl, Friedrichs V. männliche Nachkommenschaft aus; die Pfalz kam an eine andere Linie des wittelsbachischen Hauses und ward später, wie am Eingange erwähnt, mit Baiern vereint; aber durch die Heirath von Karl Ludwigs Tochter Charlotte Elisabeth mit Philipp von Orleans, Ludwigs XIV. Bruder, ward diese die Stammmutter des Hauses Orleans, welches bekanntlich in diesem Jahrhundert in der Person Louis Philipps den Thron von Frankreich bestiegen hat. Freilich brachte gerade jene Heirath neues Unglück über die Pfalz; denn der ländersüchtige Ludwig XIV., unbegründete Ansprüche auf dieselbe erhebend, ließ das Land zu einer Wüste machen und das Heidelberger Schloß in Trümmer legen. Mannheim ward fortan die Residenz der pfälzischen Kurfürsten und als im Jahre 1764 der Kurfürst Karl Theodor daran dachte, seinen Sitz wieder auf jener herrlichen Anhöhe bei Heidelberg zu nehmen, schlug der Blitz in die gewaltigen Mauern und vollendete das Werk der Zerstörung. Aber unter den Trümmern erinnert

noch heute die Elisabethspforte durch Namen und Inschrift an die innige Liebe des Pfalzgrafen und Böhmenkönigs Friedrich V. zu seiner Gemahlin Elisabeth Stuart, „der Perle von England."

Fernrohr und Mikroskop.

Von

Dr. Moritz.

II.

In einem früheren Aufsatze haben wir es versucht, einen raschen Ueberblick der Naturwunder zu geben, die mit Hülfe der genannten Instrumente entdeckt worden sind. Jetzt beabsichtigen wir unsern Leserinnnen die Wirkungsweise dieser Werkzeuge so faßlich als möglich zu erklären. Wenn dessen ungeachtet unsere Auseinandersetzung etwas mehr Aufmerksamkeit fordert, als eine einfache Erzählung, so wird auch der Gewinn, so hoffen wir, für unsere jungen Freundinnen ein größerer sein. Die Entwickelungen der Naturwissenschaft, von denen wir Ihnen noch so Vieles und Merkwürdiges mitzutheilen gedenken, werden Ihnen viel näher treten, wenn Sie die Hülfsmittel genauer kennen, durch welche die Welten der Wassertropfen, wie die Welten ferner Milchstraßen für das Auge des Menschen aus dem Nichts hervorgerufen worden sind.

Es ist eine bekannte, aber lange nicht genug gewürdigte Thatsache, daß die sichtbaren Dinge in unsern Augen eine Größe haben, die stets mit ihrer Entfernung wechselt, daß kleine Gegenstände in der Nähe groß, große in der Entfernung klein erscheinen. Der Mond, der 466 Meilen im Durchmesser hat, erscheint uns wie ein kleiner Teller, ja die Sonne, die so ungeheuer groß ist, daß der Mond seine monatliche Reise um die Erde noch in ihrem Innern abmachen könnte, wenn sein Abstand von der Erde fast doppelt so groß wäre, als er wirklich ist; die Sonne scheint uns eben so groß zu sein als der Mond, weil dieser nur 50,000 Meilen von der Erde entfernt ist, die Sonne aber 400 Mal so weit, nämlich 20 Millionen. Bei so entfernten Dingen und bei solchen, die wir vorher nie in der Nähe gesehen haben, z. B. Gegenständen, die wir auf Reisen sehen, sind wir uns des Eindrucks von Kleinheit, den sie in einiger Entfernung auf unser Auge machen, wohl bewußt; nicht aber bei solchen, die uns fortwährend umgeben. Hier sind wir so geübt, die geringe Größe, in der sie uns oft

erscheinen, nach unserer Kenntniß der wirklichen Größe zu berichtigen, daß wir es unbewußt thun, wie man die Füße beim Tanz setzt, ohne mehr an die erlernten Regeln zu denken. Wir sehen z. B. Menschen auf der Straße nicht größer als die kleinsten bleiernen Soldaten, wir sagen uns aber in Folge einer Erfahrung, die wir seit dem Beginn unseres Bewußtseins gemacht haben, so oft und so augenblicklich, daß sie so groß und größer sind, als wir selbst, daß wir sie ungleich größer zu sehen meinen, als es wirklich der Fall ist. Wenn sich die Leserin die Mühe geben will, die Menschen, die sie auf der Straße sieht, an einer nahe vor das Auge gehaltenen Stricknadel zu messen, sowie man es beim Zeichnen nach der Natur zu machen pflegt, so wird sie über die ungeahnte Kleinheit derselben erstaunen. Dasselbe Verfahren wird sie überzeugen, daß die Größe der Gegenstände auf eine überraschende Weise wächst, wenn sie uns näher kommen, daß z. B. Personen, die im Zimmer auf- und abgehen, dicht bei uns 6—10 Mal größer erscheinen, als wenn sie entfernt sind, daß sie also abwechselnd vor unsern Augen zu Riesen wachsen und zu Zwergen einschrumpfen. Wir bemerken diese Größenveränderung auch deutlich, sobald wir uns den Dingen unter ungewohnten Verhältnissen nähern, z. B. in der Dämmerung. Der Verfasser machte einmal eine Reise auf dem Verdeck eines Eisenbahnwagens und sah dabei fortwährend die Gebäude, Menschen und Thiere, denen er sich näherte, vor seinen Augen mit Schnelligkeit emporwachsen und ebenso bei der Entfernung in den Boden verschwinden. Also es steht fest: Entfernung verkleinert und zwar in dem einfachen Verhältnisse, daß z. B. ein zehn Ellen entfernter Gegenstand uns nur den zehnten Theil so groß erscheint, als wenn er eine Elle weit entfernt wäre. In demselben Verhältniß vergrößert die Annäherung; wir sehen einen Gegenstand eine halbe Elle vor unsern Augen zwanzig Mal so groß, als wenn er zehn Ellen entfernt wäre. Wir hätten daher, und dies weiß Jedermann, keine Fernröhre nöthig, wenn wir uns jedem entfernten Körper augenblicklich nähern könnten. Ebenso gebrauchten wir auch keine Mikroskope, wenn wir in jeder Nähe deutlich sehen könnten. Wir dürften nur einen kleinen Gegenstand aus der Entfernung von 10 Zoll bis $\frac{1}{10}$ Zoll vor unsere Augen bringen, um seinen Durchmesser 100 Mal, seine Oberfläche 10,000 Mal vergrößert zu sehen. Diese Vergrößerung findet auch wirklich statt, aber wir können in so großer Nähe nichts mehr erkennen, denn ein regelmäßiges Auge sieht keinen Gegenstand deutlich, der ihm näher kommt als 5—6 Zoll. Glücklicher Weise hat man schon im hohen Alterthume die Entdeckung gemacht, daß ein kugel- oder linsenförmiges Glas oder Edel-

stein zwischen das Auge und den Gegenstand gebracht, ersteres befähigt, den letzteren in weit größerer Nähe deutlich zu sehen. Es sind auch aus dem Alterthume Edelsteine und Halbedelsteine auf uns gekommen, in welche vertiefte Figuren von solcher Kleinheit und Schönheit eingegraben sind, daß deren Anfertigung ohne Vergrößerungsgläser nicht denkbar ist. Streng genommen sind es nicht die Gläser, welche vergrößern, sondern die Nähe des Auges vergrößert die Gegenstände, aber die Gläser machen das deutliche Sehen in der Nähe allein möglich. Sie gestatten eine um so größere Annäherung und folglich eine um so stärkere Vergrößerung, je kleiner die Kugeln sind, von denen ihre Flächen einen Theil bilden. Früher bediente man sich kleiner, kaum sichtbarer Glaskügelchen, die sehr stark, aber mit großer Anstrengung für das Auge vergrößerten; jetzt bedient man sich meistens linsenförmig geschliffener Gläser, die man auch kurzweg Linsen nennt. Ein auf die beschriebene Weise durch bloße Annäherung vergrößerndes Glas nennt man gewöhnlich Lupe oder einfaches Mikroskop.

Um die Einrichtung der zusammengesetzten Mikroskope zu erklären, müssen wir uns mit einer zweiten Eigenschaft der Linsen bekannt machen. Es ist die Eigenschaft, sichtbare Abbildungen der Gegenstände darzustellen. Hält man eine Lupe, ein Brennglas, das große Glas von einem Theater-Perspectiv oder die Brille einer älteren Person nahe an eine den Fenstern entgegengesetzte Wand, so wird man einen hellen Schein bemerken, der sich bei richtiger Entfernung des Glases, die man durch Versuche leicht findet, in ein deutliches, wiewohl umgekehrtes Bild der Fenster verwandelt. Solche Bilder sind es, die durch chemische Mittel auf Metallplatten oder Papier festgehalten, unter dem Namen Daguerreotype und Photographien so wunderbar treue Darstellungen von Personen, Gebäuden und dergleichen mehr liefern.

Für unsere Zwecke ist es wichtig zu wissen, in welcher Entfernung und Größe die Bilder der Gegenstände entstehen. Je flacher die Wölbung der Linse ist, desto entfernter von ihr zeigt sich bei sonst gleichen Verhältnissen das Bild und desto größer wird es. Eine Brille oder die Linse eines größeren Fernrohrs giebt ein entfernteres und größeres Bild eines bestimmten Gegenstandes, als ein Theaterperspektiv; dieses wieder ein größeres als eine Lupe. Bei einer und derselben Linse ist das Bild um so näher und kleiner, je entfernter der Gegenstand, und umgekehrt ist es um so ferner und größer, je näher (in gewissen Grenzen) der Gegenstand ist. Das möglichst nahe und kleine Bild einer Linse giebt der entfernteste Gegenstand: die Sonne. Der Ort, wo das Sonnenbild sich zeigt, ist der

Brennpunkt der Linse, weil brennbare Gegenstände sich an diesem Bilde entzünden, seine Entfernung von der Linse heißt die Brennweite derselben. Ein leicht anzustellender Versuch wird das Gesetz, nach welchem die Bilder der Linsen entstehen, verdeutlichen und beweisen. Wir nehmen eine Linse, wenn es sein kann, von kurzer Brennweite, (sie mag beispielsweise zwei Zoll betragen) in die eine Hand, ein brennendes Licht in die andere, stellen uns in einem sonst nicht weiter erleuchteten Zimmer an die Stubenthür und versuchen, indem wir die Linse der Thüre nähern, das Licht aber ungefähr eine Elle weit davon entfernen, ein scharfes Bild der Lichtflamme an die Thüre fallen zu lassen. Unter diesen Umständen wird das Bild nahe an dem Brennpunkte, also wenig mehr als zwei Zoll von der Linse entfernt und etwa $^1/_{12}$ so lang als die Lichtflamme sein. Die Größe des Bildes ist durch ein merkwürdiges Gesetz bestimmt: es erscheint nämlich der abgebildete Gegenstand und sein Bild einem Auge, das sich an der Stelle der Linse befindet, unter allen Umständen gleich groß. Daher ist das Bild kleiner als der Gegenstand, wenn es der Linse näher ist, und größer, wenn es entfernter ist. Denn kleine nahe Dinge können eben so groß gesehen werden, als entfernte große. So ist in unserm Beispiel das Bild der Flamme zwölfmal kleiner als diese selbst, aber dafür der Linse zwölfmal näher und erscheint deshalb von der Linse aus gesehen eben so groß als die Flamme. Bringen wir das Licht nach und nach der Linse näher, so müssen wir auch die Linse allmälig von der Thüre entfernen, wenn wir ein deutliches Bild haben wollen, wobei das Bild auch allmälig an Größe zunimmt. So kommen wir endlich in eine Stellung, wo die Linse genau in der Mitte zwischen der Thüre und der Lichtflamme steht und dem Gesetz entsprechend das Bild genau so groß ist als die Flamme. Die Entfernung des Bildes und des Gegenstandes von der Linse ist dann die doppelte Brennweite, also in unserm Beispiel 4 Zoll. Wir sehen hieraus, daß zwar das Bild sich bei der Annäherung des Gegenstandes an die Linse allmälig von dieser entfernt, aber so langsam, daß während der Gegenstand sich von 20 Millionen Meilen bis auf einige Zoll Abstand der Linse nähert, das Bild nur den kurzen Weg der Brennweite, also 2 Zoll zurücklegt. Von nun aber kehrt sich die Sache vollständig um, denn während der Gegenstand sich von der doppelten Brennweite bis zur einfachen Brennweite der Linse nähert, weicht das Bild von der doppelten Brennweite bis in die unendliche Ferne zurück. Um unsern Versuch fortzusetzen, bringen wir das Licht der Linse immer näher und sind dabei genöthigt, uns mit der Linse immer weiter von der Thüre zu entfernen, um ein Bild zu erhalten.

Das Bild der Flamme wird dabei merklich größer und erscheint, wenn wir das entgegengesetzte Ende des Zimmers erreicht haben, wie ein leuchtendes Gespenst in Mannsgröße an der Thür. Nach der Theorie müßte es möglich sein, das Bild eines kleinen leuchtenden Körpers, den man in den Brennpunkt einer Linse bringt, Millionen Meilen weit in den Weltraum hinaus zu senden. Materielle Hindernisse, namentlich die schnelle Abschwächung des Lichts setzen hier bald eine Grenze; gleichwohl ist man zu einer folgereichen Anwendung der Theorie gekommen. Auf den Leuchtthürmen hat man sehr hellbrennende Lampen in dem Brennpunkte von Apparaten angebracht, die aus Glasstücken in Form einer Trommel zusammengesetzt, dennoch genau nach den Gesetzen der Linsen wirken. Sie werfen das Licht der Lampe 6—12 Meilen weit in die See hinaus und erscheinen dem Schiffe als freundliche Sterne, die ihn in dunkler Nacht sicher an Klippen und Untiefen vorbei zum gastlichen Hafen geleiten. Millionen an Gütern und Schiffen und Tausende von Menschenleben werden durch diese Leuchten vom Untergange gerettet.

Unser Versuch setzt uns vollkommen in den Stand, die Einrichtung des Sonnenmikroskops und ähnlicher zu Schaustellungen bestimmter Instrumente zu verstehen. In einem dunklen Zimmer wird ein sehr hell beleuchteter Gegenstand, z. B. ein kleines Wasserthier, vermittelst einer Schraube allmälig dem Brennpunkt einer kleinen Linse nahe gebracht, bis sich ein möglichst scharfes Bild desselben auf einem etwa 10—15 Fuß davon entfernten Schirm von Leinwand darstellt. Wenn der Gegenstand sich der Linse bis auf ⅓ Zoll genähert hat, so ist das Bild 600—900 Mal so weit davon entfernt, es muß also auch eben so viel größer als der Gegenstand sein, da es, von der Linse aus gesehen, in gleicher Größe mit ihm erscheint. Die Namen: Sonnen-, Hydro-Oxygen- oder elektrisches Mikroskop beziehen sich darauf, daß der Gegenstand entweder mit Sonnen-, Hydro-Oxygen- oder elektrischem Lichte beleuchtet wird.

Die Mikroskope, deren man sich zu wissenschaftlichen Zwecken bedient, sind etwas zusammengesetzter. Sie bestehen im Wesentlichen aus einer Röhre, an deren beiden Enden sich Linsen von geringer Brennweite befinden. Der Gegenstand, der gewöhnlich durchsichtig ist und sein Licht von unten durch einen Spiegel erhält, wird durch eine Schraube dem Brennpunkte der untern Linse genähert, bis ein vergrößertes Bild am obern Ende der Röhre entsteht. Hier könnte man es auf einem mattgeschliffenen Glase auffangen oder photographisch festhalten. Man zieht es aber vor, das in der Luft schwebende Bild mittelst der obern Linse in großer Nähe, also auf's Neue

vergrößert zu betrachten. Nehmen wir an, das Bild sei 30 Mal größer als der Gegenstand und die obere Linse zeige es in zehnfach größerer Nähe als das bloße Auge, so vergrößert das Mikroskop 300 Mal. Wir müssen hier bemerken, daß man einen Gegenstand, den man durch die Linse einfach vergrößert sehen will, ohne ein Bild zu erzeugen, etwas näher als die Brennweite an die Linse bringen muß. Man sieht dann den Gegenstand durch die Linse und zwar so vielfach vergrößert, als die Brennweite in der natürlichen Seheweite (durchschnittlich 8 Zoll) erhalten ist. Eine Linse von 1 Zoll Brennweite vergrößert 8 Mal.

Ein Fernrohr ist, wie das Mikroskop, ein Rohr, an dessen einem Ende eine Linse zur Herstellung eines Bildes, an dem andern eine Einrichtung zur Vergrößerung des Bildes angebracht ist. Da man das Bild nicht durch Annäherung des Gegenstandes an den Brennpunkt der Linse beliebig vergrößern kann, so wählt man eine möglichst flache Linse, d. h. mit möglichst großer Brennweite. Gesetzt, die Linse hätte 80 Zoll Brennweite, so wird das Bild, das sie z. B. vom Monde giebt, so groß sein müssen, daß es in der Entfernung von 80 Zoll noch so groß erscheint als der Mond, den man nicht grade von der Linse aus anzusehen hat, da er bei seiner großen Entfernung überall gleich groß aussieht. Nähert man sich dem Bilde bis auf die gewöhnliche Seheweite (8 Zoll), so sieht man es nothwendig 10 Mal so groß als den Mond. Betrachtet man aber das Bild mittelst einer andern Linse, die an dem hintern Ende der etwas mehr als 80 Zoll langen Röhre angebracht ist, in der Entfernung von einem Zoll, so sieht man es 80 Mal so groß als den Mond.

Mit Fernröhren der beschriebenen Art und mit dem zusammengesetzten Mikroskop sieht man die Gegenstände verkehrt, so daß das Obere nach unten steht und die rechte Seite zur linken wird, denn die Bilder der dem Gegenstande zugewendeten (Objektiv-) Linsen sind immer verkehrt und die nach dem Auge des Beschauers gerichteten (Okular-) Linsen ändern dies nicht ab. Bei mikroskopischen und astronomischen Gegenständen lernt man diesen unbedeutenden Uebelstand leicht ertragen, will man aber ein Fernrohr zum Sehen irdischer Gegenstände gebrauchen, so muß statt der Okular-Linse eine aus vier Linsen bestehende Vorrichtung angebracht werden, die das Bild wieder umkehrt, aber freilich das Fernrohr merklich verlängert.

Die nur selten noch gebrauchten Spiegel-Teleskope, die das Bild nicht mittelst einer Linse, sondern durch einen oft ungeheuer großen Spiegel erzeugen, liegen uns zu fern, um uns damit zu beschäftigen. Leider läßt sich die Theorie der so häufigen Theater-Perspektive, bei denen ein hohl



Deutsche Herbsttage.

geschliffenes Okularglas die Vergrößerung und Umkehr des Bildes bewirkt, nicht ohne große Weitläufigkeit erklären. Wir schließen daher, indem wir die Leserinnen bitten, diesen Artikel mehrere Male durchzugehen, wenn Ihnen beim ersten Lesen etwas dunkel geblieben ist. Man muß eine kleine Mühe nicht scheuen, wenn es gilt, die Kenntnisse zu erweitern und eine räthselhafte Erscheinung begreifen zu lernen.

Deutsche Herbsttage.

Von

Aurelie.

Wachwitz bei Dresden, im September 1855.

Liebe Annunziata, bald werden wir nun wieder vereinigt sein! Die Zeit der Trennung, die uns beim Abschied so unermeßlich schien, das ganze lange Jahr, ist schon überstanden. In wenig Wochen treten wir die Rückreise nach Italien an, dann liegt nur noch die kurze Reise zwischen uns; wie bald werden wir auch die hinter uns haben, und dann erst ihre abwechselnden Eindrücke sammeln, während wir sie Dir zu erzählen versuchen. Ich sehe uns schon wieder beisammen, hingestreckt auf den Rasen der lieblichen Campagna, neben uns den prachtvollen hohen goldgelben Ginster, vor uns die Peterskuppel in weiter und doch so durchsichtiger Ferne, über uns den Himmel Italiens in seinem reinen tiefen Blau! Ach ja, darauf und auf Dich, meine liebste Freundin, freue ich mich doch wirklich. — „Doch wirklich?“ fragst Du? Ja, ich muß Dir's nur gestehen, der Abschied von Deutschland, von Dresden und zumal auch von dem kleinen Flecken der Erde, von welchem aus ich Dir heut schreibe, wird mir nicht minder schwer, als mir vor einem Jahre der von Italien ward. Ehe Du mich des Wankelmuthes anklagst, höre, wie das doch ganz natürlich zugeht. Ich hatte ja Deutschland als ein sechsjähriges Kind verlassen; die Erinnerung an die Heimath war zwar eine ziemlich deutliche, klare geblieben, aber sie war doch mehr nur eine der äußeren Eindrücke, die ich damals empfangen, als eine Erinnerung des Herzens. Das Bild der Menschen, die mich als Kind in der Heimath geliebt, hatte sich zwar nicht verwischt, und ich bewahrte ihnen sogar ein Gefühl wirklicher Dankbarkeit; aber blos matt, und traumartig war es doch geworden, gegen die frischen Farben, mit denen Ihr alle in meiner Seele lebtet, die Ihr unseren täg-

lichen Umgang in Rom und Neapel bildetet. Die Freunde der Eltern dort, und deren Kinder, — das war meine Welt geworden: ich hatte keine Sehnsucht nach Deutschland und konnte sie nicht haben. Lebten wir doch auch in Italien nur unter Landsleuten, und ich glaubte mitten unter den Orangen- und Olivenbäumen auch die geistige Heimath nimmer und nirgends inniger empfinden zu können. Das war aber eine Täuschung, liebe Annunziata, und freue Du Dich nur, daß Du ganz in Italien erzogen bist und wohl nie in das Vaterland Deiner Eltern reisen wirst, oder doch nur, um Dir's als Zuschauerin zu betrachten, mit dem begeisterten Heimathsgefühl einer gebornen Italienerin. O, ich sage Dir, Annunziata, das Wort Vaterland hat für mich einen eben so mächtigen Klang, wie nur der Ausruf: mia patria! ihn für Dich haben kann. Dies verstehe ich erst recht, seit ich den deutschen Laut aus dem Munde des Volks, dem ich angehöre, vernommen habe, und wunderbar ist mir gleich von Anfang an dabei zu Muth gewesen, als hörte ich ein weithin schallendes Echo der Stimme meines Herzens. Dieser Zauber des Eindrucks hat sich noch nicht verloren, er hat mich vom ersten „Gott willche!" (Gott willkommen), mit dem uns ein Schweizer Bauer in Uri unter seinem Dach begrüßte, begleitet, trotz aller wechselnden Dialekte unserer an sich schon rauhen Sprache, bis hierher in das Sachsenland. Es ist ja auch gar nicht der Laut allein, der so wohl thut: es ist das bessere Verständniß der Leute hier zu Lande. Ihr stilles ernstes Wesen, ihre Emsigkeit bei der Arbeit sticht zwar sehr und vielleicht nicht vortheilhaft ab, gegen die sprudelnde geistige Lebendigkeit und die fröhliche Faulheit der Italiener, — aber ich brauchte mir's nicht zurecht zu legen; die Leute hier waren mir gleich vertraut, ich kann mich in ihre ganze Empfindungsweise hineinfühlen, nicht nur hineindenken, wie bei den Italienern, die ich mir immer gleichsam erst übersetzen mußte. Ich empfinde, daß wir in der Heimath sind, und daß wir in Italien, wenn auch in einer herrlichen, ungleich schönern Fremde, doch immer nur in der Fremde waren. Ich weiß, Du zürnst mir nicht, wenn ich Dir so offen Alles bekenne — ich habe eben ein Vaterland gefunden und weiß, daß meine Bestimmung einst da zu leben, nicht, wie ich in Italien glaubte, bemitleidet zu werden braucht. Aber um so lieber kehre ich nun auch, mit dem Bewußtsein, daß es nicht für immer ist und daß ich auch dort theure Freunde wiederfinde, zu Euch zurück, um noch einmal voll zu genießen, was ich jetzt doppelt genießen werde, weil ich nun weiß, daß mir auch jenseits der Alpen „in dem rauhen Deutschland", wie man bei Euch sagt, reiche Freuden blühen.

Aber ich habe Dich viel zu lange von meinen Gedanken und Gefühlen unterhalten und will Dir lieber erzählen, wo und wie wir im Augenblick leben. Unter den vielen alten Freunden, welche die Eltern in Dresden wiederfanden, war auch eine Jugendfreundin der Mutter, deren ich mich sehr wohl erinnerte, — Martha konnte es weniger, sie war, als wir Dresden verließen, noch zu klein gewesen; aber mich hatte jene Freundin der Mama, mit der wir vor Zeiten ein und dasselbe Haus bewohnten, als kleines Mädchen sehr gern gehabt und viel um sich gesehn; ich freute mich daher schon in Italien bisweilen, gerade sie wiederzufinden; aber wie das so geht, wenn man unterdessen beinahe sechszehn Jahre alt geworden ist, sich dann völlig fremd gewordene Gestalten vorstellen soll, die Blicke Aller musternd auf Einem ruhen und Alles ruft: „nein! ist dies große Mädchen das kleine Gretchen? unmöglich!“ und nun kommen die Aehnlichkeiten: man hat die Augen der Mutter oder die Nase vom Papa, — da fühlt man sich doch gewissermaßen beklommen und verlegen dabei und möchte gern wieder um ein paar Zoll kleiner sein, um sich unter den Tisch flüchten zu dürfen; öffnet sich aber eine Thür und es giebt irgend einen Vorwand dafür, so ist man sicher bald außerhalb des Zimmers. Ich hatte daher von unsern öfteren Besuchen bei Frau v. S. diesen Winter wenig Freude, so herzlich sie uns Kindern auch stets entgegen kam. Nur wenn sie bisweilen die Eltern besuchte, wo wir dann mehr mit ihr ins Gespräch kamen, thauten wir ein wenig auf und fühlten den alten Zug des Herzens zu ihr. Sie hatte schon im Winter davon gesprochen, wir müßten im Sommer eine Zeit lang, auf ihrem Weinberg bei ihr wohnen, damit wir uns gegenseitig wieder kennen lernten. Die Eltern gingen darauf ein und wir natürlich auch; es lag ja in weiter Ferne. Als nun aber vor einigen Wochen der Plan während unserer Ferienzeit ausgeführt werden sollte, hatte er für uns durchaus nichts Verlockendes. „Ach, Mama,“ baten wir Beide, „laß uns nicht gehen; was sollen wir ohne Euch bei den uns doch ziemlich fremden Menschen? Herrn v. S. kennen wir ja gar nicht. Und wären noch Kinder da! aber so kann es für Deine Freundin nur langweilig, uns aber wird es im höchsten Grade peinlich sein!“ — Aber die Mama hatte taube Ohren und lachte uns noch obenein aus. „Ihr habt es ja versprochen,“ sagte sie, „Ihr müßt nun durch! Wer weiß, haltet Ihr nicht nächstens um längern Urlaub bei mir an.“ — „Ei behüte!“ meinten wir, „das sollte uns einfallen!“ — Und siehst Du, Annunziata, es ist doch wirklich so geworden; Frau v. S. ist jetzt unsere Herzensfreundin, unsere Spielkameradin, als wäre sie noch in unserm Alter, während sie doch unsere

Mutter sein könnte. Auch ihren Mann verehren und lieben wir, und Beide erwidern unsere Zuneigung von ganzem Herzen; wir nennen sie Tante und Onkel und könnten uns nicht heimischer unter ihrem Dache fühlen, wenn sie es wirklich wären. „Wie das kam?“ fragst Du. Ganz allmälig, unmerklich, aber doch rasch genug, so daß mir nun scheint, es sei nie anders gewesen. Am ersten Tage freilich war das Eis noch nicht gleich gebrochen, aber es knisterte doch bald unter all den freundlichen Blicken und Worten, die an uns gerichtet wurden. Wir trafen die Tante — ich kann sie selbst in der Erinnerung nicht mehr anders nennen — in ihrem Gemüsegarten, beschäftigt Bohnen abzupflücken. „Ah, willkommen, willkommen!“ rief sie, „das ist schön; da könnt Ihr gleich helfen.“ Und dies Gebot ersparte uns eine Menge verlegener Phrasen oder Mienen, die gewiß zum Vorschein gekommen wären, hätten wir Zeit dazu gehabt. Nachdem wir eine kleine Weile mit abgenommen hatten, während die Tante sich nach den Eltern und der kleinen Schwester erkundigte und wie wir den Weg vom Dorf nach ihrem Berg gefunden, forderte sie uns erst auf, mit ihr nach unserm Zimmer zu gehen, um Hüte und Mantillen abzulegen. Der Diener hatte schon die Pakete hingebracht. Wir fanden ein freundliches Parterrezimmer, mit der Aussicht auf einen Obstgarten; zwischen den Bäumen durch sah man von dem schon ziemlich hoch gelegenen Hause herab auf den Elbspiegel und die Stadt. Der freundliche, ächt ländliche Eindruck dieses Weinberg-Stübchens, vor dessen Fenstern Rosen und Reben das Geländer, welches das Haus umgiebt, umranken, war uns wohl anzusehen, denn die Tante sagte: „Gefällt es Euch? Das ist mir lieb. Nun richtet Euch häuslich ein, meine lieben Kinder; in einer halben Stunde gehen wir spazieren. Ihr mögt doch mitkommen?“ — „Ja wohl!“ sagten wir in schüchterner Höflichkeit, dachten aber innerlich: könnten wir doch mindestens in der Zeit allein im Berge bleiben. — Als die Tante uns verlassen hatte, sahen wir uns erst recht in unserm Zimmer um. An sich war es allerliebst; aber wie sollten wir Beide allein da schlafen! In Martha's Seele stiegen sogleich tausend Spitzbubengeschichten auf. Wir hatten zwar wohl eine Klingel, nach dem Hof hinaus schlief der Diener nicht zu fern von uns, allein so viel war gewiß, Papa und Mama im Nebenzimmer fehlten, die kleine Cäcilie und Malchen ebenfalls, sie konnten unser Rufen unmöglich hören. Indessen ich nun unsere Sachen auspackte und einräumte, hatte Marthchen, die nie rastende, den Weg zur Küche gefunden, wo eine gesprächige Köchin und die Jungfer sie auf ihre Fragen, ob es je Spitzbuben in der Gegend gegeben oder noch gebe, mit alten, längst vergessenen Einbruchs-Erzählungen

aus dem Dorfe Loschwitz unterhielten. Sie kam mit ganz großen ängstlichen Augen wieder und begann schon mich mit ihrer Furcht vor dem „einsamen Weinbergshaus“ und den „Parterrestuben“ anzustecken, als die Tante anklopfte, uns abzuholen. Rasch waren die Hüte aufgesetzt. Onkel und Tante gingen voraus, wir folgten ihnen durch den Berg. Dieser Spaziergang hatte den Weinberg der Königin zum Ziel. Nun muß ich Dir versichern, daß Lage und Aussicht dieses reizenden Landsitzes, den der arme liebe König Friedrich August schon als Prinz mit der ganzen Vorliebe eines für die Natur so empfänglichen Gemüths eingerichtet und ausgeschmückt hat, ohne der Kunst ein zu großes Vorrecht dabei einzuräumen, zu den lieblichsten gehört, die ich je gesehen. Die Terrasse an der Villa mit dem prachtvollen Wallnußbaum und der Blick über das ganze Elbthal, dem der Vordergrund des schattigen Parks so wohl steht, entzückte uns eben so sehr als der prächtige, dichtbewachsene Laubengang, der wirklich an eine italienische Pergola erinnert, und wo man wandernd die mit jedem Schritt schöner werdende Aussicht genießen kann. Der Berg hat übrigens eine bedeutende Ausdehnung und eine Abwechslung von Weinland und Wald, die wir, ohne des Kletterns müde zu werden, bewunderten. Tante und Onkel wollten uns auch das Innere der Villa zeigen, was jetzt während der Abwesenheit ihrer hohen Besitzerin möglich war. Sie ist mit großem Geschmack, aber zugleich mit einer Einfachheit eingerichtet, welche den Geist ihrer Bewohner ausspricht, und mit Ehrfurcht und Rührung für Die erfüllt, welche, auf solcher Höhe stehend, das stille Glück des begnügten Familienlebens in gemeinschaftlichem Genuß der Natur, Kunst und Wissenschaft jedem andern vorzogen. Ein Seitenstück zu diesem Königssitz giebt nur Hohen-Schwangau, dessen Naturschönheit freilich für mich vermöge der Alpenwelt, die so mächtigen Reiz für mich hat, noch anziehender sein würde. Den Alpen gegenüber fühlt sich jeder König als Unterthan, denn wer demüthigte sich nicht vor diesem Altar der Größe Gottes! Die Weinbergs-Villa des lieben Königs Friedrich August dagegen beherrscht zwar wohl die Flur, aber Der, dessen Auge von dort aus mit Liebe auf dem Elbthal ruhte, wollte dennoch dort vergessen, daß er König war, um als schlichter Weinbergsbesitzer in den einfachen Freuden eines Landmanns auszuruhen von den schweren Pflichten eines Herrschers und neue Kraft für sie zu sammeln. Der Schmerz um den Verlust dieses wirklich geliebten und tief betrauerten Königs ist, zumal hier unter dem Landvolk, noch sehr lebhaft, und mehr als einmal ward uns mit Thränen gesagt: „Das war ein Mann! Den werden wir nie vergessen!“ Neulich erzählte

uns eine alte Bauerfrau von ihm, und wie oft er sich mit ihr unterhalten, wenn er an ihrem Berg vorübergekommen sei. „Nu, Mutterchen, wohl auf?“ fragte er dann. „Danke, es geht so passabel, Herr Nachbar! Ich kunnte o suan „Königliche Majestät,“ setzte sie hinzu, „aber da wullt' ich mich wohl hüten; denn das hätte sich doch nicht geschickt, daß er dann mit so en' alten Mutterchen dischkorirt hätte; dessentwegen suat ich nur „Herr Nachbar.“ So dachte die Alte in ihren wunderlichen selbstgeschaffenen Ideen von Etiquette. Jeder hat mit ihm einmal einige Worte gewechselt und weiß ein Zeugniß von seiner Herzensfreundlichkeit oder theilnehmenden Großmuth zu geben. Ein Arbeiter in des Onkels Weinberg erzählte, wie sein Vetter aus den „Niederlanden“ (so nennen sie nämlich hier die Meißner Gegend) einmal dem König im Walde begegnet sei und ihn, natürlich ohne ihn zu kennen, gefragt habe, ob er hier recht auf dem Wege nach Wachwitz sei. „Ganz recht,“ sagt der König, läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Mann erzählt ihm dies und jenes. Im Verlauf der Unterredung fragt ihn der Monarch, was man denn in seinem Dorf vom König halte? „Nun,“ erwidert der Vetter, „Sie müssen wohl ganz fremd im Lande sein, wenn Sie das nicht wissen; das ist ja ein Mann nach dem Herzen Gottes!“ — „So, wirklich?“ — „Aber, heißt das,“ fuhr der Gefragte fort, „die Königin, spricht man, die ist noch viel besser!“ — Bei diesen Worten konnte der erfreute Gemahl sich nicht enthalten, lachend zu erwidern: „Da haben die Leute auch Recht!“ Er nahm darauf den sehr bestürzten Arbeiter mit auf die Villa, erzählte in seiner Gegenwart die kleine Geschichte mit größter Zufriedenheit der Königin, und der Mann ward nicht mit leerer Hand entlassen.

Wir kamen am ersten Abend ganz entzückt von dem Spaziergang heim, und meinten nun, den Rahm von der schönen Gegend abgeschöpft zu haben; aber täglich giebt es neue Wege und neue Ansichten: da ist der Wachwitzer und Loschwitzer Grund, unerschöpflich an kleinen Seitenthälern, durch welche man die hübschesten Privatweinberge erklimmt und überall einen neuen Blick hat. Doch von ganz besonderm Reiz ist ein schmaler Weg, den der selige König durch die verschiedenen Bauern-Weinberge von Wachwitz bis fast nach Pillnitz auf halber Bergeshöhe hat anbahnen lassen. „Wer recht in Freuden wandern will,“ muß dieser lachenden Aussicht entgegengehn. Die verschiedenen Territorien, die man mittelst eines Schlüssels, der alle die Pforten und Pförtchen erschließt, durchschreitet und die Erwartung, während man ihn im Schloß dreht, wie der nächste Anblick jenseits der Thür sein wird, geben dem Ganzen den wechselvollen

Zauber einer kleinen Reise. „Wie kommst Du aber zu diesem wunderbaren Schlüssel, Onkel, der alle die verschiedenen Schlösser schließt?“ fragte ich einmal. — Martha, die zuweilen, wie Du weißt, sehr weise sein kann, rief: „Aber Gretchen, hast Du denn nie von einem Kammerherrn-Schlüssel gehört? das wird einer sein!“ Der Onkel lachte; „das wäre noch etwas,“ sagte er, „wenn es Kammerherrn-Schlüssel gäbe, die Einem so reizende Aussichten erschlössen!“ — und er erklärte uns, daß der König die Schlösser aller Nachbarberge auf Einen Schlüssel habe ändern lassen, woraus folgt, daß die Nachbarn unter sich auch wieder mit ihren Schlüsseln öffnen können. Am Abend las der Onkel eine hübsche Geschichte von Jeremias Gotthelf vor, und wir waren schon fast ganz wie zu Hause, als wir beim Thee und in Gegenwart seines Bruders wieder in das Verlegenheits-Wechselfieber zurückfielen. Die Tante schien es gar nicht bemerken zu wollen; zum Glück kam bald die Zeitungsstunde, oder wie es die Tante nennt, die „Fütterungs-Stunde“ der beiden Herren. Dehnt sich nämlich die Unterhaltung nach dem Thee ein wenig zu lange aus, so werden sie unruhig, gehen mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, und dann ist's hohe Zeit, daß Alles schweige, damit die Begierde nach der Zeitung gestillt werde. Nun, am ersten Abend brauchte uns die Tante das Stillschweigen nicht anzuempfehlen; wir sprachen nur, wenn wir gefragt wurden. Tante gab mir, während sie selbst ein Buch nahm, ein Heft des Töchter-Albums und sagte mir voraus, was auch eintraf, daß ich über die Erzählung, die sie mir aufschlug, noch Thränen vergießen würde. Es war das „Sperlings-Nest“; ich bringe Dir's mit nach Rom. Martha war übel dran; sie geht gern früher zur Ruhe und mochte doch nicht allein aufbrechen; ich sah es ihr an und bat um Erlaubniß, mich mit ihr zurückziehen zu dürfen. Was sonst noch in unsern Gemüthern vorgehen mochte, von nur durch Anstand gezähmter Räuberfurcht, errieth die Tante, denn sie sagte: „Morgen bekommt Ihr Nachbarschaft im Parterre: die kleine Olga N. wird mir auf einige Zeit mit ihrer Wärterin anvertraut; bis dahin aber soll das Hausmädchen neben Euch schlafen, und damit Ihr nicht am fremden Ort auf jedes Geräusch lauscht, der wachsame Hund Arno; so lange der sich nicht rührt, schlaft nur ruhig!“ O wie froh wünschten wir nun gute Nacht und schliefen vortrefflich; Arno ließ keinen Alarmruf vernehmen. Mit den ersten Sonnenstrahlen war ich schon im Garten, denn mich hatte der Ruf eines Hahns geweckt. — „Was Tausend!“ rief ich, „da giebt's auch Hühner?“ und bald war ich im Berg, suchte und fand in einem eingezäunten Raum am Winzerhause, der mit

Kürbis und Schlingpflanzen ganz poetisch umwachsen und mit einem Netz überdacht war, ihre Residenz. Im Hintergrunde barg ein verschlossener Stall, der sich an den Kuhstall lehnte und nur durch eine kleine Oeffnung den Hühnern freien Aus- und Eingang gestattete, den Eier-Schatz. Mich überkam meine alte Hühner-Passion bei dem Anblick der verschiedenen stattlichen Hühnergestalten, denen es beliebte aus dem verschlossenen Stall in's Freie zu treten und mir ihren Anblick zu gönnen. In Ischia hatten wir aus unsern Sparbüchsen eine Hühnerfamilie angeschafft; wir fütterten sie, und sie suchten ihr Obdach, wo sie wollten. Die Eier verkauften wir der Mama in die Wirthschaft und kamen so ziemlich auf unsere Kosten. Die Kuhmagd, Filomena mit Namen, hatte großes Interesse für unsere Unternehmung und viel Sachkenntniß. Wir pflegten unser Hühnervolk vortrefflich und brachten sogar eine Brut zu Stande; die kleinen Thiere wuchsen halb im Stall, halb in der Kinderstube auf, was manche eben nicht angenehme Folgen für uns hatte; aber wir ertrugen Alles stillschweigend, damit man uns ja die schon oft gerügte, zu große Gemeinschaft mit unsern geliebten Hühnern nicht untersagen möge. Eines Tages erlebte ich da eine allerliebste Ueberraschung. Die alte Henne hatte sich auch mitunter im Hause eingefunden; als ich nun einmal beim Frühstück über den Büffetschrank gehe, liegt da auf einer schneeweißen Serviette ein eben so schneeweißes Ei. Ich glaubte, es habe es Jemand im Garten gefunden und dahin gelegt; aber am nächsten Tage lag wieder ein Ei da, noch ganz warm, und so ergab sich, daß die Glucke wieder mit Legen begonnen und sich den Büffetschrank und die appetitliche Serviette zu ihrem Nest auserkoren hatte. Ein sicheres Versteck war der Schrank nun freilich nicht, denn die Eier hatten keinen weiten Weg bis zum Frühstückstisch, wo sie Mama noch warm in den Theekessel legte und dann mit besonderem Wohlgefallen verzehrte. Aber da bin ich ja wieder in Ischia und stand doch eben noch vor dem Hühnerstall in Wachwitz. O Filomena, was würdest Du gesagt haben, hättest Du, wie ich plötzlich die Riesengestalt eines cochinchinesischen Hahns erblickt! Sicher würdest Du sogleich gemeint haben, das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Ich selbst rief: „Was ist denn das für ein Thier?" Des Winzers Sohn erwiderte in freier Uebersetzung des ausländischen Wortes: „das sein Kochhühner:" und der Hahn, mit seinen majestätisch langsamen Schritten, hielt im Gehen inne, als wolle er mir entweder selbst Rede und Antwort stehn, oder noch wahrscheinlicher fragen, was ich eigentlich da zu suchen hätte. Er ließ ein Krähen aus breiter Brust vernehmen, das dem dumpfen Brüllen einer Kuh ähnlicher

war, als dem Hahnenschrei, der bald darauf in hohem Discant aus der Kehle eines deutschen Eingebornen antwortete. Glücklich war es für den armen Schelm, daß er hinter einem, die Reiche der beiden Sultane trennenden Drahtgeflecht seine Meinung geäußert hatte, denn ich sah es dem stolzen und herrischen Blick der cochin-chinesischen Majestät an, daß es jenem sonst übel bekommen wäre, auch sein Wort mit dazu gegeben zu haben. So blieb ihm nur eine passive Verachtung übrig, die halb mir, halb dem Hahn jenseits zu gelten schien. Bald zeigten sich auch die zwei Sultaninnen des hochbeinigen Selbstherrschers, die eine gelb befiedert wie er, und beide wie er mit Federpantalons bekleidet und mit gelbem, Papagei-artigem krummen Schnabel; die andere schneeweiß und von einer Größe, die beinahe die einer Truthenne erreicht. Ich war noch in voller Bewunderung dieses Riesengeschlechts, als die Tante mit dem täglichen Futter in der Hand mir „guten Morgen" zurief. Während die verschiedenen Nationen nun das Frühstück mit gleichem Appetit, aber, wie mir nicht entging, die Cochin-Chinesen mit weit weniger Begierde und Hast verzehrten (sie haben wirklich ein gesitteteres Betragen) und wir ihnen zusahen, erzählte mir die Tante ihre Geschichte, die sie aus mannichfachen Berichten verschiedener Werke über die Hühnerzucht genau kennt. Du lachst? — In der Gartenbibliothek der Tante stehen außer mancherlei botanischen Büchern auch zwei französische und ein englisches über Hühnerzucht, in denen ich mich gehörig umgesehen habe am Abend, während der schon erwähnten Zeitungsstunde. Ueberdies ist die Tante Mitglied eines „hühnerologischen" Vereins zur Verbreitung der bessern Racen, welcher auch auf dem Lande einen erweiterten Nahrungszweig dadurch zu schaffen hofft, wie man ihn in Frankreich und England durch die größere Menge der Eier längst erreicht hat. Dieser nützliche Verein hält nächstens eine große Ausstellung, zu der auch Wachwitz seinen Beitrag senden wird. Was die Cochin-Chinesen betrifft, so stammen sie, wie die Tante sagt, aus Hinterindien. Das vortreffliche nicht allzuheiße Klima hat wohl viel zu der Schönheit und Fruchtbarkeit dieses prachtvollen Hühnergeschlechts beigetragen. Das erste derartige Paar ward schon 1846 vom Admiral Mackau nach Frankreich importirt und erlangte mit Recht bald einen sehr großen Ruf; alle Zeitungen waren voll davon. Bald wurden die ersten Nachkommen für große Summen nach England verkauft und dort mit so merkwürdiger Sachkenntniß gepflegt und vermehrt, daß die Engländer diese Hühner nun wieder mit großem Gewinn nach Frankreich und Deutschland verkaufen konnten. Noch kürzlich ward ein besonders ausgezeichneter Hahn für die ungeheure Summe von 2400

Franken in Paris erstanden. Hier zu Lande kostete noch im Frühjahr ein Paar 20 bis 30 Thaler. Die Tante hat die ihrigen durch günstige Gelegenheit nur mit 16 Thalern das Paar bezahlt und bald werden sie noch weit billiger werden, wenn sie überall so gut gedeihen, als hier. Ihre Hauptvorzüge sind, daß sie Jahr aus Jahr ein täglich legen, und zwar reizende, gelbrosa schimmernde Eier, die zwar nicht viel größer als die Eier unserer Hühner, aber ein weit stärkeres Eidotter enthalten und von köstlichem, feinem Geschmack sind. Sie brüten viermal im Jahr.

Die Tante führte mich in die innern Gemächer ihres Hühnerstalls, der in mehrere Abtheilungen zerfällt: die Schlafstelle, ein Raum für die Nester der Bruthennen und einer für die Eier legenden Hennen. Es saßen eben zwei auf ihren Nestern, und rasch kam auch die Cochinchinesin herbeigeeilt, ihre auf kurze Zeit verlassenen rosenfarbnen Eier meiner Bewunderung zu entziehen. Sie nahm äußerst vorsichtig ihren Platz wieder ein und rollte, nachdem sie sich gesetzt, mit dem Schnabel die Eier bedächtig eins nach dem andern unter ihre Flügel. Dieses Verfahren habe ich bei allen Hühnern oft mit angesehen und doch stets wieder von Neuem bewundert. Und wie die Thiere sich dann breiter machen, damit alle Eier gleich bedeckt werden, und mit welchem Eifer sie nun ganz in das Brutgeschäft versunken sind, so daß Alles, was um sie herum vorgeht, ihnen gleichgültig scheint! Selbst die dargebotenen Leckerbissen rühren sie nur selten auf dem Neste an. Ihre Pflichttreue beim Brüten, die man mit dem bequemen Worte „Instinkt" zu erklären wagt, äußert sich übrigens bei jedem Individuum anders. Einige stehn täglich ein Mal vom Neste auf, um Hunger und Durst zu stillen und sich im Sandbad zu erholen; andre in drei, vier Tagen kaum ein Mal, ja gegen Ende der Brütezeit oft in fünf, sechs Tagen gar nicht. Es scheinen eben die Gewohnheiten und Charaktere der Hühner unter sich so verschieden, wie es nur die der Menschen sind, wenn auch allgemeine Züge durchgehen, die sich wieder bei jeder Nationalität anders zeigen. Die französischen Berichte über die Hühnervölker lügen wirklich nicht, wenn sie von besonderen moeurs des poules cochinchinoises und moeurs des poules normandes sprechen. Man verbringe nur, wie die Tante und ich, eine halbe Stunde täglich im Hühnerstall und man kann sich leicht von den verschiedenen Sitten überzeugen. Die Cochinchinesen, und fast in demselben Grade die Brabanter, sind weit sanfter und verträglicher als die sogenannten kleinen englischen, und das deutsche Bauernhuhn ist das frechste, geschwätzigste und zanksüchtigste von allen. Die Cochinchina-Henne empfängt auf ihrem Neste oft den Besuch einer Cameradin, die ihr dann lange Gesellschaft leistet, gleichsam um ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Auch der Hahn interessirt sich offen-

bar für das Brutgeschäft und bewacht die Eier, während die Henne aufsteht. Die Brüterin erlaubt auch, daß die befreundete Hand, die ihr täglich Futter reicht, sie streichle, was, nebenbei gesagt, bei dem sammetweichen Flaumgefieder ein wahres Vergnügen ist. Die englische dagegen braucht gleich ihren Schnabel und hackt tüchtig zu. Eben so wenig versteht sie das Wohlwollen, das man für ihre Jungen hegt. Jeder, der sich ihnen nähert, gilt ihr für einen Feind, dem sie, gleichviel ob ihre Kräfte den seinigen gewachsen, muthig zu Leibe geht. Selbst das Futter, das man ihr streut, nimmt sie nicht ohne Mißtrauen und mit stets von Zorn und Angst gesträubten Federn an, wenn sie ihre Küchlein hütet und ruft. Die Cochinchinesin aber, — gewiß nicht aus Phlegma, denn man muß sie nur sehn, wenn ein Raubvogel in der Luft schwebt, wie sie sich dann sogleich zum Kampf bereit stellt und ihre Brut mit dem eigenthümlichen Allarmruf unter ihre hochgehobenen Flügel lockt, — die Cochinchinesin läßt es sogar geschehen, daß man eins ihrer Kinder in die Hand nimmt; höchstens macht sie einen langen Hals und nimmt eine fragende Stellung an, als wolle sie sagen: nimmst Du Dich auch wohl in Acht? und setzt man ihr das Kleine wieder hin, so zieht sie ihm die Federn zurecht und sieht, ob ihm kein Leid geschah. Die Sorgfalt für ihre Jungen ist weit ausdauernder als die anderer Hühner. Sie beginnt nicht wieder zu legen, so lange man ihr die Kleinen läßt, während andere Hühner bekanntlich nach einem gewissen Zeitraum sich diesem Geschäft von Neuem widmen und dann die Zärtlichkeit für ihre Jungen gänzlich verlieren, ja sie bald nicht mehr zu kennen scheinen. Das ist nun überhaupt der Punkt, wo das rührende Beispiel der Elternliebe, mit dem die Thiere oft die Menschen zu beschämen scheinen, plötzlich uns im Stich läßt und weit zurückbleibt hinter der Aufopferung der menschlichen Seele. Es ist überhaupt, als ob die thierische nur eine Skizze wäre; die Tante brauchte neulich den Ausdruck, und ich war von seiner Richtigkeit durchdrungen. Aber dennoch, glaube ich, ist die geistige Beschränkung des Thieres bei Weitem nicht so groß, als wir es uns in unserm Hochmuth einbilden. Zum Beispiel eben dies scheinbare Vergessen der Thiere, — das Aufgeben ihrer Anhänglichkeit an die erwachsenen Kinder, — nach meiner neuesten Beobachtung habe ich starke Zweifel daran, und die Tante hat mich durch das, was sie mir mittheilte, darin bestärkt. Allerdings scheint die Mutterliebe der Hühner, die bis zur Aufopferung aller egoistischen Instinkte geht, nur dem hülfsbedürftigen Kinde zu gelten; sobald es erstarkt, sich wehren kann, mit einem Wort, das Bürgerrecht im Hühner-Staat erlangt hat, gilt das Faustrecht oder richtiger Schnabelrecht gegen seine Uebergriffe sowohl, als gegen die jedes Andern. Es ist eben Sitte, daß Jeder um das tägliche Brod mit

Allen kämpfe; warum also die Henne nicht auch mit dem erwachsenen Kinde, dem sie doch als Küchlein alle Bissen aufhob? Indessen wird der Sohn immer mit einem sanfteren Schnabelhiebe abkommen. Daß er seinerseits die Dankbarkeit nicht bis zur Selbstverleugnung treibt, darf uns auch nicht wundern; die Kinder, auch die der Menschen, sind den Eltern gegenüber gewöhnlich stärker im Sich=lieben=lassen, und vollends das Hühnergeschlecht bringt es zu jenem höheren Schwung der Nächstenliebe nur in der leidenschaftlichen Regung der Mutter=Empfindung oder im stolzen Selbstgefühl des Schutz verleihenden Gatten. Der Cochinchina=Hahn zumal, der alle Tugenden seiner ritterlichen deutschen und englischen Brüder in erhöhtem Maaße besitzt, wird buchstäblich nicht gesättigt, wenn man ihn nicht allein füttert, weil er sonst Alles den Hennen überläßt. Auch für die Kleinen ist er voll großmüthiger Sorgsamkeit. Nun aber zugestanden, daß diese elterliche Liebe nur eine Zeit uns bemerklich wird, so läugne ich, daß sie jemals ganz aufhöre. Z. B. hatte ich beobachtet, wie eine Henne, und zwar eine deutsche, die am Tage, wie gesagt, sich nicht mehr um ihre Jungen zu kümmern schien, ja ihnen derbe Lehren gab, wenn sie ihr zu nahe kamen, — allabendlich sie doch unter ihre Flügel nahm, und doch waren sie schon drei Monat alt und ein junger Cochinchinese darunter, der bereits so hoch und groß war, daß die deutsche Mama stehend ihre Flügel ausgebreitet halten mußte, um ihn zu decken. Ich rief die Tante mehrmals herbei, das anzusehen, und sie machte mich nun auf ihre Beobachtungen aufmerksam, die auch darauf hinausliefen, daß die Bande der Familie doch stärker unter den Hühnern sind, als wir im Allgemeinen wissen und glauben. „Sieh," sagte sie, „bei Tage laufen die Deutschen, Englischen und Brabanter durch einander, aber Nachts merkt man, wie die verschiedenen Stämme zusammenhalten. Da ist eine Familie von Engländern, Mutter, Großmutter und Enkel, — die allnächtlich sich wieder dicht an einander gedrängt, auf einer Stange sitzend vereinigt. Was führt sie immer wieder zusammen, als das Bewußtsein oder das dunkle Gefühl, daß sie zu einander gehören?" Diese Empfindung mag aber auch bei den Einen stärker als bei den Andern sein. Die Cochinchinesin hatte an einem Tage zugleich mit einer kleinen Engländerin ausgebrütet, welche letztere schon während des Sitzens eine besondere Vorliebe für die großen Eier im Nachbar=Nest zu haben schien; denn stand die hinterindische Henne einmal auf, so war flink die Engländerin auf den Eiern der Nachbarin und wich erst, wenn jene wiederkehrte und sie aus dem Nest herauscomplimentirte. Nun war es auffallend, daß als beide Mütter, die sich nachbarlich so wohl brütend vertragen hatten, unter zwei neben einander stehende Brutkörbe gesetzt wurden, die Cochinchinesin nur

ihr eignes Geschlecht lockte und fütterte, die kleinen Engländer aber, die sich äußerlich doch kaum von den ihrigen unterschieden, sehr unfreundlich von sich wies. Dagegen durften die cochinchinesischen Nachkommen ungehindert aus einem Korbe in den andern laufen; der Engländerin mütterliches Gemüth machte keinen Unterschied, und je mehr fremde Kinder sie an sich locken konnte, desto lieber war es ihr. Kamen nun aber die beiden Mütter am Abend im Stall zusammen, so zeigte nur sie eifersüchtigen Zorn, war zänkisch und unverträglich und ward dann gewöhnlich durch eine einzige Bewegung von der stolzen Indianerin zur Ruhe verwiesen.

Ich habe dreimal hier den berühmten erwartungsreichen einundzwanzigsten Tag erlebt, an welchem die Mühen der Brüterin und die Theilnahme der Hausfrau für sie belohnt zu werden pflegen. Grade jener erste Tag in Wachwitz war ein solcher und die Tante und ich kehrten wiederholt zu den beiden Brütenden zurück, hielten die Eier an's Ohr und legten sie, wenn sich kein Sprung zeigte, rasch wieder unter die Flügel der Henne. Bald aber wurden kleine Risse bemerkbar, man vernahm schon ein leises Piepen und Tante — wie ehemals Filomena — war der Ansicht, daß man dann ein wenig nachhelfen müsse; denn es kommt vor, daß das Hühnchen die äußere Schale nicht überwältigen kann und erstickt. Die höchste Vorsicht ist freilich dabei nöthig; aber ich habe auf diese Weise gar viele Köpfchen an's Licht befördert, und es ist zu allerliebst, wenn Einen dann plötzlich so ein paar kleine Aeuglein schon ganz klug anblicken. Und nun die Freude, das Entzücken der Mutter, wenn man ihr das Küchlein wiedergiebt, dem sie dann, ohne die übrigen Eier zu verlassen, den besten Platz anweist, wo es zugleich Licht und Wärme hat. Viele kriechen auch glücklich ohne alle Hülfe aus; daß die Mutter ihnen von Außen dabei helfe, wie ich wohl sagen hörte, ist nicht wahr. Wichtig ist das Wegnehmen der leeren Schalen, damit die Kleinen nicht gedrückt werden. Ist ein Küchlein weit früher als die übrigen zur Welt gekommen, so daß ihm die Zeit unter der Henne zu lang wird, so nimmt es mitunter auf ihrem Rücken Platz, was dann allerliebst aussieht, und hat sein besonderes Vergnügen, der Mutter an den Augen herumzupicken; diese läßt sich Alles geduldig gefallen und bewegt sich äußerst vorsichtig, damit das Kleine nicht herunterfalle.

Aber, Hühner und kein Ende! — wirst Du sagen. Wahrhaftig, ich habe Dir ja auch einen eigentlichen Hühnerbrief geschrieben; ich mag nicht nachsehen, wie viel Seiten dies Kapitel schon füllt. O, ich habe noch andere Freunde hier unter den Vögeln. Da ist eine Familie von Rothschwänzchen, die täglich, wenn wir in der Laube frühstücken, herbeifliegen und um uns herumflattern aus alter Anhänglichkeit an die Stelle, wo

ihrer Mutter Nest hing. Auch von der Klugheit dieses Thierchens erzählt mir die Tante viel Hübsches. Es hatte sich im Juni bei schlechtem Wetter unter dem Dach der verlassenen Laube angebaut. Plötzlich kommen mit dem Sonnenschein auch menschliche Bewohner zum Vorschein, — es hatte die Eier schon im Nestchen, – was nun beginnen? Da saß es nun stundenlang auf dem nächsten Weinpfahl und schaute, stets mit dem Schwänzchen wackelnd, sehnsuchtsvoll hinüber, ob die Menschen nicht weichen würden; ein Herz konnte es, wie es schien, zu ihnen nicht fassen. Abends aber, als die Laube leer ward, flog es hinein, ließ sich nun nicht weiter stören und nach neun Tagen waren die Jungen da. Vater und Mutter, ohne sich abhalten zu lassen, fütterten nachher abwechselnd unausgesetzt die vier gelben Schnäbelchen.

Hier ward ich gestern unterbrochen; es gab viel zu thun. Die Pfirsichen im Berg sind reif, wir haben große Ernte gehalten. Denke nur, von fünf Bäumen drei tausend zwei hundert Stück, alle eigenhändig abgepflückt! Es ist ein reizender Anblick, ein solches mit so edeln Früchten belastetes Bäumchen, wenn auch Papa sagt, die Maler könnten mit einem Obstbaum auf ihren Landschaften nicht viel anfangen. Und welcher Duft unter dem Baum und dann in der Obstkammer! O, die Obstkammer! Das ist nun Martha's ganze Liebhaberei. Der große Strohteppich fängt auch an sich prächtig zu füllen mit Aepfeln, Pfirsichen, riesigen Kürbissen, die wir malerisch ordnen, türkischen Weizenkolben, rothbraunen und goldgelben, und wir scheuen die Treppe nicht, um jenen Teppich mit neuen Früchten zu bereichern. Das Alles hat man nun freilich auch in Italien, aber die Mühe dabei und das Einheimsen für den Winter oder das Einkochen kommt dort nicht vor und hat seinen eigenthümlichen Reiz, und der deutschen Hausfrau werden im Winter, wenn das Eingemachte auf dem Tisch steht, alle Sommer- und Sonnenfreuden wieder lebendig.

In vier Wochen wird die Weinlese gehalten; aber bis dahin will ich den ohnedies schon genugsam bunten Brief nicht aufsparen, um Dir davon erzählen zu können. Wenn ich doch die Lieben von hier alle mit uns nehmen könnte. Der Abschied wird mir doppelt schwer, weil ich fühle und weiß, wie angenehm und lieb, — ja ich darf es wohl sagen, wie nützlich wir der Tante sind. O über das viele Abschiednehmen im Leben! Aber Dir darf ich doch jetzt zurufen: auf Wiedersehn!

Dein

Gretchen."

Sonntagsmorgen.

Von
Marie Förster.

Heller Morgensonnenschein
Ließ mich wohl das Schönste hoffen;
Doch erstaunt, doch süß betroffen
Blick' ich in die Welt hinein;
Denn sie scheint mir wunderbar
Anders, als sie gestern war.

Gestern war im Sonnenschein
Gleiches Erd- und Himmelsprangen,
Nichts gekommen, nichts gegangen
Neue Schönheit zu verleihn.
Hat die Lust, die mich durchbebt
Nur das Feierkleid gewebt?

Fühl' ich doch wie nie vorher
Heut' der Berge ernstes Schweigen,
Heut' des Himmels Liebesneigen,
Ist sie nicht dieselbe mehr?
Hat die eine kurze Nacht
Unsre Erde neu gemacht?

Ja, ich fühle Sonntagslust,
Wünsche jedem Dörflein heute
Festgesang und Festgeläute,
Festgedanken jeder Brust.
Und die Welt, in der man heut'
Gott verehrt, ist hold geweiht.

Wie sie prangt im Festgewand,
Ganz gewebt aus goldnen Strahlen!
Friede weht von Berg und Thalen,
Stille ruht das ganze Land,
Leise Vögelmelodien
Durch die blauen Lüfte ziehn.

Horch! da tönet lieblich schon
Durch die frische Morgenkühle,
— Ausdruck Allem, was ich fühle, —
Heller Sonntagsglockenton,
Und im Ton ist ganz erwacht,
Was ich wortlos kaum gedacht.

Alle Klänge nah' und fern
Weihet, deutet dieser eine;
Wind und Quell und Sang im Haine
Flüstert, rauscht und singt vom Herrn
Und im Herzen klingt es nach:
„Lob, o Lob dem heil'gen Tag!"

Unter den Palmen.

Von
Hermann Wagner.

Wir ruhen unter Palmen. Sie gewähren uns angenehmen Schatten vor dem glühenden Strahl der Tropensonne. Schlanke zierliche Wachspalmen ragen von Kirchthurmhöhe empor. Ihren Wipfel bildet ein Büschel schön gefiederter Blätter gleich einer mächtigen Krone. Sie überragen weit die Eichen des Bergabhanges und das taxusähnliche Nadelholz. Zwischen ihnen schmiegen sich andere kleinere Palmen: Attalea und Euterpe, Geonoma und Iriartea. Palmettogebüsch sprießt üppig hervor und abgebrochene Strünke uralter Palmenriesen werden von neu aufschießenden Geschlechtern von allen Größen und Altern überwuchert. Abgefallene Blattfiedern und Früchte liegen umher. Schlinggewächs klettert in bunten Verschlingungen empor. Schmarotzende Aroideen, Bromelien und Orchideen klammern fest an den Stämmen. Es ist ein eigenthümliches Leben, das uns im Palmenwalde umgiebt, ganz verschieden von demjenigen, welches im Buchen- oder Eichenforste wuchert.

Es giebt in der Pflanzenwelt, ganz ähnlich wie in der Menschenwelt, majestätische Heldengestalten, berühmte Schönheiten, vielgepriesene Wohlthäter und wiederum auch viele unbedeutende Wesen. Die baumartigen Euphorbien Afrika's flieht der Neger wegen ihrer giftigen Ausdünstungen, der Indianer Südamerika's in gleicher Weise die Nähe des Manchinellenbaumes, — ganz ähnlich wie man die Nähe berüchtigter Bösewichter meidet.

Wie sich unter den Menschen nun auch ganze Familien durch edle Eigenschaften auszeichnen, so sind es auch unter den Gewächsen oft genug viele nahe verwandte Arten ein und derselben Gruppe, die auf gleiche Weise berühmt geworden sind. Kaum ist aber eine zweite Pflanzen-Abtheilung zu finden, welche in Bezug auf äußere angenehme und majestätische Gestalt, so wie auf Nutzbarkeit für das Leben der Menschen die Familie der Palmen überträfe!

Die Hütte, in der wir rasten, ist aus Palmenholz, ihr Dach ist mit Palmenblättern gedeckt. Das Feuer, das vor uns glüht, ist durch Palmenholz genährt. Die lodernden Fackeln der Träger sind Blattstiele von Palmen, die Kerzen vor uns sind aus Wachs, das man von ihren Stämmen sammelte. Die Sagosuppe, die wir uns bereiteten, ist aus dem Mark der



PALMEN.

Palmenstämme gemacht. Treffliches Gemüse liefert uns der junge Blattschößling der Euterpe. Es hält an Wohlgeschmack die Mitte zwischen dem Spargel und dem süßen Kern der Wallnuß. Die Stricke an unserm Gepäck, die Decken der weidenden Maulthiere, sind aus Fasern geflochten, welche die Blattstiele und die Fruchthüllen der Palmen hergaben. Der Bogen des Indianers, der uns begleitet, ist aus Palmenholz, seine Trinkschale eine halbe Kokosnuß. Der Wein, den er uns credenzt, ist angenehmer Palmenwein, der Zucker, den er uns bietet, ist Palmenzucker und das Oel, mit welchem er seine Glieder, sein schwarzglänzendes Haar salbt, ist Palmenöl. Der Indianer des Orinoccogebietes ward auf der Mauritiuspalme geboren, dort ist seine Wiege, seine Wohnung und Burg, sein Heerd und sein Sterbebett.

Was sich erwachsen durch besonders hervorragende Eigenschaften auszeichnet, unterscheidet sich gewöhnlich schon in der Jugend von den Uebrigen. Man kann oft das ganze Wirken einer bedeutenden Persönlichkeit nur dann in gehöriger Weise verstehen, wenn man sich über seine Entwickelung von frühester Jugend an unterrichtet. So haben auch die Palmen schon von den frühesten Zeiten ihres Lebens an ihren besondern Charakter, und es ist zum Verständniß ihrer vollendeten Gestalt höchst interessant, ihr allmäliges Werden von früh an zu verfolgen.

Alle 450 Palmen-Arten, die man bis jetzt kennt, leben nur in der heißen Zone, wenige streifen bis in den wärmern Theil der gemäßigten Himmelsstriche; so finden sich die Zwergpalme und die Dattelpalme in den südlichsten Gegenden Europa's. Hier reift die heiße Sonne ihre zahlreichen Früchte. Einige derselben sind Beeren von unbedeutender Größe, mit steinharten Kernen, andere sind Nüsse von dem Umfange eines Kopfes, mit fester Schale und öligem Kern.

Die reife Frucht der Dattelpalme hat außen eine häutige Fruchtschale von gelblich bräunlicher Farbe, innerhalb derselben befindet sich wohlschmekkendes, sehr süßes Fleisch und ganz zu innerst ein länglich runder, harter Kern. Dies ist der Same. Er besitzt eine steinharte Samenschale und ist innen mit einer weißlichen, hornartig festen Masse ausgefüllt, die man Samen-Eiweiß zu nennen pflegt. An einer Seite dieses Samens liegt der Keim, welcher schon ausgebildet wurde, während die Frucht noch auf dem Mutterbaume hing. Er ist die junge Palme in einfachster Gestalt, im frühesten Jugendalter. Schon hier zeigt er zwei Spitzen, die von einem gemeinsamen Punkte entspringen und nach entgegengesetzten Seiten gerichtet sind.

Aus dem einen Spitzchen wird künftig der Stamm, aus dem andern die Wurzel. Von der Vereinigungsstelle beider aus streckt sich ein rundlicher, weißlicher Körper in das Samen-Eiweiß, der etwas Aehnlichkeit mit einem Blatte besitzt; dies ist der Samenlappen. Unsere Bäume, sowohl die Eichen, Buchen und übrigen Laubwaldbäume, als auch die Obstsorten unserer Gärten haben deren zwei. Man pflegt aus diesem Grunde die Palmen einsamlappige Gewächse (Monocotyledonen), die andern dagegen zweisamlappige (Dicotyledonen) zu nennen.

Beginnt das junge Pflänzchen der Palme nun zu wachsen, so wird es zunächst von dem erwähnten Samen-Eiweiß ernährt. Dies Samen-Eiweiß ist das Vermögen, das der Mutterbaum dem jungen Gewächse mitbringt. Es reicht gerade hin, ihn so groß zu ziehen, bis er im Stande ist, sich mit eigenen Mitteln fortzuhelfen. Der Samenlappen hat die Aufgabe, das Samen-Eiweiß aufzulösen und dem jungen wachsenden Bäumchen zuzuführen. Während er dies Geschäft als Vermittler um so eifriger besorgt, je größer das Keimpflänzchen wird, vergrößert er sich selbst auch. Je mehr er neue Zellen erzeugt, desto mehr Gehülfen erhält er. Das Keimpflänzchen durchbricht mit Wurzel und Stengelspitze die Samenschale und entwickelt sich außerhalb derselben weiter. Zuerst treibt die Wurzel am kräftigsten. Bei der Kokosnuß kommt sie durch eins der drei an der Schale bemerkbaren Löcher zum Vorschein. Alle solche Palmen, welche später eine bedeutende Höhe zu erhalten pflegen, suchen auch anfänglich beim Keimen zunächst eine ansehnliche Tiefe zu gewinnen. Die Wurzeln klammern sich nach allen Seiten hin fest in den Grund. Sie übernehmen von nun an die Ernährung der jungen Palme. Die Vorrathsstoffe im Samen-Eiweiß sind aufgezehrt, der Samenlappen hat seine vermittelnde Bestimmung erfüllt. Er stirbt ab. Der junge Stamm treibt als weiße Spitze nach oben. Er sucht das Licht und bildet Glied nach Glied. Da, wo zwei Glieder sich berühren, bildet sich eine Knotenanschwellung, welche bei einigen Palmenarten bedeutend, bei andern kaum merklich ist. Dergleichen Knotenstellen haben die Stämmchen und Zweige unserer Laubbäume auch. Von jedem Knoten des Palmenstammes entspringt ein Blatt. Dieses umfaßt mit seinem Grunde rings den Stengel, während die Blätter der dicotyledonischen Gewächse dies nur zur Hälfte oder zu noch kleineren Theilen zu thun pflegen. Im Innern des Stammes finden wir bei unsern deutschen Waldbäumen festes Kernholz, um dieses in regelmäßigen Ringen jüngeres Splintholz, das um so weicher wird, je weiter nach außen es liegt. Um den jüngsten äußersten Holzring schmiegt sich der Ring des so-

genannten Bildungsgewebes; durch dessen Thätigkeit lagert sich alljährlich ein Ring neues Holz nach innen und eine neue Rindenschicht nach außen ab. Der Bildungsring steht mit dem Kernholz durch die Markstrahlen in Verbindung. Außen wird die anfänglich glatte Oberhaut des Stammes zur dicken Rinde, zur tief zerrissenen rauhen Borke. Ganz abweichend bildet sich der Stamm der Palmen. Eine Borke kommt bei ihnen nie vor, seine regelmäßige, mitunter spiegelglatte Rinde ist nur durch die Knotenanschwellungen unterbrochen. Bei einigen erscheint sie mit Stacheln besetzt, bei andern verursacht sie, wenn sie vom Thau oder Regen naß ist, dem Hinaufkletternden ein Brennen wie unsere Nesselarten. Im Innersten des Palmenstammes ist weicheres Mark, das bei manchen Arten so zart und mehlig bleibt, daß es zu Sago benutzt wird. Jahresringe sind nicht zu unterscheiden. Die Holzfasern sind zu zerstreut und scheinbar unregelmäßig stehenden Bündeln zusammengestellt. Die äußersten Theile des Stammes sind gewöhnlich auch die festesten, mitunter von solcher Festigkeit, daß die Axt an ihnen Funken schlägt und von solcher Zähigkeit und Biegsamkeit, daß gewaltige Palmen beim Sturm mit ihren Wipfeln sich bis zur Erde beugen. Sie brechen nicht, stehen unverletzt in gleicher Schönheit wieder auf, während unsere Eichen zersplittern. Markstrahlen sind in ihrem Stamme ebenfalls nicht vorhanden. Bei solcher Beschaffenheit erklärt sich's, daß Palmenstämme sich nicht gut zu Brettern schneiden lassen, sobald hingegen der unzerspaltene Stamm als Pfoste, Pfahl und Balken verwendet werden kann, zeigt er sich um so haltbarer und unverwüstlicher; auch zum Brennen ist das Palmenholz nicht gerade besonders; es giebt selten helle Flammen, sondern glimmt meist nur. Die Stämme der Palmen verdicken sich nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit lang, dann wachsen sie nur in die Länge. Palmen von 70—80 Fuß Höhe haben mitunter nur einige Zolle im Durchmesser.

Unsere Laubwaldbäume lösen sich in zahlreiche Aeste und in ein Gewirr von Zweigen auf, — die Palmstämme bleiben (mit einziger Ausnahme der ägyptischen Doumpalme) stets unzertheilt, sie treiben weder Aeste noch Zweige, nur Blätter. Diese Blätter sind entweder einfach gefiederte oder fächerförmige. Beide liefern die größten Blattformen des Gewächsreichs. Bei den gefiederten Palmenblättern stehen an einem langen gemeinsamen Blattstiele kleinere, meist lanzettliche Fiederblätter. Ersterer ist z. B. bei der Dattelpalme bis 10 Fuß, bei der Kokospalme bis 12 Fuß lang. Die fächerförmigen Blätter der Schirmpalme werden bis 20 Fuß lang. Ihrer wenige reichen schon hin, um eine ganze Hütte zu decken.

Die Blattmasse ist gewöhnlich nur in der Jugend weich und saftig, im Alter dagegen lederartig. Je nachdem viele oder wenige Blätter vorhanden sind, je nachdem sie steiler aufstreben, gebogen sind oder herabhängen, je nachdem die Fiederblättchen an ihnen länger oder kürzer, schärfer zugespitzt oder stumpfer, ausgebreitet stehend oder abwärts geneigt, je nachdem erhält auch die Krone der Palme ein etwas verschiedenes Ansehn.

So verschieden in ihren Blattformen die beiden Gruppen der Palmen, die Fächerpalmen und die Fiederpalmen, von einander abweichen, so verschieden ist bei beiden Abtheilungen Blüthen- und Fruchtbildung. Die Fiederpalmen bringen meistens schon in den ersten Jahren ihres Lebens Blüthen und Früchte. Die Dattelpalme soll bereits im vierten bis sechsten Jahre damit beginnen und an 200 Jahre alt werden. Von tutenförmigen Scheiden eingehüllt, entwickeln sich aus den Blattwinkeln Blüthenkolben, von denen bei mehreren Palmenarten die einen nur Staubblüthen, die andern nur Samenblüthen enthalten. So hat, Beispiels halber, die Dattelpalme, welche Staubblüthen trägt, 6—8 Kolben, von denen jeder 200 Ruthen trägt, die zusammen mit etwa 12,000 gelblichen Blüthen, etwas kleiner als Maiblümchen, besetzt sind. Auch in den Zahlenverhältnissen ähneln die Palmen den Lilien und Maiblümchen; es kommen gewöhnlich 6 Blüthenblätter und eben so viel Staubgefäße in jedem Blüthchen vor. Die ganze Rispe der Staubblüthen wiegt ungefähr 1 Pfund. An dem fruchttragenden Baume ist die Zahl der Kolben geringer. An 80 Ruthen stehen etwa 2400 Körner, von denen aber viele abfallen. Alljährlich liefert so die Dattelpalme eine reiche Ernte süßer Früchte. Die Fächerpalmen dagegen kommen erst im 30sten bis 40sten Jahre zur Blüthe. In Zeit von 3—4 Monaten schießt aus der Mitte der Krone ein etwa 30 Fuß hoher, neuer Stamm hervor, der Anfangs wie ein ungeheurer kahler Mast aussieht, später aber überall lange, glatte Aeste treibt, von denen die untersten 20 Fuß lang werden. Die Aeste sind wieder mit Zweigen voll kleiner weißer Blüthen bedeckt, deren Zahl bis auf 20,000 veranschlagt wird. Kurze Zeit nach dem Blühen und Fruchtreifen stirbt der ganze Baum ab. Während die Gruppe der oft blühenden Fiederpalmen hauptsächlich durch ihre Früchte dem Menschen nützlich wird, sind es die nur einmal blühenden Fächerpalmen, von denen das Mark des Stammes den beliebten Sago liefert.

Einige Palmenarten pflegt der Tropenbewohner mit gleicher Sorgfalt, wie wir unsere Obstsorten und das Getreidefeld, viele andere dagegen wachsen wild. Sie zieht kein Förster aus Samen im Waldgarten oder

pflanzt ihre Wurzelschößlinge auf Waldblößen. Im dichten Gewirr niederer Büsche, zwischen stachligen Gräsern oder breitblättrigen Kräutern keimen ihre Samen und sprossen ihre jugendlichen Blätterbüschel. Hoccohühner brüten unter den Lauben, welche sie bilden, Schlangen ruhen hier vom Fraße oder lauschen lauernd auf Beute. Heißhungrige Katzenarten schmiegen sich zwischen ihnen hindurch, um sich der grasenden Antilope zu nähern. Bunte Eidechsen und Iguanen klettern an ihnen empor, um den blauschillernden Falter, den goldgrünen Käfer zu fangen. Solaneen mit breiten ausgeschweiften Blättern, spannenlangen purpurrothen Blüthenglocken, drängen sich zwischen ihren Fiederblättern hindurch, Heliconien und Gesnerien entfalten die saftigen Blätter und bunten Blüthentrauben. Manche junge Palme wird vernichtet durch den mächtigen Elephanten, der den jungen Herztrieb mit dem Rüssel ausriß und ihn verspeiste; andere wurden durch die Hauzähne wilder Schweine zerstört, um ihres mehligen Markes beraubt zu werden. Und der Wald alter Palmen! Hunderte verschiedener Bäume drängen sich zwischen sie, Tausende von Schlinggewächsen umstricken sie und bilden zwischen ihnen Guirlanden. Orchideen und Bromelien klammern sich schmarotzend an ihre Seiten. Affen steigen behende an ihnen empor. Droben schnappt der heilige Eisvogel nach den zahlreichen Insektenarten, die, in allen Farben schillernd, die Blüthentrauben umschwärmen. Kolibris schießen wie lebendige Edelsteine blitzschnell hinzu und trinken Honig aus den duftenden Kelchen. Baumschlangen wiegen sich glitzernd im Sonnenlicht. Papageien und Arassaris lärmen in Schaaren mit den kreischenden Tukans um die Wette und werden von dem Palmenmarder verscheucht, der gleich ihnen den saftigen süßen Beeren mancher Palmenarten nachgeht.

Kein Wechsel der Jahreszeiten bringt eine auffallende Verschiedenheit in den Anblick des Palmenwaldes. Die alternden Blätter fallen verwelkend herab, jedoch zu gleicher Zeit sprießen oben neue weiter. Während rund um sie die stärksten Gegensätze in Thier- und Pflanzenwelt sich ausprägen: Lust und Leid, Schmerz und Freude, Gift und Tod und Leben in schwelgerischer Ueppigkeit, — streben majestätische Palmen wie hehre Säulen eines Gottestempels zum dunkelblauen Tropenhimmel empor, spenden einer Welt von Thieren Schutz und Leben und ernähren dunkelfarbige Völker, befriedigen nicht nur fast alle nothwendigen Bedürfnisse derselben, sondern erhöhen durch mancherlei Gaben den frohen Lebensgenuß.

Erklärung der Abbildung.

Fig. 1. Die Wachspalme (Ceroxylon Andicola), vielleicht die höchste Palmenart. Alexander v. Humboldt maß Stämme von 180 Fuß Länge. Besonders häufig wächst sie auf den Anden Südamerika's und steigt an diesen unter den Tropen bis zu einer Höhe von 14,640 Fuß über dem Meeresspiegel empor. Sehr oft kommt sie in Gesellschaft von Fig. 12. Oreodoxa frigida, von südamerikanischen Eichen und taxusähnlichen Nadelhölzern vor. Sie ist es hauptsächlich, welche mit zahllosen schlanken Stämmen und dichten Kronen einen „Wald über dem Walde" bildet. Ihre Stämme erscheinen durch eine ausgeschwitzte pulverige Wachsmasse weißlich gefärbt. Wird dies Wachs abgekratzt, so lassen sich Kerzenlichter daraus darstellen.

Fig. 2. Eine Art Attalea, welche in Gesellschaft der Wachspalme in Südamerika auftritt.

Fig. 3. Kokospalme (Cocos nucifera), 70—80 Fuß hoch; ursprünglich in Süd- und Ost-Asien einheimisch, von hier aus aber durch einen großen Theil der Tropenzone verbreitet, besonders häufig auf den Inseln der Südsee, Ceylon; auch in Südamerika angepflanzt. Sie liefert die bekannten Kokosnüsse.

Fig. 4. Eine Art Iriartea aus den Anden des tropischen Südamerika. An ihrem Stamme haben sich schmarotzende Orchideen angesiedelt. Die Verdickung am oberen Stammende ist durch die Blattscheiden gebildet.

Fig. 5. Dattelpalme (Phoenix dactilifera) ist hauptsächlich in Nordafrika, Arabien und Südwest-Asien bis zum Indus verbreitet. Auf seine Früchte ist die Existenz ganzer Völkerstämme gegründet.

Fig. 6. Euterpe oleracea. Kohlpalme, Palmito der Brasilianer. In Süd-Amerika benutzt man seine jungen Blattsprossen zu einem höchst wohlschmeckenden Gemüse: Palmenkohl. Letzterer wird auch eingemacht nach Europa versendet.

Fig. 7. Chamaedora. Eine Palmenart aus den Anden Südamerika's. Unter ihm die herzförmigen Blätter einer Aroidee und die langen schöngeformten Blätter von Heliconien. Im Vordergrunde ausgezackte Blätter einer Solanee.

Fig. 8. Nipa frutescens. Der Stamm gewöhnlich nur wenige Fuß, die Blattwedel dagegen bis 15 Fuß lang werdend. An sumpfigen Flußmündungen Süd-Amerika's und der Südsee-Inseln.

Fig. 9. Eine höchst zierliche Iriartea aus dem tropischen Südamerika. Die Stammglieder sind im Verhältniß zur geringen Stärke des Stammes beträchtlich lang. Am Wipfel sind stets nur wenige, aber prächtig gefiederte Blätter vorhanden.

Fig. 10. Cocos buteryana. — Palma real der Südamerikaner. Eine der prachtvollsten Gestalten der Palmengattung; besonders im tropischen Südamerika einheimisch.

Fig. 11. Geonoma undata aus den Waldungen der Serro Ocaña in Südamerika; — am Magdalenenstrome. — Fig. 12. Oreodoxa frigida. Ebendaher.

Fig. 13. Cocos flexuosa aus Brasilien.

Fig. 14. Gemeine Schirmpalme (Corypha umbraculifera), in Ostindien einheimisch. Das Exemplar rechts ist im Begriff den Blüthenschaft nach oben zu entwickeln; die größere gleich neben der Wachspalme steht in voller Blüthe.

Fig. 15. Zwergpalme (Chamaerops humilis). Nordküste Afrika's und die Südküste Europa's ist ihr Vaterland. Die einzige europäische Art; die Dattelpalme wird zwar auch in Italien und Spanien angepflanzt, bringt es aber nur ausnahmsweise bei Malaga zur Samenreife. Fig. 1.—13. sind Fiederpalmen, 14. und 15. Fächerpalmen.



Aus der Gegenwart.

Aus der Gegenwart.

Von

Thekla v. Gumpert.

Wir treten in eine große Stadt, sie hat viel schöne Straßen, man freut sich, rechts und links die hohen Häuser mit den spiegelhellen Fenstern anzuschauen. Von Außen sieht Alles ganz gut aus, wie es aber im Innern zugeht, das sieht man, wenn man nur die Häuser von der Straße betrachtet, nicht. Lasset uns einmal in eine Hausthür treten, aber nicht in die große, die sich in der Mitte des Gebäudes befindet, sondern in die kleinere Nebenthür, welche ein Paar Stufen hinab in eine Kellerwohnung führt. Da ist eine Stube, sie hat vier Wände und Fenster wie andere Stuben; sie könnte ganz hübsch sein, aber sie ist leider nicht hübsch. Hu! wie unheimlich sieht es darin aus. An der Wand hat einst ein Schrank gestanden, gegenüber eine Kommode; man sieht das deutlich, denn die Farbe der ganzen Wand ist verblichen, nur an den Stellen, die vor dem Licht geschützt waren, ist sie dunkel geblieben, auch sind diese Stellen mit Spinnweben und Staub überdeckt. Warum sind denn Schrank und Kommode fort? man könnte sie brauchen in dem elenden Zimmer; ein zerbrochener Tisch, ein Paar Schemel sind die ganze Herrlichkeit an Meubeln. Betten giebt es auch nicht, nur Strohsäcke liegen auf der Erde. Wo mögen die guten Sachen hingekommen sein? — Ich will's Euch sagen: die Leute, die in der Kellerstube wohnen, haben sie in ein Leihhaus getragen, und zwar nicht nur die Betten, den Schrank und die Kommode, sondern auch alle Sachen, welche einst in Schrank und Kommode aufbewahrt gelegen haben. Es ist nicht mit einem Male Alles fortgeschafft worden, sondern nach und nach, wie es so geht in Familien, die sich das Sprüchwort „Fleiß bringt Brod, Faulheit Noth," nicht in's Gedächtniß schreiben. Der Mensch muß arbeiten, es ist einmal nicht anders in der Welt; „wo Arbeit das Haus bewacht, kann die Armuth nicht hinein," das ist so gewiß wie „zwei Mal zwei ist vier." Die Leute in der Kellerwohnung arbeiteten nicht, also, so gewiß wie zwei Mal zwei vier ist, mußte Armuth einkehren. Es giebt freilich auch Menschen, die Lust zur Arbeit haben und doch arm sind; nun, die sind entweder krank und können nichts thun, oder fangen es nicht richtig an Arbeit zu suchen, oder verstehen es nicht, sich das Erworbene richtig einzutheilen. Der Mann im

Keller war Schuhflicker, aber er flickte nicht. Schickte man ihm zerrissene Stiefeln, so warf er sie hinter den Ofen und ließ sie liegen, bis der Besitzer derselben ungeduldig wurde und sie ungeflickt abholen ließ. Die Frau konnte recht gute Handarbeit machen; aber sie legte lieber die Hände in den Schooß oder setzte sich vor die Thür auf die Treppenstufen, sah sich die Frauen, die in schönen Kleidern vorübergingen, an und drehete die Daumen um einander. Weil diese beiden Leute nichts arbeiteten, verdienten sie nichts; weil sie nichts verdienten, hatten sie nichts zu essen; weil sie nichts zu essen hatten, trugen sie ihre Sachen in das Leihhaus. Essen wollten die Leute, obgleich es heißt: „wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“ Es kommt vor, daß ein Armer, den Krankheit von der Arbeit abgehalten hat, seine Sachen auch in's Leihhaus tragen muß; das ist ein Unglück; Gott schickt dem Menschen oft recht traurige Verhältnisse. Um so fleißiger muß der Arme sein, wenn er wieder gesund ist. „Früh auf und spät nieder, bringt verlornes Gut wieder.“ „Thust Du das Deine, so thut Gott das Seine,“ denn das ist ein altes Gesetz: „Bete und arbeit', so hilft Gott allzeit.“ Die Leute im Keller versuchten es gar nicht, ihr verlornes Gut wieder zu erhalten; als sie nichts mehr zu versetzen hatten, liefen sie mit dem Bettelsack herum, es ist so bequem, aus anderer Menschen Taschen zu leben. Sie bekamen Almosen, aber nicht überall. Wer vorsichtig seine Gaben austheilt, der reicht sie nur dem Kranken, dem Krüppel, also dem Arbeitsunfähigen. Kamen die Schuhflicker-Leute zu Hause, so fanden sie eine kalte Stube, nichts zu essen; Einer machte dem Andern Vorwürfe, es gab Zank und oft blutige Nasen und Löcher im Kopfe, denn der Mann verlangte Essen von seiner Frau und schlug sie in trunkenem Zustande oft unbarmherzig; hier hieß es: „Ehestand ein Wehestand.“

Die Leute hatten ein Kind, es war ein hübsches kleines Mädchen mit lieblichen Gesichtszügen und schönen innigen Augen; es lag ein so tiefer, seelenvoller Ausdruck darin, als ob das kindliche Herz aus des lieben Gottes Friedensquell getrunken habe. Armes kleines Mädchen! was wird denn aus Deinem warmen Herzen werden, unter der Leitung solcher Eltern?

Das Kind schlich, in Lumpen gehüllt, den ganzen Tag auf der Straße einher, von Thür zu Thür. Wer dem Kinde in die lieben Augen schaute, der gab gern einen Almosen, und so kam es, daß es oft mehr Geld nach Hause brachte, als die Eltern. Der Vater kaufte Branntwein dafür.

Dieses unselige Leben ging lange Zeit so fort; böse Gedanken legten sich in des Mannes Herz. Ein Familienvater soll für den Lebensunterhalt

der Seinen sorgen, er hat die heilige Verpflichtung, seine Kinder wohl zu erziehen, ihnen mit gutem Beispiele auf dem Wege der Rechtschaffenheit und Gottesfurcht voranzugehen. Das that der Schuhflicker Alles nicht. Er stieß die Mahnungen seines Gewissens stets mit bösen Gedanken von sich. Das Gewissen ist aber ein unbezwinglicher Richter, mit allen Waffen des Leichtsinnes und der Bosheit kann man es doch nicht zur Ruhe bringen, und es drückte auch den Schuhflicker schwer. Seine Gedanken wurden immer böser, denn er hoffte das Gewissen damit zu betäuben; aber es gelang ihm nicht. Die innere Unruhe wuchs in ihm und malte in seiner Phantasie ängstigende Bilder. Es war ihm, wo sich auch sein Schritt hinwandte, bei Tag, bei Nacht, als verfolgten ihn schwarze unheimliche Wesen; er kannte sie, sie waren seine bösen Gedanken. — Unglücklicher Mann! das ist das größte Elend eines Menschen, wenn er sich von seinen bösen Gedanken verfolgt fühlt.

In dem großen Hause, in welchem wir den Schuhflicker gefunden haben, war noch eine zweite Kellerwohnung; da sah es anders aus als bei dem leichtsinnigen Ehepaar. Es war auch nur ein armer Mann, der darin wohnte; jener war Schuhflicker, dieser war Flickschneider und er hatte vier Kinder. Vier Kinder, die brauchen viel Brod! Aber der Schneider war ein geschickter Mann; er konnte nicht bloß nähen, sondern auch lesen, nämlich „wo der Weg zum Brodkorb geht.“ Die Mutter der vier Kinder war eine „Hausfrau, keine Ausfrau;“ wenn andere Frauen spazieren gingen oder müßig vor der Thür saßen, war sie fleißig bei der Arbeit. Ihr Mann flickte die zerrissenen Röcke von Fremden, sie flickte die zerrissenen Sachen von Mann und Kindern und die eigenen. Sie und ihre Kinder waren immer rein und ordentlich gekleidet, aber viel Geld kosteten ihre Anzüge nicht. Wenn an Sonn- und Festtagen die Bürgersfrauen in Sammet und Seide in die Kirche gingen, sagte sie zu ihren Töchtern: „wer lang hat, läßt lang hängen;“ aber es heißt oft: „heute im Putz, morgen im Schmutz,“ und „das reichste Kleid ist oft gefüttert mit Herzeleid.“ Ich lobe mir einen netten, einfachen Anzug, denn „Rein und Ganz giebt auch der Leinwand Glanz.“ Die Frau verstand es aber nicht bloß, die alten Sachen zu flicken, sie arbeitete mit ihren Töchtern auch ihre neuen Kleider, und „selbst gemacht,“ hieß es bei ihr, „giebt die beste Tracht.“

So fleißig die Schneiderleute auch waren, so kamen doch Tage, wo die Noth bei ihnen einkehrte; es kam Krankheit, Theurung und was so

Alles kommen kann im Leben, um des Menschen Gottesfurcht zu prüfen. Zuweilen war kein Groschen in der Kasse, wenn die Frau Mittag kochen wollte. Borgen mochte der Schneider auch bei dem besten Freunde nicht. Wo sollte ich das Geld hernehmen, sprach er, um Schulden zu bezahlen? „Borgen macht Sorgen,“ und „besser einen Tag brodlos, als ehrlos,“ „Ehre verloren, Alles verloren.“ Wenn kein Geld da war, um Essen zu kochen, aßen die Leute trockenes Brod, „Hunger ist der beste Koch,“ hieß es, und dann war Alles gut.

Obgleich die Schneiderfamilie selbst auch Mangel litt, blieb ihr doch noch manch Stück Brod übrig für ärmere Menschen; des Schuhflickers kleines Mädchen aß manchen Tag mit an ihrem Tisch. Was half es aber dem Kinde, wenn es sich einmal satt essen konnte, der leibliche Hunger war dann wohl gestillt; aber so ein armes vernachläßigtes kleines Wesen hungert auch in der Seele. Von der Schneiderfamilie bekam das Kind auch manchmal ein altes Kleidungsstück, wenn es gar so erbärmlich einherging. Was half ihm aber das Tuch oder das Mützchen, welches es in der Kälte tragen konnte? der leibliche Frost war dann wohl geringer; aber so ein armes vernachläßigtes kleines Wesen friert auch im Herzen. Seine Eltern, welche es mit geistiger Nahrung erquicken, durch Liebe innerlich erwärmen sollten, thaten gar nichts für sein inneres Wohl. Eltern sollen den Kindern Lust zur Arbeit anerziehen, denn „der Müßiggang ist der Sünde Anfang;“ sie sollen ihren Kindern ein gutes Beispiel geben, denn „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“ Das Alles wußten der Schneider und seine Frau und bedauerten das Nachbarkind, sie sahen voraus, daß das kleine Mädchen unglücklich werden würde, denn es sagte ihr Niemand: „Fleiß ist des Glückes Vater.“

Das jüngste der Schneiderkinder war im Alter der kleinen verwahrloseten Nachbarin, es ging täglich in eine Schule, die man eine Kinder-Bewahranstalt nennt. Dort lernten die kleinen Mädchen und Knaben, die im Alter von zwei bis sechs Jahren standen, noch nicht lesen, schreiben und rechnen, sie lernten nur Sprüche auswendig und kindliche Lieder singen; der gute Lehrer erzählte ihnen hübsche biblische Geschichten, erklärte ihnen einige der zehn Gebote und gab ihnen Begriffe von den Pflichten, welche der Mensch zu erfüllen hat. Der Schneider und seine Frau überlegten, wie sie es anzufangen hätten, um das Nachbarkind in die Bewahranstalt zu bringen, und sie entschlossen sich, mit dem Schuhflicker über die Sache zu sprechen. Der leichtsinnige Mann wollte nichts davon hören; das kleine Mädchen war ihm nützlich, wenn sie den Tag über bettelte, hatte er Geld

zu Branntwein; aber der Schneider und seine Frau ließen mit Bitten nicht nach, und das Kind wurde endlich in die Schule geschickt. Da war es nun wohl aufgehoben. Der Lehrer war liebreich gegen seine kleinen Schüler, er zankte nicht und prügelte auch seine Frau nicht; wie behaglich war das dem lieblichen Kinde, dem das weiche Herz in den Augen zu erkennen war. „Ach!“ dachte es oft bei sich selbst, „wenn es doch zu Hause bei meinen Eltern eben so zuginge wie in der Schule.“ Zu Hause war es so ganz anders. In der Schule lernte die Kleine ein Liedchen singen, es hieß: „Wollt ihr wissen, wie der Arme sich verdient sein täglich Brod? — Er verdient es sich durch Arbeit, Arbeit hilft ihm aus der Noth.“ — Zu Hause sang der Vater dagegen nur wilde Trinklieder, die dem Ohr und dem Herzen der Kleinen weh thaten. In der Schule lernte das Kind Gottes Gebote, z. B.: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden.“ Kinder, welche gute Eltern haben und sie aus vollem Herzen lieben und ehren, können sich nicht vorstellen, welch einen schmerzlichen Eindruck dieses Gebot der kleinen Schuhflickerstochter machte. Der Lehrer hatte erklärt, wie ein guter Vater und eine gute Mutter handeln müssen, um Gott zu gefallen und aus ihren Kindern gottesfürchtige Menschen heranzubilden. Dem armen kleinen Mädchen aus dem Keller liefen zuweilen bei solcher Schilderung die hellen Thränen über das bleiche Gesichtchen, denn das gezeichnete Bild glich so gar nicht dem der eigenen Eltern. „Elternliebe,“ das schöne Wort, verstand die Kleine gar nicht; aber sie dachte: die Elternliebe muß wohl etwas Herrliches sein. Sie lernte in der Schule an den lieben Gott denken und an den Heiland, der auch arm war und die Menschen alle seine Brüder nannte und sie lieb hatte. Zu Hause war von Liebe niemals die Rede, dort hörte man nur Zank und häßliche Schimpfworte. „Hol' Wein, schenk' ein!“ das war der Morgengruß, wenn die Kleine erwachte; sie mußte dann fortspringen und für das erbettelte Geld eine Flasche Branntwein holen. Sie lernte in der Schule beten, zu Hause betete Niemand, da hörte sie nur Klagen über das harte Schicksal: „Bettelbrod ist bitter Brod,“ rief der Vater oft unwillig; aber daran dachte er nicht, daß er die Mittel in der Hand habe, sich sein bitteres Brod zum süßen Brod zu machen; süß ist es, wenn es ein verdientes ist. Die Bewahranstalt, unter der Leitung eines würdigen Lehrers, legte dem Kinde manches köstliche Samenkorn in das Herz; die Eltern zu Hause waren wie Unkraut, welches die Keime des Samenkorns erstickt. Hätte es von ihnen abgehangen, sie wären wohl bereit gewesen, den Segen der Schule

zu vernichten; aber der liebe Gott zog eine Mauer um des Kindes Herz, darüber weg konnte das Unkraut nicht dringen.

Während der Sommertage war das kleine Mädchen in ihre Schule gegangen, und ihr liebes freundliches Gesicht hatte einen immer lieblicheren Ausdruck empfangen, ihr schönes Auge hatte immer klarer um sich geblickt. Als der Winter kam, nahm sie aber der Vater aus der Schule fort, denn sie fehlte ihm, er brauchte das Geld, welches sie sonst zu erbetteln pflegte, um Branntwein zu kaufen. Das Kind bettelte wieder und des Mannes Gewissen sprach wieder laut. Seine Gedanken wurden dabei immer böser, denn mit den bösen Gedanken wollte er ja das Gewissen betäuben; immer und immer hefteten sie sich gleich unheimlichen Gestalten an ihn, wo er hinschaute, sah er sie drohend stehen, sie verfolgten ihn fort und fort. Der Mann sank immer tiefer in die Sünde und seine Gedanken brüteten über einem Verbrechen. Der Winter war hart, in der Kellerstube war es feucht und kalt, und wie trübe und unheimlich sah es darin aus!

Das kleine Mädchen, welches in der Kinderbewahrstalt sich das Herz erwärmt hatte, fühlte sich recht unbehaglich mit Vater und Mutter, und „Du sollst Vater und Mutter ehren,“ hatte sie auswendig gelernt. Ihr weiches Herz that ihr weh, und der sanfte Blick ihrer wunderschönen Augen ruhete oft auf den Eltern, und dann füllten sich ihre Augen mit Thränen und ihre Händchen falteten sich.

Das Kind wurde krank. Ein Armen-Arzt kam, er sorgte für Arznei, die Nachbarfrau für warme Suppen. Als das bleiche freundliche Mädchen schwerathmend dalag, da erwachte in dem leichtsinnigen Ehepaar die Elternliebe und sie saßen oft an dem elenden Bettchen und liebkoseten ihr verwahrlosetes Kind. Zuweilen lag die Kleine in Fieber-Phantasien, dann träumte sie sich in die Bewahranstalt zurück und wiederholte, was sie dort gelernt hatte, Gebote und Bibelsprüche, auch sang sie ihr Liedchen: „Wollt ihr wissen, wie der Arme sich verdient sein täglich Brod? — Er verdient es sich durch Arbeit, Arbeit hilft ihm aus der Noth.“

Es war eine merkwürdige Zeit für den Schuhflicker und seine Frau, diese Zeit der Krankheit des Kindes. Die Eltern lauschten auf jedes Wort, welches die Kleine aussprach, und als sie einmal ihre schönen Augen auf sie richtete und die Hände nach ihnen ausstreckte und leise lispelte: „der liebe Gott will, ich soll Vater und Mutter ehren,“ da senkten Beide erschrocken ihre Blicke zu Boden. Es war, als wollte der liebe Gott diesen Augenblick sichtbar bezeichnen; eine Wolke, die über der Sonne geschwebt hatte, zog plötzlich vorüber und die reichen Strahlen des Himmelslichtes,

durch die Fenster dringend, warfen einen verklärenden Schein auf die Familienscene.

Einmal lag der Vater auf seinem Strohlager; er schlief, denn es war Nacht. Seine bösen Gedanken standen wieder als schwarze Gestalten neben ihm. Plötzlich erhob sich sein krankes Kind und schwebte auf ihn zu, eine Engelserscheinung! die dunklen Gestalten der bösen Gedanken wankten vor dem nahenden himmlischen Wesen zurück; das Kind trat dem Vater ganz nahe und senkte den Kopf zu ihm nieder und der herrliche Blick der schönen seelenvollen Augen ruhete durchdringend auf ihm, bis die bösen Gedanken verschwanden.

Der Mann hatte nur geträumt. Er erwachte plötzlich, sprang auf und trat zu dem Bette seines Kindes. Der Blick des schönen Auges, der ihm im Traume tief in das Herz gedrungen war, traf ihn aber nicht mehr; das Auge war geschlossen, die Seele, welche aus dem Auge geblickt hatte, war zu Gott gegangen, wohin sie gehörte.

Da sank der Mann auf seine Knie nieder und weinte bitterlich.

Ein Jahr nach dem Tode des kleinen Mädchens war vergangen. Wir treten noch einmal in die Kellerwohnung. Da sieht es anders aus als sonst; Schrank und Kommode, Betten und andere Sachen stehen wieder an Ort und Stelle, sind nach und nach aus dem Leihhaus zurück geholt worden. Der Schuhflicker und seine Frau haben arbeiten gelernt, und das Sprüchwort „Früh auf und spät nieder bringt verlornes Gut wieder" hat sich bei ihnen bewährt, sie haben erfahren, wie wahr das Wort ist: „bete und arbeit', so hilft Gott allzeit." Der „Ehestand" ist kein „Wehestand" mehr bei ihnen, sie sind in eine ernste Schule gegangen und haben darin gelernt, „wo der Weg zum Brodkorb geht." Sie haben Gottes Strafgericht kennen gelernt, aber zugleich Gottes Erbarmen; seine Gerechtigkeit hatte ihnen Schmerz geschickt, seine Liebe hatte sie in ihrem Schmerz zu seinen Kindern gemacht.

Oft sagt der Mann, wenn er bei der Arbeit sitzt, oder wenn er mit seiner Frau im Gesangbuche oder in der Bibel liest: „die bösen Gedanken, die mich ehemals verfolgten, sind vollkommen verbannt; jetzt steht mir in der Phantasie statt jener furchtbaren schwarzen Gestalten unser seliges Kind. Der Engel mag sich wohl von Gott die Erlaubniß erbeten haben, des Vaters Herz zu erquicken; nun, er soll mich durch's Leben begleiten."

Die Malerei.

Von
Dr. Schneider.

1. Ihr Wesen, ihre ältere und mittlere Geschichte.

Irre ich nicht, so ist unsern jungen Leserinnen bei Besprechung der Baukunst und Bildhauerei etwas unbehaglich zu Muthe gewesen, weil sie in diesen Künsten nur erst den rohen Stoff und seine harte Behandlung, großgeformte Massen und todte Steinfiguren zu sehen bekamen. Das weibliche Gemüth ist nicht von der Art, daß es sich von einem Gebäude oder einer Statue, und sei sie die schönste, besonders angesprochen fühlte; es gehört der freie Geist, der strenge Blick des Mannes dazu, dergleichen Kunstwerke unbefangen nach ihrem Werthe zu würdigen. Um so mehr Theilnahme werden dagegen die Leserinnen derjenigen Kunst zuwenden, welche uns in dem vorliegenden Artikel beschäftigen soll und welche uns überhaupt weit freundlicher, weit menschlicher anmuthet, als die frühern, mehr rohen, stoffartigen Künste: wir meinen die Malerei.

Mit der Malerei wird es zum ersten Male Licht in der Kunstwelt, da Baukunst und Bildhauerei gleichsam noch in der chaotischen Nacht der groben Materie gefesselt liegen. Das Licht ist es, welches als das neue Element in diese Kunst hereintritt, dasselbe freundliche Licht, welches vom Himmel zur Erde leuchtet und uns die Menschen und Dinge der lebendigen Welt erst in ihrer Gestalt erkennen, in ihrem Farbenschmucke und ihrer Schönheit bewundern läßt. Die grüne Pracht der Natur mit dem goldnen Sonnenschein darüber, der Mensch als edle Einzelgestalt wie in den belebten Massen des großen Verkehrs und der Geschäfte, sein Stillleben in Stube und Haus wie die großen Völkerbewegungen auf der Bühne der Weltgeschichte — dies Alles ist, wie sich's in der Wirklichkeit vorfindet, auch Gegenstand der Malerei. Hier handelt sich's also nicht mehr um ein einzelnes Ding, um eine einzelne Gestalt, wie jedes Gebäude und jede Statue eine solche ist: sondern weit und unendlich, wie die Welt, ist das Reich der bunten Malerkunst, und ein Stück dieser weiten Welt hält sie uns auf jedem ihrer Gemälde vor Augen. Hier ist auch nicht mehr die Rede von todtem Stoff, wie er uns aus den Mauern der Gebäude und aus den schönen Steingebilden von Göttern und Helden starr anblickt: hier schlägt das Leben in bewegten Wellen, die Freiheit der Bewegungen bringt Fluß

Erzeugnisse dieser Kunst erst die eigentlichen Gemälde auf. Diese werden entweder mit Wasserfarben oder mit Oelfarben auf Papier, Leinwand, Holz oder auf die frische Kalkwand aufgetragen und führen in dieser letztern Gestalt den Namen Freskogemälde. Ueberall sehen wir diesen Reichthum von Gemälden in den Prunkzimmern der Fürsten und Reichen, sowie in den öffentlichen Kunstgebäuden der Residenzstädte sich in bunter Fülle ausbreiten: das Aeltere in den Sälen der Gemäldegallerien und Museen dauernd aufgehängt, das Neuentstehende auf den sogenannten Kunstausstellungen von Stadt zu Stadt wandernd und sich den Kunstfreunden zum Genusse und Besitze anbietend. Privatpersonen pflegen mehr den Frucht- und Thierstücken oder dem Porträt, dem Genrebilde und der Landschaft den Vorzug zu geben, während große Gemälde aus der Heiligen- und Historienmalerei bei ihrem hohen Preise fast ausschließlich in den Besitz fürstlicher Herren und öffentlicher Kunstinstitute übergehen.

Ihre Geschichte beginnt die Malerei im Alterthum mit den dürftigsten Anläufen, die uns halb Verwunderung, halb Mitleid entlocken. Wir wissen nicht, was wir sagen sollen, wenn uns erzählt wird, die alten Aegypter haben ihre Bilder auf den Wänden der dunkeln Todtenkammern angebracht, wo die Mumien unten am Boden in muldenähnlichen Vertiefungen eine neben der andern ausgestreckt lagen. Jeder Vernünftige hängt doch seine Bilder an's offene Tageslicht und sucht jedem die möglichst günstige Beleuchtung zu geben. Dort aber scheint es, als seien die frischfarbigen Scenen von Familienleben und Gastmählern, von Ackerbau und Schifffahrt nur dazu gemalt gewesen, um nicht beleuchtet, nicht gesehen zu werden. Eine ähnliche Wunderlichkeit ist es, wenn es die Aegypter auf ihren Bildern an aller Perspektive fehlen ließen, d. h. an der Verkleinerung des Entferntern im Vergleich zu dem Nahen, das dem Beschauer nothwendig am größten erscheinen muß. Auf den ägyptischen Schlachtbildern aber haben die hintersten Reihen der Kämpfenden die nämliche Größe, wie die vordersten. Auch daß es den Gestalten an dem nöthigen Schatten fehlt, dürfte die Verwunderung unserer Leserinnen erregen. Die alten Aegypter mochten darin denken, wie noch heutiges Tages die Chinesen, die ebenfalls auf ihren Gemälden keinen Schatten anbringen, weil sie meinen, Menschen und Dinge hätten ja doch in der Wirklichkeit keinen Schatten und dürften ihn daher auch nicht auf dem Bilde bekommen; es sei nur ein Mangel oder wohl gar nur eine Täuschung unseres Auges, daß hinter einem Jeden solch ein dunkler Flecken einherlaufe.

Wie viel menschlicher und wahrer müssen dagegen die Malereien der

Griechen, eines Parrhasius, Zeuxis, Apelles gewesen sein, von denen uns nur noch in den Schriftstellern des Alterthums berichtet wird. Wenigstens dürfen wir auf ihre Vortrefflichkeit aus den römischen, unter griechischem Einfluß entstandenen Wandmalereien schließen, die man neuerer Zeit in Herkulanum und Pompeji ausgegraben und von denen Ternite höchst gelungene Kopien veröffentlicht hat. Das sind Bilder voll weiser Licht- und Farbenbehandlung, voll freier Gruppirung und Bewegung, voll edler, nicht selten scherzhafter Haltung. Wir Modernen meinen gewöhnlich, den Alten sei nur der Sinn für das Plastische, für den Schwung der Gestalten und die scharfen Linien der Umrisse verliehen gewesen, das Element des Lichtes und der Farbe aber nicht aufgegangen. Oder wir huldigen der Ansicht, die liebevolle Genremalerei des menschlichen Kleinlebens und der komischen Situation sei erst eine Errungenschaft der heutigen Malerkunst. Ueber Beides belehren uns die Pompejanischen Wandgemälde eines Bessern. Lichter und Farben sind von einer für das Alterthum bewunderungswürdigen Frische; und der Inhalt der Bilder überrascht uns mit den vertraulichsten Auftritten der Privatexistenz, wie sie in Kinderstuben und Wirthshäusern nur immer denkbar sind.

Den entsprechenden Fortschritt von dürftigen Vorversuchen zu gereifter Schönheit bietet uns nun auch die Malerei des christlichen Mittelalters dar. Anfangs, in der byzantinischen Epoche, sehen wir nur steife, hagere Gestalten mit schmalen Gesichtern und abgehärmten Zügen, die noch nicht zur schönen Menschengestalt in ihrer wahren Erscheinung durchgedrungen sind. Später aber erfreuen wir uns der vollendeten Darstellung des Menschlichen in der Verklärung zur höchsten Schönheit, die aus der Mischung gesunder Sinnlichkeit mit innigem Seelenausdruck, aus der Verschmelzung des italienischen Naturells mit der Gemüthswärme des deutschen Geistes hervorgeht. Man muß einen Christus aus der byzantinischen Schule, mit diesem greisenhaften Gesicht, dieser schmalen, spitzen Nase, diesen steifen Gewandfalten, neben einen Christus oder eine Madonna aus der italienischen oder deutschen Blüthezeit stellen, um den Gegensatz von schülerhaftem Anlauf zu vollendeter Meisterschaft in seiner ganzen Größe zu fassen und um zu begreifen, daß diese Blütheperiode der italienisch-deutschen Malerei der Höhepunkt in der Geschichte dieser Kunst überhaupt, vielleicht ihr Höhepunkt für ewige Zeiten gewesen ist. Das ist einer von den Zeiträumen der Kunstgeschichte, auf dessen Betrachtung das Auge mit Stolz ruht; und ein Glanz des Ruhmes schwebt um diese Periode, wie er auf dem glorreichen Zeitalter der althellenischen Baukunst und Plastik liegt.

Das Ideal der schönen Menschengestalt zu erreichen, bedurfte es aber, und zwar zunächst in Italien, einer ganzen Anzahl genialer, fast gleichzeitig lebender Künstler, bedurfte es der gemeinsamen Bemühungen dreier Schulen, der venetianischen, römischen und florentinischen. Daß sie ihre Gegenstände fast ausschließlich aus der heiligen Geschichte entlehnten, hat seinen Grund in dem vorherrschend religiösen Charakter des Mittelalters überhaupt, das bei seiner Glaubensinbrunst in Christo und Maria alle Vollkommenheit, in den Märtyrern und Heiligen alle Frömmigkeit sah.

Unter den Venetianern zunächst, welche vorzugsweise die sinnliche Seite des absoluten Schönheitsideales repräsentiren, stellt Tizian seinen Christus, z. B. auf dem bekannten Bilde des „Zinsgroschens", ächt menschlich dar, obwohl er daneben einen ebenso lebendigen Sinn für Größe und Hoheit der Auffassung bekundet, wie in der „Himmelfahrt Mariä." Eine sehr lokale und nationale Färbung haben die Bilder des Paul Veronese, dessen Gestalten, z. B. auf der „Hochzeit zu Kana", nur dazu dienen, die Pracht Venedigs, die Würde seiner Männer, die Schönheit seiner Frauen, den Reichthum der Gewänder, der Geräthschaften, der Gemächer u. s. w. zu entfalten. Der vollendete Meister in der Farbe aber ist Correggio mit seinen wundervollen Fleischtönen (Inkarnat), mit dem magischen Zauber seines Helldunkels, mit der geheimnißvollen Tiefe seiner Lichteffekte, besonders in der berühmten „heiligen Nacht" (in der Dresdener Gallerie), wo von dem Christuskinde in der Mitte sich ein unbeschreiblicher Lichtglanz über die umstehenden Gestalten des Joseph und der Maria, der Hirten und Weisen verbreitet und mit immer abnehmender Helligkeit in die Schatten des Halbdunkels zu den Seiten verschwimmt.

Ernster dagegen und so zu sagen heiliger tritt uns der Florentiner Leonardo da Vinci in seinem „heiligen Abendmahl" entgegen, dessen Jüngergestalten der kirchlich frommen Auffassung weit mehr entsprechen, und zwischen deren kräftigen Männergesichtern auch milde und seelenvolle Köpfe, wie Christus und Johannes, hervorschauen. Diese kraftvolle Behandlung der heiligen Geschichte erscheint bis zum Kolossalen und Ungeheuern gesteigert in dem zweiten berühmten Florentiner, Michel Angelo, der, selbst ein kolossaler Genius und neben dem Maler zugleich vorzüglicher Baumeister und Bildhauer, alle seine Figuren zu den Dimensionen des Erhabenen und Riesenhaften ausweitet. Seine Sibyllen und Propheten in der Verzückung sind gleichsam übermenschliche Menschen; und auf seinem gefeiertsten Bilde, dem „jüngsten Gericht", erscheinen die Gestalten und ihre Leidenschaften in einer Ungeheuerlichkeit, die Schrecken des Gerichts und der Verdammniß

in einer erschütternden Macht, wie sie kein Maler jemals wieder erreicht hat.

Alle diese Einseitigkeiten aber verschmolzen sich endlich in dem, der römischen Schule angehörigen Raphael (1483—1520) zu versöhnter Einheit der Darstellung. Unter seinem Pinsel verklärte sich die mangelhafte und bedingte Schönheit zur vollendeten, zu dem gesuchten Ideal; durch ihn, kann man in gewissem Sinne mit der heiligen Schrift sagen, ward das Wort Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit. Neben der Anmuth steht bei ihm auch die Würde, neben dem lieblichen auch der hohe Styl; mit dem weiblichen Leben der Liebe vereinigt er die Energie der männlichen That. Seine rührenden Madonnenbilder (hauptsächlich in den Logen des Vatikans in Rom und in den Museen von Paris), seine heiligen Familien und reizenden Engelknaben sind nicht vollendeter, als seine Marien- und Christusgestalten in den Momenten der höchsten Entzückung und Verklärung. In seiner „Sixtinischen Madonna" (in der Dresdener Bildergallerie), in seiner „Grablegung Christi", in seiner „Schule von Athen", endlich in seiner „Verklärung Christi", seinem berühmtesten Bilde, ist ein Zauber der Linie, eine Welle und ein Oval der Köpfe, ein Neigen und Beugen des Hauptes und Halses, eine Zeichnung der Figur und der Hand, und darin ein Ausdruck von himmlischer Liebe, von Reinheit des Daseins, die nur ihm eigen ist und in dieser Vollendung nie wiederkehren kann.

Abweichend von diesem reinen Schönheitsideale der Italiener bildet die deutsche Malerei vorherrschend das Individuelle, national Deutsche aus. Gemüthvoller und gleichsam bürgerlicher, nimmt sie mehr Rücksicht auf die Wirklichkeit, auf die umgebende Natur, auf Nebenfiguren und Geräthe, kleidet die mythischen und religiösen Stoffe in die Trachten ihrer Zeit und ihres Volkes und stellt z. B. die Apostel mit den Gesichtern deutscher Hausknechte, die Maria als Nürnberger Bürgersfrau dar. So wird der deutsche Styl in gewisser Weise dürr, steif und hölzern, mildert aber doch diese Härten durch tiefe, rührende Gemüthsinnigkeit, die er unbestritten vor den Italienern voraus hat. Gemälde von Lucas Cranach und Albrecht Dürer beweisen uns das. Besonders reich aber an gemüthvollen Zügen ist der noch größere Hans Holbein der Jüngere (1498—1554). So z. B., wenn er in seiner berühmten „Passion" (in Basel) bei der Kreuztragung Christum sich die Kreuzeslast möglichst erleichtern läßt, indem er das Kreuz mit den hinterwärts gebogenen Händen an beiden Armen faßt und auf dem Rücken liegen hat, wo es am wenigsten

drückt. Nicht minder rührend ist sein zweites namhaftes Bild, „die Bürgermeisterfamilie" (auf der Gallerie in Dresden). Hier steht in der Mitte die Mutter Maria, ein krankes Kind auf den Armen, das sich an ihren Hals schmiegt, unten Vater, Mutter und Geschwister, knieend in Gebet und Andacht; die ganze Gruppe aber vom Mantel der Maria umflossen, zum Zeichen, daß die Familie in der frommen Hingabe an die allerseligste Mutter Jesu ihren beglückenden Schutz für ewig gefunden hat.

Die Müllerstochter.

Von

Rosalie Koch.

1. Das Schloßfräulein.

In einem schlesischen Dorfe wurde eben der Sonntag Lätare — in der Volkssprache Sommersonntag geheißen — mit dem üblichen Umzuge der Kinder begangen. Sie eilten mit ihren grünen, von Rauschgold und farbigem Papier strotzenden Tannenzweigen von Haus zu Haus und sangen für ein paar Eier oder Bretzeln oder selbst für ein Stück Brod ihre kleinen, wunderlichen Lieder. Ein wenig zur Seite des Dorfes, auf einer kleinen Anhöhe, lag das herrschaftliche Schloß mit flachem, von hohen Säulen getragenem Zinkdache; vor demselben waren Rasenparthien angebracht, die im Frühlinge von blühendem Strauchwerk unterbrochen wurden, und dahinter sich ein Wäldchen schöner Tannenbäume erhob, deren frische Nadeln jetzt das einzige Grün in der Umgebung des schönen, neuen Schlosses bildeten. Hier und da lag noch ein wenig Schnee auf der Erde, aber die Märzsonne mit ihren warmen Strahlen fing an ihn dunkel zu färben, ehe sie ihn allmälig wegschmolz. Noch waren, außer ein paar lärmenden, zänkischen Sperlingen, keine Vögel zu sehen, und das Lied der frühen Lerche klang von den Saatfeldern nicht bis zu dem, von Gartenland und stattlichen Nebengebäuden umgebenen Schlosse herüber. Die Morgenluft war ziemlich kalt, und die singenden Dorfkinder draußen auf den Steinfließen vor dem Schlosse trippelten unruhig hin und her, um ihre schlecht verwahrten Füße zu erwärmen, während sie auf ein kleines Geschenk der gnädigen Herrschaft warteten, die etwa seit drei Wochen Neuwiese gekauft hatte.

Da wurde hastig ein Fenster zu ebener Erde geöffnet und ein kleiner



Zur „Müllerstochter"_

Mädchenkopf neugierig herausgesteckt. „Wer von Euch,“ fragte eine feine Stimme, „hat denn das Liedchen gesungen:

Die Tochter geht im Haus herum,
Hat eine schöne Schürze um,
Mit einem seid'nen Bande;
Sie ist die Schönst' im Lande!

Ich will es wissen!“ —

„Windmüllers Hannliese!“ antwortete nach einigem Zögern ein dreister Bursche, während die andern Kinder blöde schwiegen und die Augen zu Boden schlugen.

„Ja, sie singt auch in der Schule am allerbesten;“ meinte jetzt eins der größeren Mädchen und zeigte auf eine hübsche, rothbäckige Kleine, die ganz verschämt an den papiernen Bandschleifen ihres „Sommers“ zupfte, — wie die Kinder ihren geputzten Tannenbesen nannten.

„Nun, die soll einmal hereinkommen zu mir,“ rief das Mädchen, die Niemand anders war als das kleine Schloßfräulein, der neuen Gutsherrschaft einziges Kind, — „Ihr Andern werdet alle eine Semmel bekommen, dann könnt Ihr gehen!“

Hannliese wußte nicht, ob sie sich über die Ausnahme, die man gerade mit ihr machen zu wollen schien, freuen sollte oder nicht. Am Ende hatte es das kleine gnädige Fräulein gar übel genommen, daß sie so schlecht weg gesungen hatte: „Die Tochter geht im Haus herum;“ — sie hätte wirklich daran denken und ein bißchen höflicher sein können. Aber das war nun einmal zu spät, und — dachte sie — den Kopf wird es mir ja darum auch nicht gleich kosten. Entschlossen trat sie daher aus dem Kreise der andern Kinder hervor, wischte sich zuvor sauber die Schuhe ab, ehe sie die breite steinerne Treppe in's Schloß hinaufstieg, und legte ihre kleinen Hände an den blanken Messinggriff der Thür. Eine Klingel schallte hell und laut durch den großen Hausflur, an dessen Wänden allerlei weiße Figuren aufgestellt waren. Hannlieschen grüßte jede von ihnen besonders, indem sie ihnen freundlich mit dem Kopfe zunickte, ohne sich zu verwundern, daß sie sich zu keinem Danke bemühten. Die Kammerjungfer und der Koch im Schlosse dankten ja auch niemals, wenn sie von solch kleinen Kindern gegrüßt wurden, wie sie war. Aber in welche Thüre sollte sie jetzt hineingehen, um zu dem Schloßfräulein zu kommen? Unschlüssig stand Hannlieschen still und wollte eben einen der weißen Männer, der mit einem Reisestabe in der Hand und einem Blumenkranz auf dem Kopfe dastand, nach dem rechten Wege fragen, als das kleine Mädchen, die sie zu

dick eingeschnittenen Brote war ihr doch viel lieber als diese unbekannten Leckerbissen, die sie gar nicht einmal zu essen verstand. — Jetzt aber schrie sie plötzlich laut auf, und indem sie in größter Hast von dem hohen Stuhl heruntersprang, goß sie ihre Chokolade zur Hälfte auf die schöne Tischdecke; — aber es war doch auch zu arg, daß der große schwarze Windhund ihr Körbchen umschnoberte und jetzt — o weh! — die Leberwurst zwischen den Zähnen hatte, die sie von der Frau Schullehrerin für ihren Vater zum Frühstück bekommen hatte. Hannchen weinte vor Schreck und Verdruß, und Selma wollte sich über den Einfall ihres vierbeinigen Lieblings, der mit seiner Beute auf's Sopha zurückkehrte und sie dort in aller Ruhe verspeiste, halb todt lachen. Hannchens Betrübniß über eine Wurst kam ihr anfänglich grundkomisch vor; aber endlich wurde sie ungeduldig darüber und sagte: „Hör' doch zu weinen auf, Du wirst deshalb nicht Hunger leiden dürfen; Du sollst bei mir zu essen bekommen, was und so viel Du nur willst. Darüber läßt sich wohl solch kleine, lederne Wurst verschmerzen!“

„Ach, ich weine nicht deswegen,“ schluchzte Hannchen, „ich hatte mich nur so gefreut, dem Vater etwas mit heimzubringen; denn aus den Bretzeln, die ich noch im Korbe habe, macht er sich nichts, und die Frau Schullehrerin meinte, alte Leute hätten immer Appetit.“

„Nun,“ tröstete Selma gutmüthig, „das Unglück ist wieder gut zu machen. Du sollst ein Stück Braten, ja einen ganzen Schinken und obenein ein Fläschchen Wein für Deinen Vater bekommen. Aber nun mußt Du auch wieder so fröhlich aussehen, als da Du draußen unter den Kindern standest und sangst.“

Hannchen hätte ja kein kleines Mädchen und kein so gutes Kind sein müssen, wenn ihre Thränen jetzt nicht versiegt wären; denn Selma befahl wirklich ihrer Jungfer, sie solle den Korb ihres neuen Schützlings mit Speise und Trank reichlich füllen lassen, — und als das Frühstück beendet war, brachte sie ihr schönes Spielzeug herbei, wundervolle Puppen mit beweglichen Gliedern, einen ganzen Putzladen, einen Kochheerd von Blech, in dem ordentlich Feuer angemacht werden konnte, — ein Dominospiel, bunte Bälle und zahllose Bilderbücher, so daß Hannchen meinte, das Alles müsse ja viele hundert Thaler kosten, worüber Selma sie tüchtig auslachte.

Die Dorfkinder hatten indeß ihren Umzug längst beendet und wunderten sich nur immer, warum Windmüllers Hannliese so gar lange auf dem Schlosse blieb. „Das arme Ding,“ sagte ein Mädchen, die neben ihr auf der Schulbank saß, „sie ist heute um die ganze Freude gekommen, und wenn Ihr Andern so denkt wie ich, so geben wir ihr von unsern ein-

gesammelten Geschenken etwas ab, damit sie nicht auch dabei zu kurz kommt. Dies bunte Ei, das mir der Zolleinnehmer geschenkt hat, — seht nur, es steht ein Spruch darauf geschrieben, — das soll die Hannliese haben, denn sie lernt mir zum Sonnabend immer das Evangelium ein, weil's mit dem Lesen bei mir immer noch ein bissel hapert."

„Und ich geb' ihr diesen Pfefferkuchenreiter," rief ein kleiner Knabe, der die lockende Figur noch vor wenig Minuten mit so begehrlichen Blicken angesehen hatte, als ob er sagen wollte: du gefällst mir zum Aufessen! „Für die Hannliese geb' ich ihn gern, sie trägt meine kleine Schwester stundenlang auf dem Arm herum und singt ihr Lieder vor, wenn die Mutter bei der Frau Pastorin wäscht oder sonst nothwendige Arbeit hat. Die Mutter sagt auch oft, der Hannliese müßt' es noch einmal besonders gut gehen, in dieser oder in jener Welt, denn sie wäre ein rechtschaffenes Mädchen und eine gute Tochter."

Nun wollte keines der Kinder zurückbleiben, jedes gab etwas von seinen eingesammelten Gaben für Hannlieschen her, und wäre es auch nur eine Salzbretzel oder ein paar gebackene Birnen gewesen.

Als sie an dem Häuschen des Windmüllers vorbeikamen, ging eines der größten Mädchen hinein und legte die kleine Bescheerung auf das Fensterbrett, in dessen Nähe Hannlieschens Spinnrocken und die Weife mit feinem Garn stand. Die alte Magd kümmerte sich gar nicht darum und fragte eben so wenig nach dem ausbleibenden Kinde; sie wurde ja nur dafür bezahlt, daß sie die kleine Hauswirthschaft besorgte, was kümmerte es sie, wo sich das Mädchen herumtrieb.

Diese verlebte indeß wirklich vergnügte Stunden auf dem Schlosse, denn Alles, was sie dort sah und hörte, war ihr neu, und ihr dankbares Herz gewann das kleine Fräulein recht lieb, weil sie so freundlich und gut zu ihr war und so reichlich für ihren Vater gesorgt hatte. Die Baronin Donald, Selma's Mutter, kam auch in das Zimmer, worin die beiden Mädchen so vergnügt spielten, und freute sich, daß ihre Tochter an dem Umgange mit dem Müllerkinde Geschmack zu finden schien; denn es gab wenig Kinder ihres Standes in der Nähe und dies kleine Bauermädchen gefiel ihr so wohl, daß sie auf Selma's Bitte sogleich einging und Hannchen aufforderte, so oft sie wolle in's Schloß zu kommen.

„O, wollen werde ich schon oft genug," sagte diese treuherzig, „aber gar zu viel darf ich den Vater auch nicht allein lassen, besonders nicht, wenn die Mühle steht, denn da ist er manchmal ein bischen mißgelaunt,

besonders da er nicht mehr lange in der alten Postille lesen kann, weil ihm die Augen oft weh thun. Das kommt vom Mehlstaub, meint der Herr Schullehrer. Aber wenn der Wind geht und die Schule aus ist, da käm' ich schon ganz gern, wenn's die gnädige Frau einmal doch erlauben."

Selma, die ein wenig ungestümer Natur war, hätte ihre neue Bekannte am liebsten gleich den ganzen Tag über bei sich behalten, besonders da sich jetzt die Sonne hinter dicke Schneewolken versteckte und der Wind, den Sommerliedern der Kinder recht zum Spott, sehr kalt zu blasen anfing, so daß auch nicht einmal an eine Spazierfahrt zu denken war. Aber so gut es dem kleinen Hannchen auch auf dem Schlosse behagte, — wenn ihr Auge auf den gefüllten Korb fiel und sie an die Ueberraschung und Freude des alten Vaters gedachte, brannte ihr der Boden unter den Füßen vor Ungeduld, und wenn Selma ihr noch viel Schöneres gezeigt hätte, als es ohnedies geschah, sie hätte doch keine Ruhe mehr gehabt.

Unter dem Mittagsläuten lief sie, so schnell sie konnte, dem kleinen Häuschen ihres Vaters zu und sagte mit freudestrahlendem Gesichte vor sich hin: „Wie gut doch das kleine Fräulein ist und ihre Frau Mutter! Ich bin doch ein rechter Glückspilz, daß gerade mein Lied am besten gefallen mußte. Lieber Gott, das hast Du ganz allein gemacht, ich danke Dir recht schön dafür! Das ist ein Sommersonntag, an den ich denken will; schade, daß mein Mutterle ihn nicht noch erlebt hat. Die würde sich freuen, daß ich im Schlosse so gut angeschrieben stehe; aber hochmüthig will ich deshalb nicht werden, nein, gewiß nicht. Wie hübsch dort Alles war, — bis auf den großen schwarzen Hund— aber der mochte wohl Hunger haben, sonst hätt' er mir die Wurst gewiß nicht gestohlen. Jetzt besinn' ich mich auch, wie mager er aussah; die feinen Gerichte auf dem Schlosse mögen ihm wohl nicht recht schmecken; — nun, da hat er nicht Unrecht; sie schmecken mir auch nicht halb so gut als die Milchsuppe und der Mehlbrei, den unsre alte Rose kocht."

Beim Mittagessen konnte Hannchen — wie wir sie jetzt, aus Respekt gegen den Willen des Schloßfräuleins nennen wollen — gar nicht müde werden, all das Wunderbare und Schöne zu erzählen, was sie so eben erlebt und gesehen hatte, — indeß der Windmüller sich an den Speisen labte, die seine Tochter ihm vergnügt auf den Tisch stellte, und selbst die alte Magd kopfschüttelnd vor Verwunderung an einer Hühnerbrust nagte. Hannchen aß nicht, die Freude hatte sie satt gemacht. Als sie die Gaben ihrer Schulgefährten gefunden hatte, da weinte und lachte sie in einem Athem; — das war doch noch mehr, als was Selma ihr Gutes gethan

hatte; denn diese gab ja aus dem Vollen, jene aber entbehrten aus Liebe für sie. Diese Erfahrung setzte ihrer Freude die Krone auf, und immer wieder sagte sie: „ich bin alles das nicht werth, sie sind Alle zu gut zu mir!"

Am andern Tage war sie kaum aus der Schule heim, als auch schon ein Bedienter mit breiter Goldtresse um den Rockkragen und langen Achselschnüren auf die Windmühle stieg und dort das kleine Hannchen suchte, die auf's Schloß kommen sollte. Der alte Müller lachte recht herzlich, daß ein Mensch auf den Gedanken kommen könne, er habe hier oben, zwischen den Getreidesäcken und den Mehlkasten, sein bischen Hauswesen und wohne da mit Kind und Kegel, wie man sagt. Nun mußte der feine Herr Johann wieder in's Dorf zurück, wobei er ingrimmig zwischen den Zähnen murmelte: „Ist das eine Wirthschaft mit dem einfältigen Bauermädchen; kann denn das gnädige Fräulein nicht lieber mit ihrem Hunde oder meinetwegen mit der alten Hauskatze spielen, als daß sie einen ehrlichen Menschen in diesem abscheulichen Aprilwetter in's Dorf jagt, um ihr die Müllertochter zu holen. Gestern und heute bei Tische war Hannchen und immer wieder Hannchen auf dem Tapete; nun, es soll mich nur wundern, wie lange die Freundschaft dauern wird. Höchstens bis die gnädige ma tante, die ehemalige Hofdame, auf Besuch kommt, die leidet den kleinen Mehlsack gewiß nicht auf dem Schlosse."

Der alte Müller dagegen saß nachdenklich auf der Windmühltreppe, trommelte mit den Fingern an dem Geländer, wie er immer zu thun pflegte, wenn ihm etwas nicht recht in den Kopf wollte, und dachte: „Ein Weilchen seh' ich mir die Geschichte schon mit an, denn ich glaube, das ist nur so eine vorübergehende Laune mit dem gnädigen Fräulein und meiner Hannliese; weil sie auf dem Schlosse alle Tage Kuchen und feines Naschwerk haben, so schmeckt ihnen zur Abwechslung auch einmal ein Stück Bauerbrod. Aber hineingewöhnen in das vornehme Leben und Wesen darf sich meine Kleine nicht, sonst paßt sie nicht mehr in unsere arme Hütte und zu ihrem einfältigen alten Vater. Ist sie einmal aus der Schule und vom Herrn Pastor eingesegnet und sie wollen sie dann auf dem Schlosse in Dienst nehmen, meinetwegen; nur sollen sie mir dem Kinde nicht Dinge in den Kopf setzen, die sich einmal mit unserm Stande nicht vertragen."

Und so ließ er's denn auch wirklich viele lange Wochen geschehen, daß Hannchen einen Tag um den andern auf's Schloß geholt wurde, aber mitbringen durfte sie ihm nie wieder das Geringste von dort, das hatte er

ihr streng anbefohlen, und sie gehorchte ihm pünktlich, obgleich es ihr recht leid that.

Als sie aber eines Abends von ihrer kleinen Freundin heim kam und dem Vater erzählte, es werde jetzt eine französische Lehrmeisterin auf's Schloß kommen und die gnädige Frau habe gemeint, Hannchen solle dann mit Selma zusammen lernen, damit ihre Tochter recht fleißig sei, — da trommelte der alte Müller so hastig auf dem Tische, daß selbst die alte, schwerhörige Magd davor erschrak. — In Gedanken aber sprach er: „nun ist's Zeit, daß ich dem Ding ein Ende mache; die Hannliese versteht es nicht besser, die freut sich an dem lustigen Leben auf dem Schlosse; aber wenn eines Tages die Laune des kleinen Fräuleins vorüber ist und kein betreßter Diener mehr käme, um sie abzuholen, da würde mein armes Kind die Flügel hängen lassen und traurig sein und dem Vater die Schuld beimessen, daß er kein rechtes Einsehen in die Sache gehabt. Und wenn die gnädige Herrschaft die Kleine als Pflegekind annehmen wollte, — ich setze nur so den Fall — nimmermehr würd' ich Ja dazu sagen. Da denkt so ein armes Wesen in seinem Unverstand, die guten Tage könnten kein Ende nehmen, es gewöhnt sich an dies und das, — und plötzlich heißt's: bis hierher und nicht weiter! Geh' jetzt wieder in die kleine Hütte zurück und greif' die Arbeit an, die für Dich paßt, — oder im besten Falle: diene jetzt dem rechten Kinde vom Hause, mit dem Du bisher gespielt und dummer Weise gedacht hast, Du wärest gleich und gleich mit ihm! — Da plagt's dann an allen Ecken und Enden, und was so prächtig angefangen, bekommt einen schlimmen Ausgang. Davor will ich die Hannliese doch zu behüten suchen. Es wird ihr freilich ein paar Thränen kosten, aber lieber jetzt als später; in der Jugend verschmerzt sich so etwas leichter."

Am nächsten Morgen, da sich auch kein Lüftchen unter dem blauen Frühlingshimmel regte und bewegte, zog der Müller seinen Sonntagsrock an, nahm Stock und Mütze und schickte sich an fortzugehen. „Wohinaus denn, Vater?" fragte Hannlieschen.

„Hab' ein nothwendig Geschäft bei meiner Schwester in der Stadt!"

„Aber Du willst doch den weiten Weg nicht zu Fuß machen," fiel das Mädchen ihm besorgt in's Wort.

„Im Nachbardorfe kommt die Postkutsche durch; ich setze mich auf und auf dieselbe Weise mach' ich den Heimweg. Du brauchst also keine Sorge um mich zu haben; in drei Tagen, will's Gott, bin ich wieder da."

„Und bringst mir auch etwas Hübsches mit, Vater?"

„Ein leichter Herz, denk' ich, als ich mit fortnehme," antwortete der alte Müller und strich der Tochter mit der Hand über das verwunderte Gesicht.

Diese drei Tage während des Vaters Abwesenheit brachte Hannchen ganz auf dem Schlosse zu; ja sie blieb auf Selma's stürmisches Verlangen sogar die Nacht über dort, denn sie konnte dieser nichts abschlagen; ihr ganzes Herz hing mit dankbarer Liebe an der Tochter der Gutsherrschaft. Sie war so froh und lustig wie niemals sonst in ihrem jungen Leben und sang alle Lieder, die sie kannte, zum großen Ergötzen Selma's und deren Mutter. Das schönste Frühlingswetter war plötzlich eingetreten und begünstigte weite Spazierfahrten in den neubelebten Wald. Hannchen saß dabei zum ersten Male auf einem Sprungfeder-Sitz und lachte, von Herzen vergnügt über die unaufhörlich schaukelnde Bewegung. Den übrigen Theil des Tages brachten die beiden Mädchen im Garten oder im Glashause zu, wo es so prächtig duftete und blühte, als ob der verbannte Prinz Frühling sich dort vor seinen Feinden, den Schneeflocken und Eiszapfen, versteckt hielte und alle seine Blumenkinder um sich versammelt habe. Da gab es auch junge Schoten, frühe Erdbeeren, ja sogar schon einzelne Kirschen zu naschen, denn der Kunstgärtner verstand seine Sache, und stundenlang hätte Hannchen auf der kleinen Polsterbank unter den großen Orangenbäumen liegen können, um die zahllosen gelben und grünen Früchte zu betrachten, die dort hingen und zwischen denen hier und da wieder ein weißer Blüthenstern sichtbar wurde.

„Hier wollen wir unsere Schulstube aufschlagen," meinte Selma, „damit wir ein wenig Abwechslung haben, wenn wir auf der großen Landkarte die Flußgebiete und Bergzüge lernen müssen, oder das häßliche Einmaleins und die Geschichtszahlen. Wenn ich nicht überhaupt Dich dabei hätte, so würde ich gewiß die neue Gouvernante durch meine Unlust eben so zur Verzweiflung bringen, wie die vorige. Aber mit Dir wird es mir leichter werden; Du hast immer so frischen Muth und bist immer so lustig."

---

2. Scheiden und Meiden.

Ach, sie sah gar nicht lustig aus, die kleine Müllerstochter, als sie den Tag nach ihres Vaters Rückkehr aus der Stadt wieder zu der Freundin kam. Große Thränen standen in ihren braunen Augen und noch vor der

Thür zu Selma's Zimmer mußte sie stehen bleiben, um ihr halblautes Schluchzen gewaltsam zu unterdrücken.

Selma tanzte eben Polka mit ihrem Windspiel, das sich sehr widerwillig in die ihm aufgezwungene Rolle zu finden schien; darüber bemerkte sie nicht, daß die Thür aufgegangen und Hannchen eingetreten war. Endlich ging dem tollen Mädchen, das obenein sich selbst Tanzmusik machen mußte, doch der Athem aus, und jetzt sah sie das Müllerkind, wie sie die liebe Gespielin zuweilen nannte.

„Bist Du endlich da?“ rief sie aus, „Du hast heut auch gar zu lange auf Dich warten lassen; mein schwarzer Greif da hat meine Ungeduld entgelten müssen. Aber wie in aller Welt siehst Du denn aus? „wie ein betrübter Lohgerber“ würde unsere Kammerjungfer sagen. Ist etwa unsere Gouvernante schon angekommen, oder ist Dir sonst ein Unglück begegnet? Rede doch nur, Hannchen!“

„Nun, ein Unglück wohl gerade nicht,“ brachte diese endlich mühsam heraus, — „aber es kommt mir so schrecklich traurig vor, daß ich das Weinen nicht lassen kann. Wer mir das am Lätare-Sonntage gesagt hätte.“

„Aber was denn?“ drängte Selma ungeduldig.

„Ach, — daß ich fort soll — in die Stadt, — zu des Vaters Schwester, die eine kleine Gastwirthschaft hält —“ jammerte Hannchen, und ihre Thränen flossen häufiger. „Dann seh' ich Dich ja vielleicht mein Lebtag nicht wieder!“

„Was redest Du denn da für verwirrtes Zeug!“ rief das kleine Schloßfräulein halb lachend, halb verdrießlich; „als ob ich das zugeben würde!“

„Aber mein Vater will es; er ist ganz allein darum in der Stadt gewesen.“

„Nun, so wird Mama ihn rufen lassen und ihm sagen, daß ich Dich gern habe und nicht fortlassen will. Was sollst Du denn in der Stadt?“

„Der Vater meint: vielerlei nützliche Dinge lernen, womit ich mir einmal mein Brod erwerben könnte, wenn er das letzte Korn gemahlen habe. Bei der Muhme soll ich die Wirthschaft und in einer Schule allerlei Näharbeit machen lernen.“

„Ach dann,“ lachte Selma, „hat ja die ganze Geschichte noch lange Zeit, und Du fängst schon heute an Dich zu grämen? Wie heißt denn die Stadt, wo Deine Muhme wohnt?“

„B....“ antwortete Hannchen, noch immer mit traurig gesenktem Köpfchen. Aber plötzlich fing Selma wieder zu singen an und tanzte lustig

durch das Zimmer. Greif verkroch sich geschwind unter den Ofen, um die wilde Runde nicht abermals mitmachen zu müssen. Hannchen wußte nicht recht, was sie von der ausgelassenen Lustigkeit ihrer kleinen Freundin denken solle.

„Das trifft sich prächtig; in B.... wohnt eine Tante von mir, und wenn ich groß bin, fahr' ich im Winter alle Jahre auf ein paar Wochen hin, um auf die Bälle zu gehen. Siehst Du, da sind wir auch dort wieder bei einander."

Ein freudiges Lächeln überflog einen Augenblick Hannchens betrübtes Gesicht. „Aber," sagte sie dann, „da muß ich noch lange darauf warten, denn in acht Tagen soll ich schon fort, da ist Jahrmarkt in B., und unser Töpfer will mich auf seinem Wagen mitnehmen. Ach, das ist gar, gar zu traurig, und doch muß es sein!"

„Und warum muß es denn sein?" fragte Selma auf's Neue ungeduldig.

„Weil mein Vater es will, und weil er es so gut mit mir meint, daß Alles ganz gewiß zu meinem Besten ist, was er von mir verlangt. Er sagt, ich hätte keine Mutter mehr, und es wäre doch besser, wenn ich unter weibliche Aufsicht und Pflege käme. Wenn er plötzlich stürbe, müßt' ich dann hinaus unter steinfremde Menschen; jetzt aber wolle seine brave Schwester sich meiner annehmen, und er wisse mich doch vor seinem Ende noch in guten Händen."

„Dazu brauchen wir auch gerade eine Gastwirthin," spöttelte Selma mit verächtlich aufgeworfenem Munde. „Mama wird schon für Dich sorgen, das kannst Du Deinem Vater sagen. Du sollst von jetzt an die Hälfte meines Taschengeldes haben, — es ist nicht wenig, — und alle Kleider, die ich ablege, schenk' ich Dir; ich trage sie niemals ab. Und wenn Du groß bist, so —". Sie wußte nicht recht zu sagen, was dann weiter geschehen würde.

Hannchen aber stand noch immer betrübt an der Thür und schüttelte langsam den Kopf. „Nein, nein," sagte sie, „ungehorsam mag ich dem Vater nicht sein, auch nicht einmal um Deinetwillen, obgleich ich Dich so sehr, so sehr lieb habe. In die Stadt muß ich, und wenn mir's noch so schwer wird; aber vergessen kann ich's niemals, wie gut Du zu mir gewesen bist, und alle Tage will ich den lieben Gott bitten, daß er Dir recht viel Freude und Glück giebt." Sie wollte bei diesen Worten ihre Arme um Selma schlingen, aber diese stieß sie heftig zurück.

„So wenig lieb hast Du mich also, daß Du nicht einmal eine Bitte daran setzen magst, bei mir bleiben zu dürfen," rief sie mit hochgerötheten

Wangen. „Du willst mich allein lassen, nun ich mich an Dich gewöhnt habe? O, das ist schlecht, das ist undankbar von Dir!“

„Ach, mache mir doch das Herz nicht noch schwerer,“ bat das arme Hannchen. „Ich kann und darf ja doch nichts gegen meines Vaters Willen thun; das hab' ich ja schon in der Schule beim vierten Gebot gelernt. Bedenk' es doch nur, Selma!“

Aber Selma wollte nichts bedenken, auf nichts hören. „Ist das Dein fester Wille?“ fragte sie heftig. Hannchen konnte nicht antworten, sie neigte blos das Haupt.

„So will ich nichts mehr von Dir wissen und Du kannst gehen!“ schrie Selma, in maßlose Heftigkeit ausbrechend bei dem ersten vereitelten Wunsche ihres Lebens. Sie ging hastig auf die Thür zu, welche zum Zimmer ihrer Mutter führte; einen Augenblick noch blieb sie dort zögernd stehen und schien Hannchen mit einem raschen Blick fragen zu wollen: widerstrebst Du mir wirklich noch länger? Da diese aber sich nicht regte noch rührte, stürmte sie fort und warf die schwere Thür dröhnend hinter sich zu. Hannchen stand allein in dem schönen Zimmer, in dem Alles glänzte und schimmerte, — Wände und Fußboden, — die helle, lachende Frühlingssonne fiel durch das hohe Fenster herein, an dem blühende Tazetten, Azaleen und Alpenrosen standen, — die Vögel sangen draußen, — es war Alles so schön um sie her, und doch sah sie von alle dem nichts; sie drückte die Hände über die Augen und weinte bitterlich. Lange stand die arme Kleine so und wartete, sie hoffte, daß ihre Freundin zurückkommen und ihr ein gutes Wort zum Abschied sagen werde; — aber es kam Niemand. Da ging sie langsam aus dem Zimmer hinaus, in dem sie so viel glückliche Stunden verlebt hatte, an den weißen Statuen am Hausflur vorüber, — ohne ihnen wie damals freundlich zuzunicken; nur Greif folgte ihr bis auf die steinernen Stufen vor dem Schlosse, auf denen jetzt hohe Cypressen und Lorbeerbäume zwischen großen Kübeln mit Oleander standen. Sie strich leise mit ihrer kleinen Hand über sein glänzend schwarzes Fell wie zum Abschiedsgrusse und ging dann, immer still vor sich hin weinend, in ihres Vaters Häuschen zurück.

Dort saß sie dann stundenlang am Fenster und sah auf den Weg nach dem Schlosse hin. Selma konnte sich ja doch noch eines Bessern besinnen, konnte nach ihr schicken und freundlich von ihr scheiden; aber es kam Niemand. Der Tag schlich langsam vorüber, und als es endlich Abend wurde, betrübte sich Hannchen sehr; denn nun mußte sie für heut ihrer Hoff-

nung entsagen. Sie schlief wenig in der Nacht und konnte den Morgen kaum erwarten; in der Schule war sie zerstreut und unaufmerksam und saß daheim dann wieder am Fenster und wartete. Aber Niemand kam vom Schlosse in das kleine Haus des Windmüllers. So vergingen die acht Tage, die sie noch in Neuwiese blieb, bis auf den letzten. Ihr kleines Bündel war gepackt; sie hatte von dem Lehrer und seiner Frau, deren bevorzugter Liebling sie immer gewesen war, so wie von den Schulkindern mit tausend Thränen Abschied genommen, und als sie heimging, kam es ihr vor, als ob sie gestorben wäre. — Am Abend ging sie hinauf zu des Vaters alter, grauer Windmühle, um dessen Tauben noch einmal zu sehen; sie hatte die kleinen, sanften Thierchen immer so lieb gehabt und oft recht herzlich gelacht, wenn der große Drommeltauber sich im Rade herumdrehte, seinen Kropf aufblies und entsetzlich lärmte. Die meisten Tauben hatten sich auch so an sie gewöhnt, daß sie zutraulich auf ihren ausgestreckten Arm geflogen kamen oder sie umringten, wenn sie sich an die Erde niederbückte, und ihr die Futterkörner aus der Hand fraßen. Die Mühle stand, denn es war ein gänzlich windstiller Abend; die Pflüger zogen, auf ihren müden Pferden sitzend, singend vom Felde zurück, — über den frisch aufgeworfenen Ackerfurchen schwebten noch einzelne Lerchen, sonst war in der ganzen Natur Ruhe und Friede. Hannchen setzte sich, zum Tode betrübt, auf die letzte Stufe der Treppe und sah in das verglimmende Abendroth, bis Alles vor ihren Augen so dunkel wurde, wie es in ihrer Seele war. Die Tauben pickten verwundert ihre leeren Hände, dann flogen sie, weil es Schlafenszeit für sie war, langsam und immer noch einmal zurückkehrend, als ob sie wüßten, daß dies stumme, traurige Zusammensein einen Abschied auf lange Zeit bedeute, in ihren Schlag; nun war die arme Kleine ganz allein. —

Plötzlich fuhr sie erschrocken in die Höhe, denn mit gewaltigen Sätzen kam Greif an sie herangesprungen, drängte seine kalte Nase an ihre von Thränen überströmten Wangen und bellte vor Freude sie wiederzusehen; denn Hannchen und der Hund waren längst gute Freunde mit einander geworden. Auch jetzt liebkosete sie den Zudringlichen, aber ihr Auge suchte unruhig umher, ob nicht die Gebieterin des anhänglichen Thieres in der Nähe sei. Ihr kleines Herz klopfte dabei hoch auf vor Freude, denn wenn Selma jetzt kam, so geschah es gewiß in einer versöhnlichen Absicht; noch niemals hatte sie ja ihre Freundin selbst aufgesucht, immer war Hannchen zu dem Fräulein auf's Schloß geholt worden. Sie stand rasch auf, um ihr entgegenzugehen, und trocknete ihre Augen, um in der zunehmenden

Dämmerung besser sehen zu können; — da kam Selma mit einer fremden Dame auf der anderen Seite des Mühlberges herauf. Hannchen lief ihr, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, mit offenen Armen entgegen; dabei übersah sie die große Kette, die von der Mühle bis zu einem beweglichen Gestell gespannt war, vermittelst dessen erstere nach der Windseite gedreht wurde, — fiel zu Boden und schlug so heftig gegen die eisernen Glieder der Kette, daß sie einen Augenblick die Besinnung verlor.

Als sie erwachte, fühlte sie, wie ihre kalte Stirn mit wohlriechendem Wasser gerieben wurde und erkannte mit unbeschreiblicher Freude Selma's Stimme, welche ihr die allerzärtlichsten Namen zurief. Die fremde Dame war die neue Erzieherin, welche seit zwei Tagen im Schlosse angekommen war, und auch sie stand Hannchen hülfreich bei.

„Hannchen, liebes Hannchen!" sagte Selma in ihrer ungestümen Weise, „ich will Alles vergessen, und wir wollen zusammen wieder so glücklich werden wie sonst. Eben waren wir bei Deinem Vater; der sagte uns, daß wir Dich hier oben finden würden. Fräulein Gerson hat mit ihm geredet, Mama schickte uns, Du sollst zu mir auf's Schloß, ganz und gar; ich mag nicht länger ohne Dich sein. Aber thu' mir nun auch den Gefallen und sage Deinem Vater, daß Du bei mir bleiben willst; mehr braucht es gar nicht, denn er hat versprochen, daß Du Deinen Willen haben sollst. Komm geschwind, wir gehen noch einmal mit Dir zu ihm, ich kann's nicht erwarten, bis Du bei mir in unserm hübschen Zimmer bist. Komm, liebes Hannchen!"

Sie wollte die kleine Freundin hastig mit sich fortziehen, aber die Gouvernante beschwichtigte ihren Ungestüm. „Nein," sagte sie, „Hannchen muß erst Alles hören, was uns der Vater geantwortet hat; dann mag sie thun, was das Herz ihr sagt. Du darfst bei dem Fräulein bleiben, mein gutes Kind, wenn Du nur mit Widerwillen dem Willen Deines Vaters folgen kannst; zwingen, sagt er, werde er Dich gewiß nicht, wenn er es auch für sein Leben gern gesehen hätte, daß Du in die Stadt gingest. Er wolle Dich nicht hindern, andere Wege zu gehen, als die er für Dich ersehen; Gottes Wille könne ja ein anderer sein als der seinige, darum sollest Du auch Gott bitten, daß er Dich in Deinem kindlichen Unverstande das Rechte wählen lasse! — Das sind Deines Vaters eigene Worte, und ich muß gestehen, daß ich sie sehr verständig finde. Du hast eine ganze Nacht vor Dir, um sie recht zu überlegen; morgen früh kommst Du entweder auf's Schloß, wo die Frau Baronin schon für Dich sorgen wird,

oder Du fährst in die Stadt, ohne daß Ihr Beide Euch das Herz durch einen langen Abschied schwer macht. Komm Selma, und bestürme die arme Kleine nicht weiter; wir werden sie bis an ihre Wohnung begleiten, damit wir ihr beistehen können, wenn sie auf dem Wege noch einmal schwach werden sollte. Ich wünsche aber, daß Ihr Beide nur von gleichgültigen Dingen mit einander redet!"

Selma wagte der ruhigen und bestimmten Weise der Gouvernante gegenüber keinen Widerspruch; sie faßte Hannchen unter den Arm, um sie beim Gehen zu unterstützen, denn diese hatte sich bei dem Falle auch am Fuße weh gethan und konnte nur mit Schmerz auftreten. Sie war ja überdem völlig gewiß, daß Hannchen am folgenden Morgen für immer in ihre Nähe kommen würde, und so stürmisch sie auch jederzeit eine Sache wünschte, so schnell beruhigte sie sich darüber, wenn sie die Erfüllung nahe sah. „Auf morgen!" rief sie daher ihrer kleinen Freundin sorglos zu, als sie an dem Häuschen ankamen, auf dessen schmaler Bank der alte Windmüller saß und auf seine Tochter zu warten schien.

Hannchen brachte kein Wort über ihre Lippen, sie nickte nur mit dem Kopfe und drückte Selma's Hand noch einmal recht fest. Dann lief sie zu ihrem Vater hin, schlang ihre Arme um seinen Hals und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Erschrocken sah der alte Mann sie an und sagte mit einem traurigen Lächeln: „Armes Kind, so schwer wird es Dir, — warum hast Du mir das nicht schon früher gesagt! So gut ich es gemeint, will ich doch durch meinen Eigensinn Dir nicht das bischen harmlose Jugend verderben. Der liebe Gott kann ja Alles zum Besten lenken, und all' meine Vorsorge und Angst ist vielleicht unnütz gewesen. Sag' mir aufrichtig, ob Du nirgend so glücklich und froh sein kannst, als auf dem Herrenschlosse?"

„Vater!" sagte Hannchen leise aber ruhig, — „ich wäre freilich gern bei Dir geblieben, und auch bei der guten Selma, wenn's möglich gewesen wäre, denn ich habe sie so recht von Herzen lieb. Aber den lieben Gott hab' ich doch noch lieber, und der heißt mich Deinen Willen thun. Ganz und gar auf's Schloß hab' ich mich nie gewünscht, blieb' ich in Neuwiese, so blieb' ich in unserm lieben alten Häuschen. Aber Du hast mir gesagt, es würde der beste Trost in Deinen alten Tagen sein, wenn Du mich bei Deiner Schwester in Obhut wüßtest, und darum geh' ich in die Stadt. Es war nicht recht von mir, daß ich nicht williger folgte, und nur darum habe ich jetzt so bitter geweint. Ich werde mich schon trösten, weil ich Dir

ja eine Last vom Herzen genommen habe und weil ich immer glücklich und zufrieden war, wenn ich Dir gefolgt hatte. Wenn ich auch jetzt hier bleiben wollte, es wäre keine rechte Freude mehr für mich. So, und nun sieh' wieder freundlich, Vater, und bleib' Deinem einfältigen Kinde gut!"

Er küßte sie unter Thränen, die seit dem Tode seines Weibes nicht mehr in seine alten Augen gekommen waren, auf die Stirn und ging dann, sie an der Hand führend, hinein in's Kämmerlein. Dort holte er die große Bibel vom Sims herunter, legte sie auf den Tisch und sagte: „Mache die messingenen Klammern auf, liebes Kind, und laß das Buch aufschlagen, wo Gott will; dann lies mir vor, was Du findest."

Hannchens zitternde Hände vermochten kaum das Buch zu öffnen; endlich blätterte es beim 3. Capitel des Jesus Sirach auf und sie las:

„Liebe Kinder, gehorchet mir, eurem Vater" u. s. w. — ja all' die schönen Worte der Ermahnung zum kindlichen Gehorsam und zur Unterwerfung unter den Willen der Eltern. Als sie zum 19. Verse kam: „liebes Kind, bleibe gern im niedrigen Stande; das ist besser, denn Alles, da die Welt nach trachtet," — da hieß der Vater sie inne halten, denn er war jetzt fest in seinem Herzen, daß er sein liebes Kind wollte ziehen lassen; das Wort Gottes war seine Leuchte, sein Wegweiser geworden. — Er redete nun noch lange mit Hannchen und gab ihr allerlei gute Lehren und Ermahnungen; dabei hielt er ihre Hand fest in der seinen und freute sich, wie sie immer ruhiger und gefaßter wurde. Ihr Bett stand neben dem seinen, — der Mond schien in die Kammer, — da lag er still neben dem sanft schlafenden Kinde und betrachtete ihr heißes Gesichtchen mit wehmüthiger Rührung. Seine Gedanken waren ein inbrünstiges Gebet für der Tochter Glück. —

Hannchen schlief fest und lange, und als der Vater sie endlich weckte, behielt sie nur eben noch so viel Zeit übrig, um sich rasch anzukleiden und ihre Morgenmilch zu trinken. Dann hielt der Wagen vor der Thür, und sie mußte wie im Fluge Abschied nehmen. Dabei kam sie nicht recht zur Besinnung, und das war gut, — sonst würde ihre Standhaftigkeit wohl sehr bitter geprüft worden sein. Ein dichter Morgennebel verhüllte das Schloß und seine nächsten Umgebungen, an denen der schwerbeladene Wagen langsam dahin fuhr, und vergebens zwängte Hannchen ihren Kopf unter der straff angezogenen Plane hervor, um einen Scheideblick auf das stattliche Haus zu werfen. „Liebe Selma," seufzte sie, „vergieb mir nur, daß ich Dich betrüben muß; Du wirst mir später schon wieder gut werden, denn

es ist gewiß nicht unrecht, daß ich dem Vater mehr folge, als Dir und meinen eigenen Wünschen. Und ich sehe Dich ja wieder, alle Jahre besuch' ich den alten Vater und Dich, ich will der Muhme schon so gut folgen und ihr so viel Freude machen, daß sie mir's wohl erlauben wird. Das sollen dann glückliche Tage werden!" — Dieser Gedanke machte sie plötzlich getrost und frohen Muthes, und bald plauderte sie mit dem Meister Töpfer, der ein guter Mann und großer Kinderfreund war, in der unbebefangensten Weise.

Als Selma am andern Morgen erwachte, war ihr erster Gedanke keineswegs, wie man doch wohl hätte annehmen sollen, Windmüllers Hannchen, — obgleich sie viele lange Tage hindurch nichts Anderes im Sinne gehabt und ihre Mama so viel gebeten und bestürmt hatte, bis diese ihr endlich versprach, das Mädchen auf's Schloß kommen zu lassen; sie glaubte ja nun der Erfüllung ihres stürmischen Wunsches gewiß zu sein und richtete alsbald ihr Verlangen wieder auf andere Dinge. Der dichte Nebel, der über der ganzen Gegend lag, war ihr höchst unwillkommen, denn sie hatte eben heut ihrer neuen Erzieherin die Aussicht von einem benachbarten Berge zeigen wollen; am Fuße desselben war eine Art Schweizerhaus erbaut, wo man besonders schönes Backwerk bekam, das Selma ungemein gern aß. Das trübe Wetter mußte den schönen Plan für diesen Tag nothwendig zu nichte machen, und Selma hatte sich doch so sehr daran gewöhnt, immer irgend eine Zerstreuung in Aussicht zu haben. Ueberdem sollten die Lehrstunden erst am nächsten Tage ihren Anfang nehmen, und eine Zeit ganz ohne Beschäftigung wird meist immer langweilig für kleine Mädchen. Ihre Stimmung beim Erwachen war daher keineswegs eine heitere, und das Stubenmädchen, welches sie anzukleiden kam, empfand das sehr nachdrücklich. Sogar die possirlichen Sprünge des Windspiels vermochten das kleine Fräulein nicht zu belustigen, und kaum hatte sie ihr Frühstück eingenommen, als sie ungeduldig nach der langsam fortrückenden Uhr sah, die im Hausflur tickte und schlug. Dann öffnete sie das Fenster und sah hinaus, aber als ihr Blick kaum die nächsten Gegenstände zu erkennen vermochte, warf sie es hastig wieder zu und ging ziemlich verdrießlich in das Zimmer ihrer Gouvernante. Hier war sie freilich genöthigt, ihren Unmuth etwas im Zaum zu halten, denn Mademoiselle Gerson hatte eine ganz besondere Art sich in Respekt zu setzen; sie hatte jene ernste Freundlichkeit, der gegenüber

man sich eben so wenig eine Unart als einen Widerspruch erlaubt. Selma fand ihre neue Erzieherin damit beschäftigt, ihre Reisekoffer auszupacken und eben im Begriff, für ein hübsches Lichtbild in ovalem Rahmen einen passenden Platz an der Tapete des Zimmers auszusuchen. Die Neugierde ist fast immer die Begleiterin der Langenweile, und so trat auch Selma rasch hinzu und sagte, ihre Hand nach dem Bilde ausstreckend:

„Ich möchte wohl wissen, wer dies kleine Mädchen ist?"

„Ich vermuthe, Du wirst ihr auch ähnlich werden wollen, wenn ich Dir erst mehr von ihr erzählt haben werde," antwortete Mademoiselle Gerson und ließ das Licht des Tages, so gut es gehen wollte, auf die Silberplatte fallen.

„Sie ist nicht im mindesten hübsch," urtheilte Selma rasch.

„Das mag denen so erscheinen, die meine kleine Ferdinande nicht näher kennen; aber sie ist mehr als hübsch, sie ist liebenswürdig. Ich habe nie eine fleißigere Schülerin, ein folgsameres Kind gekannt; sie war gut gegen Jedermann, und ihres bescheidenen Benehmens wegen wurde sie, da sie oft ein blaues Kleid trug, in der ganzen Gegend das Veilchen genannt." —

Selma überlegte, ob das nicht viel besser klinge als „Schloßfräulein", wie man ihr im Dorfe den Namen gegeben hatte, und sie betrachtete das Bild mit einer kleinen Beimischung von Neid.

„Findest Du nicht, daß Ferdinande fast dieselben guten sanften Augen hat, wie das liebe kleine Mädchen aus der Windmühle?"

„Sie haben Hannchen wohl schon recht lieb?" fragte Selma zögernd, als ob sie eine bejahende Antwort nicht gar zu gern hören würde.

„Ich denke, das würde der Fall sein, wenn ich Deine Freundin näher kennen lernen sollte; auch habe ich jetzt schon das beste Zutrauen zu ihr."

„Wenn Sie sie näher kennen lernen sollten —" wiederholte Selma verwundert. „Zweifeln Sie denn daran, daß Hannchen noch in dieser Stunde zu mir kommen wird, um immer bei mir zu sein, wenn ich sie haben will? — Sie könnte eigentlich schon da sein, —" setzte sie, in ihre verdrießliche Stimmung zurückfallend, hinzu.

„Ich bin dessen durchaus nicht so gewiß, als Du es zu sein scheinst. Deine kleine Freundin hat, so viel ich mich erinnere, Dir gestern Abend mit keinem Worte versprochen, in Deinen Vorschlag zu willigen."

„O, das war auch gar nicht nöthig. Sie wird doch nicht so einfältig sein und sich einen Augenblick darüber besinnen. Es hat mich Bitten genug

gekostet, ehe Mama erlaubte, daß sie ganz und gar in's Schloß kommen dürfe; und ich setzte es auch nur durch, weil Mama selbst einsieht, daß ich sonst auf lange Zeit gar keinen Kinderumgang mehr haben würde, denn bei Wallroths ist jetzt das Scharlachfieber und die beiden kleinen Mädchen bei Major Eschenthals wohnen drei Meilen weit und sind so altklug, daß sie nicht mehr spielen mögen. Aber Johann soll jetzt gleich nach Hannchens Sachen gehen, sie darf mich nicht noch länger warten lassen."

Der Befehl wurde ertheilt, und ehe eine Viertelstunde verging, brachte der Bediente die Antwort: Windmüllers Hannchen sei fort in die Stadt, sie lasse noch viele Male schönstens grüßen. Später werde sie auch schreiben.

Selma war außer sich, mehr vor Verdruß als aus wirklicher Trauer; sie weinte einen halben Tag lang und ließ sich von Niemand trösten. Sie zerbrach ihr liebstes Spielzeug, knickte die Blumen, die am Fenster standen und die Hannchen immer so gern gehabt hatte, ja sie stieß sogar ihr Windspiel, das zutraulich an ihr aufsprang und seine kalte Nase an ihr erhitztes Gesichtchen drückte, mit dem Fuße fort. Das war ein schlimmer Tag und der, welcher zunächst folgte, wurde wenig besser. Die neue Gouvernante hatte schwere Zeit mit dem eigenwilligen, verwöhnten Kinde; aber zum Glück kam unvermuthet die Großmama aus der Stadt nach Neuwiese und brachte für das Enkeltöchterchen einen allerliebsten Fächer von Elfenbein mit zierlicher Malerei und Silberflittern mit; darüber vergaß diese für die nächste Zeit das einfältige Hannchen, wie sie in ihrem Zorn die sonst so liebe Gespielin nannte, und ehe eine Woche verging, war auf dem Schlosse die Rede so selten von der Müllerstochter, als ob ihr Fuß niemals die Schwelle desselben berührt hätte. Nur Greif, das treue Thier, stand noch oft zu der Stunde, wo die Kleine an der Weißdornhecke vom Dorfe her kam, an der Eingangsthür und schien Hannchen zu erwarten; aber auch das hörte endlich auf. Im Sommer ging Selma mit der Mutter in's Seebad, besuchte auf dem Rückwege entfernt wohnende Verwandte, und als sie beim Blätterfallen nach Neuwiese heimkehrte, hörte sie ohne sonderliche Theilnahme, daß der alte Windmüller todt sei. Die Mühle und das kleine Haus wurde verkauft, und es war nicht mehr viel Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß Hannchen noch einmal in die Heimath ihrer Kindheit zurückkehren würde.

Ein Brief von Hannchen war allerdings in Selma's Abwesenheit angekommen und der Gutsverwalter händigte ihn dem kleinen Fräulein auch getreulich ein; aber Selma hatte nur noch eine schwache Erinnerung an

die Schreiberin desselben, sie hatte ja seitdem so viele Kinder kennen gelernt, — überhaupt so viel Schönes gesehen und gehört, daß die einfachen Worte des armen Hannchens ihr nur noch eine vorübergehende Theilnahme abgewinnen konnten. Jetzt kam überdies eine kleine Cousine, deren Mutter gestorben war, in's Haus, und Selma, die nun nicht länger eines passenden Umgangs und einer heitern Spielgenossin entbehrte, vergaß die Müllerstochter, die, wie sie glaubte, überdies so undankbar gegen sie gewesen war, völlig.

---

3. In der Stadt.

„Also zu der Frau Hellbacher in den goldenen Stern willst Du?" fragte der Meister Töpfer seine kleine Schutzbefohlene, indem er ihr gutmüthig ein Stück Brod und gekochtes Räucherfleisch anbot, das er eben aus seinem Strohkober hervorgeholt hatte, um gemächlich ein zweites Frühstück zu halten, indeß der schwerbepackte Wagen langsam in tiefem Sande zwischen hohen Kiefern hinfuhr. „Nun, das ist eine kreuzbrave Frau, die Sternwirthin; ich hab' seit zehn Jahren mein Quartier bei ihr, wenn ich zum Markte nach B. komme. Du wirst's nicht schlimm bei ihr haben, obgleich sie streng Regiment im Hause hält und nirgends Unordnung und Trägheit duldet; daß darüber manchmal ein hartes Wort fällt, das kann ihr wohl Niemand übel deuten. Wenn Du nur Lust zur Arbeit mitbringst, so wird es Dir ganz gut gehen, denn obgleich Du noch ein kleines Ding bist, so wird sie doch niemals erlauben, daß Du die Hände müßig in den Schooß legst; es ist einmal gegen ihre Natur das mit anzusehen, und sie wird Dir gleich eins ihrer Sprüchwörter sagen: was eine Nessel werden will, brennt bald!"

Hannchen sah sehr nachdenklich aus; sie ging im Stillen das Register ihrer geringen Fähigkeiten und Kenntnisse durch und wußte nicht, was es wohl sein könne, womit die Muhme sie beschäftigen würde. Vielleicht, dachte sie, werde ich die Gläser ausspülen und den Gästen das Tabacksfeuer bringen müssen, wie ich's bei Brauers Anna gesehen habe, und wenn ich erst in der Stadt bekannt bin, kann ich wohl auch allerlei Gänge für die Muhme thun. „Vor allen Dingen will ich in der Schule fleißig sein; ach, ich hätte doch recht gern mit Selma bei der neuen Lehrerin Stunde gehabt, sie sah gar so lieb und freundlich aus!" Und jetzt kam ein recht schwerer Seufzer.

„Ja, mit der Frau Hellbacher wirst Du keine Noth haben," nahm der Meister sein Wort wieder auf, „aber es ist noch eine Schwiegermutter im Hause, die gefällt mir nicht halb so gut. In die Schänkstube kommt sie selten; ich glaube, sie hält sich zu gut dazu, einem Gaste sein Glas Bier oder Schnaps einzugießen, und es mag noch so viel zu thun geben, an Markttagen und dergleichen, sie sitzt ruhig in ihrem Hinterstübchen und näht, so gut es ihren alten Augen möglich ist. Die hat schon manchen Gast aus dem Stern vertrieben, denn wenn's einmal ein bischen laut hergeht, besonders an Sonntagen, dann singt sie mit ihrer hellen Stimme allerlei Kirchenlieder: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende," oder „Sei uns gesegnet, Tag der stillen Feier," oder sie kommt wohl gar herein und fängt eine Geschichte zu erzählen an, bei der Einem die Lust zum Trinken vergehen muß. Der alten Frau bleib' nur aus dem Wege, sie würde keine sonderlich passende Gesellschaft für solch kleines Ding sein, wie Du bist, und hätte auch längst alle Gäste aus dem Stern hinaus gejagt, wenn ihre Schwiegertochter nicht durch gutes Getränk, prompte Bedienung und billige Preise Alles wieder in's Gleichgewicht brächte."

Hannchen horchte hoch auf. Von der Schwiegermutter hatte ihr der Vater ja gar kein Wort gesagt; — aber sie wußte nicht, woher es kam, daß sie keine Furcht vor dieser neuen Bekanntschaft hatte, sondern im Grund des Herzens denken mußte, daß es ihr in dem stillen Hinterstübchen, wo die alte Frau mit ihrer Näharbeit saß, viel besser gefallen würde, als in der Wirthsstube, wo es oft sehr lustig herzugehen schien. Die Muhme kannte sie ein wenig, denn Frau Hellbacher war einmal eines schlimmen Fußes wegen in die Gegend von Neuwiese gekommen, wo ein geschickter Schäfer mit viel Glück äußerliche Schäden heilte, und hatte bei dieser Gelegenheit ihren Bruder und das damals etwa siebenjährige Kind besucht. Sie erinnerte sich derselben als einer kleinen, sehr raschen Frau, die recht freundlich mit ihr gewesen war und ihr gezeigt hatte, wie sie mit ein wenig Eiweiß und Zucker sich ein süßes, schaumiges Gebäck bereiten könne. Hannchen hatte also im Allgemeinen ein freundliches Bild von der Muhme und war noch keinen Augenblick darüber in Sorge gewesen, wie sie sich mit derselben einrichten würde. Jetzt wurde ihr plötzlich ein wenig bange um's Herz; das Lachen über die Späße, welche der gute Meister machte, um seine kleine Begleiterin zu belustigen, wollte nicht mehr wie zuvor auf ihrem blühenden Gesichtchen erscheinen, und der Rest der tagelangen Reise verlief sehr langweilig und still. Das Mädchen fiel endlich gegen Abend vor

Ermüdung in einen so tiefen Schlaf, daß sie es nicht bemerkte, wie ihr Beschützer vorsorglich einen alten Mantel über sie deckte, um sie gegen die Nachtkälte zu schützen; ja sie schlief noch fest und süß, als der Wagen zu einer späten Stunde vor dem Stern anhielt und eine trüb brennende Horn-Laterne vom Hausknecht unter die Plane geschoben wurde, um den Reisenden das gefährliche Herabklettern von ihrem Sitz ein wenig zu erleichtern. Hannchen wurde in's Haus getragen, ohne daß sie sich völlig ermuntert hätte, und der einzige Eindruck, den sie mit einiger Deutlichkeit in ihrer Seele aufnahm, war die Gestalt einer alten Frau, die sich einen Augenblick über ihr Bett neigte und die Lippen flüsternd bewegte, als ob sie betete.

Am andern Morgen wurde sie von dem Geräusch geweckt, das von lautsprechenden Fuhrleuten und von den Pferden verursacht wurde, die aus den Ställen über den gepflasterten Hofraum geführt wurden, um an die verschiedenen Wagen gespannt zu werden. Sie hörte gleichzeitig eine laute Stimme, die bald hier einen Befehl, bald dort einen Verweis ertheilte, und richtete sich hastig von ihrem Lager auf, als dieselbe in die Nähe ihrer Schlafkammer kam. Im Nu hatte sie ihre Kleider übergeworfen und fing eben an, sich Gesicht und Hände mit frischem Wasser zu baden, als die Thür leise geöffnet wurde und die Muhme zu ihr eintrat. Sie schien überrascht und erfreut, die Kleine schon munter zu finden, und sagte mit zufriedenem Lächeln: „Ei, ei, also das kleine Hühnchen ist schon aus den Federn gekrochen; nun, das ist ein guter Anfang zu der neuen Lebensweise. Wenn Du in allen Dingen so flink auf dem Platze bist, werden wir immer gute Freunde sein, denn ich kann die Trägheit nicht leiden. Morgenstunde hat Gold im Munde, Müßiggang ist aller Laster Anfang, und wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!"

Hannchen, die sich nicht bestimmt erinnern konnte, ob sie bei ihrer nächtlichen Ankunft die Frau Muhme schon begrüßt habe, eilte trotz ihres nassen Gesichtchens auf sie zu, um sie herzlich zu küssen; aber die unermüdlich thätige Frau sperrte soeben ein Spind zu, dessen Thür ihr nicht knapp genug zu schließen schien, und hatte dabei ein Spinngewebe entdeckt, das ihrem Ordnungssinn ein Aergerniß war. Sogleich legte sie Hand an, die geschickte Weberin sammt ihrer kunstvollen Arbeit zu vernichten, und so kam Hannchen um den erwarteten Willkommensgruß. Sie hatte indeß Zeit, ihren Anzug zu Ende zu bringen, und mit allerlei Dingen beladen, die ihr die Muhme in die Wirthsstube tragen hieß, ging sie dann zum Frühstück hinunter. Die alte Frau mit dem weißen Haar, welche Hannchen sogleich wieder-

erkannte, saß schon an dem sauber gedeckten Tische und hatte das alte Testament aufgeschlagen vor sich liegen. Sie streckte dem Mädchen ruhig lächelnd die Hand entgegen, zog sie an sich und küßte sie auf Mund und Stirn; es war, als ob die Beiden schon Bekannte von langer Zeit wären. Jetzt kam auch Frau Hellbacher herbei, und obgleich sie ihr Frühstück nur wie im Fluge verzehrte, um bald wieder mit thätiger Hand in das Getreibe der Wirthschaft einzugreifen, so verhielt sie sich doch still, so lange ihre Schwiegermutter aus den Psalmen vorlas. Hannchen und die alte Frau blieben noch eine kurze Zeit allein am Frühstückstisch sitzen, und das kleine Mädchen erzählte von zu Haus, von dem Vater, der alten Windmühle und den Tauben, bis die Muhme wieder in die Stube kam und Hannchen aufforderte, sich zur Schule zurecht zu machen, denn des Nachbars Fränzchen werde gleich kommen sie abzuholen; dann könne sie die übrige Zeit bei der Schwiegermutter in dem Hinterstübchen zubringen, denn an Markttagen gebe es ohnedies alle Hände voll zu thun, da könne sich Niemand um sie kümmern, und sie laufe dann nur im Wege herum. Wenn sie aber besser eingewöhnt sein würde, dann hoffte die Muhme, werde Hannchen zugreifen, wo sich irgend etwas für sie zu thun fände, und nicht erst warten, daß man es ihr heiße, denn: ein rechter Haken krümme sich bei Zeiten, und was Hänschen nicht lerne, das lerne Hans nimmermehr.

Zum trägen Nachsinnen kam Hannchen auch wirklich nicht viel; es fanden sich bald allerlei Dinge für sie, und die Stunden, die sie in dem stillen Hinterstübchen zubringen konnte, dessen Fenster hinaus auf ein kleines Gärtchen mit blühenden Primeln und Goldlack ging, waren ihr nicht allzu reichlich gegönnt. Diese Stunden jedoch beglückten unsere Kleine fast eben so, als sonst die Zeit, welche sie auf dem Schlosse in Neuwiese zugebracht hatte. In die Wirthsstube kam sie jedoch wenig und fast niemals, wenn viele Gäste darin waren. Dann sorgte die alte Frau immer dafür, daß Hannchen ihr etwas helfen mußte; bald hatte sie Zwirn zu winden, bald eine Naht aufzutrennen, und endlich leitete sie das Mädchen zum Nähen selbst an, wozu diese viel Geschick und nicht weniger Lust zeigte. Großmütterchen, wie Hannchen die alte Frau nannte, an die sie sich mit der ganzen Innigkeit ihres liebebedürftigen Herzens angeschlossen hatte, erzählte ihr dabei allerlei Geschichten aus ihrem Leben, oder auch von den vorzüglichsten Frauen der Bibel: von der frommen Ruth, der Prophetin Deborah, der Beterin Hannah, wie von den Jüngerinnen des Herrn, von Maria, der Mutter des Jakobus, Schwester der Mutter Jesu; dann von der Maria

von Magdala, der um ihrer Liebe willen viele Sünde vergeben worden; der Maria von Bethanien, die zu Jesu Füßen saß, um das Eine zu lernen, was noth ist, — der Martha, des Lazarus Schwester, der Salome, Susanna und Andern, die dem Herrn Handreichung thaten von ihrer Habe. Besonders gern hörte das Mädchen die Geschichte von der Freundin und Wohlthäterin der Armen, Tabea, d. h. die Gazelle, Rehe, — und konnte es nicht müde werden, immer von Neuem darnach zu fragen. Ja einmal schlang sie dabei ihre Arme um den Hals der Erzählerin, und sagte flüsternd: „so fromm möchte ich auch werden, Großmütterchen, — und ich will mir recht viel Mühe geben, das Nähen von Dir zu lernen, damit ich auch Röcke für die Armen machen kann, wenn ich groß bin.“

Keineswegs aber vergaß Hannchen über dem veränderten Leben in der Stadt oder in dem neuen Gedankenkreise, in den die alte Frau sie eingeführt hatte, ihre kleine Freundin in der Heimath. Es verging vielmehr kein Tag, an dem sie sich derselben nicht erinnert hätte, und oft war ihre Sehnsucht nach Selma so groß, daß sie verstohlen die bittersten Thränen weinte. Denn die Muhme durfte so etwas nicht merken, wenn sie nicht böse werden sollte; sie hatte schon einmal über Hannchens unpassenden Umgang mit dem Schloßfräulein tadelnd gesprochen, indem sie behauptete, daß nur Gleich und Gleich sich gern geselle, und daß mit vornehmen Leuten nicht gut Kirschen essen sei. Ja selbst die Großmutter, die doch immer mild und verständig war, sagte ihr einmal, als sie kindische Pläne für die Zukunft machte und Selma stets in dieselben verflocht: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen und können euch nicht helfen.“ — Seitdem schwieg Hannchen über ihre Freundin und die glücklichen Tage, die sie im Schlosse von Neuwiese verlebt hatte; aber sie dachte desto öfter daran und wartete geduldig der Zeit, wo sie Selma wiedersehen würde. Der plötzliche Tod des Vaters und der Verkauf der Mühle machte ihre nächste und liebste Hoffnung darauf zu nichte, als Hannchen eben anfing die Tage zu zählen bis zu der Stunde, wo — jetzt nach Jahresfrist — der Meister Töpfer sie mit seinem leeren Wagen zum Besuch nach Neuwiese mitnehmen würde.

Der Schmerz um den Vater verdrängte anfänglich jeden andern, und da Hannchen überhaupt keine stürmische, ungeduldige Natur war, so hegte sie die Hoffnung still aber fest in ihrem Herzen und hatte keinen lieberen Gedanken, als daß sie ihre theure Selma endlich doch wiedersehen würde, wenn dieselbe in die Stadt käme, um an den Wintervergnügungen Theil zu nehmen.

Aber bis dahin war noch eine lange Zeit, und das gute Kind wußte nicht, welch ein veränderliches und wankelmüthiges Ding ein Menschenherz sei. Während sie sich in trüben Stunden mit dieser fernen Zukunft tröstete und die schönsten Erwartungen an das Wiedersehn mit Selma knüpfte, hatte diese die kleine Müllerstochter längst vergessen.

4. Versuchung.

Es war wieder ein Jahrmarkt in B. und vor dem Stern hielten allerlei Fuhrwerke, denn das kleine Gasthaus hatte seinen guten Ruf behalten, obgleich sich seit der Zeit, in welcher Hannchen als ein schlafendes Kind unter sein Dach getragen wurde, um dort eine zeitweilige Heimath zu finden, viel, sehr viel verändert hatte. — Das Hinterstübchen hatte seine stille Bewohnerin verloren, die seitdem noch stiller geworden war und jetzt ihren Gott und Herrn mit einem höhern Liede pries; — der Stern aber hatte wieder einen männlichen Gebieter bekommen, denn Frau Hellbacher hatte sich nach dem Tode der Schwiegermutter wieder verheirathet, — und der gutmüthige Töpfermeister, der Hannchen in die Stadt gebracht hatte, kam nun nicht mehr selbst, um seine weitberühmten Thonwaaren zu Markte zu bringen; sein Sohn hatte das Gewerbe übernommen und führte es mit Glück und Geschick weiter fort. Hannchen, die indeß zu einem schlanken und nicht unschönen Mädchen herangewachsen war, hatte nun fast gar keine Beziehungen mehr zu der alten, lieben Heimath, und — seit dem Tode der alten Frau — auch nur wenig Freunde in der neuen. Die Muhme war zwar nach ihrer Weise gut und freundlich zu der Pflegetochter, die sich in der Wirthschaft zu ihrer Zufriedenheit anstellig bewies, — aber der Hausherr sah Hannchen nicht mit so günstigen Augen an. Es verdroß ihn, daß sie so ungern in der Gaststube blieb und sich oft von dem darin herrschenden Lärm und Gelächter so einschüchtern ließ, daß sie sich in ihr Kämmerchen flüchtete und dann vergeblich nach sich rufen ließ. „Das muß anders werden oder das Mädchen muß aus dem Hause," rief da der neue Hausherr zornig, und endlich dachte die Muhme selbst, daß es besser wäre, wenn sich ein anderes Unterkommen für Hannchen finden ließe. — So standen die Sachen zu der Zeit, mit welcher dieses Kapitel beginnt. Hannchen konnte den Verlust ihrer alten, mütterlichen Freundin, bei der sie jede freie Minute zugebracht hatte, noch immer nicht verschmerzen und vermißte sie um so mehr, da sie wohl empfand, daß sie jetzt nur noch

im Hause geduldet, von Niemand aber so recht von Herzen lieb gehabt wurde. Rüdiger, ihr neuer Vetter, schalt bei der geringsten Veranlassung auf sie und warf ihr täglich vor, daß die alte Frau sie verhätschelt und ihr allerhand Raupen in den Kopf gesetzt habe, die sich nicht für eine Dirne paßten, welche wohl all' ihr Leben lang die Füße unter fremder Leute Tisch strecken müsse.

Solche Worte betrübten das arme Mädchen natürlich sehr, und sie wünschte nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit aufzufinden, das Haus ihrer Muhme zu verlassen, um an einer andern Stelle ein ehrliches Unterkommen zu finden. Sie hatte bei der Großmutter ziemlich fertig nähen gelernt und dachte nun alles Ernstes daran, sich bei einer Nähterin oder in einem Putzladen zur Gehülfin anzubieten. Die Muhme hatte nach einigem Bedenken ihre Zustimmung gegeben, aber ein Monat nach dem andern verging, ohne daß sich eine passende Gelegenheit dazu fand.

Indeß kam der Jahrestag des Todes der alten Frau heran, und Hannchen schlich sich schon früh am Morgen desselben, als die übrigen Bewohner des Gasthofes noch schliefen, hinaus auf den Gottesacker, um ihrem unvergeßlichen Großmütterchen einen Kranz von Himmelschlüsseln auf das Grab zu legen. — Es war ihr heut besonders schwer und traurig zu Muthe, denn Rüdiger hatte sich seit zwei Tagen härter als je gegen sie bezeigt, so daß selbst die Muhme auf ihre Seite getreten war und sie in Schutz genommen hatte; natürlich ging daher der Besuch auf dem Kirchhofe nicht ohne Thränen ab, deren Grund eben so wohl in der Trauer über den Verlust ihrer alten mütterlichen Freundin, als in der betrübten Lage zu suchen war, in der sich das arme Hannchen befand. Sie flossen um so reichlicher, weil der Frühling Alles um sie her mit Lust, Licht und Freude zu erfüllen schien und selbst über die Gräber seine heitere Blumenpracht ausstreute. Die alten, schönen Kastanien des Gottesackers hatten ihre hohen Blüthenpyramiden zwischen den grünen Blättern aufgesteckt, — an der Fliederhecke drängten sich die blauen Dolden schon an die Sonne hervor, — der Thau glänzte vielfarbig im jungen Grase, und die Vögel hüpften und sangen so lustig in den Zweigen, als ob kein Tod in der Welt sei und nicht so viel bittere Thränen geweint würden auf der Erde.

Endlich konnte sich aber ihr Herz, so bekümmert und gedrückt es auch sein mochte, nicht länger dem tröstlichen Einflusse der stillen, friedevollen Umgebung entziehen, und während sie die Bibelsprüche auf den Grabkreuzen und Denkmälern las, an die sich die frischen Ranken des Epheus oder

Immergrüns schmiegten, so daß selbst der kalte Stein mit lebensvollem Arm umschlungen war, — da kam neue Freudigkeit in dasselbe. Sie dachte an die gute alte Frau, die unter dem Rasen schlief, den ihre Hand soeben geschmückt hatte, und so manches Trostwort der heiligen Schrift fiel ihr ein, was sie von ihren Lippen gehört hatte. Das Bild ihres Vaters, des kleinen Häuschens, worin sie ihre früheste Jugend verlebt, die alte Windmühle mit den zutraulichen Tauben trat vor ihre Seele, — sie sah in hellen, unverblichenen Farben das Schloß von Neuwiese vor sich und ihre liebe kleine Freundin mit ausgebreiteten Armen in der hohen Thür desselben stehen und jubelte plötzlich laut auf, denn jetzt endlich mußte Selma ja groß genug geworden sein, um, wie sie damals gesagt, die Vergnügungen des Winters in der Stadt mitzumachen. Es lag also kein Jahr mehr zwischen dem lange und schmerzlich ersehnten Wiedersehen. Still vor sich hin träumend überlegte Hannchen, was sie dann wohl thun würde, wenn Selma sie auffordern sollte, mit ihr in die frühere Heimath zurückzukehren, wohin sie das Herz so mächtig zog; — der Muhme wäre ja mit ihrer Entfernung gewiß eine Last abgenommen worden, denn sie sah ja täglich, wie unwillkommen die Pflegetochter ihrem Manne war. — Wie gern wollte Hannchen arbeiten, vom Morgen bis zum Abend, wenn sie nur das Gefühl hätte, daß man sie gern sah und ihr Vertrauen bewies. Und gewiß würde der Vater einen solchen Schritt nicht gemißbilligt haben, wenn er gesehen hätte, wie die Sachen jetzt standen.

Unter solchen Gedanken hatte sie endlich den Heimweg angetreten, denn die Sonne stand jetzt schon hoch, und das Gerassel von Wagen, wie das Brüllen des Viehes, welches auf den Markt getrieben wurde, drang bis zu dem abgelegenen Platze hinüber, an dem Hannchen so lange verweilt hatte, und erinnerte sie daran, daß es zu Hause viel zu thun gebe und sie den Vetter nicht noch mehr gegen sich erzürnen dürfe. Sie beschleunigte daher ihre Schritte, wurde aber von einem lebhaften Gefühl des Mitleids festgebannt, als sie an einer Straßenecke einen alten Mann auf einer Steinbank sitzen sah, der, das Gesicht tief auf die Brust herabgeneigt, bitterlich weinte. Hannchen hatte ihn zwar früher schon oft an dieser Stelle gesehen, aber dann war immer seine Tochter, ein Mädchen von 8 bis 9 Jahren bei ihm gewesen und hatte kleine, rührende Lieder gesungen, die dem armen, an Händen und Füßen gelähmten Vater reichliche Spenden des Erbarmens eingetragen hatten.

Warum war der arme Alte denn heut allein gekommen, und was konnte denn die Ursache seiner großen Betrübniß sein? — Hannchen mußte das wissen. Sie trat mit einem freundlichen Gruße zu ihm hin, und indem sie ihre Hand zutraulich auf seine Schulter legte, fragte sie theilnahmsvoll nach seiner Tochter.

„Ach Gott!" seufzte er, ohne den Kopf zu erheben, — „mein armes Kind ist so krank, sie liegt im Fieber, und ich kann nicht einmal an ihrem Bette sitzen bleiben, um sie zu pflegen oder ihre heißen Lippen mit einem Trunk Wasser zu erquicken, denn, wenn ich nicht hierher gekommen wäre, um einige Almosen zu sammeln, so würden wir beide vor Hunger verschmachten. So sitze ich nun und zähle jeden Schlag der Uhr vom hohen Thurm dort drüben, denn immer ist es mir, als ob mein liebes Kind nach mir riefe, und doch habe ich noch keinen einzigen Pfennig, um ein Brödchen kaufen zu können, wenn sie Hunger haben sollte. Gott erbarme sich doch meiner!"

Hannchen stand mit niedergeschlagenen Augen neben dem Jammernden; ach, sie hatte ja nicht einmal ein Paar Pfennige, um sie ihm zu geben und durfte auch nicht, so gern sie es gewollt hätte, in dessen Wohnung eilen, um das kranke Kind zu pflegen, so gut sie es verstand, — denn es war ja Markttag, und sie würde selbst mit der Muhme einen schlimmen Stand gehabt haben, wenn sie nicht in der Wirthschaft geholfen hätte. Konnte sie denn aber gar nichts für den armen alten Mann thun? —

Es kamen indeß einige Menschen vorüber; er erhob mit stummer Bitte seine gelähmten Hände, — aber sie achteten in ihrer Eile nicht darauf. Ein Postwagen rollte auf der Straße daher, die Passagiere bemerkten zwar den unglücklichen Alten auf seiner Steinbank, aber ehe sie nach ihrer Börse greifen konnten, schlug der Postillon auf seine Pferde, denn ein Blick auf die Thurmuhr überzeugte ihn eben, daß er keine Minute zu versäumen habe, wenn er nicht in Strafe verfallen wollte. — Hannchen stand noch immer und dachte darüber nach, was sie für den armen Mann thun könne.

„Ich will versuchen," sagte sie endlich zu sich selbst, „ob man mehr auf ihn achten wird, wenn ich ein Lied singe, wie es sonst sein kleines Mädchen that;" und ohne lange zu zögern, stellte sie sich neben den Bettler und sang das hübsche kleine Volkslied:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden,
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden.

So Dir geschenkt ein Knöspلein was,
So thu' es in ein Wasserglas;
Doch wisse:
Blüht morgen Dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf,
Das wisse.

Nur mußt Du mich auch recht verstehn,
Wenn Menschen aus einander gehn
Und scheiden, —
Wenn Menschen aus einander gehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn,
Auf Wiedersehn!“ —

Sie hatte kaum den zweiten Vers begonnen, so öffnete sich in der Nähe das Schiebfensterchen eines Bäckerladens, und eine blasse Frau in Trauer reichte sichtbar gerührt eine schöne frische Semmel für den armen Alten heraus; es flogen auch einzelne Geldstücke, in Papier gewickelt, in seinen Hut, denn die Nachbarn traten bei dem Klange der fremden schönen Mädchenstimme neugierig an die Thüren und merkten bald, daß Hannchen nur sang, um ihre Aufmerksamkeit auf den Krüppel zu richten, den sie sonst wohl kaum besonders beachtet haben würden, weil am Markttage die meisten von ihnen mehr als gewöhnlich mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren. Selbst ein armer Hausir-Jude zog im Vorübergehen sein schmutziges ledernes Beutelchen und suchte geräuschvoll eine Kupfermünze heraus, um seine Freude an dem Morgen-Concerte zu beweisen, denn er hatte nie zuvor ein Almosen für den Krüppel geopfert. Jetzt kam ein Student mit kurzem Schnürrock, rothem Mützchen und mächtigen Sporen an den Stiefeln um die Ecke; — er pfiff lustig vor sich hin, aber als er nahe genug war, um den Gesang des jungen Mädchens zu verstehen, hielt er inne, drehte seinen Bart zwischen den Fingern und rief endlich: „da capo!“ Hannchen zögerte einen Augenblick, aber der Alte sah sie bittend an, und sogleich wiederholte sie das Lied. Es trug ihrem Schützlinge ein blankes Viergroschenstück ein, und sie konnte noch hören, wie der Student mit dem armen Manne redete und ihm versprach, einen berühmten

Arzt, der sein Freund sei, zu dem kranken Kinde schicken zu wollen. Leise schlich sie sich während dieser Unterredung fort und verdoppelte ihre Eile, um nur noch zu rechter Zeit in das Haus der Muhme zu kommen, d. h. zur meisten Arbeit, wenngleich nicht mehr zum Frühstück, denn das mußte jetzt vorüber sein.

Der Gedanke an die Freude des Alten, der indeß wohl auch schon zu seiner Tochter heimgekehrt war, tröstete sie dafür, daß sie sich einmal ohne Morgenbrod behelfen sollte; aber schwerer wurde es ihr zu ertragen, daß Rüdiger sie schon an der Thür laut scheltend empfing und sie eine vornehme Prinzessin nannte, die der Arbeit aus dem Wege gehe, wo sie wisse und könne. Der frische Muth, den sich Hannchen vom Friedhofe mitgebracht hatte und der durch das Bewußtsein einer guten That noch gehoben worden war, unterlag der harten Probe, welcher ihre Geduld während des ganzen Tages unterworfen war, und schmerzlicher weinend als seit lange, suchte sie in später mitternächtlicher Stunde ihr Lager. „Morgen noch muß sie aus dem Hause," hatte der Pflegevater mehr als einmal gesagt, und die Muhme hatte ihm versprechen müssen, Hannchen um jeden Preis in einer Putzhandlung unterzubringen, damit ihr hochmüthiges Wesen, wie er des Mädchens stillen Ernst nannte, ihm nicht länger Aergerniß bereite. Das sollte also die letzte Nacht unter dem Dache sein, das ihr Vater für die sicherste Heimath seines verwaisten Kindes gehalten hatte; — Hannchen verbrachte sie meist schlaflos und bekümmert. Was sollte aus ihr werden, und wo würde sie am Ende des folgenden Tages ihr Haupt zur Ruhe niederlegen? Aber: „fürchtet euch nicht, wenn euch die Leute schmähen, und entsetzet euch nicht, wenn sie euch verzagt machen," stand ja in der Schrift, — die Großmutter hatte ihr einmal diese Stelle vorgelesen, und sie fiel der Kleinmüthigen zur rechten Zeit wieder ein. Ihre Thränen versiegten allmälig, und als die Sonne ihre ersten Strahlen durch das Kammerfensterchen auf Hannchens Bett warf, da schlief sie den süßen Schlaf der Jugend.

Die Muhme stand am andern Morgen an ihrem Bett und rüttelte sie wach. „Ich dachte, Du wärst todt," sagte sie ungeduldig, weil Du auf alles Rufen keine Antwort gabst; komm geschwind hinunter, es ist da Jemand, der nach Dir fragt. Den Seinen giebt's der liebe Gott schlafend." Und damit rauschte die Geschäftige schon wieder zur Thür hinaus.

„Das ist Selma," jubelte Hannchen, plötzlich ganz ermuntert, und griff mit zitternden Händen nach ihren Kleidern; — „o, nun wird ja Alles

gut werden; ich gehe mit ihr in mein kleines Heimathdörfchen zurück, wo ich die alte Windmühle und Vaters Grab wiederfinde."

Sie kam die Treppe hinunter, ohne zu wissen wie. An der Thür mußte sie einen Augenblick stille stehen, das Herz klopfte ihr so sehr, daß es ihr am Athem fehlte. Jetzt griff sie nach dem Drücker und stand in der großen leeren Gaststube zwei fremden Herren gegenüber, die mit dem Vetter sprachen. — Doch nein, nicht Beide waren ihr fremd, denn obgleich ihre Augen von den Thränen bitterer Enttäuschung verdunkelt waren, erkannte sie doch in dem jüngeren von ihnen den Studenten, der dem armen Blinden sein Geld gegeben und ihm einen Arzt für sein krankes Kind versprochen hatte.

„Es hat nicht wenig Mühe gekostet, die Wohnung der mitleidigen Sängerin zu erforschen," sagte er, ihr freundlich näher tretend, „aber mein Vater, der gestern Abend hier ankam, möchte gern Ihre Stimme bewundern. Wer weiß, ob Sie nicht damit Ihr Glück machen, denn wenn sie ihm gefällt, so wird er Alles aufbieten, sie weiter auszubilden, und dann sind Sie auf dem Wege, eine große Künstlerin zu werden."

„Versprich nicht zu viel auf einmal, Erwin," sagte der Aeltere lächelnd. „Du machst das junge Mädchen befangen, und ich möchte doch nur ganz einfach das kleine Lied hören, das sie gestern gesungen."

Hannchen stand stumm und traurig da. Singen sollte sie, jetzt wo sie bitterlich hätte weinen mögen um ihre vereitelte Wiedersehnsfreude und die auf's Neue verdunkelte Zukunft? Unmöglich!

Rüdiger stieß sie unsanft mit dem Ellbogen an. „Ziere Dich jetzt nicht, wo es sich darum handelt, daß Du ein rechtliches Unterkommen findest und Deinen Verwandten eine Last abnimmst; singst ja sonst den lieben langen Tag durch's Haus, als ob Dir der Himmel immer voller Geigen hinge."

Die Muhme war auch herbeigekommen und trat hinter Hannchen, indem sie ihr zuflüsterte: „Nun, besinne Dich nicht lange; Gott giebt wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu, und Jeder ist seines Glückes Schmied."

„Versuchen Sie es einmal," redete nun auch der alte Herr ihr freundlich zu, dem immer mehr an dem Versuche gelegen schien, je weniger Lust das junge Mädchen dazu bezeigte. Da nahm sie sich gewaltig zusammen und sang, um nur all' dem Drängen ein Ende zu machen. Anfänglich war ihre Stimme schwach und zitternd, aber bald vergaß sie die fremden Männer, die Wirthsstube sammt dem erzürnten Vetter; sie ließ sich von

den Worten des köstlichen Liedes so gänzlich fortreißen, legte so viel Tiefe und Empfindung in ihren Vortrag, daß die geschäftige Muhme unwillkürlich beim Spülen der Biergläser inne hielt und der kunstverständige alte Herr mit steigendem Vergnügen den goldenen Stockknopf am Munde drehte.

„In der That gar nicht übel, — ein recht hübscher Sopran," sagte er, als Hannchen schwieg und gern die Stube verlassen hätte, wenn die Muhme ihr nicht den Weg vertreten. „Schmiede das Eisen, weil es warm ist," sagte sie und hielt mit ihrer nassen Hand die Flüchtige fest.

„Ausdauer und eine gute Schule könnten aus der Stimme schon etwas machen," fuhr der alte Herr fort, „und ich bin nicht abgeneigt, etwas dafür zu thun, wenn mir nicht hinterher übertriebene Forderungen gemacht werden. Für's erste Jahr soll es mir auf 100 Thaler nicht ankommen, wenn Sie mich in die Hauptstadt begleiten wollen, liebes Kind. Ich bin Theater-Direktor, und meine Frau hat schon mehr als ein junges Mädchen in Schutz und Pflege genommen, das sich zur Künstlerin ausbilden wollte. Nun, wie ist es denn, gefällt Ihnen mein Vorschlag nicht?

„Sie wäre ja von Sinnen, das einfältige Mädchen, wenn sie ihn nicht annähme," rief Rüdiger in ausbrechender Ungeduld; aber seine Frau schob ihn bei Seite und sagte klug:

„Die Sache eilt ja nicht so, Herr Direktor. Wir wollen sie uns ruhig überlegen. Hundert Thaler sind nicht viel, wenn man in der großen Stadt leben und wohl gar schön gekleidet gehen soll. So viel kann man sich zur Noth auch bei uns im Putzladen verdienen und braucht nicht unter fremde Menschen zu gehen."

„Da müßte man wohl die Summe verdoppeln," nahm der Direktor die abgebrochene Unterhaltung wieder auf, nachdem er den Stockknopf ziemlich heftig gegen das Kinn gerieben hatte. Nehmen wir also zweihundert Thaler für's erste Jahr; — es können mit der Zeit ja so viele Tausende daraus werden," setzte er schmunzelnd hinzu.

„Und freie Station natürlich;" schaltete die Wirthin des goldenen Sterns ein.

„Viel, sehr viel!" war die zögernde Antwort. „Man hat keine Sicherheit, daß die Stimme wirklich an Umfang zunimmt. Der Plan kann auch gänzlich fehlschlagen, und ich habe dann mein Geld weggeworfen."

„Meinen Sie?" lächelte Frau Rüdiger; „nun, so lassen wir's beim Putzladen!"

„Sie sind gewaltig kurz angebunden, meine Liebe! Aber ich höre, das junge Mädchen hat keine Eltern mehr, ich will also nicht gar zu genau mit ihr rechnen, und wenn sie meiner Frau ein bischen zur Hand geht, so wird sie es gut in meinem Hause haben. Meine gute Alte hat auch Vater und Mutter kaum gekannt, und das Herz wird ihr weich, wenn sie eine Waise findet."

„Nun, was das betrifft," meinte die Gastwirthin, „wir haben sie auch als unser Kind angesehen und werden immer ein Stück Brod und ein Obdach für sie haben, wenn es ihr anderwärts schlecht gehen sollte."

Ihr Mann zupfte sie zwar unwillig an der Schürze und murmelte ingrimmig: „ich würd' es ihr versalzen;" — aber es war ihr so eigen um's Herz geworden, seit Hannchen das kleine Lied gesungen hatte, es kam ihr doch lieblos vor, daß sie das junge Mädchen hinaustrieb unter fremde Leute. Sie mußte immer und immer wieder daran denken: daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden. — Ihr wohlbestelltes Hauswesen, die gefüllten Kammern und Kasten, das war ihr Liebstes, — und lassen mußte sie die doch auch einmal; was gab es denn für dauernden Besitz? was konnte ihr noch über das Grab hinaus nützen? — Die Gutthat an einem Nebenmenschen, — die Liebe und der Schutz, die sie dem verwaisten Kinde ihres Bruders angedeihen ließ. — Hatte sie die dem armen Hannchen denn immer gewährt? war es auch wirklich des Mädchens Glück, wozu sie dieselbe bereden wollte? „Kein Mensch kennt und versteht, was eines Andern Glück ist:" hatte ja die gute alte Schwiegermutter manchmal gesagt. Alles das fiel ihr nun plötzlich schwer auf's Herz, und sie ging in so tiefen Gedanken hinter das Schenksims zurück, daß sie eine gefüllte Bierkufe auf die Diele fallen ließ und mit dem Flaschenräumer die kleine Spirituslampe auslöschte, die zur Bequemlichkeit der tabakrauchenden Gäste, immer in der Wirthsstube brannte.

Rüdiger benützte diese Zeit, um Hannchen wacker zuzusetzen. „Bedenke doch, Kind," sagte er mit erzwungener Freundlichkeit, „Du wirst vielleicht eine berühmte Sängerin, fährst mit Extrapost, wie unser gnädiger Herr Landrath, und kannst Dir die schönsten Kleider anschaffen, denn für jedes kleine Lied, das Du singst, regnet es Dukaten in Deinen Beutel."

„Und," flüsterte der Student ihr halblaut zu, „dann sind Sie reich genug, um den blinden Mann an der Ecke nicht mehr betteln zu lassen."

Hannchen war wie im Traum. Ohne ihr Zuthun öffnete sich da vor ihr eine vielverheißende Zukunft, und eine neue Heimath bot sich ihr in demselben Augenblicke dar, wo sie nicht wußte, wohin sie ihren Fuß setzen

sollte. Nur begriff sie nicht recht, was es zu bedeuten habe, eine Sängerin werden, und weshalb der alte Herr ihr so viel Geld anbot. Einen Augenblick lang empfand sie große Lust, die neue Lebensweise zu probiren, aber da fiel ihr Blick auf die Thür zu dem ehemaligen Wohnstübchen der Großmutter, und es war ihr, als ob die alte Frau mit der schneeweißen Haube dort stände, ernst und langsam das Haupt schüttele und spräche: „Bete und arbeite!“ — Des alten Herrn Versprechungen, die goldenen Berge, die Rüdiger vor ihr aufsteigen ließ, nahmen ihr eben so plötzlich allen Muth, alle Freudigkeit zu dem vorgeschlagenen Unternehmen. Sie mußte an den letzten Abend in Neuwiese denken, und an die Stelle, welche sie damals in der Bibel aufgeschlagen: „Liebes Kind, bleibe gern in niederem Stande, denn das ist besser, denn Alles, da die Welt nach trachtet.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte,“ sagte sie ganz ruhig und ohne Furcht vor des Vetters zornigen Blicken zu dem Theater-Direktor; „ich möchte nicht Sängerin werden, sondern mit meinen Händen arbeiten für's tägliche Brod. Ich trachte nicht nach den hohen Dingen, die Sie mir verheißen!“

Und dabei blieb sie. Vergeblich redete der alte Herr und sein Sohn ihr zu, umsonst drohete Rüdiger; es war kein anderer Bescheid von ihr zu gewinnen. Die Muhme redete kein einziges Wort darein, und im höchsten Mißmuth verließ der Theater-Direktor das kleine Gasthaus, wo er den werthvollen Juwel einer köstlichen Stimme gefunden hatte, ohne ihn für seine selbstsüchtigen Plane benutzen zu können. Hannchen ging hinauf in ihr Kämmerchen, packte ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und war nicht wenig erstaunt, als die Muhme in ihrem Sonntagsanzug ihr nachkam, sie freundlich bei der Hand nahm und sagte: „Komm, uns bleibt jetzt wirklich nur noch der Putzladen. Zwar hat Frau Haberkorn, mit der ich eben gesprochen, Dir für's Erste nur freie Kost und zwei Thaler für den Monat versprochen — ein gewaltiger Abstand gegen das hübsche Sümmchen des großstädtischen Herrn Direktors, — aber: „den Vogel hab' ich, ist besser als: den Vogel hätt' ich,“ — oder „ein Sperling in der Hand ist mehr werth als zehn an der Wand.“ Im Uebrigen, wenn Dir's einmal wo fehlen sollte, so bin ich ja auch noch da. Geh' jetzt in Gottes Namen und mach' mir das Herz nicht weich.“

Hannchen küßte der Muhme mit Herzlichkeit die Hand, — reden konnte sie nicht, — und so verließ sie das Haus.

5. Wiederfinden.

Es war ein naßkalter Oktober-Abend und ein wilder Herbststurm schüttelte das falbe Laub von den Lindenbäumen, die der einzige Schmuck einer kleinen Häuserreihe der Vorstadt waren. Eine alte Frau, deren Hände von der Gicht krumm gezogen und zu jeder Arbeit untauglich geworden waren, saß dort an einem kleinen, aber spiegelblank geputzten Fenster und sah dem wunderlichen Spiel der fallenden Blätter zu; ein wehmüthiges Lächeln flog dabei über ihr Gesicht, das den unverkennbaren Stempel von viel überstandenem Schmerz und Kummer trug. Sie mochte wohl daran denken, wie vergänglich alle Dinge der Welt wären, und daß des Menschen Leben auch vergehe wie ein Blatt, wie eine Blume des Feldes, — die verschwindet, wenn der Wind über sie hinwehet. —

Es würde uns schwer werden, in der gebückten, verfallenen Gestalt die rüstige Wirthin des Sterns wieder zu erkennen. — Aber freilich waren Jahre vorübergegangen, seitdem wir sie zuletzt sahen; damals stand sie an der Spitze eines wohlgeordneten Haushalts, eines blühenden Geschäftes, — seitdem hatte sie all' ihre irdische Habe und obenein das köstliche Gut der Gesundheit verloren. Ihr Mann, angesteckt vom Auswanderungsfieber und getrieben von der Begierde nach reicherem Erwerb, hatte sie zu bereden gewußt, ihr Wirthshaus zu verkaufen, und die hübsche Summe, welche dadurch in seine Hände kam, in der neuen Welt auf Ländereien anzulegen. Er war dahin vorausgegangen, indeß seine Frau zurückblieb, um noch außenstehende Forderungen einzutreiben; im nächsten Frühjahr sollte sie dann mit einer großen Gesellschaft Auswanderer die Reise über's Meer antreten. Aber gerade als man in B. die Weihnachtsglocken läutete, brachte der Postbote der ehemaligen Sternwirthin einen großen Brief mit amtlichem Siegel, der gar schlimme Kunde enthielt. — Das Schiff „die Hoffnung", auf welchem Rüdiger die Ueberfahrt gemacht hatte, war nahe an seinem Ziele gescheitert; der größte Theil der Passagiere war sammt ihrer Habe eine Beute des empörten Elementes geworden, unter ihnen Rüdiger. —

Der Schlag war für seine Wittwe ein sehr harter; sie erkrankte bald darauf und verlor auch noch ihr letztes Gut, — die Fähigkeit, sich durch ihren rastlosen Fleiß das tägliche Brod zu erwerben.

Jetzt war für Hannchen die Zeit gekommen, wo sie es der Muhme vergelten konnte, von ihr schon früh zur Thätigkeit angehalten worden zu sein; denn — Dank ihrem Fleiß — war sie jetzt eine geschickte Nähterin

geworden, bekam in dem Putzgeschäft, worin sie arbeitete, den Gehalt einer ersten Gehülfin und konnte sich schon ein eigenes Stübchen miethen. O welch' eine Freude war es für sie, als sie darin der armen kranken Muhme eine Heimath anbieten konnte! wie treu und sorgsam pflegte sie dieselbe, wie suchte sie durch Frohsinn oder durch tröstlichen Zuspruch die bangen, schweren Stunden des langen Winters zu verkürzen! Der nächste Frühling brachte zwar Linderung, aber keine völlige Genesung; — jetzt sanken die Blätter schon zum dritten Male und die Hoffnung der armen Kranken grünte nur noch über der Zeit. —

Wie sie so da saß und die gelähmten Hände gefaltet auf den Knieen ruhen ließ, flog trotz des schlechten Steinpflasters ein bequemer Reisewagen mit Extrapostpferden nach der Stadt zu. Mehrere stattliche Reiter sprengten zur Seite desselben und hinter drein. In wenig Minuten war die wilde Jagd vorüber. „Wer weiß, welchem Schicksal die da drinnen im Wagen so hastig entgegen eilen," dachte die Kranke; „der arme Rüdiger ging auch mit vollen Segeln in's Meer hinaus, schon lange zuvor mit den Gedanken, ehe er die Schiffsplanken betrat, und hat sich mit alledem doch nur ein feuchtes Grab erjagt. Und wohin habe ich es denn gebracht mit meinem unermüdlichen Schaffen und Sorgen, um Hab' und Gut wacker zusammen zu halten? Der Segen Gottes macht reich ohne viele Mühe, und wer nach seiner Gnade trachtet, dem fällt alles Andere auch zu. —

Eine Stunde und mehr war der Einsamen unter solchen Gedanken vergangen; es wurde ganz dunkel in dem kleinen Stübchen und draußen auf der Gasse ging schon der Lampenputzer, die Leiter am Arm und die gefüllte Oelkanne in der Hand, um sein Amt zu beginnen. Frau Rüdiger wurde jetzt unruhig darüber, daß Hannchen weit über ihre gewöhnliche Zeit wegblieb; „das gute Kind arbeitet zu viel," sagte sie in halblautem Selbstgespräch, — „nun ist sie vielleicht auf dem Heimwege krank geworden, und ich muß hier sitzen, ohne ihr zu Hülfe eilen zu können. Was sollte aus mir werden, wenn ich auch noch diese treue Versorgerin verlöre?"

Wie langsam verstrich der ängstlich Wartenden jede Minute, mit welchem Herzklopfen horchte sie auf jeden Fußtritt, der in die Nähe ihrer Wohnung kam. — Endlich erkannte sie Hannchens raschen Gang, — jetzt hörte sie mit unbeschreiblicher Freude ihr lustiges Trällern im Hausflur und bald stand das junge Mädchen, die groß und schlank geworden war, neben dem Lehnstuhle der alten Frau, indem sie ihr beide Hände zum Gruß entgegenstreckte. „Sei nicht bös, daß ich Dich heut ein halbes Stündchen

länger auf Dein Abendsüppchen warten lassen mußte," bat sie mit herzgewinnender Freundlichkeit, „wir mußten einmal über den Feierabend arbeiten, die Prinzipalin und ich, denn es kam diesen Mittag eine vornehme Dame im Rautenkranz, unserm Putzladen gegenüber, mit Extrapost, einem Bedienten und einer Zofe an, die ließ gleich eine Spitzenmantille und einen Kopfputz von Bandschleifen bei uns bestellen, und Beides mußte bis zur Abendtafel fertig sein. Eine große Künstlerin sei ihre Dame, meinte die Kammerjungfer, — und es kamen auch gleich eine Menge Leute in den Rautenkranz, um sie zu sehen; ich habe nicht gedacht, daß solch' eine Sängerin so in Saus und Braus lebt und die vornehmsten Leute sich um sie streiten und ihr Geschenke machen. Sammt und Seide trägt sie jeden Tag, und Gold und Juwelen liegen bei ihr auf allen Tischen herum, wie die Zofe erzählte, die an meinem Platze stehen blieb und mir das Aussehen und den Geschmack ihrer Herrin beschrieb, damit ich mich mit dem Kopfputz darnach richten könne. Ob das nur wahr ist, Muhme?"

„Warum sollte es nicht?" antwortete diese lächelnd; „aber es wird bei so viel Licht wohl auch nicht an Schatten fehlen. Hast Du mir nicht selbst einmal vorgelesen, wie die schlesische Dichterin Karschin, die zur Zeit des großen Friedrichs lebte, auch oft vierspännige Staatswagen vor ihrer Thür stehen hatte, die sie in die vornehmsten Gesellschaften holten — und wie goldene Nadeln oder Medaillons auf ihrem Tische neben dürren Brodrinden lagen und die gefeierte Frau oft ihren Schuster nicht bezahlen konnte. Und wenn es auch bei der Künstlerin, von welcher Du eben sprachst, nicht so sein sollte, wer weiß denn, ob unter der Seide und dem Sammt nicht manchmal ein recht betrübtes Herz schlägt, — ob nicht zuweilen Thränen aus ihren Augen fallen, von hellerem Wasser als ihre kostbarsten Edelsteine. Und Menschengunst vergeht auch, wie alles Andere auf Erden, und für Alles kommt ein Ende, wo alles Gold uns nicht loskaufen kann von der strengen Rechenschaft über die Pfunde, welche Gott uns anvertraut."

Hannchen hatte indeß eine hohe Schürze vorgebunden und kniete jetzt am Ofen, legte Holz an und stellte die Abendsuppe an das lustig auflodernde Feuer. „O, ich bin auch nicht ein bischen neidisch," sagte sie mit heiterm Lachen, „auf keinen Menschen, und auch nicht auf die fremde Dame. Wenn ich mich täglich drei-, viermal anders ankleiden, immer Besuche empfangen oder mit dem Musikmeister Rollen einstudiren und dann vor so viele fremde Leute hintreten und singen müßte, — um die Welt thät' ich's nicht. Denkst Du noch daran, daß der alte Herr aus der Re-

sidenz mich auch einmal zu einer Künstlerin machen wollte? Wie gut, daß ich mich nicht verlocken ließ; ich säße dann gewiß keinen Abend so ruhig und vergnügt mit Dir in unserm hübschen warmen Stübchen, und mehr als satt essen könnt' ich mich doch auch nicht, wenn ich mir gleich alle Tage so viele Dukaten verdiente, wie jetzt Thaler im ganzen Monat. So, — unsere Suppe kocht schon; auch habe ich heut noch etwas apart Gutes zum Abendbrod mitgebracht, ich habe ja einen Extraverdienst gehabt. Sieh' nur, Mühmchen, einen köstlichen Ziegenkäse, o, der soll uns schmecken. Ich bin gewaltig hungrig."

Und nun schob sie ein kleines Tischchen an den Stuhl der Kranken, deckte ihn mit einem saubern Tuche und legte Teller, Löffel und Messer darauf; alles war blank und schön. — Dann sprach sie ein kurzes Gebet und ließ sich die einfache Kost trefflich munden. Aber ihre Gedanken kehrten bald wieder zu der fremden Dame zurück, — sie sollte morgen im Theater auftreten, und schon sei kein Billet mehr zu der Vorstellung zu haben; Alles dränge sich, die berühmte Künstlerin zu sehen, ja alle Glashäuser hätten ihre Blumen schon hergeben müssen zu Sträußen und Kränzen für den gefeierten Gast. Auch bringe heut Abend der Sängerbund ihr ein Ständchen, erzählte Hannchen.

Aber plötzlich unterbrach sie ihre Mittheilungen, denn in einem Nebengemache, dessen Wand eben nicht sehr dick sein mußte, wurde jetzt eine Thür aufgeschlossen, und bald darauf hörte man einen kurzen, ängstlich klingenden Husten. „Ach, da kommt unser Nachbar zu Hause," sagte sie mitleidig, „es wird wirklich von Tage zu Tage schlimmer mit ihm, das Herz thut Einem weh, wenn man ihn so husten hört. Und der Doktor meint, wenn er nicht zum Frühjahr in's Bad ginge, sei wenig Hoffnung, daß er noch einmal die Blätter fallen sähe. Lieber Gott, der arme alte Mann möcht' es doch noch so gern erleben, daß sein Wilhelm, sein einziger Sohn, vom Militair zurückkäme und in seiner Vaterstadt Arbeit nähme. Er hat keinen andern Wunsch und Gedanken, und der Wilhelm soll's auch werth sein, daß er so sehr an ihm hängt. — Wer doch ein klein, klein bischen reicher wäre!" setzte sie seufzend hinzu, indem sie ein Töpfchen warmen Thee aus dem Ofen nahm und sich anschickte, es dem kranken Nachbar hinum zu tragen, damit er den Heiltrank für seinen schlimmen Husten nicht länger entbehre. Nach wenig Minuten kehrte sie in ihr Stübchen zurück und sagte fröstelnd: „ach, wie kalt war es bei dem Canzelisten, und finster obenein. Ich vermuthe, er hat weder Holz noch Licht; Apotheke und Doktor bekom-

men ja die Hälfte seiner kargen Einnahme; und gar zu gern hätt' ich ihn aufgefordert, noch ein Stündchen zu uns zu kommen, aber er hätte meine Absicht wohl gemerkt und es hätte ihm wehe gethan, daß ich seine Dürftigkeit kenne. Er meint, seiner schwachen Augen wegen, die er den Tag über sehr anstrengen müsse, gehe er gern früh zu Bett. Aber schlafen kann er ja doch nicht; höre nur, wie er eben wieder hustet; ach, wie lang mag ihm die Zeit werden, und wie traurig ist's, so einsam zu sein. Ob er's wohl hört, wenn ich etwas vorlese? Etwa die hübsche Geschichte von dem aufgefangenen Sonnenstrahl? die würde ihm vielleicht tröstlich sein; meinst Du nicht auch Mühmchen?"

„Singe lieber eins Deiner hübschen Lieder," antwortete die Gefragte, „mir ist manchmal dabei zu Muthe, als ob ich in der Kirche wäre, und das wird der arme alte Mann brauchen."

Hannchen trocknete sich verstohlen die Augen, dann sang sie dem einsamen Kranken zum Trost ihre besten Lieder. Die Muhme saß still in ihrem Großstuhle, endlich sank ihr Kopf an die gepolsterte Rücklehne, sie schlief, und auch der Husten in der Nebenstube hörte auf.

„Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht!"

sang das junge Mädchen mit leis verhallender Stimme und griff zu ihrer Näharbeit, um noch fleißig zu schaffen. Ihre Gedanken waren dabei eben so beweglich wie ihre Nadel; sie hätte so gern ein Mittel ausfindig machen mögen, den Canzelisten in's Bad zu schicken; aber wie sie auch sann und sann, sie konnte sich nirgends mehr absparen, als sie ohnedies that, und sie kannte Niemand, der reich genug gewesen wäre, die nöthige Summe herzugeben. Immer und immer wieder dachte sie an die fremde Sängerin; die erwarb ja mit wenig Mühe so viel Geld und sollte ja, wie die Jungfer gesagt hatte, mitleidig und hülfsbereit sein. Es erschien ihr daher wie eine besondere Fügung, daß sie am andern Morgen zu der jungen Dame gerufen wurde, um einen Spitzenbesatz um eine kostbare Robe zu heften, die man nicht aus dem Hause geben wollte. Im Vorzimmer stand ein betreßter Diener mit einer Karte und einem wundervollen Blumenbouquet in der Hand, der nach der Künstlerin fragte; Hannchen hatte das Gesicht schon irgendwo gesehen, aber ehe sie sich recht besinnen konnte, kam Betty, die Kammerjungfer, schon aus dem Zimmer ihrer Herrin und zog sie hastig mit sich hinein, weil sie ungeduldig erwartet werde.

Aber so eilig man sie herbeigerufen hatte, sie mußte doch lange Zeit warten, ehe die junge Dame, die eben ihre Chokolade trank, wegen der Arbeit mit ihr sprach; sie sah bleich und angegriffen aus und tadelte mißmüthig bald das Getränk, bald den Bisquit, die auf vergoldetem Geschirr vor ihr standen. Weiter hin, am Schreibtisch, saß eine ältere Frau und schien zu rechnen, allerlei Papiere waren vor ihr ausgebreitet, und eine Chatulle voll Gold- und Silbermünzen stand geöffnet neben ihr.

Auf dem Toilettentisch sah Hannchen Goldschmuck und Edelsteine, und als das Spind geöffnet wurde, um das prächtige Stoffkleid herauszunehmen, welches garnirt werden sollte, erblickte sie ein Meer von Sammt, Moirée antique und andern theuren Seidenzeugen. Diese Zeichen von Wohlstand bestärkten Hannchen in dem Entschlusse, den sie schon in der Nacht zu Gunsten des kranken Kanzelisten gefaßt hatte; „ein gutes Wort findet eine gute Statt," sagte ja die Muhme oft, und so faßte sie sich denn ein Herz, trat der jungen Künstlerin bescheiden näher und sagte:

„Ich habe einmal gelesen, daß ächte Künstler fromm sein müßten, denn sie wären ja Gottes Lieblingskinder; wer aber fromm ist, der liebt die Brüder und hilft ihnen gern. Draußen in der Vorstadt, durch die Sie gestern der Weg führte, stirbt ein armer Mann, wenn er nicht im nächsten Frühjahre eine Heilquelle besuchen kann; er hat einen braven, aber mittellosen Sohn, der gewiß für den rettenden Engel seines Vaters beten würde!" — Weiter konnte das junge Mädchen nicht sprechen, ihre Stimme zitterte in Rührung.

Die Sängerin schien ergriffen, sie rührte hastig ihre Chokolade mit dem goldenen Löffel um und warf dann einen halb fragenden, halb bittenden Blick auf die Frau am Schreibtisch, deren strenges Gesicht sich nicht im mindesten veränderte. Da verschwand auch der Ausdruck von Mitleid, den die fremde Künstlerin gezeigt hatte, und sie sagte abweisend: „Meine Liebe, da müssen Sie sich an die Behörden dieser Stadt wenden, ich bin hier eine Fremde!"

Hannchen wollte etwas erwidern, aber die ältere Dame warf hastig den Deckel der Chatulle zu, die neben ihr stand und redete in einer fremden Sprache mit der Künstlerin, die nun ihrer Jungfer einen Wink gab, sich mit dem jungen Mädchen zu entfernen.

Im anstoßenden Zimmer sagte Franziska, so hieß diese, in gutmüthiger Weise zu der Bestürzten: „Das haben Sie falsch angefangen; wenn Sie etwas von meinem Fräulein zu bitten hatten, mußten Sie mir einen Wink

geben; ich hätte Ihnen Gelegenheit verschafft, sie allein zu sprechen. Sie ist gut und giebt oft ohne Bedenken; aber da ist die Tante, die leidet nicht, daß sie ihr schönes Geld mit vollen Händen wegwirft. Sie führt die Kasse und erinnert das Fräulein täglich und stündlich: denke an die alten Tage, Kind! Solch' eine Singstimme ist ein unzuverlässig Ding; willst Du im Alter oder nach einem unheilbaren Katharr herumziehende Schauspielerin werden? Du bist jetzt an Luxus und Ueberfluß gewöhnt, möchtest Du ihn einmal entbehren? Dann schüttelt sich das Fräulein wie im Fieberfrost und läßt die Tante schalten und walten, Rechnung führen und sparen, aus Furcht, daß sie im Alter irgend eine gewohnte Bequemlichkeit entbehren müßte. Sie hat oft nicht einen ganzen Thaler in der Börse und baares Geld wäre auch schwerlich von ihr zu erhalten gewesen. Aber hätten Sie mich in's Vertrauen gezogen, so hätte ich ihr einmal zu passender Stunde, etwa wenn die Studenten ihren Wagen aus dem Theater gezogen und die Pferde ausgespannt haben, — die Geschichte des armen Kanzelisten recht rührend erzählt und sicher etwas altmodischen Schmuck oder übercomplette Garderobe herausbekommen, über welche die gestrenge Tante nicht so genau Rechnung führt, und uns wären als Unterhändlern bei der Geschichte wohl auch noch ein Paar Groschen zwischen den Fingern hängen geblieben. Jetzt ist Alles verdorben, denn der erste Eindruck ist vorbei, und nur in der ersten, raschen Aufwallung giebt das Fräulein mit vollen Händen."

Hannchen schwieg traurig; sie dachte an die Worte der Muhme: „es wird wohl bei so viel Licht auch nicht an Schatten fehlen," und die gefeierte Künstlerin, die so ängstlich für die Zukunft besorgt sein mußte, daß sie sich des schönen Vorrechtes begab, den ärmeren Brüdern ein Scherflein von ihrem Ueberfluß zu geben, kam ihr recht bedauerlich vor. Wie gut ist's doch, nicht an so viel Bedürfnisse gewöhnt und von ihnen abhängig zu sein, dachte sie; — der gute Vater hatte wohl recht, daß er mich nicht auf's Schloß ziehen ließ, mein Glück ist sicherer in dem kleinen Kreise geborgen, in den die Verhältnisse mich nach Gottes Willen geführt. Aber, — guter Gott, — wo hatte ich denn die Gedanken! — draußen im Vorzimmer der Diener mit dem Bouquet, das war ja der Johann aus Neuwiese, — vielleicht, nein gewiß ist Selma in der Stadt. O, die wird schon helfen, daß der Kanzelist die Badereise machen kann, sie bekommt ja so reichliches Taschengeld. Wie glücklich bin ich, daß ich sie endlich, endlich doch wohl wiedersehen werde," jubelte Hannchen, aufspringend und

das kostbare Kleid achtlos zu Boden gleiten lassend; ohne auf Betty's verwunderten Ausruf zu achten, flog sie mehr, als sie ging, in's Vorzimmer hinaus.

Da stand richtig der alternde Bediente aus Neuwiese mit einem Bouquet wundervoller Rosen, die in so später Jahreszeit eine außerordentliche Seltenheit waren. Er brachte sie der fremden Künstlerin, und wirklich war es Fräulein Selma, die in der Stadt war und sie ihr schickte. Das freudebebende Hannchen erfuhr nun die Wohnung ihrer Jugendgespielin, deren Andenken noch so lebendig in ihr lebte, als ob sie sich erst gestern von ihr getrennt hätte, und nur mit großer Mühe konnte Betty, die ihr in's Vorzimmer nachgeeilt war, die Ungeduldige bewegen, die begonnene Arbeit zu vollenden, weil ihre junge Herrin nicht früher Toilette machen könne. Hannchen hätte die ganze Welt umarmen mögen, so voll Freude und Glück war ihr Herz. Sie war wie im Traum und hatte kaum den letzten Stich beendet, als sie ohne Zögern dahin eilen wollte, wohin das Herz sie zog. Aber da klangen vom Thurm zwölf volle Glockenschläge; das war die Zeit, wo sie für sich und die Muhme in einer kleinen Garküche ihr einfaches Mittagsmahl holte, und sie zögerte keinen Augenblick, zuvor ihrer Pflicht nachzukommen, um die hülflose Frau nicht abermals durch ungewöhnliches Außenbleiben zu beunruhigen. Aber essen konnte sie nicht, Freude und Erwartung hatten sie satt gemacht, so verlockend die weißen Rübchen auch aussahen. „Das ist ein glücklicher Tag," sagte sie, die Hände der Muhme streichelnd, „gieb nur Acht, jetzt wird auch unserm armen Nachbar geholfen werden. Selma ist hier, und nun ist Alles gut."

Frau Rüdiger schüttelte leise den Kopf und sagte: „Herrenwort und Vogelsang klingen wohl gut, aber dauern nicht lang." Hannchen lächelte ungläubig über die Zweifel der Muhme, setzte ihren Hut auf, und in der Thür noch einmal freundlich zurückgrüßend, verschwand sie den Blicken der ernst nachschauenden Kranken. „Da läuft wieder einmal Jemand einer bittern Enttäuschung entgegen," sagte sie vor sich hin, „ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht bei dem Neuwieser Schloßfräulein hieße: aus den Augen, aus dem Sinn."

Ungeduldig wartend, stand Hannchen bald darauf im Flur eines großen, stattlichen Hauses, in dem es zwar keineswegs an Dienerschaft zu fehlen schien, die aber allesammt anderweitig beschäftigt waren und kein Ohr für die bescheidene Anfrage der jungen Nähterin hatten. Endlich stand ihr ein schnippisches Stubenmädchen so weit Rede, daß Fräulein von Donald zwar

daheim, aber nicht zu sprechen sei. „Was willst Du denn überhaupt von ihr?“ fragte sie, mit einem geringschätzigen Blick auf Hannchens einfachen Hut und ihr gewaschenes Kattunkleid, „und wer bist Du denn!“

„Sagen Sie nur, die Müllerstochter aus Neuwiese sei da, mehr bedarf es bei dem Fräulein hoffentlich nicht, um mir Eingang zu verschaffen,“ antwortete Hannchen lächelnd.

„Das gnädige Fräulein,“ betonte jene stark, „kleiden sich aber eben an, um auszufahren, und wenn Ihr Anliegen nicht dringend ist, wie ich vermuthe,“ setzte sie spöttisch hinzu, „so wär' es besser, Sie kämen heut Abend wieder.“

Hannchen setzte statt aller Erwiderung ihren Fuß auf die mit Teppichen belegte Treppe und schien geneigt sich selbst anzumelden, da das hochmüthige Stubenmädchen keine Miene dazu machte. Jene hielt sie zurück. „Nun so warten Sie doch einen Augenblick,“ rief sie bitter böse, „hier läuft man nicht so gerade in die Zimmer, wie Sie es gewohnt zu sein scheinen;“ und mürrisch stieg sie die Stufen hinauf.

Ihr Gesicht war nicht um einen Grad freundlicher, als sie wieder herabkam. „Sie sollen ein ander Mal anfragen, das gnädige Fräulein wollen eben ausfahren,“ lautete der kurze Bescheid, und damit drehete sie der unwillkommenen Störerin den Rücken.

Hannchen stand einen Augenblick betroffen, dann eilte sie, von Niemand gehindert, die Stiege empor und in das Zimmer, aus dem das unfreundliche Dienstmädchen gekommen war. Rasch öffnete sie die Thür, welche nur angelegt war, — da stand eine hohe schmächtige Gestalt vor dem Spiegel und probirte einen Hut, dessen flatternde Bandschleifen das blasse Gesicht rosig einfaßten.

„Liebe, liebe Selma!“ rief sie fast athemlos vor Freude und wollte mit ausgebreiteten Armen auf die Jugendfreundin zueilen; aber mit zusammengezogenen Augenbrauen wendete sich jene nach ihr um.

„Habe ich nicht den Bescheid gegeben, daß ich jetzt nicht zu sprechen bin?“ rief sie gebieterisch.

„Aber mir galt das doch wohl nicht, — erkennst Du — erkennen Sie mich nicht mehr, ich bin ja Hannchen — das Müllerkind, wie Sie mich sonst so gern nannten. O, ich habe mich so lange und so sehr auf unser Wiedersehn gefreut.“ — Und sie streckte dem Fräulein, näher tretend, herzlich beide Hände entgegen.

„Gemach!" sagte diese, halb ärgerlich, halb belustigt, „ich habe Dich wirklich beinahe ganz vergessen, und hätte Dich gewißlich nicht wiedererkannt, wenn Du Dich nicht so gewaltsam bei mir eingeführt hättest. Du möchtest Deine frühere Stellung zu mir wohl im Sturm wiedererobern? — Kind, das schmeckt gewaltig nach Deiner Windmühl-Erziehung! — Es geht Dir übrigens doch gut, denk' ich? Nun, wenn ich Dir wo nützlich sein kann, so melde Dich nur bei mir. Jetzt bin ich pressirt!"

Hannchen ließ die Hände herabsinken; es wurde ihr trüb vor den Augen. Guter Gott, war das Selma, die in solcher Weise mit ihr sprach? Jenes kleine Mädchen, das sich zu Tode hatte weinen wollen, als Hannchen in die Stadt ging, — die Alles mit ihr zu theilen versprochen hatte? Sie brachte kein Wort von der geliebten Heimath über die Lippen, — und konnte sie denn auch von dem stolzen, vornehmen Fräulein, die sie statt ihrer Jugendgespielin wiederfand, etwas für den armen Kanzelisten erbitten? Nein! Stumm und traurig stand sie noch an der Thür, als Selma ihren Anzug schon vollendet hatte und eben an ihr vorübergehen wollte. Da konnte sie es nicht lassen, sie streckte noch einmal ihre Hand nach ihr aus; sie wollte ja nur ein freundliches Wort von der, die sie mit so rührender Anhänglichkeit lieb behalten hatte; aber das Fräulein zupfte an ihrer Mantille und sah den beredt bittenden Blick Hannchens nicht. „In den Rautenkranz, zu der fremden Künstlerin!" rief sie Johann zu, der draußen wartend stand, und in wenig Minuten rollte der Wagen unter den Fenstern vorüber. —

Hannchen ging langsam und mit schwerem, traurigem Herzen in den Putzladen und setzte sich an ihre Arbeit; manch verstohlenes Thränlein fiel an dem Tage auf den Spitzentüll in ihren geschickten, fleißigen Händen. Sie war noch in derselben trüben Stimmung, als sie am Abend heimging und draußen in den still und dunkel werdenden Straßen wiederholt in die Hände hauchte und sie über die Augen hielt, damit die Muhme deren Röthe nicht sogleich bemerken solle. „Es mag den Vornehmen und Begüterten dieser Welt wohl recht schwer gemacht werden, ihr Herz voll theilnehmender Güte zu erhalten," seufzte sie, „glänzende Zerstreuungen, Ehrgeiz und Vergnügungssucht verdrängen die einfacheren Freuden und Genüsse, so wie sie die Bilder fremder Noth leichtlich wieder verwischen, die sich zuweilen sehr unerwünscht dem Auge aufdrängen. Ich will der selbstsüchtigen Künstlerin so wenig als Selma einen Vorwurf daraus machen, daß sie kein Herz für mich und meine Bitte hatten."

Aus diesem Selbstgespräche wurde Hannchen plötzlich durch einen Reisewagen aufgeschreckt, dessen Pferde vor einer eben angezündeten Laterne scheuten. Sie sprang bei Seite und stieß dabei gegen ein Schaufenster, so daß eine der großen Scheiben klirrend zerbrach. Der Besitzer kam lärmend aus dem Laden und forderte Schaden=Ersatz, zu dem sich auch Hannchen gern bereit erklärte; aber indeß war ein junger Mann aus dem Wagen gesprungen, der jetzt still hielt, weil am Riemenzeug etwas in Unordnung gekommen war. Er trat rasch zu dem jungen Mädchen, um sich zu überzeugen, ob sie keinen Schaden genommen habe, und bestand darauf, die zerbrochene Scheibe zu bezahlen; indem er zu diesem Zweck in den hell erleuchteten Laden trat, konnte er Hannchens Gesicht deutlicher sehen und rief verwundert: „Sieh da, ich erneuere hier auf sehr unerwartete Weise eine alte Bekanntschaft, — oder sollte ich mich täuschen, wenn ich glaube, daß ich Sie einst ein kleines Volkslied singen hörte, in Folge dessen mein Vater Ihre Bekanntschaft suchte?"

Hannchen erkannte verwundert den ehemaligen Studenten, den Sohn des Theater=Direktors, der so viel Theilnahme für den armen Blinden gezeigt hatte. Sie bejahte erfreut seine Frage, und er rief lebhaft: „O dann kommen Sie, daß ich Sie meiner Frau zeige, die noch im Wagen sitzt. Sie wissen nicht, wie großen Einfluß Sie auf mein Geschick gehabt haben; ich will versuchen, es Ihnen mit wenig Worten zu erklären. Als ich damals — vor langen Jahren — meinen Freund den Doktor zu dem kranken Kinde des Blinden führte, erwachte der Wunsch, Augenarzt zu werden, so plötzlich und unwiderstehlich in mir, daß ich von Stund' an die Krankheiten des Auges und deren Heilung zu meinem Hauptstudium machte; an Ihrem Schützlinge versuchte ich meine erste Operation, sie glückte, und seitdem manche andere, denen ich Ruf und gute Stellung verdanke. Der General von Roll belohnte mich sogar durch die Hand seiner Tochter dafür, daß ich ihm das Augenlicht unter Gottes Beistand wiedergegeben; wir kehren eben von unserer Hochzeitsreise aus Italien zurück. Wer weiß, ob ich nicht damals gegen den Wunsch und Willen meines Vaters zur Bühne gegangen wäre, wozu ich große Neigung hatte, wenn ich nicht durch Sie auf jenen blinden Bettler aufmerksam gemacht und durch ihn zu dem Entschluß gekommen wäre, meine Kräfte den Unglücklichen zu widmen, denen das edelste Gut des Lebens, das Gesicht, fehlt."

Hannchen hörte mit steigender Theilnahme den Worten des jungen Arztes zu, aber der Name des Generals fiel wie ein Hoffnungsstrahl in

ihre Seele. Sie hatte ihn schon einmal von ihrem kranken Stubennachbar aussprechen hören und wußte, daß sein Sohn im Regiment des Generals stand. Aber nun mußte sie durchaus mit an den Wagen gehen, wo sie die Bekanntschaft der Doktorsfrau machte, die dem jungen Mädchen mit Herzlichkeit die Hand schüttelte. „Mein Mann hat mir oft von Ihnen erzählt,“ sagte sie, „und Ihre menschenfreundliche That, sowie später Ihren verständigen Entschluß hochgepriesen.“

„Ist Ihnen niemals Reue darüber gekommen?“ fragte lächelnd der Doktor, „sonst kostet es Ihnen nur ein Wort, — mein Vater bekleidet seine einflußreiche Stellung noch wie damals, und ich verbürge Ihnen seine freudige Zustimmung, wenn Sie sich noch engagiren lassen wollen.“

Hannchen griff nach der ihr freundlich dargebotenen Hand des jungen Mannes und sagte treuherzig: „O, verwenden Sie sich lieber in anderer Weise und zwar bei Ihrem Herrn Schwiegervater für mich, oder besser, für einen Hülfsbedürftigen, und geben Sie ihm seinen Sohn zurück, den er das Licht seiner Augen nennt.“ Sie erzählte jetzt in Kürze, was ihr mitleidiges Herz bedrückte, und das junge Paar versprach ihr mit Hand und Mund, Wilhelm solle so bald als möglich zu dem kranken Vater zurückkehren. Dagegen mußte sie sich verpflichten, einmal nach der Hauptstadt zu kommen und der jungen Frau ihr Lied vorzusingen. Dann sprang der Doktor in den Wagen, denn die ungeduldigen Pferde wollten nicht länger stehen; noch einen herzlichen Abschiedsgruß, — und fort rollte das Fuhrwerk in das wachsende Dunkel. Im Herzen des jungen Mädchens aber war Sonnenschein der Freude. „Du guter Gott,“ sagte sie mit einem dankenden Aufblick, „wie reichen Segen kannst Du auf ein armes, schwaches Körnlein des Guten legen. Wenn das Liedchen, welches ich einst aus Erbarmen mit dem blinden Bettler sang, dem Kanzelisten noch zu Gute käme, wie wunderbar wäre das! Es hätte mir dann Besseres eingetragen, als Dukaten, welche nach Vetter Rüdigers Worten für eine große Sängerin regnen; ach, und Geld und Ehre, — ich sehe es ja, — machen die Menschen nicht immer glücklich und noch weniger gut. Lieber Gott, führe Du mich nur auf rechtem Wege, und was ich red' und thu', das mög' Dir wohlgefallen.“

---

6. Geöffnete Augen.

In einem großen, schönen Zimmer zu ebener Erde, dessen Mittelfenster tief herabging und sich als Thür zu einem wohlgepflegten Garten benutzen ließ, in dem die Sommerblumen eben in voller Schönheit prangten, saßen zwei Frauengestalten an einem Nähtische, mit einer großen Stickerei beschäftigt. Sie schienen fast von gleichem Alter zu sein, aber Schnitt und Stoff ihres Anzuges waren sehr verschieden. Die Eine, an deren Hand ein schwerer goldener Trauring glänzte, war reich, die Andere dagegen, der auch das hausfrauliche Häubchen fehlte, zwar mit Sorgfalt, doch sehr bescheiden gekleidet. Ein Kind lag sorglos auf dem weichen Fußteppich ausgestreckt und jauchzte zuweilen laut auf vor Freude, wenn eine große Fliege hastig brummend an ihm vorüberzog oder zu der geöffneten Glasthür gar ein gelber Zitronenvogel hereingeflattert kam. Die junge Frau bog sich liebkosend zu ihm hinab, und an der Sorgfalt, mit der sie jede Bewegung desselben überwachte, erkannte man auf den ersten Blick, daß sie seine Mutter war.

„Sehen Sie nur, Hannchen, wie frisch und blühend der kleine Schelm wieder aussieht und wie dick und voll seine Aermchen werden. Gott Lob, man merkt ihm nicht mehr viel von dem bösen Fieber an, das ihn an den Rand des Grabes brachte und mir fast mein höchstes Erdengut geraubt hätte. Und wem haben wir die Erhaltung dieses theuren Lebens nächst Gott mehr zu danken, als Ihnen und Ihrer aufopfernden, unermüdlichen Pflege. Mein Mann war auf Reisen, ich selbst krank und hülflos wie ein Kind, was wäre aus uns geworden ohne Ihren Beistand. Sie sind ein rechter Gottessegen für uns gewesen, und nie, nie werde ich Ihnen das vergessen, was Sie mir und dem Kinde gethan." Die junge Frau legte bei diesen Worten ihre schmale Hand auf Hannchens Arm und Thränen ächter Dankbarkeit traten in ihre guten, hellbraunen Augen.

Hannchen versuchte vergeblich, ihr Verdienst um Mutter und Kind so gering als möglich darzustellen.

„Wenn Sie mein Geschick zur Krankenpflege so über Gebühr preisen," sagte sie gerührt lächelnd, „so wird der Doktor mich in einem Krankenhause anstellen müssen, denn hoffentlich bin ich in dieser Eigenschaft hier nicht länger nöthig. Sie sehen, Gott sei Dank, nicht weniger blühend aus, als der kleine Prinz da. Sehen Sie nur, wie kräftig seine derben Händchen schon zufassen." Hannchen hatte sich dabei zu dem kleinen

Knaben hinabgebogen, um die Aufmerksamkeit seiner Mutter von sich auf ihn zu lenken. Der lebhafte Bursche aber griff sogleich nach den glänzenden Ohrringen seiner Pflegerin und zog sie mit unbarmherziger Beharrlichkeit an sich.

„Mein lieber Harry will sich mit uns vereinigen, Sie bei uns festzuhalten," sagte die Doktorin, — denn in ihrem Hause befinden wir uns, in das Hannchen vor längerer Zeit als Gast eingekehrt, und an das sie durch die Krankheit des Kindes und der Doktorin wochenlang gefesselt worden war; — „ich möchte Sie fast so lange in der tyrannischen Hand des kleinen Buben lassen, bis Sie uns versprechen, uns nicht durch Ihren Abschied zu betrüben. Bleiben Sie hier, nicht Wochen und Monate, sondern immer oder so lange es Ihnen bei uns gefällt. An Arbeit wird es nicht fehlen für ein so thätig gewöhntes Wesen, und was ein dankbares Mutterherz zu Ihrem Wohlbehagen beitragen kann, das soll gewiß geschehen. Ihre Muhme bedarf Ihrer und überhaupt keiner Menschenhülfe mehr, — der Kanzelist ist, halb aus Freude über die Nähe seines Sohnes, halb in Folge der Trinkkur, die mein Mann ihm vermittelt, auf dem Wege der Genesung; — wir aber können Sie nicht mehr entbehren. Harry würde nicht einschlafen, wenn Sie ihm nicht mehr Ihre hübschen Lieder sängen, und meinem Manne schmeckte die Cigarre in dem einzigen Ruhestündchen, das er sich gönnt, nicht halb so gut, wenn er nicht mehr von B. mit Ihnen plaudern könnte, wo er seine Studentenzeit verlebt. Was aber in meinem Hauswesen in's Stocken geriethe, wenn ich Ihre ordnende Hand vermissen sollte, davon mag ich aus Beschämung nicht weiter sprechen. Aber bitten werde ich immer und immer wieder: Verlassen Sie uns nicht mehr!" —

Hannchen war tief gerührt von so viel Güte. Sie wußte wohl, daß die Doktorin ihr, der Verwaisten, Einsamen, nur eine sichere Zufluchtsstätte bereiten wolle; aber durfte sie dieselbe annehmen? war dies Haus der Platz, den Gott ihr angewiesen, um darauf nach bestem Wissen und Verstehen Gutes zu wirken?

Der Doktor, welcher eben eintrat, unterbrach das trauliche Zwiegespräch. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und sagte zu Hannchen gewendet: „Sagten Sie uns nicht einmal, daß Neuwiese der Name Ihres Heimathsdorfes sei? — Ich bekomme soeben ein Schreiben von dem dortigen Gutsherrn, dessen Frau vor Kurzem gestorben und dessen Tochter in Gefahr ist, unheilbar zu erblinden. Sie würden hierher kommen, der

arme Vater und die unglückliche junge Dame, wenn ich die Cur übernehme; kennen Sie den Baron Donald?"

Aber Hannchen unterbrach ihn schon. „Um Gottes Willen, Selma!" schrie sie jammernd auf und faltete die Hände wie zum Gebet. Dies lebhafte, an Wechsel und Zerstreuungen aller Art gewöhnte Wesen sollte in der ewigen Nacht der Blindheit schmachten, — nichts mehr genießen von der zaubervollen Schönheit der Natur, — keine Blume, keinen Sonnenschein, kein geliebtes Menschenantlitz mehr erblicken. Sie schlug die Hände schmerzvoll über die eigenen Augen und weinte leise.

Der Doktor bemühte sich sie zu beruhigen. „Ich wußte nicht, daß Sie jener Familie so nahe befreundet sind," sagte er, „aber fassen Sie Muth, vielleicht ist der Zustand der Kranken nicht so ganz hoffnungslos, wie es den Anschein hat, und selbst wo die Kunst der Aerzte nicht ausreicht, ist Gottes Kraft noch mächtig. Ich will auf jeden Fall selbst nach Neuwiese reisen und sehen, was zu thun ist, ehe ich die Kranke hierher kommen lasse."

Mit welch' heißen Gebeten begleitete Hannchen den Doktor, — wie gern wäre sie mit ihm gereist; aber die Scheu, der ehemaligen Gespielin abermals als zudringlich zu erscheinen, hielt sie zurück.

Die ersten Tage nach der Abreise des Doktors vergingen ihr in peinlicher Erwartung; aber je länger er ausblieb, desto mehr gewann die Hoffnung Raum in ihrem Herzen. Würde er nicht eher zurückgekehrt sein, wenn er das Uebel als unheilbar erkannt hätte?

Es war ein köstlicher Sonntagsmorgen und Hannchen eben im Begriff, die aufbrechenden Nelken in dem Garten hinter dem Hause des Doktors an Stäbe zu binden, als dessen Wagen draußen hielt. So sehr sie nach dem Bericht Verlangen trug, den er ihr zu geben hatte, so wenig war sie doch im Stande, ihm auch nur einen Schritt entgegen zu gehen. Sie hörte mit fliegendem Herzschlag, wie er in's Haus, — jetzt in das Wohnzimmer trat und Frau und Kind begrüßte; — die Glasthür stand geöffnet, und sie hätte jedes Wort hören können, was drinnen gesprochen wurde; aber es brauste vor ihren Ohren wie gewaltige Meereswogen, wie der summende Ton einer großen Glocke. Endlich trat der Doktor in den Garten, um sie aufzusuchen. Ein Blick auf sein Gesicht — und Hannchen wußte Alles.

„Es war also keine Rettung möglich?" fragte sie leise mit zitternder Lippe. Der Doktor schüttelte ernst den Kopf. „Ich konnte auch nicht den

kleinsten Hoffnungsstern irdischer Art in die traurige Nacht der armen jungen Dame fallen lassen," antwortete er endlich. „Und dies Elend wird noch erhöht durch das Gefühl eigener Verschuldung. Das Fräulein hat das anfänglich unbedeutende Augenübel durch unbändiges Tanzen und aufregende Vergnügungen aller Art so sehr gesteigert und die fast gelungene Cur, die ein geschickter Arzt mit ihr vorgenommen, gänzlich verdorben, indem sie eine halbe Nacht bei Lampenlicht einen fesselnden Roman gelesen. Die Entzündung der Augen ist so entsetzlich, daß jeder Lichtstrahl ein Messerschnitt hinein sein würde, und sie wird nur zu endlosem Dunkel führen, in das nur das Licht einer höheren Welt fallen kann."

Einige Minuten stand Hannchen mit zur Erde gesenktem Haupte da, und ihre Thränen tropften langsam auf die würzigen Nelken zu ihren Füßen nieder. Dann war ihr Entschluß gefaßt.

„Jetzt ist mein Platz an der Seite der Blinden," sagte sie bestimmt, „sie wird mich nicht zurückweisen, und treuer wird Niemand ihre Schritte leiten und bewachen, als ich es mit Gottes Hülfe zu thun gedenke. Sie müssen mir eine Empfehlung an den Baron geben, lieber Doktor, und mir die Stelle einer Pflegerin bei Selma verschaffen; nach sechszehnjähriger Abwesenheit kennt mich sicherlich in Neuwiese Niemand wieder, und der Schullehrer mit seiner Frau wird mein kleines Geheimniß zu bewahren wissen." —

Doktor Falkner konnte und wollte ihrem Vorsatz nicht entgegenwirken, da er sah, wie ernst es Hannchen damit war, und obgleich er sie ungern aus seinem Hause scheiden sah, so fühlte er doch, welch großer Schatz ihre opferwillige Liebe für die Blinde sein würde, und so gab er ihrem Dringen nach. Er schrieb an den Baron und setzte ihn davon in Kenntniß, daß er seiner Tochter eine vorzügliche Pflegerin zuführen könne, die alle Verhaltungsregeln für die Blinde von ihm empfangen hätte. Die Antwort kam umgehend und enthielt die freudige und dankbare Zusage des bekümmerten Vaters. Nun versorgte der Doktor die Scheidende noch mit Büchern, die am besten geeignet waren, den Weg zu dem Lichte zu zeigen, nach dem wir Alle suchen sollen, — und entließ sie sodann mit großer Herzlichkeit. Seine Frau konnte sich schwerer in die Nothwendigkeit von Hannchens Abreise finden und hätte am liebsten mit ihr geschmollt; aber nichts konnte diese in ihrem Entschlusse beirren.

Und nun fuhr der schwere Postwagen mit dem Mädchen der Heimath zu, — langsam, durch tiefen Sand, zwischen traurigen Kiefern dahin, wie

damals, wo sie als Kind unter der schützenden Plane des Töpferwagens gesessen hatte. Ach, wie hatte das Leben seitdem sich und sie verändert!

Der zweite Tag neigte sich zum Ende, als Hannchen von einer kleinen Anhöhe herab Schloß Neuwiese vor sich liegen sah. Die Schafe zogen eben heim, hier und da klang die Abendglocke durch das Heerdengeläut, — die Wachtel schlug in dem reifenden Kornfelde. Dort stand die alte Windmühle, — es blies kein Lüftchen in ihre ausgebreiteten Flügel, und eine Taubenschaar flog ab und zu. Hannchen dachte, der Vater müsse nun jeden Augenblick aus der kleinen Thür heraustreten und ihr wie sonst lächelnd zuwinken; aber es blieb Alles still.

Die Gestalten, die an ihr vorüberkamen, als sie das Dorf betrat, waren ihr alle fremd; Niemand schien sie zu kennen, kein freundlicher Gruß hieß sie in der alten Heimath willkommen. Sie hatte die letzte halbe Meile des Weges zu Fuß gemacht, — denn die Post berührte Neuwiese nicht, — und sie sah daher bestaubt und erhitzt aus. Aber ohne zu zögern, schritt sie dem Schlosse zu, das, wie es ihr jetzt vorkam, trotz seiner äußern Pracht und der Schönheit seiner Umgebungen öde aussah wie ein Trauerhaus.

Auf den Stufen vor der großen Thür standen noch wie damals Oleander- und Cypressenbäume, aber sie waren hoch über des Mädchens Kopf hinaufgeschossen, während sie als Kind doch nur die Hand hätte ausstrecken dürfen, um ihre Blüthen zu brechen. Ein alter, müder Hund, der auf einer Rehdecke lag, hob, als Hannchen in seine Nähe kam, den Kopf ein wenig in die Höhe und ließ ihn langsam wieder sinken.

„Greif!“ rief Hannchen, sich selbst vergessend, aus, und bei dem Ton ihrer Stimme sprang der Hund auf, stieß ein kurzes, freudiges Gebell aus und drängte sich zutraulich an die Wiedererkannte. Dann lief er nach dem Garten zu, indem er zuweilen einige Schritte zurückkehrte, um sich zu überzeugen, daß Hannchen ihm auch folge. Diese verstand die Absicht des treuen Thieres sogleich und ließ sich von ihm bis zu einer kleinen, dunklen Laube führen, die sonst der Lieblingsplatz der beiden kleinen Freundinnen gewesen war. Hier saß Selma, — aber wie blaß und verändert! — und streifte langsam die Blätter von den Zweigen des wilden Weines, die sie erreichen konnte. Eine stämmige Bauerdirne, die wahrscheinlich zur Führerin der Blinden bestimmt war, lag mit dem Kopf an einen Baumstamm gelehnt und schlief fest. Auf dem Tische, an dem Selma saß, stand ein Korb mit schönen Aprikosen; die Blinde schien darnach zu greifen, tastete aber vergeblich hin und her. Jetzt rief sie ihrer Begleiterin, — deren Schlaf so

fest war, daß sie sich nicht regte noch rührte. Da trat Hannchen leise näher und legte die besten Früchte in die suchende Hand. Selma nahm und aß; dann sagte sie: „Bringe mir eine Rose!"

„Die Zeit ist vorbei!" antwortete Hannchen mit gepreßter Stimme.

„Ja vorbei, Alles vorbei!" seufzte die Blinde, legte die Arme auf den Tisch und ihren Kopf darauf. Sie stöhnte noch oft wie in heftigem Schmerze hoch auf, dann wurde ihr Athem ruhiger. Sie schlief. Hannchen bewachte diesen Schlaf, das einzige Glück der Armen, vor Störung, fächelte ihr Kühlung und scheuchte jedes Insekt, das in die Nähe kam.

Jetzt schien Selma zu träumen, und es mußte wohl ein liebliches Bild sein, das an ihrer Seele vorüberzog, denn sie lächelte, und dies Lächeln auf dem blassen, traurigen Gesicht war von ergreifender Wirkung. Hannchen bog sich tief zu ihr herab, um sie zu beobachten. Sie bewegte die Lippen, — sie sprach.

„Hier wollen wir mit einander lernen, Hannchen, — komm, Du mußt mir bei meiner Aufgabe helfen, sie ist mir zu schwer. Geh' nicht fort, — des Vaters Windmühle steht, — und die Musikanten, die im Schlosse spielen, verlocken uns nicht. Ich tanze nicht mehr, Hannchen, weißt Du es schon? Nun soll ich auf der Landkarte den Weg suchen nach Engelland, — es ist aber Alles so finster, gieb mir Deine Hand." —

„Ja, Du Arme," flüsterte Hannchen tief erschüttert, „ja, ich will Dir den Weg suchen und Deine schwere Aufgabe lösen helfen; aber Du sollst nie wissen, wer Deine Schritte leitet und über Dich wacht, wer mit Dir betet und hofft auf den hellen Tag des Erwachens im Himmel. Dann, ja dann wirst Du es auch erkennen, wie sehr, wie sehr das arme Müllerkind Dich geliebt, und daß nur die Scheu, gegen das Gebot Gottes zu sündigen, mich von Dir gerissen. Aber ich mußte jene Wege gehen, das erkenne ich wohl, um so zu werden, wie Du mich jetzt bedarfst, und ich preise Gott für seine Führungen."

Mehrere Wochen schon lebte Hannchen auf dem Schlosse und war dem Baron lieb, seiner blinden Tochter unentbehrlich geworden, als diese eines Abends besonders traurig war und sich durch nichts erheitern und zerstreuen ließ. Da nahm Hannchen ihre Zuflucht zum Gesange, und die kunstlosen Lieder schienen der armen Blinden wohlzuthun. Aber plötzlich richtete sie sich in ihrem Sessel auf, legte die Hand an die Stirn und sagte: „Wie ist mir denn? träume ich wieder einmal von der alten, schönen Kinderzeit, oder habe ich dies Lied schon einmal gehört? — Gewiß, gewiß! — ich

hatte damals eine kleine Freundin, die es sang; das arme, gute Hannchen, wie habe ich sie nur so lange vergessen können! Ich glaube, es hat mich außer meiner Mutter nie wieder ein Mensch so lieb gehabt, als das Müllerkind, wie ich sie immer nannte. Was gäb' ich darum, wenn ich sie jetzt in der Nähe hätte; sie würde mit mir von meiner Jugendzeit reden, — und ich —" sie konnte vor Rührung nicht weiter sprechen.

Da kniete Hannchen tief ergriffen zu den Füßen der Blinden nieder, drückte ihre überströmenden Augen in Selma's Hände und sagte: „Hier ist sie, und nimmer hat sie aufgehört Dich zu lieben; lass' sie nun immer, immer bei Dir bleiben!"

„Hannchen! Du?" rief Selma aus, und ein Strahl der Freude flog über ihr blasses Gesicht; „o wie soll ich Dir Deine Treue vergelten!" Ihre Arme umschlossen die Wiedergefundene. —

Als Doktor Falkner im Spätherbst noch einmal nach Neuwiese kam, fand er die Freundinnen in einem geräumigen Gartensaale. Selma hatte eine kleine Kinderschaar um sich versammelt und erzählte ihnen lehrreiche Geschichten, oder ließ sie Liederverse nachsprechen. Die größeren Mädchen strickten nach Hannchens Anleitung, und diese selbst saß mit verklärtem Gesicht da und nähete Röcke für die Armen im Dorfe, wie die alte Großmutter im Stern ihr von der Tabea gesagt hatte, die sie sich als Kind schon zum Vorbilde erwählt. —

„In dem Schloßfräulein brennt jetzt ein helleres Licht, als ich mit all' meiner Kunst anzufachen vermocht hätte," sagte der Doktor, als er vom Schlosse schied, und drückte mit einer männlichen Thräne im Auge, die Hand der Müllerstochter.

„Ist Gott allgegenwärtig?"

Von

Thekla v. Gumpert.

„Ist Gott allgegenwärtig?" fragte ein Kind seinen Lehrer, welcher eben von dem unermeßlichen, endlosen Weltgebäude geredet hatte.

Des Lehrers Gesichtsausdruck wurde ernst, er schwieg nachdenkend einige Augenblicke, dann sagte er traurig: „Gott ist n i c h t allgegenwärtig."

Das Kind stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

Der Lehrer sprach: „Der allmächtige Schöpfer, der die Erde und die unzählbaren Heere der Sterne in's Leben gerufen hat, der den Lauf aller Welten durch einen Gedanken regiert, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar aus deinem Haupte fällt, wird oft durch sein Geschöpf, das er zu seinem Ebenbilde geschaffen hat, von der Stelle vertrieben, die sein Geist am liebsten durchdringt."

Voller Verwunderung lauschte das Kind den merkwürdigen Worten des Mannes, dessen Streben es war, ihm die Herrlichkeit Gottes in allen seinen wundervollen Eigenschaften möglichst begreiflich zu machen.

Der Lehrer sprach weiter: „Es giebt keinen Ort, der vor der Allwissenheit Gottes verborgen wäre, und dennoch kann die Gegenwart seines Geistes vertrieben werden. Das Herz des Menschen, wenn es der Sünde dient, hat keinen Raum für Gott.

Der Himalaya.

Von

J. G. Kutzner.

Wie die Fluren mit ihrem lieblichen Kräuter- und Blumenschmuck das Herz des Menschen den Gefühlen der Freude und Lust öffnen, die Wälder dagegen mit ihren aufstrebenden Baumgestalten das Gemüth mehr zur Andacht erwecken: so schlagen auch fruchtbare ebene Landstriche vorzugsweise den Ton der Heiterkeit und Gemüthlichkeit an, während die himmelanstrebenden Gebirge sich des innersten Wesens des Menschen bemächtigen und ihn mit unwiderstehlicher Zaubermacht zu Dem emporheben, der sie, gewissermaßen als riesige Brücken zwischen Erde und Himmel, aufrichtete. Je mehr man sich einem Gebirge naht, um so tiefer empfindet man die Größe der Natur; die Massenhaftigkeit, die Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit in ihrer Erscheinung erwecken in uns das Gefühl unserer eigenen Hinfälligkeit und Schwäche; zugleich aber fühlt sich auch unsere Seele zu kühnerem Aufschwunge gekräftiget, als gelte es, uns durch Geistes- und Herzensadel den hehren Zeugen göttlicher Allmacht würdig zur Seite zu stellen. Diese und ähnliche Empfindungen erwachen am lebendigsten und nachhaltigsten freilich nur bei unmittelbarer Anschauung der Natur;

indessen vermag auch das Wort einen nicht zu verschmähenden Ersatz dafür zu bieten. Weiden wir daher unser Geistesauge einmal durch die Betrachtung eines Gebirges, und wählen wir dazu das erhabenste unseres Erdballes, den Himalaya, das überdies wohl Keiner von uns je von Angesicht zu Angesicht schauen dürfte.

Schon der Name Himalaya, d. i. Wohnung des ewigen Schnees, erfüllt uns mit neuen Empfindungen; liegt doch schon darin etwas von Unwandelbarkeit, von Unvergänglichkeit ausgesprochen; wie viel mehr muß es uns ergreifen, wenn wir uns eine Vorstellung von dem Riesenwalle selbst machen, den die Natur hier in Asien aufgerichtet hat. Vom Hindukuh-Gebirge — ich bitte, die Karte zur Hand zu nehmen — erstreckt er sich mehr oder weniger östlich, also etwa in der Richtung der Parallelkreise, in einer Ausdehnung von etwa 310 deutschen Meilen bis zum Bramaputra, der in den Meerbusen von Bengalen mündet, in einer Breite von 40 bis 50 Meilen, so daß er einen Flächenraum von etwa 14,000 Quadratmeilen, also mehr als das Doppelte von Deutschland, bedeckt. Eine solch gewaltige Felsmasse ist einst durch die plutonische Kraft des Erd-Innern hier aufgerichtet worden. Und zu welcher riesigen Höhe! Vierzig Gipfel überragen die Höhe des Chimborazo in Südamerika oder doch 23,500 Fuß, und dem Kamme kann man mit gutem Grund eine durchschnittliche Höhe von 15,000 Fuß zuschreiben. Wir staunen schon über unsere Alpen in Europa, wenn wir hören, daß sie ein Gebiet von 4,500 Geviertmeilen bei 150 Meilen Länge und 20 bis 40 Meilen Breite bedecken, und eine so große Masse von Steinmaterial enthalten, daß man damit nach einer sorgfältigen Berechnung ganz Europa um etwa 21 Fuß erhöhen könnte. Aber gegen den Himalaya ist selbst diese Masse noch ein Geringes; mit seinem Gestein würde man denselben Erdtheil vielleicht um 100 Fuß höher machen können, wenn man es über seine Fläche auszubreiten vermöchte. Was ist nun gar erst die menschliche Schöpfungskraft gegen die der Natur! Wir staunen oft über die großen Bauwerke, welche der Mensch aufgerichtet hat, und in der That verdienen die Pyramiden, die Dome und Königspaläste ꝛc. unsere Bewunderung. Aber bei all ihrer Größe sind sie doch klein im Vergleich zu der Natur; denn könnte man den Schutt aller menschlichen Bauwerke bloß über Deutschland und Frankreich streuen, es würde nur eine Erhöhung des Bodens um einen Fuß zu Stande kommen.

Und dennoch würden wir fehlschließen, wenn wir annehmen wollten,

daß einst bei der Aufthürmung solcher Massen, wie der des Himalaya, außergewöhnliche Kräfte in Anwendung gekommen sein möchten. Die Versuchung zu solcher Meinung liegt allerdings nahe, indessen ist sie durch Nichts begründet, vielmehr spricht Alles dafür, daß die Natur auch bei der Erhebung dieser Riesenmauern sich keiner andern Mittel und Kräfte bedient habe, als derer, mit denen sie noch heut Großes ausrichtet. Wurde doch im Jahre 1800 die Küste von Chile bei einem Erdbeben plötzlich um 5 Fuß, und 1835 bei einem andern um 10 Fuß emporgerückt. Nehmen wir tausend solcher Erhebungen, wie sie Chile seit den letzten 50 Jahren erfuhr, in verschiedenen Zeiträumen an, so haben wir einen Gebirgswall, wie den Himalaya. Diese einfache Betrachtung setzt sofort unserer zur Uebernatürlichkeit so sehr geneigten Phantasie die gehörigen Schranken, ohne dadurch der Größe und Erhabenheit der Natur und ihrer Wunder auch nur im Mindesten Abbruch zu thun.

Indem wir uns nun zur genauern Betrachtung der „Wohnung des ewigen Schnees“ wenden, müssen wir zunächst seine Stellung in dem großen Hauptzuge, dem er angehört, auffassen. Dieser Zug beginnt beim Syr-deria, einem Steppenfluß, der in den Aral-See mündet, und wendet sich in einem langen Halbeirund zum Himalaya, und diesen entlang ostwärts weiter bis zum nördlichsten Punkte des Hoang-ho. In seiner Länge und Höhe, — er ist 900 Meilen lang — bietet er ein herrliches Seitenstück zu dem 700 Meilen langen Meridiangebirge der südamerikanischen Andes, die mit dem Himalaya die größten Erhebungsmassen der Erde bilden. In diesem Gebirgseirunde nimmt der Himalaya etwa die Mitte ein, zugleich ist er die am meisten nach Süden vordringende Strecke desselben.

Von Indien aus betrachtet ruht der Himalaya auf dem Tieflande von Hindostan, von dem aus er fast regelmäßig in mehreren an einander liegenden Parallelketten nach Norden hin terrassenförmig sich erhebt, die Südgrenze Tübet's bildend und das riesige Hochland Hinterasiens hier von Ostindien trennend. Diese Parallelketten sind zwar von ungleicher Erhebung, aber überall machen sie den Eindruck der Massenhaftigkeit. Die erste und niedrigste Kette steht unmittelbar auf dem hindostanischen Tieflande auf und hat eine Höhe von nur etwa 1000 Fuß. Sie besteht aus Alluvium, d. h. aus angeschwemmtem Boden, einst durch die Wirkung des Meeres gebildet; sie ähnelt ganz dem Südsaume der europäischen Alpen. Die darauf folgende Kette steigt in scharfen, schmalen Rücken schnell bis zu 5000 Fuß. Zwischen dieser und der darauf folgenden noch höhern dritten

Kette liegen die friedlichen und wohlangebauten Thäler von Nepal, Bhotan und Assam. Hinter diesen Thälern liegen Berge von 9000 bis 11,000 Fuß, deren Abhänge immer noch herrliche Waldungen überkleiden, und endlich steigen die Hauptkämme 15—19,000 Fuß auf, mit Gipfeln, die sich bis zu 26,000 Fuß und darüber erheben. Der Hauptzug des Hochgebirges besteht aus Urgebirgsmasse, während die vorhergehende Kette meist Kalkstein, Glimmer und Schiefer enthält. Letztere wurden zur Seite geworfen, als einst vor Hunderttausenden von Jahren die den Hauptrücken bildenden Eruptivmassen aus dem Erd-Innern empordrangen. Die Hauptketten werden von engen, meist nackten Schluchten und Querspalten durchsetzt, und auch die höheren Thäler bieten in ihrem Grunde größtentheils nur unfruchtbare Felsen dar. Die einzige ebene Stelle des Hauptgebirges ist nur ¼ Stunde lang und ⅛ Stunde breit. Die Thalwände sind so hoch und überhängend, daß in die meisten der engen Thalspalten nur wenig Licht dringen kann, was dem Gebirge einen um so wildern und schauerlichern Charakter giebt. Wegen der Steilheit des Absturzes schießen die Flüsse mit Pfeilschnelle hinab und erfüllen die Becken mit Schaum und die Luft mit Nebel.

Die Grenze des ewigen Schnees beginnt auf der Südseite an den am südlichsten liegenden Höhen bei 12,500 Fuß. Dies nimmt uns bei der geringen geographischen Breite (etwa 27—33° nördl. Br.), in der das Gebirge liegt, nicht Wunder. Aber ganz regelwidrig erscheint es uns, daß die Schneelinie an der Nordseite, wo die Sonne weniger wirken kann, bis zu 15,000 Fuß hinaufrückt, ja, man spricht sogar von 17,300 Fuß. Einen Anhalt zu der Erklärung dieser auffallenden Thatsache bietet uns das Vorkommen von heißen Quellen in der ganzen Ausdehnung des Himalaya, die auf ein nicht tief unter der Oberfläche brennendes Feuer hindeuten; schütteln doch auch nicht selten mächtige Erdbeben die riesigen Häupter, obwohl wirkliche Vulkane nicht vorhanden sind. Dies und die Heiterkeit des hiesigen Himmels, sowie die in der trocknen und kalten Luft weniger häufige Schneebildung, desgleichen auch die Wärmestrahlung der benachbarten nördlichen Hochebenen erklären die Milde des Klima's in diesen Bergen. Getreide und Obst gedeihen hier noch in Höhen, welche in andern Ländern, selbst unter dem Aequator, in immerwährendem Schnee begraben sein würden. Am südlichen Abhange steigt der Roggen bis zu 9000 Fuß hinauf, an nördlichen Abhängen gar bis zu 15,000 Fuß, und niedriges Gesträuch wächst hier noch bis zu 17,000 Fuß, das ist fast

2000 Fuß über der Schneelinie der Andes von Quito. Stattliche Wälder gehen an der Südseite bis zu 12,000 und an der Nordseite bis zu 13,000 Fuß hinauf. An vielen hohen Stellen kommen Pflanzen darum in kalter Luft fort, weil sie warmen Boden haben, ja mitunter findet man mitten im Schnee stattliche Cypressenwälder. — Die Gletscherbildung ist trotz der großen Schneemassen nicht sehr bedeutend. In der Nähe der Gangesquellen liegt einer der größten Gletscher und auf der Nordseite finden sich deren auch mehrere.

Die über das Gebirge führenden Päſſe liegen sammt und sonders über 10,000 Fuß hoch, viele erreichen sogar eine Höhe von 16—17,000, ja 18,000 Fuß, sind also höher als der größte Berg Europa's, der Montblanc. Sie sind alle schrecklich und äußerst beschwerlich zu passiren; Schneewehen und Gewitterstürme werden Menschen und Thieren gefährlich und Tausende von Vögeln kommen hier durch die Heftigkeit der Stürme um. An vielen Stellen muß man barfuß gehen, um nicht auszugleiten, oder durch grauenvolle Klüfte kriechend, sich durchwinden, indem man sich an Zweige oder Grasbüschel festhält. Bisweilen setzt man über tiefe, haarsträubende Spalten mittelst eines Baumastes oder loser, darüber geworfener Steine. Und doch sind dies die Durchgangsstellen für den Handel. — Der Prinz Waldemar von Preußen drang im Jahre 1845 über den 11,500 Fuß hohen Harang-Paß hinweg nach Tübet durch das Sutledj-Thal vor, ein großartiges Durchbruchsthal, welches die ganze Breite des Himalaya durchklüftet. Durch die Beschreibung seiner kühnen Reise sind wir im Stande, uns eine Vorstellung von der Wildheit und Großartigkeit der Natur eines Himalaya-Passes zu machen. Tausend und mehr Fuß hoch zu beiden Seiten des schäumenden Stromes erheben sich dort senkrechte Felswände, dann folgen sanfter geneigte Flächen mit weinumrankten Dörfern, Fruchtgärten und Feldern, weiter hinauf herrliche Waldungen, dann wieder Felswände, malerisch gezackt und geformt, und darüber endlich die mit ewigem Schnee bedeckten Rücken und Kuppen. Weiter stromaufwärts bei Puari mußte der Prinz den 80 Schritt breiten Strom vermittelst einer Seilbrücke überschreiten, und darauf gelangte er auf die große Straße oder vielmehr auf den schlechten Saumweg, den die englische Regierung vom Simla aus den Sutledj und Li aufwärts bis zur äußersten Grenze ihrer Himalaya-Länder nach Schalkar hat führen lassen, und welcher die Haupthandelsstraße nach Tübet ist. Weiter aufwärts auf dieser Straße hatte der Prinz zwei sehr beschwerliche Märsche zu bestehen. Der Weg führte

2—3000 Fuß über dem Sutledj an so steilen Abhängen hin, daß man den Strom selbst zwar unter sich brausen hören, aber nur selten seiner ansichtig werden konnte. Jede Vegetation war verschwunden; nichts als Felsen und wieder Felsen um sich her, nichts als Felsen auch drüben am Thalrande: — eine Steinwüste, so weit das Auge reichte. Stundenlang mußte man an Felsklippen und Spalten und über gewaltige Felsstürze fortklettern, ohne daß auch nur das kleinste Wassergerinne Kühlung und Labung gebracht hätte. Später wanderten die Reisenden in dem Thale von Kanum bis zur tübetanischen Grenze weiter. Ein rauheres, wilderes und einsameres Thal als dieses am Sutledj möchte es kaum geben. Eine ungeheure Einöde von kahlen, dunkelfarbigen, über einander gethürmten Felsmassen, durch welche der Strom seine schmutzig braunen Gewässer fortwälzt, das ist Alles, was der Wanderer vor sich hat. Stundenlang klettert man an diesen unwirthbaren Thalhängen hin, ohne daß ein Wassergerinn die Felsen hinabsickert, oder ein Grashalm den Augen Erfrischung gewährt. Wie Oasen in der Wüste liegen die wenigen kleinen Dörfer an den Abhängen, da wo ein Bach herabrieselt und seine Thalsenkung genug Platz für etwas Dammerde gelassen hat. Zwei Meilen unterhalb der Vereinigung des Sutledj mit dem gleichstarken Li befindet sich an einer von senkrechten Granitwänden begrenzten Stromenge eine 85 Fuß lange und 70 Fuß über dem Wasserspiegel erhabene Brücke. Wie ein Faden erscheint sie über den brausenden Strom gespannt, auf und ab schwankend unter dem Tritt des einzelnen Fußgängers, wenn er auf den lose an einander gefügten Balken über den Abgrund dahinschreitet, kein Geländer ihm Halt verspricht, keine Querlage ihn hindert, unter seinen Füßen die schäumend gegen den Felsen ankämpfenden Wogen zu sehen; — und doch ist dies die festeste Brücke des ganzen Gebirges, ein Denkmal der frühern chinesischen Herrschaft und ein Bauwerk, dessen Gründung Jahrhunderte hinaufreicht. — Als von Namdja aus die chinesische Grenze erreicht werden sollte, kletterten die Reisenden nur mit der größten Anstrengung den steilen Felsabhang hinauf; nur Ginster- und Cypressengesträuch, wilde Rosen, wilder Buchweizen und dergleichen unterbrechen hier die fahle Färbung des Schiefers und Granits. Endlich verkünden eine Menge Steinpyramiden, zu denen jeder Vorübergehende sein Scherflein beiträgt, die Höhe des Passes. Noch einige Schritte weiter und eine überraschende Fernsicht breitet sich aus: der Wanderer, dem seit langer Zeit stets gewaltige Gebirge, Felsen- und Schneespitzen den Gesichtskreis beengt, sieht unerwartet wieder Himmel

und Erde in gerade Linie an den äußersten Enden des Horizontes sich berühren. Tief unter ihm, zwischen grauen und röthlichen Felswänden, windet sich der Sutledj; rechts ziehen sich von der begrenzenden Schneekette grüngefärbte Abhänge zum linken Ufer des Stromes hinab, und bald zeigen auch Oasen mit üppigen Feldern, Dörfern und Obstbäumen, daß hier nicht nur für die Shawalziege, den Jack *), den Barral und das wilde Pferd Nahrung zu finden ist, sondern daß auch der Mensch sich eine bleibende Heimath geschaffen und Lohn für seinen Fleiß gefunden hat. Weiterhin schlängelt sich über kahle Bergrücken der Weg; Alles ist braun in braun gefärbt, kein Wald, kein Baum; Alles kahl und öde, düster und melancholisch: wir sind in der 10,000 bis 14,000 Fuß hohen Hochebene von Tübet, dem höchsten Plateau der Erde, dessen hoher Südrand vom Himalaya gebildet wird.

Um das Bild von der Beschaffenheit des Hochrückens zu vervollständigen, müssen wir uns ferner noch vergegenwärtigen, daß die höchsten Gipfel ohne Schneedecke sind und dadurch eine große Mannichfaltigkeit in der Färbung entsteht. Auch ist der Eindruck dieser Massen, je nach der Tageszeit ein wesentlich verschiedener. Während des Tages veranlassen die kolossalen Berge durch ihre Ausdehnung, durch die Mannichfaltigkeit und Schärfe ihrer Formen und vorzüglich durch die zarte Helligkeit ihrer fernen, in den blaßblauen Himmel verschmelzenden Umrisse, der von dem tiefen Azurblau darüber absticht, ein Schauspiel von wilder und erhabener Schönheit. Und wieder um Mitternacht, wenn Myriaden von Sternen an dem schwarzen Himmel funkeln und das reine Blau der Berge unter dem bleichen weißen Schimmer der Erde und des Schneelichtes noch tiefer erscheint, ist die Wirkung von unvergleichlicher Feierlichkeit, und keine Sprache kann die Pracht der Sonnenstrahlen schildern, wenn sie beim Anbruch des Tages zwischen den hohen Gipfeln hinstreifen und die gigantischen Schatten derselben auf die tieferen Berge werfen.

Und welche Kontraste in Klima und Vegetation begegnen sich hier auf verhältnißmäßig engem Raume! Wir weilten soeben mit unsern Ge-

*) Der Jack ist der Stier des Hochgebirges, wo allein er in einer Höhe von 10,000 Fuß gedeiht. Lange, wollige Haare bedecken Seiten und Beine und buschen sich in einen dicken Schwanz zusammen, der als Zierrath und Zeichen der Würde den indischen Fürsten nachgetragen wird, ihre Rosse schmückt und — den Damen Kühlung zufächelt. Zugleich ist der Jack das stärkste und sicherste Transportmittel auf den rauhen Pfaden des Himalaya.

danken in den hohen Regionen, wo entweder ewiger Schnee thront oder doch nur ein spärlicher Pflanzenwuchs sich ausbreiten kann. Wie ganz anders sieht es dagegen in dem indischen Tieflande aus, von dem der Himalaya aufsteigt. Fast noch mehr als vom Libanon gilt vom Himalaya das Wort des Dichters, daß er den Winter auf seinem Haupte trage, den blumigen Frühling auf seinen Schultern, den fruchtreichen Herbst in seinem Schooß, während unten zu seinen Füßen der Sommer unter dem Schatten der Palmen schlummere. Ja, hier unten zu den Füßen des Himalaya ist unter der tropischen Sonne eine Pracht und Herrlichkeit ausgebreitet, die wohl mit Recht dem Lande einen Anspruch auf den Namen Paradies giebt. Welches Meer von Gewächsen fluthet an den Ufern eines Ganges! Neben dem brennenden Roth und glänzenden Gelb der blühenden Hibiskus, unter dem Dufte der Plumieren, dem Gewinde der Clitorien, die sich am weißen Stamme des Brodfruchtbaumes hoch hinanranken, ragen höher als sie alle die Wipfel der Palmen über den smaragdnen Teppich des Gebüsches und Niederholzes hinauf; und im Gebüsch wie auf den Bäumen das muntere Gedränge der Affen, der Papageien und anderer buntfarbiger Vögel. Wie in einem lebenden Leibe das Herz bei Tage wie bei Nacht ohne Aufhören schlägt, der Athem bei Tage wie bei Nacht aus- und eingeht, so steht das Getriebe der bildenden, bewegenden, lautsprechenden Lebenskräfte in der indischen Natur niemals still.

Schon anders sieht es auf der ersten der oben genannten Ketten aus; sie enthält neben großen Waldungen auch viel Sumpf. Vor Nepal, wo sie 4 bis 5 Meilen breit ist, hausen riesige Elephanten und Rhinocerose in mächtigen Heerden, wozu noch Bäre und Schakale in Menge sich gesellen; sie allesammt richten in den südlichen Ebenen viel Schaden an. Hin und wieder hat man die Wälder gelichtet und den Boden mit Tabak, Reis und Baumwolle bebaut, dagegen ist dasselbe im Nepalesischen Theile dieser Kette noch nicht geschehen. In der nassen Jahreszeit, wo der Süd-west-Musson starke Regengüsse bringt, brechen von höher liegenden Thälern Flüsse hervor, die den Wald mehr oder weniger unter Wasser setzen, und die sich dann auch vortrefflich zum Holzflößen benutzen lassen. Diesem Umstande verdankt der in Rede stehende Gebirgszug auch seinen Namen „Tarai", d. i. schiffbares Land.

Den größten Reichthum entfalten die zwischen der zweiten und dritten Stufe gelegenen Längenthäler, die schon genannten Landschaften Nepal, Bhotan und Assam, von denen die beiden erstgenannten China tributpflichtig

sind, während die letztere unter der Botmäßigkeit der Engländer steht. Nepal allein ist fast halb so groß als Preußen; es hat 2500 Quadrat-Meilen; Assam ist am wenigsten bekannt. Die Thäler sind reich bewohnt und haben prächtig kultivirte Orte voll landschaftlicher Reize und herrlichster Fruchtbarkeit. Die Höhen tragen Waldungen von Salbäumen, Dalburgia, eine eigene Art von Fichten, und diese strotzen von Vögeln, namentlich Papageien. Am herrlichsten vor allen ist das in der dritten Kette gelegene Thal von Kathmandu (4400 Fuß hoch) mit mehreren bedeutenden Städten. Da gedeihen Reis, Roggen, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, Cardamonen, Ingwer, Pfirsiche, Wein, Orangen u. s. f. in unermeßlicher Fülle; und in den Hochwäldern prangen Kastanien, Wallnußbäume, Lorbeer, Birken, Sandelholz und viele andere Bäume mit köstlich duftenden Rinden, Oelen und Weihrauch. Dafür ist dieses Thal auch gegen die sonstige Erfahrung in diesen Höhen reich bewässert. — Der ganze Strich liegt im mittelsten der drei Klimate des Himalaya, nämlich der des veränderlichen Niederschlags, die bis 8400 Fuß eine fast stets gleiche Temperatur hat, während weiter unten die Region des Regens und weiter nach oben endlich die des ewigen Schnees liegt. Hier in der Mittelregion folgt auf einen lieblichen Frühling von Juli bis Ende September ein Regensommer mit den herrlichsten Morgen, diesem ein angenehm kühler Herbst und hierauf ein gelinder Winter mit etwa 5 Grad Wärme (R.) als Mittel-Temperatur.

Weiter aufwärts nimmt die Vegetation immer mehr ab, obgleich grüne Thäler noch in sehr bedeutenden Höhen vorkommen. In dem Schneegebirge selbst aber ist alle Vegetation erstorben; hier haust der Südwest-Monsun als furchtbares Schneegestöber, in der dünnen Luft ist ein Schuß kaum hörbar, hier überfällt den Reisenden Kopfweh, Erbrechen und Ermattung, was die Hindus der bösen Esch, d. i. Giftluft, zuschreiben. Ueber die Schneemassen aber ragen die starren, thurm- und nadelförmigen Piks meist nackt und kahl hervor; hier der Riese, der Kinchinjinga mit 26,400 Fuß, dort Dhawalagiri mit 26,300 Fuß, da der Tschamalari mit 24,200 Fuß, dort der Jawahir 24,100 Fuß über der Meeresfläche u. a. m.

Von dem Schneefuße des Dhawalagiri strömt der wasserreiche Gandaki Ganga, der versteinerte Ammoniten (Schneckenschalen) mit sich führt, die im Gebirge gesammelt und von Reliquienhändlern durch ganz Indien verkauft werden, wo sie als Gegenstände der Anbetung beim Volke gelten. Neben den

Bergriesen aber über die Schneefelder klettern die Reisenden im Sommer auf sogenannten Pässen unter tausendfachen Gefahren, indem sie bald in dem vom heißen Sonnenstrahle schmelzenden Schnee versinken, bald von Lawinen und Schneestürzen begraben werden, bis der Winter mit seinen kalten, tobenden, Alles erstarrenden Windstößen eine solche Reise völlig unmöglich macht.

Unter allen Thälern des Himalaya ist das Engthal von Kaschmir, im westlichsten Zuge des Himalaya, das bekannteste und berühmteste; hierher versetzt man ja auch das Paradies der ersten Menschen. Zwanzig Meilen lang und nur fünf Meilen breit, liegt es am Fuße des Hochrückens, umgeben von Schneebergen, über welche 12,000 Fuß hohe Pässe führen, und bewässert vom Behut, einem der fünf Ströme des Pendschab. Es hat bei 5000 Fuß Höhe einen fast ewigen Frühling mit üppigster Blumenpracht und köstlichen Wäldern; in den reich bewässerten und von Kanälen durchzogenen Ebenen baut man Reis und Safran, an den Berghöhen europäisches Getreide und an den Gebirgsabhängen Orangen, Citronen, europäisches Obst und Wein. Reicht auch diese Pracht nicht an die der indischen Vegetation hinan, wo ohne Aufhören Frühling, Sommer und Früchte reifender Herbst bei einander wohnen, so hat Kaschmir dagegen vor dem hindostanischen Tieflande mit seiner fast unerträglichen Gluth im Sommer eine beständige Kühle voraus. Hierher dringt auch kein Sturm, der sonst den Wanderer bis zu diesem Thale fast beständig begleitet. Fast so still, als wäre die ganze Pflanzenwelt ein großes Gemälde, stehen die Aeste und Zweige da, denn die Luftströme ziehen hoch über dem Thale dahin. Nur selten wirft eine vorüberziehende Wolke einen Schatten auf das Land, und noch seltener sind hier die Gewitter. Es ist eine Ruhe, ein Friede, ein durch nichts getrübtes Leben in der Stille, wie es nur je seinen Wiederklang in der Brust eines reinen, frommen Menschen finden kann, und diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß die umwohnenden Völker das Paradies gerade in diesem lieblichen Thale fanden und noch finden. — Wie aber der aufwärts strebende Himalaya nur in dieser Eintiefung in sein eigenes Inneres jene Ruhe, Heiterkeit und friedliche Stille gewinnen konnte, so vermag auch der Mensch nur durch himmelwärts gerichteten Sinn unter Hinabschauen in die Tiefen des eigenen Herzens des Himmels Seligkeit zu schmecken. Es sei uns daher das reizendste der Thäler ein theures Symbol unserer Bestimmung, unseres Zieles und unserer Hoffnung.



Zu „Sage es Niemand."

„Sage es Niemand."

Von
Caroline Litzmann.

Die Strahlen der Morgensonne fielen hell in das Zimmer eines Landhauses. Mit ihrem Glanze stritt schwach der Schein einer Astral-Lampe, die man vergessen hatte, auszulöschen. Dem Zimmer fehlten nicht die Bequemlichkeiten, womit wohlhabende Familien sich zu umgeben pflegen; aber für den Augenblick mangelte die nöthige Ordnung. Die Stellung der Stühle, der Staub auf den Tischen, viele umher liegende Gegenstände, Alles bewies, daß noch keine Hände sich bereit gefunden hatten, die am vorhergehenden Tage zerstörte Wohnlichkeit herzustellen.

Auf dem Sopha schliefen zwei junge Mädchen von etwa 14 und 16 Jahren. Das ältere saß in vornüber gebeugter Stellung, ihre Arme hatte sie kreuzweis auf den vor ihr stehenden Tisch gelegt, ihr Kopf ruhte darauf; das daneben liegende Taschentuch war feucht, wie von vielen, vielen Thränen. Das jüngere hatte sich tief in die Ecke des Sopha's gedrückt; ihr Schlaf war unruhig, mit einem Angstruf fuhr sie daraus empor. Von diesem Schrei erwachte auch die ältere Schwester.

„Was hast Du, Magda?" fragte sie, die Schläfrigkeit mit Mühe überwindend.

„O Gott, Elisabeth! wir haben geschlafen! — und Mutter! —"

„Wie ist es nur möglich, daß wir in unserem Schmerze und unserer Angst nicht wach geblieben sind!" sprach die ältere Schwester mit traurigem Tone.

„Ja, wie war es möglich! ich begreife es nicht! — und o! — wie wird es mit Mutter stehn?" rief Magda aufspringend und die dunkeln Locken von ihrer gerötheten Stirn streichend.

„Könnten wir nur zu ihr! oder käme nur Jemand, uns Nachricht zu bringen; der Onkel hat uns verboten das Zimmer eher zu verlassen. Kannst Du Dich erinnern, wenn der Onkel zuletzt hier war?" fragte Elisabeth.

„Um 12 Uhr," erwiderte Magda sehr lebhaft, „ich weiß es genau; denn die große Uhr auf dem Flur schlug gerade. Ich spürte gar keine Müdigkeit und dachte gewiß nicht, daß ich einschlafen würde."

„Es muß schon spät sein," sagte Elisabeth, die Lampe auslöschend, „denn es ist schon ganz hell, — und Niemand ist hier gewesen," setzte sie

hinzu, „sonst würde die Lampe nicht mehr gebrannt haben. Aber weißt Du wohl, daß wir noch nach 2 Uhr wachten? da hörten wir viele Tritte und erwarteten in jedem Augenblick den Onkel."

„Ja, und da ward uns so angst um's Herz; o Elisabeth, ich habe nie so viel geweint, wie diese Nacht," — und Magda barg auf's Neue ihr Gesicht in ihre Hände.

„Man erkennt es doch erst recht, wie lieb man die Mutter hat, wenn —" auch Elisabeth konnte vor Thränen nicht weiter reden.

Da trat der Onkel in's Zimmer, und in seinen heitern Mienen las die besonnene ältere Schwester gleich eine trostreiche Verkündigung, während Magda ihm ungestüm um den Hals fiel und mit vor Angst gepreßter Stimme ausrief: „Onkel, ach lieber Onkel, werden wir nun das Schreckliche von Dir hören müssen?"

„Beruhige Dich, mein liebes Kind," sprach dieser, „ich bringe Euch gute Botschaft; die Krisis, welche der Arzt wünschte, auf deren Eintreten er aber nicht mehr zu hoffen wagte, hat sich eingestellt; Eure Mutter ist jetzt außer Gefahr."

„O Du lieber, herzlieber Onkel! ich war ganz verzagt, ich dachte mir das Schrecklichste, und nun — sprich, ist es denn wirklich wahr?" jubelte Magda, indeß sich Elisabeth still an ihn schmiegte und vor seliger Freude kein Wort hervorbringen konnte.

„Ja, es ist wahr! ich hätte Euch schon einige Stunden früher diese frohe Botschaft bringen können; aber ich wollte erst des Arztes Bestätigung abwarten. Ihm, der so klar die kommende Gefahr voraussah, dürft Ihr nun auch in diesem Ausspruch vertrauen. Vor allen Dingen fahrt fort, in kindlicher Liebe Gott um die Erhaltung und Genesung Eurer Mutter zu bitten."

„Wie fühlt sie sich denn jetzt?" frug Magda.

„Sehr schwach, wie das nach solchen Leiden nicht anders sein kann; aber sie ist wieder bei vollkommener Besinnung und wünscht Euch zu sehen."

„O, laß uns gleich zu ihr gehen," baten beide Kinder.

„Das kann geschehen," sagte der Onkel, „nur vergiß nicht, Du Sausewind," fügte er, gegen Magda gewendet, hinzu, „daß die Freude Dich nicht verleiten darf, anders als sehr leise und behutsam an ihrem Bette zu sein, und daß es noch sehr, sehr lange dauern wird, ehe Ihr Eure Mutter für ganz genesen ansehen dürft."

Die Kranke empfing ihre beiden Töchter mit so sichtlichen Aeußerungen der Freude, als es ihr in ihrer Krankheit kundzugeben möglich war. Die beiden Mädchen drückten ihre Liebe aus in herzlichen Worten und Liebkosungen, und während Elisabeth kaum ihrer Rührung Herr werden konnte, hatte Magda Kampf, sich vor einem lauten Ausbruch des Entzückens zu wahren. Der Onkel trauete den jugendlichen Seelen nicht die anhaltende Kraft zu, sich in ihren Gefühlen zu bemeistern, und indem er sich auf des Arztes Vorschrift berief, führte er die beiden Mädchen wieder hinaus.

„Wohin willst Du?“ fragte Elisabeth, als sie gewahrte, daß Magda ihren Hut aufsetzte und ihre Mantille über den Arm nahm.

„In die Stadt zur Tante,“ antwortete sie, „ich muß ihr die Freude verkünden; aber erst will ich mir von Christine, die diese Nacht mit der Wärterin bei der Mutter gewacht hat, erzählen lassen, wie es sich mit dieser glücklichen Wendung zugetragen hat; denn die Tante wird doch nach Allem fragen.“ Und eilig lief sie zur Thür hinaus.

Christine, die Kammerjungfer von Magda's Mutter, war zum Berichten sehr bereit. Sie liebte ihre Herrin, und von etwas Wunderbarem, wie es sich in der That durch des Allmächtigen Beistand an der Kranken ereignet hatte, sprechen die meisten Leute gern. So lange Magda nur ein offenes Ohr hatte, ward sie nicht müde, von der durchlebten Nacht und besonders von dem Augenblicke zu reden, wo die Kranke zuerst wieder Besinnung erlangt hatte. Die Kindesliebe ließ Magda diese umständlichen Erzählungen mit großem Interesse anhören, und mit recht vollem Herzen ging sie fort.

Die Tante, zu der Magda wollte, Frau v. B., war eine entfernte Verwandte; der schon erwähnte Onkel aber stand als ein treuer Bruder der Mutter der beiden Mädchen in Allem und auch in der Erziehung derselben zur Seite, seit der Vater gestorben war. Er bewohnte mit ihr gemeinschaftlich ein kleines Landhaus, das ungefähr drei Viertelstunden von der Stadt lag. Schöne Alleen, die fast den ganzen Tag mit Spaziergängern und Verkäufern gefüllt waren, führten zu derselben. Magda ging jetzt eilig bei dem regen Treiben vorüber, von dem sie augenblicklich nicht angezogen ward. Ihre ganze Seele war von dem Gedanken erfüllt, daß sie Freude zu verkünden habe, und lebhaft malte sie sich aus, welchen Eindruck ihre Nachricht auf die Tante machen werde. Ihr Schritt ward immer hastiger, und von dieser Eile, der innern Erregung und der Sonnenwärme eines August-Vormittages erhitzt, erreichte sie das Haus der Frau v. B.

„Du brauchst mich nicht zu melden, Jean," rief sie dem auf dem Hausflur stehenden Diener zu, „ich habe freien Eintritt, ich bringe frohe Botschaft, Mutter ist in der Besserung." Mit diesen Worten stürmte sie an ihm vorbei die Treppe hinauf in das Wohnzimmer. „Tante, liebe Tante!" rief sie und konnte vor Aufregung kaum sprechen, „Tante, Mutter lebt! sie wird wieder gesund!"

Sie hatte beim Eintritt nicht bemerkt, daß ihre Tante Besuch habe. Als diese nun mit dem Ausdruck des Erstaunens sie zu sich zog, ihr den Hut abnahm, die vom raschen Gehen in Unordnung gerathenen Locken glatt strich und sie bat, sich doch so lange Ruhe zu lassen, bis sie wieder frei Athem schöpfen könne, da sah sie sich in einem Kreis ihr ganz unbekannter Herren und Damen. Aber sie achtete nicht viel darauf, sondern erzählte mit sprudelnder Lebendigkeit, wie Elisabeth und sie die Nacht in Angst verbracht hätten, wie der Onkel sie endlich am späten Morgen daraus erlöst habe, wie sie dann zusammen bei der Mutter gewesen und wie sie selber nun geeilt habe, der Tante diese frohe Mittheilung zu machen.

„Ein rechtes Bild der reinen Kindesliebe!" flüsterte eine Dame ihrem Nachbar zu, doch in so lautem Tone, daß Magda die Worte verstehen konnte.

„Ja, das Kind ist in seiner Erregtheit zum Malen schön!" lautete die nicht leiser ausgesprochene Antwort.

„Du kannst merken, liebes Kind, wie die Hand des Höchsten mit Euch ist," sprach mit besonders erhobenem Tone die älteste der Damen; „Deine Tante hat mir gestern von dem sehr gefahrvollen Zustande Deiner Mutter erzählt, — und nun diese Wendung, die kein Mensch mehr zu hoffen wagte! — Schätze Deine Mutter um so höher, da Gott gleichsam ein Wunder gethan, sie zu erhalten. Es muß Dir und Deiner Schwester erscheinen, als ständet Ihr unter seinem besonderen Schutze, daß er Euch bei so augenscheinlicher Gefahr nicht hat Waisen werden lassen."

Das waren unvorsichtige Reden, die wie elektrische Funken in das aufgeregte Herz Magda's fielen. Bisher war ihre Freude, wenn sie sich auch in den Aeußerungen derselben nicht hatte zu mäßigen gewußt, doch eine reine gewesen; jetzt mischte sich Eitelkeit darein, nicht allein über sich selbst, sondern auch über die ihnen widerfahrene Wohlthat. Auch die Tante ließ sich von dem Beifall, den ihr Liebling einerntete, bethören, und statt darauf aufmerksam zu machen, wie jede Gnaden-Erweisung des Herrn uns in der christlichen Demuth fördern müsse und kein Mensch sich anmaßen dürfe, wegen der empfangenen Güte zu glauben, daß der himmlische Vater,

der über Gerechte und Ungerechte seine Sonne scheinen läßt, auf ihn ein größeres Maaß der Liebe schütten wolle, als auf Andere, überhäufte sie ihre Nichte mit Zärtlichkeiten und sprach: „Thue Dir keinen Zwang an, mein Herzenskind, zeig uns den Reichthum Deiner kindlichen Liebe!"

Magda folgte nur zu gern dieser Aufforderung. Alles, was sie gehört hatte über die Größe der Gefahr, in welcher die Mutter bis nach Mitternacht geschwebt, über das Eintreten der nicht mehr gehofften Krisis, erzählte sie jetzt, durch freundliche Blicke und Worte immer mehr in ihrer Lebendigkeit bestärkt.

„Die Gemahlin des Ministers Grafen v. S. interessirt sich für Deine Mutter, von der ich ihr erzählt habe," hub die Tante zuletzt an, „ich habe ihr versprechen müssen, ihr heute Nachricht über sie zu senden. Durch wen könnte ich dies besser, als durch Dich? wenn ich nur eine Begleiterin für Dich wüßte!"

„Könnte ich vielleicht darin aushelfen?" begann eine junge Dame. „Sie waren gestern im Concert so gütig, mich der Excellenz vorzustellen; wäre es unpassend, wenn ich mit Magda zu ihr ginge?"

„Nein, ganz und gar nicht! Es ist jetzt 12 Uhr, also schon Empfangszeit, und wenn die hohe Frau auch Anfangs erstaunt sein sollte über den unerwarteten Besuch, so weiß ich gewiß, daß Magda's lebhafte Freudenäußerungen sie vollständig damit aussöhnen werden.

In der Zwischenzeit nun, daß die Equipage der Frau v. B. zur Fahrt bestellt wurde, blieb Magda keine Ruhe, über sich nachzudenken. Die Gesellschaft fuhr fort, viele Fragen an sie zu richten, und die Tante ermahnte sie wiederholt, sich bei der Gräfin ganz ungezwungen zu benehmen. Auch im Fahren kam sie nicht zur rechten Besinnung, denn der Weg war kurz und man hatte nur der Etiquette wegen einen Wagen genommen. Die Gedanken schwirrten in ihrem Kopfe; es schien ihr eine so große Ehre, vor einer so hohen Dame reden zu sollen. Da ihre Mutter als Wittwe bescheiden und zurückgezogen lebte, hatte sie in solchen vornehmen Zirkeln nicht Eintritt, und nur sie selbst — sie war die Begünstigte! — und zwar darum, weil man an ihren Freudenäußerungen die reine kindliche Liebe erkannte. Was würde Elisabeth sagen, wenn sie ihr Alles erzählte. Mit doppelter Aufmerksamkeit betrachtete sie im Empfangzimmer, wo sie einige Zeit auf die Gräfin warten mußten, alle Eleganz, um ihrer Schwester einen Begriff machen zu können von aller Größe, die sie gesehen. Die Flügelthüren wurden endlich geöffnet und die vornehme Dame trat herein.

Magda's Begleiterin entschuldigte mit höflichen Worten gegen die Excellenz ihren Besuch, den sie durch den Zweck in ihren Augen gerechtfertigt hoffte. Die Angeredete antwortete sehr freundlich und wendete sich sogleich mit Fragen über der Mutter Ergehen an Magda, die durch diesen Empfang angeregt und in Erinnerung an die Ermahnungen ihrer Tante, auch ohne Scheu jetzt ihre lebhafte Freude über die Besserung der geliebten Mutter aussprach. Sichtlich fand die Gräfin Gefallen an der Lebendigkeit des Kindes, und Magda, deren Aufmerksamkeit durch die erhaltenen Beifallsbezeugungen geschärft und deren Herz schon begierig darnach geworden, lauschte auf die Worte, welche ihre Gönnerin flüsternd zu dem Fräulein sprach: „Charmant, quelle vive expression de joie! c'est une bonne fille, c'est une enfant bien aimable!" Als das Fräulein darauf erzählte, wie Magda einen so weiten Weg an diesem heißen Tage in kurzer Zeit zurückgelegt habe, nur um ihre Freude verkünden zu können, ließ die Gräfin zur Erfrischung Eis und Kuchen kommen, und Magda dachte, dies sei der glücklichste Tag ihres Lebens. Mit der sehr freundlichen Aufforderung, bald wieder Nachricht über die fortschreitende Besserung ihrer Mutter zu bringen, wurde sie entlassen.

Bei der Tante angekommen, wollte sie sich gleich verabschieden, weil es sie drängte, dem Onkel und Elisabeth ihre herrlichen Erlebnisse mitzutheilen. Man wollte sie Anfangs nicht fortlassen, bis Frau v. B. selber entschied, es sei jetzt Zeit zur Rückkehr, und aus Rücksicht auf die Hitze den Wagen wieder für die Nichte vorfahren ließ. Ehe diese einstieg, wurde sie von dem an der Thür stehenden Jean gefragt, ob ihre Mutter wirklich in Besserung sei, und sie konnte selber nicht begreifen, wie sie es hatte versäumen können, dem treuen und anhänglichen Diener mehr davon zu sagen, als die beim Eintritt in's Haus flüchtig zugerufenen Worte. Das Verkünden der Wohlthat, die Gott ihnen in dieser Nacht erwiesen, schien ihr Pflicht, und da sie in diesem Augenblicke an der nahen Straßen-Ecke eine Gemüse-Verkäuferin bemerkte, mit der ihre Mutter zu handeln pflegte, lief sie noch schnell auf dieselbe zu und machte sie ebenfalls zur Mitwisserin ihres Glückes. Wie sollte sie nicht auch hier Theilnahme gefunden haben! Die Frau vergaß für einige Minuten ihren Handel; die Körbe niedersetzend und die Hände zusammenschlagend, schauete sie in die lebhaften Augen Magda's und sprach: „Mein Fräulein, wer hätte das gedacht! so krank, wie sie war! — Ach, ich habe sie so viel bedauert! was sie wohl hat aushalten müssen! Na, ich sage aber auch, Ihre Frau

Mutter, die ist so gut, so fromm, wenn die nicht gut beim lieben Gott angeschrieben steht, so sind wir's alle nicht. Ja, nun sehen wir's auch, der liebe Gott wollte helfen." Magda hörte diese Rede mit Wohlgefallen und stieg in den Wagen.

Auch die Ueberlassung desselben war eine besondere Gunstbezeigung ihrer Tante, die bisher weder ihr noch Elisabeth widerfahren war. Was wohl der Onkel, was wohl die Schwester zu solcher stattlichen Rückkehr sagen würden! Sie hing noch diesen und ähnlichen Gedanken nach, als der Wagen vor der Wohnung ihrer Mutter hielt. Der Onkel saß vor der Thür; er erkannte sogleich die Equipage; aber statt mit dem erwarteten Ausrufe des Erstaunens empfing er seine Nichte mit dem Vorwurf: „Du hättest vor der Gartenpforte absteigen sollen, um Deiner Mutter das Getöse zu ersparen." Magda schlich bedrückt in's Haus. In der Gartenstube fand sie Elisabeth mit dem Aufdecken des Tisches beschäftigt. Sie schüttelte schnell den ersten unangenehmen Eindruck ab, den der Tadel auf sie gemacht hatte, und überhäufte ihre Schwester mit Erzählungen von dem, was sie gesehen und was man mit ihr gesprochen. Elisabeth hatte ein williges Ohr; aber umsichtig, wie sie war, vergaß sie ihre Arbeit dabei nicht, ging hin und her, um bald dieses, bald jenes zum Mittagsessen Nöthige zu holen, und hatte die Augen mehr auf den Tisch, als auf Magda gerichtet. Das kränkte diese; weil sie mit Gewißheit einen lauten Ausbruch des Erstaunens und der Mitfreude erwartet hatte, so verkannte sie die Liebe, die sich unmerklicher zeigte, aber gar nicht fehlte. Schmollend sagte sie: „Du scheinst gar kein Interesse für meinen vergnügten Tag zu haben, und überhaupt, man bemerkt gar keine Freude an Dir über der Mutter Genesung." Des Onkels Eintritt schnitt ihr die Rede ab und Elisabeth erwiderte nun leise: „Man kann sich ja auch in der Stille freuen, Magda."

Man setzte sich zu Tische. Nachdem das Tischgebet beendigt, hätte Magda gar zu gern von dem wunderschönen Kuchen und dem herrlichen Eis gesprochen, woran sie sich auf Anordnung der Gräfin hatte erquicken müssen; aber der Onkel hatte noch immer sein strenges Gesicht und dann war Magda ganz klein in ihren Aeußerungen, wenn vielleicht auch nicht immer in ihren Gedanken. Diese Stille war ihr sehr peinlich, sie hatte ganz das Gleichgewicht in ihrem Innern verloren; die erhaltenen Beifallsbezeigungen hatten sie so aufgeregt, daß ihr Alles in ihrem eigenen Hause eng vorkam und der Onkel sowohl wie Elisabeth ihr kalt erschienen. Diese

Stimmung verleitete sie zu mehreren kleinen Streitigkeiten, als sie nach der Mahlzeit mit der Schwester zusammen den Tisch abdeckte; es war ihr bald dieses, bald jenes nicht recht, und während sie Unrecht that, wähnte sie sich schuldlos zurückgesetzt. Elisabeth blieb ziemlich ruhig dabei und setzte sich, nachdem Alles weggeräumt war, einige schriftliche Aufgaben zu machen; denn der Onkel hatte gesagt, daß der durch die Krankheit der Mutter gestörte Schulbesuch in den nächsten Tagen wieder regelmäßig beginnen sollte. Magda betrachtete das Herbeiholen der Bücher und Hefte mit erstaunten Blicken. „Wie ist es nur möglich," rief sie aus, „daß Du heute an solche Dinge denken kannst! Mein ganzes Herz ist so erfüllt von der Freude über die Besserung unserer lieben Mutter, daß ich zu allen andern Gedanken unfähig bin. Elisabeth, ich begreife nicht, wie Du so kalt sein kannst, nicht auch zu jubeln, wie ich es gethan habe!"

Der Onkel, welcher lesend im Sopha saß, hatte von dort aus die Unverträgliche still beobachtet und rief sie jetzt, ihm in den Garten zu folgen. Damit wurde Elisabeth die Antwort erspart und Magda ging etwas zögernd zu ihm. „Hier im Hause wäre lautes Jubeln ganz unstatthaft gewesen, weil Deine Mutter noch sehr der Schonung bedarf; wo hast Du Dir denn die Freiheit dazu genommen?" fragte er.

„Ja, lieber Onkel," erwiderte Magda, „weil mir eben das Herz zu voll war, um diesen Zwang zu ertragen, ging ich fort." Und sie erzählte ihm, wo sie diesen Morgen gewesen.

„Das ist Alles recht schön," sprach der Onkel, „die Theilnahme, die Du fandest, mußte natürlich Dir wohlthun; aber laß uns doch einmal gemeinschaftlich untersuchen, ob neben der Freude nicht noch andere Gefühle sich in Dein Herz geschlichen haben, und ob Du das Verkünden in der rechten Weise gethan oder vielleicht gar Höheres darüber versäumt hast. Lies mir zu diesem Zwecke diese Stelle vor."

Er zog bei diesen Worten ein kleines Neues Testament aus der Tasche, schlug Matth. 8. auf, gab es Magda und deutete auf Vers 2—4. Sie las:

„Und siehe, ein Aussätziger kam und betete ihn an und sprach: Herr, so Du willst, kannst Du mich wohl reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus und rührete ihn an und sprach: Ich will es thun, sei gereinigt. Und alsobald ward er von seinem Aussatze rein. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, sage es Niemand, und zeige dich den Priestern und opfere die Gabe, die Moses befohlen hat, zu einem Zeugniß über sie."

„Warum," so fragte der Onkel, nachdem Magda geendet, „mochte Jesus von dem Aussätzigen fordern, daß er Niemand seine Heilung verkünden sollte, denn allein den Priestern?"

„Weil," lautete Magda's Antwort, „das israelitische Volk unsern Heiland, wenn es seine Wunder sah, zum irdischen König machen wollte und er nicht weltliche Ehre suchte, sondern in der angenommenen Knechtsgestalt sein Erlösungswerk vollenden wollte."

„Allerdings hat Jesus diese Absicht mehrere Mal gezeigt; aber die Heilung konnte doch nicht verborgen bleiben, weil dieser Aussätzige sicher kein allen Menschen Unbekannter war. Christus hatte daher wohl noch einen andern Grund bei seiner Forderung. Nie hat unser Heiland auch etwas gethan oder geboten, was nur auf ihn allein Bezug gehabt. Er, der für die Menschen in die Welt gekommen, hatte auch nur ihr Wohl im Auge, und den er leiblich heilte, dem wollte er damit auch die Seele reinigen. Du weißt, daß der Aussatz als eine Strafe Gottes angesehen wurde, wie er sie verhängt hatte über Mirjam, Gehasi und Usia; die Reinigung davon war daher die Lossprechung, Sündenvergebung. Das sollte der Geheilte in der Stille seines Herzens erwägen, nachdem er den ungläubigen Priestern zum Zeugniß geworden, daß Jesus wahrer Gottessohn sei, und nachdem er durch das Opfer und die Darstellung bei den Priestern das Gesetz erfüllet. Nur die Stille konnte ihn in der Demuth über so große empfangene Gnade befestigen, nicht aber das Reden mit Nachbarn und Freunden, die vielleicht im Unverstand seine Eitelkeit erregten, daß ihm so besonderes Heil widerfahren."

„War es denn Unrecht, daß ich zur Tante ging, ihr die Besserung der lieben Mutter mitzutheilen?" fragte Magda kleinlaut.

„Es lag kein Unrecht darin, mein liebes Kind. Das Vergnügen, das wir in der Verkündigung unserer Freude empfinden, ist so natürlich, aber eben darum liegt auch eine Gefahr darin, die wahrste Danksagung gegen Gott darüber zu vergessen; eben darum ist eine solche Verkündigung auch kein Verdienst. Du tadeltest vorhin Elisabeth, als habe sie etwas Wichtiges unterlassen, weil sie zu Hause geblieben sei und diesen Tag verbracht habe wie manchen anderen. Was sie in der Stille gethan haben mag, das weißt Du ja nicht. Als ich sie diesen Morgen aufsuchte, fand ich sie hier in der Laube mit ihrem Gebetbuche in der Hand, und das hat mir wohlgefallen. Später hatte sie Christinen alle Arbeit abgenommen, damit sie den in dieser und vielen Nächten versäumten Schlaf nachholen könne,

und ich hatte schon Christine wegen einer Nachläßigkeit getadelt, worauf sie sich damit entschuldigte, daß Du sie durch Fragen aufgehalten."

„Ich wollte der Tante gern Alles recht genau erzählen," schaltete Magda ein.

„Du hattest guten Willen; aber Du handeltest nicht mit der gehörigen Ruhe. Paulus Wort an die Thessalonicher: Ringet darnach, daß ihr stille seid! thut uns auch in der Freude Noth. Alles Uebermaß hat einen Niederschlag zur Folge, wie denn auch Du heut Nachmittag statt der reinen Freude eine Unklarheit in Dir fühlen magst, die Dich zu der üblen Laune gegen Deine Schwester veranlaßt. Alles Uebermaß hindert uns, klar zu sehen, und wenn wir sogar für dasselbe Lob einernten, weil unsere Lebendigkeit Andere über den wahren Werth täuscht, so ist unser Herz der Eitelkeit geöffnet."

Magda dachte an alle eingeernteten Beifallsbezeigungen, auf deren Wiedererzählung sie sich so sehr gefreut hatte. Jetzt wäre sie nicht im Stande gewesen, eine derselben zu wiederholen, so gut fühlte sie, daß sie in der Entgegennahme nicht rein geblieben. „Ja, lieber Onkel," sprach sie nach einer Pause, „Du hast Recht, mich verwirrte das, was die Damen und Herren bei der Tante von mir sagten, aber — aber —"

„Du brauchst mir kein weiteres Bekenntniß abzulegen," sprach der Onkel freundlich, „ich weiß, wenn Magda wieder eine große Freude hat, so bespricht sie dieselbe erst mit ihrem Gott, giebt ihm die Ehre dafür, und dann kommt die ruhige, selige Stimmung über sie als Ausdruck ihrer Dankbarkeit und Demuth. Schreitet sie dann zu der Verkündigung bei den Menschen, so thut sie es nicht nur, um ihrem eigenen Gefühle zu genügen, sondern um Dem die Ehre zu geben, dem allein sie gebührt, und in solcher Stimmung zieht sie ihre Hörer mit zum Herrn heran. — Oder meinst Du, daß erst meine funfzig Jahre zu solcher Ruhe gehören?" fragte er scherzend. „Nein, manche alte Dame denkt bei Allem, was sie erlebt, zunächst nur an alle Menschen, die dies Neue erfahren müssen, und manche hat nie in sich erwogen, daß der Heiland mit seinem Gebote: Sage es Niemand! die Heiligung des Geheilten bezweckte. Je reiner ein Gefühl in uns erwacht, je weniger trachten wir darnach, in der Welt viel Gerede davon zu machen; wir überlassen es dem Herrn, die Umstände so zu fügen, daß wir ohne Scheu unser Inneres erschließen können. Alle unsere Erlebnisse aber, die Freude nicht weniger als der Schmerz, sollen uns zur Reinigung dienen, und je größer uns ein Gnadengeschenk erscheint,



Das weisse Kleid.

desto kleiner müssen wir in unsern eignen Augen werden. Denn siehst Du, Magda, wo Gnade waltet, da ist von Verdienst nicht die Rede, und wo Gnade erkannt wird, da lernt der Christ die Demuth."

„Ach, lieber Onkel," sagte Magda, „wie leid ist es mir jetzt, das diesen Morgen nicht bedacht zu haben."

„Lebhafte Charaktere müssen sehr auf der Hut sein, in solche Fehler zu verfallen; die gewonnene Erkenntniß wird Dich ein ander Mal kräftigen. Thue nun jetzt noch, was Du versäumt hast!" sprach der Onkel, und indem er ihr freundlich die Hand reichte, verließ er sie.

Da setzte auch Magda sich in die stille, dunkle Laube, und klar ward's ihr im weitern Nachdenken über die Erlebnisse des Morgens und des Onkels Worte, daß sie in ihrem Eifer, zur Tante zu kommen, über die erhaltenen Schmeicheleien, über die Gräfin, Eis, Kuchen, Gemüse-Verkäuferin und Equipage das Dankgebet zu Gott vergessen hatte. Ein leise ausgesprochenes, aber warm empfundenes kam jetzt über ihre Lippen, und mit verändertem Sinne, mit Freundlichkeit und rechter Liebe kehrte sie in's Haus zur Schwester zurück.

Das weiße Kleid.

Von

Martin Claudius.

„Heute ist Feiertag," sagte Clärchen, als sie am Pfingstmorgen erwachte, „heute ziehe ich mein neues weißes Kleid an." „Mutterchen," begann das Kind nach einer Weile wieder, „was ist ein Gottestag, ein Feiertag des Herrn?"

„Eigentlich," antwortete die Mutter, „sind alle Tage Gottestage, denn Gott hat sie alle gemacht, und immer, wenn er am Morgen die Sonne von Neuem aufgehen läßt über die grünen Bäume und über die grünen Wiesen, und neue Blumen aufblühen läßt und den Vöglein neue Lieder giebt, daß sie sie singen zu seinem Preise, so ist das ein Feiertag des Herrn, denn eine schöne herrliche Feier ist in der ganzen Natur. Für Dich muß noch jeder Tag ein Feiertag des Herrn sein, denn Du hast noch nichts zu thun, als Dich der lieben Sonne zu freuen, auf die Blumen zu schauen und den Vöglein zu lauschen. Doch sieh, da giebt es

viele Menschen, die sehr viel zu sorgen und zu arbeiten haben für des Leibes Nahrung und Nothdurft. Sie graben und säen, hacken und harken auf dem Felde — Du hast das ja oft gesehen — und der irdische Körper, den sie erhalten sollen und wollen, nimmt sie ganz in Anspruch, denn es gehört viel dazu. Sie kämen also vielleicht gar nicht dazu, des lieben Gottes in Ruhe und Freude zu gedenken, wenn er nicht weise und gütig den Sonntag eingesetzt hätte. So aber hat er gesprochen: „Sechs Tage sollt Ihr arbeiten und sorgen für das Irdische, doch der siebente Tag gehört mir!" Darum rufen des Sonntags Morgen die Glocken feierlich in die Kirche, und dann zieht Dein Vater seinen schwarzen Talar an und geht mit der Bibel auch in das Gotteshaus. Dort liest er vom lieben Heiland vor; er spricht dann auch über das Gelesene und erklärt, und so werden die Leute immer von Neuem an den lieben Gott erinnert. Wenn Du erst älter bist, sollst Du das Alles selber hören. Jetzt bist Du noch zu klein und kannst es nicht verstehen. — Doch nun weiter! Siehst Du, wenn die Kirche aus ist, und die Leute kehren mit einem frommen Herzen aus dem Gotteshause zurück, dann dürfen sie sich freuen, dürfen hinausgehen in die schöne Natur, die Gott für sie so herrlich geschmückt hat, und an die zu denken sie die Woche über keine Zeit hatten."

„Aber, Mutterchen," sagte die Kleine, die aufmerksam zugehört hatte, „warum ist denn heute Pfingsten?"

„Das ist zur Erinnerung an eine große Gnade, die der liebe Gott vor vielen hundert Jahren seinen Menschenkindern erzeigt hat. Du wirst noch mehr davon hören, wenn Du älter bist und bei Deinem Vater in die Schule gehst. Jetzt sage ich Dir nur, — der liebe Gott sendete an diesem Tage zwölf heiligen Männern, den Jüngern unseres Heilandes, vom Himmel Weisheit und Verstand, daß sie uns Alles treu wiedererzählen konnten, was der liebe Heiland von Gott, unserm himmlischen Vater, und seinem heiligen Willen gelehrt hatte. Daher wissen wir nun, was wir thun müssen, um einst zum lieben Gott in den Himmel zu kommen, und darum feiern wir dieses Fest noch ganz besonders."

„Und darum ziehe ich nun auch mein weißes Kleid an!" rief Clara jauchzend und klatschte in die Hände, denn die Mutter hatte sie während des Redens angekleidet und warf eben das zierlich gestickte Kleidchen über die kleinen Schultern.

Wie freute sich Clärchen darüber! — Aber nun gar die rothen Stiefel von der Tante Marie! — Nein, sie konnte sich nicht satt daran sehen.

Die Hände hielt sie weit fortgestreckt, damit sie das Kleid gar nicht berührten, und mit den zierlichen Füßchen wagte sie kaum aufzutreten. „Mutter," sprach sie, „nun bin ich eben so gut angezogen, wie Cousine Emma in der Stadt."

„Ja, und Du hast noch den Vortheil, daß Du jetzt in den Garten gehen und Dir von schönen Blumen einen Kranz winden kannst, während Emma in einem hohen Hause sitzt und keinen Garten und keine Blumen hat und nur zum Fenster hinausschauen kann."

„Ich will sie auch nicht mehr beneiden, Mütterchen," antwortete Clärchen schmeichelnd, „doch horch! da läutet es schon! Nun ist's gewiß spät und die Kinder warten auf mich. Adieu, liebes Mütterchen, — ich darf doch hinausgehen?"

„Ja, Clärchen; doch noch eins: siehst Du, Du bist jetzt ganz rein angezogen; Du warst aber schon öfters im weißen Kleide und häufig war schon nach einigen Stunden alle Schönheit verschwunden. Du hattest Dich an die Erde gesetzt, Dich begossen oder sonst etwas gethan, daß Du so schmutzig aussahst, wie die Straßenkinder."

„O, Mutter, heute mach' ich mich nicht schmutzig!" sagte Clärchen sehr ernsthaft.

„Ich glaube es Dir, mein Kind, doch ich erinnere Dich noch einmal daran. Spiele still und artig und erhalte Dein schönes Kleid ganz rein. Nachmittags bekommen wir Besuch und hast Du dann Löcher oder eine große Schmutzkante an Deinem Kleidchen, so mußt Du, wie Du da bist, zu den Gästen hinein, daß Dich Alles auslacht." Zärtlich schloß die Mutter ihr Kind in die Arme und küßte sie viele Mal. Die Kleine eilte hinaus. Auf dem Hausflur begegnete ihr Karoline, die Magd.

„O je!" rief diese, sie zurückhaltend, „laß Dich doch einmal beschauen! Wie gar zu schön bist Du denn heut? Ganz schneeweiß!"

„Ja," lächelte die Kleine, „nur die Schuhe sind roth. Sieh nur, die wunderschönen Stiefelchen von der Tante Marie!"

„Ja," nickte die Magd. „Aber," fuhr sie mit drohend erhobenem Finger fort, „wer sich nun nicht in Acht nimmt!"

„O Karoline!" rief Clara eifrig.

„Ja, ich weiß schon," unterbrach sie diese, „wie oft ich unser Clärchen am Morgen rein gesehen habe und am Abend sie doch kaum wiederkannte, so schmutzig hatte sie sich gemacht. — Denkst Du noch an die Johannisbeerflecke?"

„O, das war ja im vorigen Jahre," stotterte Clara. „Heut geschieht so etwas nicht!"

„Na, ich wollt's Dir auch nicht rathen!" sprach die Magd abermals drohend, „denn heut kämst Du nicht so gnädig davon wie damals, sondern Birkenhänschen würde hervorgeholt aus seiner Ecke. Ja, sieh mich nur nicht so groß an, ich habe es selbst gehört, wie die Mama es sagte. Also merke Dir's!"

Clara blieb einen Augenblick stehen, doch ihre Gespielinnen warteten, schnell lief sie den Hausflur entlang und eilte in den Garten.

Dort vor dem Gitter auf der Straße standen wirklich schon drei kleine Mädchen und schauten sehnsüchtig nach ihr aus. Es waren die Nachbarskinder, sie hatten sich Alle ebenfalls festlich angethan mit großen weißen Kragen, rothen Tüchern darüber und mächtigen weißen Taschentüchern, die sie in den Händen hielten nach festlicher Bauernsitte.

„Guste, Minna, Anna!" rief Clara ihnen zu, „da bin ich, kommt doch herein!"

Eilig sprangen alle drei herbei und standen sogleich vor der Kleinen.

„Ach!" riefen sie, „Clärchen, heut bist Du ja zu proper!"

„Ja," antwortete Clara lächelnd, „ich muß mich aber auch in Acht nehmen. Das weiße Kleid bekommt so leicht Flecke. Und seht nur erst, meine Schuhe!" — Sie hob einen Fuß in die Höhe, damit sie das rothe Stiefelchen besser betrachten könnten, und die Kinder beschauten und bewunderten es von allen Seiten.

„Doch nun," sprach Clara, „nun wollen wir uns Kränze winden! Die Mutter hat's gesagt, und die schönsten Blumen, die wir finden, können wir uns dazu abpflücken. Dann giebt sie uns auch Mandeln und Rosinen und Zucker und Semmel, daß wir kochen können, und wir dürfen so fröhlich sein, wie wir irgend wollen."

„Ja, ja!" jauchzten die Kinder.

„Ich will mir Jasmin pflücken!" rief Guste. „Und ich Flieder und Tulpen!" sagte Minna. „Nein," meinte Clara, „Ihr habt gewiß die kleinen Pfingstrosen noch nicht gesehen; die sind doch die schönsten!"

Geschäftig streckten nun Alle die Hände aus, um die gewünschten Blumen zu pflücken, und bald war jedes der rothwangigen Gesichtchen von einem frischen Blumenkranze umblüht. Nun ging es an das Kochen. Das war dann erst ein Hauptvergnügen; Clärchen holte ihren Küchenschrank mit dem niedlichen Geschirr und süße Mandeln, Zucker, Rosinen

und gebackene Pflaumen. Davon wurden so wunderherrliche Speisen bereitet. — So spielten sie den ganzen Vormittag und mit solchem Eifer, daß die kleinen Bäckchen sämmtlich hochroth glühten. Dazwischen dachte aber Clara immer wieder an ihr weißes Kleid, und als die Mutter zum Essen rief, hatte sie wirklich noch keinen Fleck darin. — Die Kinder trennten sich jedoch nur von einander mit dem festen Versprechen, nach Mittag wieder zusammenzukommen und das schöne Spiel fortzusetzen.

Clärchen wurde von ihrer Mutter sehr gelobt wegen des rein gehaltenen Kleidchens und gern erlaubte sie ihr wieder in den Garten zu gehen. Hier spielten nun die Kinder noch eine ganze Stunde mit ihrer Küche, dann aber wollten sie etwas Anderes vornehmen. Sie sahen, wie vor dem Gartenzaune die jungen Leute in ihrem Sonntagsstaate die Straßen auf und ab wandelten.

„Das wollen wir auch thun!“ meinten die Kleinen, und sogleich schlangen sie die Aermchen in einander und wanderten die Straße entlang, und die Leute, die vorüber kamen, lächelten und freuten sich. So gelangten sie bis an die letzte Häuserreihe, die führte an das Wasser und es war darum etwas feucht dort.

„Ich mache mich naß,“ sprach Clärchen und wollte eilig wieder umkehren; da entdeckte Minna in einer Pfütze, die sich mitten auf der Straße gebildet hatte, eine Menge kleiner wunderlicher Thierchen und trat neugierig näher, um sie anzuschauen. Sie konnte es wohl wagen, denn sie hatte derbe Lederschuhe an. Guste und Anna folgten ihr, und alle drei bückten sich nieder, eins der kleinen flinken Geschöpfe zu greifen.

Es waren junge Frösche, ganz possirliche Thierchen, mit einem kleinen, runden Leib und einem sehr langen Schwanze, den sie keine Minute stille hielten, um fortwährend damit umher zu steuern. Greifen ließen sie sich aber nicht, so viel die Kinder auch unter lautem Jubel und Geschrei danach haschten.

„Ach, ich möchte sie auch so gern sehen!“ rief Clara.

„So komm doch!“ antworteten die Andern, „es ist gewiß nicht naß; schau doch nur, wo Anna steht, gar nicht! Du kannst es dreist wagen.“

Clara ließ sich überreden, trat hinzu und schlug vor Vergnügen über die kleinen Geschöpfe die Hände zusammen. „Ja, wenn man nur eins fangen könnte!“ rief sie und ging, indem sie sich niederbückte, wieder einen Schritt vor. — Patsch! da schlug das Schmutzwasser über ihrem rothen Schuh zusammen.

„O weh!“ schrie sie laut und entsetzt auf und sprang blitzschnell zurück, „was fange ich nun an?“

Alle Kinder folgten ihr und sahen fast eben so erschrocken als sie stumm und starr auf den nassen Schuh.

„O,“ sprach endlich Minna — sie war die Aelteste — „ich weiß schon, was Du machen sollst: ziehe den Schuh für ein Weilchen aus, wir waschen und trocknen ihn schnell an der Sonne; den Augenblick kannst Du wohl auf dem Strumpfe gehen, oder noch besser: Du ziehst Dich ganz barfuß aus, und wir Alle mit. Dann stecken wir uns die Kleider auf und treten hinein in den Pfuhl, so fangen wir gewiß ein Thierchen.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall; Minna nahm Clärchens Schuh, ging an einen Brunnen, der nicht weit davon stand, und während Auguste und Anna pumpten, wusch sie herzhaft darauf los.

„So!“ sprach sie nach einer Weile, „jetzt ist er fertig, und sobald er wieder trocken ist, so gut wie neu. Ich will ihn nun dort auf den Zaunpfahl stecken, da hat er schöne Sonne, und unterdessen gehen wir in den Pfuhl.“ — Hurtig flogen nun Schuhe und Strümpfe von den kleinen Beinen, die Kleider wurden aufgesteckt, und gleich darauf patschten alle Kinder in der Pfütze herum. Es war wirklich ein Vergnügen, wie sie es lange nicht gehabt hatten, und keines dachte daran, was es für Schaden anrichten könne. Allmälig hatte sich Clärchens aufgestecktes Kleidchen von der Nadel wieder herunter gezogen, ohne daß es Jemand merkte, bis ganz zufällig ihre Blicke darauf fielen und Schrecken und Entsetzen sie fast versteinerten. „Mein Kleid, mein Kleid!“ jammerte sie, mit einem lauten Wehgeschrei auf's Trockene laufend. „Ach, was soll ich nun anfangen!“

Erschrocken folgten ihr die Andern und schauten ebenfalls in höchster Angst das schöne Kleidchen an, das vor einer Viertelstunde noch so rein und weiß gewesen und nun ringsherum eine breite Kante von Schmutz und außerdem noch mehrere Spritzflecke hatte. Clärchen sah schon im Geist die Ruthe vom Spiegel genommen und hörte Karolinens drohende Stimme, — ach, und was ihr die Thränen am heißesten in die Augen trieb, sie sah der Mutter ernstes Gesicht, das sie mit dem strengen und traurigen Blick ansah, wie immer, wenn sie unartig gewesen war. O, daß sie diesen Blick heute verdienen sollte! „O Mutter, Mutter! o Karoline!“ rief die Kleine in höchster Angst.

„Ei,“ rief Minna, „wie kannst Du Dich gleich so fürchten! Komm mit an den Brunnen; hab' ich nicht Deinen Schuh so rein und schön

gewaschen? So kann ich's mit dem Kleide auch machen. Ehe Deine Mutter Dich sieht, ist das lange wieder trocken und sie merkt gar nichts."

„Ach, könntest Du das wirklich?" fragte Clara, einen Augenblick mit Weinen innehaltend und wieder etwas Hoffnung schöpfend.

„Oho!" antwortete Minna ganz beleidigt, „was denkt Ihr von mir? Ich habe erst vorige Woche bei Mutter am großen Waschfaß eine Schürze und einen Strumpf gewaschen!"

Geduldig folgte ihr Clara nach dem Brunnen, und indem sie sich dicht vor das Rohr stellte und Guste und Anna pumpten, begann die Wäsche; doch Clärchen stand dabei unsägliche Angst aus, denn sie fürchtete jeden Augenblick, sie möchte einmal den kalten Wasserstrahl über Gesicht und Schultern bekommen und so ganz und gar naß werden.

„So, nun," rief Minna nach einer Weile, „nun ist's fertig!"

Clara seufzte erleichtert. Aber, du lieber Gott, wie sah sie nun erst aus! Das ganze Röckchen war naß bis oben heran, und trostlos schaute sie darauf hin. „Ach, es wird nicht wieder trocken!" jammerte sie; „wär' ich doch lieber gleich zur Mutter gegangen!"

„Warum soll es denn nicht wieder trocken werden?" trösteten die Andern; „gieb nur Acht, wir gehen nun recht in die warme Sonne mit Dir, und da soll es keine halbe Stunde dauern. Doch erst wollen wir unsere Schuhe und Strümpfe wieder anziehen."

Alle setzten sich nun nieder an die Erde, Clara aber auf einen abgesägten Baum, damit ihr Kleid nicht in den Staub fiele und von Neuem beschmutzt würde, und man begann die kleinen bloßen Füße wieder zu bekleiden. Jetzt erst dachte Clara wieder an ihren Schuh und holte ihn vom Zaunpfahl, wo er noch immer hing. Er war aber noch ganz naß und — o Entsetzen! — wie sah er aus! Die rothe Seide war ganz gelb und rauh geworden und der Schuh überdies so zusammengeschrumpft, daß sie ihn unmöglich wieder anziehen konnte. Wehklagend schlug sie die Hände zusammen, und diesmal flossen ihre Thränen eben so aus Schmerz über den verdorbenen Schuh, als aus Angst vor der Strafe. Plötzlich rollte ein Wagen auf der Straße, und o! er fuhr auf den Pfarrhof.

„Ach, da kommt unser Besuch schon!" rief Clara erschrocken, „nun werde ich gewiß gleich gerufen!"

„O komm," rief Anna, „wir wollen hinter die Kirche laufen, daß sie Dich nicht sogleich finden. Wenn's nur noch eine Viertelstunde dauert, so bist Du trocken."

So schnell sie konnten, eilten nun die kleinen Mädchen dorthin. Doch sie waren noch nicht lange zwischen den übergrasten Gräbern auf und ab gegangen, als Caroline mit lauter Stimme „Clara!“ rief.

„Soll ich antworten?“ dachte Clara und wußte wirklich nicht, was sie thun sollte. Noch stand sie stumm und unschlüssig da, als Caroline schon um die Ecke kam und, sie erblickend, ihr zurief: „Komm rasch, Clärchen, es ist Besuch da! Du sollst „guten Tag“ sagen, und sie haben Dir auch etwas mitgebracht!“ Doch wie freudig Clara auch sonst bei dieser Nachricht herbeigesprungen wäre, heute blieb sie wie eingewurzelt stehen und rührte sich nicht. „Komm schnell!“ wiederholte Caroline; doch in demselben Augenblicke bemerkte sie das nasse Kleid und schlug erschrocken die Hände zusammen und rief: „Ach, wie siehst Du aus! Hab' ich's nicht gleich gesagt! Na, nimm Dich in Acht, das wird schön was geben!“

„Ach Caroline!“ rief Clara, in Thränen ausbrechend.

„Ja, das hilft nun nichts,“ erwiderte diese, „mach' nur schnell! — los kommst Du doch nicht. — Ich mag's gar nicht mit anhören! Und indem sie ihr noch einmal ein Zeichen gab, rasch zu folgen, entfernte sie sich eilig.

Da stand nun das arme Kind in höchster Angst. Auch die Andern wußten ihr nicht zu helfen und starrten stumm und verlegen vor sich hin.

„Adieu denn!“ sagte Clara endlich, einen Entschluß fassend; „ich muß nun doch nach Hause gehen; die Mutter wird ja wohl nicht so sehr böse sein!“ und sie gab sich Mühe, ihre Thränen zu unterdrücken, um die Gespielinnen nicht merken zu lassen, wie große Angst sie hatte. Wie klopfte ihr das Herz, als sie dem Hause zulief; vor dem Garten mußte sie erst noch einmal stehen bleiben und ausruhen. Zweifelnd und angstvoll stand sie da hinter der Fliederhecke verborgen, als sie eine Stimme, und diesmal die ihrer Mutter, wiederholt ihren Namen rufen hörte. Da wurde ihr zu Muthe gerade wie Adam und Eva, als sie vom verbotenen Baume genascht hatten und der liebe Gott rief: „Adam, wo bist Du?“ — Sie versteckten sich Beide, denn sie fürchteten sich, weil sie wohl wußten, daß sie Unrecht gethan hatten, und das Angesicht des lieben Gottes ihnen nicht freundlich erscheinen konnte.

Auch Clara suchte sich zu verstecken, und da die Hecke keinen sichern Platz bot, lief sie über den Kirchhof hinweg, durch die Pforte in's Feld und dann immer weiter und weiter. Wo sie eigentlich hinwollte, wußte sie nicht; sie wollte sich nur verstecken, daß sie Niemand finde, und wenn sie stille stand,

so war es ihr immer, als hörte sie ihren Namen rufen. Darum lief und lief sie immer weiter, so schnell sie konnte. Sie schaute auch nicht auf den Weg und dachte nicht daran, was das am Ende werden und wie sie zuletzt wieder nach Haus kommen sollte. Endlich ermatteten jedoch ihre Kräfte und sie blieb stehen, gerade vor einem kleinen Birkenbaum. Heiß und müde lehnte sie sich daran und begann von Neuem zu schluchzen.

Aber die Sonne brannte hier auf offener Landstraße glühend heiß, und so raffte sie sich noch einmal auf und lief bis an ein kleines Gebüsch, das nicht weit davon war. Hier setzte sie sich nieder; Angst und Anstrengung hatten sie ganz matt gemacht, und das Köpfchen sank zu Boden. Sie konnte gar keinen klaren Gedanken fassen und weinte sich, wie die kleinen Kinder oft, in den Schlaf.

Das war ein trauriges Pfingstfest geworden! — Clärchen schlief lange und erwachte erst, als die Sonne schon unterzugehen begann. Erschrocken rieb sie sich die Augen und konnte sich erst gar nicht besinnen, wie sie hierher gekommen sei, dicht an die breite Landstraße. Ein Blick auf ihren Anzug rief ihr jedoch Alles wieder in's Gedächtniß zurück. Das Kleidchen war freilich nun trocken geworden, aber — wie sah es aus! Minna mochte doch wohl das Waschen nicht recht verstanden haben, denn man sah noch deutlich, wie weit die Schmutzkante gegangen und auch der andere Theil des Röckchens, der mit naß geworden war, hatte eine graue Farbe angenommen und sah nicht besser aus als ein schmutziger Wischlappen. Clara sah das Alles mit Schrecken. Doch nach dem Schlaf waren die Gedanken in ihrem Köpfchen wieder klarer geworden, und sie sah nun wohl ein, daß es das Beste gewesen wäre, sogleich zur Mutter zu gehen und geduldig die verdiente Strafe hinzunehmen. „So will ich es wenigstens jetzt thun," sprach sie zu sich selber, „sie wird mich wohl noch nicht lange gesucht haben."

Ach, Clärchen wußte nicht, wie viele Stunden sie schon weg war! Eilig raffte sie sich auf und eilte die Landstraße, so schnell sie konnte, entlang. Sie hatte sich aber nicht die Gegend gemerkt, woher sie gekommen. Ohne weitere Ueberlegung wendete sie sich nun rechts, und wählte so unglücklicher Weise gerade die entgegengesetzte Richtung, entfernte sich also weiter und weiter vom Dorfe; doch merkte sie nichts und wanderte immer zu; freilich wunderte sie sich, daß gar keine Häuser auftauchen wollten, nicht einmal der Kirchthurm; doch dann dachte sie wieder: „als ich kam, bin ich gelaufen, und nun geh' ich langsam, daher wird mir die Zeit länger."

Inzwischen nahm die Dämmerung rasch und immer rascher zu. Die Schatten der Bäume, die den Weg entlang gepflanzt waren, wurden immer tiefer und schwärzer, und dem kleinen Herzen wurde immer bänger und bänger. Auch stellte sich Hunger ein, denn seit Mittag hatte sie ja nichts gegessen als die Mandeln und gebackenen Pflaumen, mit denen sie gespielt. — Wieder begann sie zu laufen; doch das half ihr ja nichts, sondern entfernte sie nur weiter. — Horch! — und was waren nun gar das für wilde Töne?

Clara stand still und schauderte. Ein paar Männer kamen den Weg daher; sie hatten sich untergefaßt und schrieen und lärmten. „Ach, wenn es Räuber wären!“ dachte Clara. Es waren indeß nur betrunkene Bauernknechte; aber Clara war entsetzt und raffte alle ihre Kräfte zusammen und lief in Todesangst querfeldein in ein großes Roggenfeld. Hier versteckte sie sich zwischen den Aehren, die gerade hoch genug waren, sie zu verbergen.

Doch wie sie mit Windesschnelle dahinrannte, kam ihr Kleid einem Dornbusche zu nahe, an dem es von oben bis unten zerfetzt und zerrissen wurde; ja es blieb sogar ein großes Stück daran hängen, und Clara mußte es in der Eile der Flucht zurücklassen; doch das kümmerte sie jetzt nicht; sie war nur froh, daß sie selber in Sicherheit war, und blieb in ihrem Verstecke so lange sitzen, bis die Stimmen in weiter Ferne sich verloren hatten. Da erst wagte sie aufzustehen, und nun dachte sie mit immer steigender Angst daran, wie sie nach Hause kommen sollte; denn wie dunkel war es schon! — und aus diesem weiten Kornfelde, wie sollte sie sich da wieder herausfinden?

Weinend irrte sie darin umher. Sie konnte nicht über die langen Aehren hinwegsehen, und so wußte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, um nur den Weg wieder zu erreichen. Dazu wurde es immer kühler und sie begann zu frieren; auch wurden ihre Kniee müde und nach langem vergeblichen Umherirren mußte sie sich hinsetzen.

Es war ein kleiner Baum, an dessen Stamm sie sich niederließ — mitten im Kornfelde eine junge Birke! Sie konnte nicht begreifen, wie die dahinkäme; doch wäre sie nur noch einige Schritte weiter gegangen, so würde sie gefunden haben, daß sie sich nicht mitten im Kornfelde, sondern nicht weit vom Wege befand, und zwar von dem Wege, der sie in nicht zu langer Zeit zur Heimath gebracht hätte, denn während des Umherirrens war sie dem Dorfe wieder näher gekommen; aber das ahnte sie nicht, und ihre Kräfte waren erschöpft. Die Haare, naß von Schweiß,

klebten an der heißen Stirn und trostlos starrten die weinenden Augen vor sich hin.

Vom Himmel fiel der Abendthau schon herab und die dürren Aehren sogen sehnsüchtig die erquickenden Tropfen ein. Rother Mohn und blaue Kornblumen streckten ihre Blätter hin und bald glänzten sie von tausend Perlen. Der Mond kam auch hervor und goß sein Licht herab und spiegelte sich in den Perlen, daß es schauerlich schön anzuschauen war. Die kleine Birke zitterte wie vor Vergnügen, als der kühle Nachtwind sie umwehte. Es war eine schöne Welt, in die sie sich hier versetzt sah, und wie die Blätter so rauschten und das Kornfeld wogte und die Mondstrahlen in den Zweigen und auf den Aehren tanzten, da merkte sie ganz deutlich, daß Alles zusammen eine fremde, wunderbare Sprache redete.

Doch für das kleine Menschenkind war das freilich nichts; das hätte um diese Stunde in seinem Bettchen liegen sollen, süß und warm und weich an der Seite der Mutter. Das dachten auch die Blumen in ihrer Nähe, und sie schüttelten unwillig die Köpfe und sagten es zu dem Mond, und der Mond schaute in das kleine angsterfüllte Gesichtchen, und wie ihn die blauen Augen wieder ansahen, sagte er ernst: „Was willst Du hier?"

„Ach, nichts will ich hier," antwortete Clara, in Thränen ausbrechend, „ich wollte, ich wäre nicht hier."

„Warum bist Du denn gekommen?"

„Weil ich unartig gewesen bin und fürchtete, die Mutter möchte mich strafen."

„O Du thörichtes Kind," sagte da der Mond und schüttelte den Kopf, daß er hin und her schwankte am dunkeln Himmel, „vor Deiner lieben Mutter bist Du also geflohen? Wann war sie denn jemals so hart gegen Dich, daß Du vor ihr fliehen müßtest? Wann war sie anders als gütig und liebevoll? Kind, Kind! warum bist Du nicht gleich, da Du unartig gewesen warst, zu dieser lieben Mutter gegangen und hast es ihr gesagt und gebeten: „Mutter, gieb mir die Strafe, die ich verdient!" — Sieh, nun bist Du weggelaufen, ihr zu entrinnen, und welche Strafe, doppelt und dreifach, ja hundertfach, hast Du Dir selber dadurch auferlegt in der Angst, die Du heute ausgestanden? — O thörichtes kleines Mädchen, gehe zu Deiner Mutter! Den Weg könnte ich Dir wohl zeigen; aber kannst Du auch noch so weit gehen?"

„Ach nein," sagte Clara, „meine Füße sind müde, und der eine, auf dem ich keinen Schuh habe, ist wund."

„Dann kann ich Dir nicht helfen, sondern Du mußt zum lieben Gott beten; das hättest Du schon längst thun sollen, gewiß würde er Dir geholfen haben, denn er ist der Einzige, der es kann.“

Ach ja, das hatte Clara vergessen! Zum lieben Gott wollte sie auch beten; doch nicht eins der Verslein hersagen, wie sie sonst gethan, sondern so aus dem Herzen, wie die Mutter oft gerathen hatte, wollte sie beten. Innig faltete sie die Hände, und indem sie niederkniete, sprach sie, wie ihr die Worte aus dem Herzen kamen:

„Vergieb mir, lieber Gott im Himmel, daß ich so unartig gewesen bin, gerade an Deinem Feiertage! Vergieb mir, daß ich meine Schuhe verdorben habe und mein Kleid schmutzig gemacht, ach, aber vor Allem vergieb mir, daß ich meiner lieben, guten, einzigen Mutter weggelaufen bin! Bring' mich doch nur recht bald wieder zu ihr und zum lieben Vater auch. Lieber Gott, ich bitte Dich so sehr! Amen.“

Das war Clara's Gebet, und sie betete es so inbrünstig, daß der liebe Gott ihr sogleich etwas zum Trost schickte, nämlich süßen Schlaf, der die armen, rothgeweiten Augen sanft zuschloß.

Erst am hellen Morgen erwachte sie wieder, als die Lerche schon lange ihr frohes Lied zum blauen Himmel emporgeschickt hatte. Und o! — von welchen süßen Tönen erwachte sie! Ihrer Eltern Stimmen waren es, die in ihr Ohr drangen, ängstlich ihren Namen rufend.

„Hier! hier!“ antwortete sie laut und jubelnd, der Richtung zueilend, woher die Stimmen kamen, und bald lag sie an der Brust der geliebten Mutter, von ihren und des Vaters Armen umschlungen.

Freudenthränen entströmten Aller Augen und hundert und tausend Mal küßte die Mutter ihr Stirn, Augen und Mund. Sie hatte kein Wort des Vorwurfs für ihr wiedergefundenes Kind, nur Worte der Liebe. Ach, und vor dieser guten Mutter, die sie so liebte, war Clara geflohen! Sie konnte das jetzt gar nicht begreifen und drückte das vor Scham erglühende Gesicht fest an ihre Brust.

„Ach, Mutter, Mutter,“ sagte sie endlich, „nein, küsse mich nicht so, ich verdiene das ja nicht, ich bin so unartig gewesen!“ und ein heftiges Schluchzen überwältigte sie.

„Ich glaube,“ sprach die Mutter, ernst und wehmüthig ihr Köpfchen emporrichtend, „Du bist hart genug dafür bestraft? — Lasse Dir das eine Warnung sein. Jetzt wollen wir dem lieben Gott danken, daß wir uns Alle wieder haben.“

„Ja, ja!“ sprach Clara aus tiefstem Herzen, „doch Ihr habt Euch so lange um mich geängstigt. Ach, daß ich Euch so viel Kummer gemacht habe!“

„Ja, das hast Du,“ sagte der Vater, „sowohl mir, als Deiner armen Mutter; doch an Deinen Thränen sehe ich, daß Du es erkennst und bitter bereust, mein geliebtes Kind. Wir wollen jetzt, wie die Mutter sagt, an nichts weiter denken, als dem lieben Gott zu danken.“

Innig umschlangen sich die drei nun noch einmal, und wie sie das wiedergefundene Kind so fest und innig an die Brust gedrückt hielten, da stieg aus jedem Herzen das wärmste Dankgebet empor zum lieben Gott, der das kleine Mädchen geschützt hatte in der kalten Nacht.

Indeß ganz so leicht kam Clärchen nicht davon, denn sie hatte sich doch so sehr erkältet, daß sie mehrere Tage im Bette liegen und viele bittere Arzenei schlucken mußte. Ihre drei kleinen Gespielinnen besuchten sie aber fortwährend und wurden nicht müde sie zu unterhalten, denn sie fühlten es wohl, daß sie auch viel Schuld und viel wieder gut zu machen hatten.

Das weiße Kleid war verdorben für immer und die rothen Schuhe auch, denn der gewaschene war und blieb schmutzig und zusammengeschrumpft; doch Clärchen ist von diesem Tage an verständiger geworden und nie wieder weggelaufen, das Vertrauen zu ihrer Mutter hat sie nie wieder verloren, das blieb stärker als jede Furcht vor Strafe.

Die Seide.

Von

August Heinrich v. Weihrauch.

Auf dem Brühl zu herrlichster Sommerzeit
Erlesenste Welt erging sich breit.

Dem festlichen Tag zum Schmuck und zur Ehr,
In festlichen Kleidern prangt Alles daher.

Vor Allem der Weiber holdselig Geschlecht,
Von Allen bewundert, hier hat es sein Recht.

Es wandelt so üppig, es wandelt so stolz,
Dem Auge die Fülle der Reize entrollt's.

Hervor aus Gewanden aus Schnee gewebt
Der Glieder Lustbau zum Lichte strebt.

Und keines der Mädchen, der wonnigen Frau'n,
An der nicht ein Fleckchen aus Seide zu schau'n.

Die Eine umschlingt es als Shawl rundum,
Der Andern schmiegt es als Mantel sich um.

Noch Andern umwallt es den Hut als Flor,
Und Allen lustig flattert's als Band am Ohr.

Da ist mir bei alle der seidenen Pracht
Stillmahnend, schwermüthig ein Zweifel erwacht:

Ob Einer von Allen ein Ahnen ersteht,
Wer den Zauber gewirkt, der hier sie umweht?

In ein Glashaus trat ich, in Mittagsglühn,
Wo die Räupchen unzählig arbeitend sich müh'n.

Sie hüllen, sie wickeln zum Tode sich ein,
Das Leichentuch spinnend mit mondlichem Schein.

In Trauer wetteifernd, sie lassen nicht ab,
Bis im silbernen Ei fand jedes sein Grab.

Ihr blühenden Schönen, bewahrt Euch ein Herz!
Eure Zierd' erwuchs Euch aus Todesschmerz.

O Wunder, die weithin bunt schimmernde Pracht
Hat Euch sterbend das spinnende Würmchen gebracht.

Jerusalem.

Von

Professor Schönborn.

Obgleich die Stadt Jerusalem weder durch Größe und Pracht, noch rücksichtlich ihrer Lage und natürlichen Umgebung sich besonders auszeichnet, so verdient sie doch wegen des Lichtes, das von ihr ausgegangen ist, wegen der glorreichen Vergangenheit, die sie gehabt hat, vor den meisten andern Städten unsere Beachtung. Auf der Stätte, wo später Jerusalem



Jerusalem.

erstand, bewies Abraham Gott seinen unbedingten Gehorsam, indem er sich bereit zeigte, ihm seinen einzigen Sohn zu opfern; in Jerusalem herrschte ein David und Salomo, in ihr prangte der Tempel des einigen lebendigen Gottes zu einer Zeit, als seine Herrlichkeit aller Welt außer dem jüdischen Volke verborgen war, in ihr lebte, wirkte und starb unser Erlöser — Anlaß genug, daß jedes denkende und fühlende Herz bei dem Namen Jerusalems höher und wärmer schlägt. — Obgleich auf Bergen gelegen, ist ihre Umgebung doch keine schöne. Die Berge des jüdischen Landes nämlich erheben sich von den Küsten des Mittelmeeres an ganz allmälig, durchweg herrschen tafelförmige Flächen auf ihnen, höhere Gipfel fehlen ihnen ganz, indem die höchsten Punkte nur wenige hundert Fuß über ihre Umgebung sich erheben, nicht minder großartige Thäler; denn die wenigen, welche sich vorfinden, sind weder tief noch breit. Da der Himmel während des ganzen Sommers fast unausgesetzt wolkenlos bleibt und der Regen Monate lang ganz fehlt, die Hitze aber alsdann bis zu hohen Graden sich steigert, überdies der weiße verwitterte Kalkboden der Berge jede Feuchtigkeit leicht einsaugt und aus den obern Erdschichten fortleitet, so entbehren die Hochflächen nicht nur des Rasens und der Wälder fast ganz, sondern selbst Bäume finden sich nur vereinzelt vor, und diese haben meist ein kümmerliches Aussehen; niederes, stachlichtes Gebüsch bedeckt stellenweise den dürren Boden, und auf große Strecken hin fehlt Pflanzenwuchs fast ganz. Solche Gegenden sind für den Anbau nicht geeignet, und Gärten wie Saatfelder fehlen daher auf den Höhen fast überall; die wenigen Thäler aber, die davon eine Ausnahme machen, sind so vereinzelt, daß sie nicht vermögen, das traurige Ansehen der Bergflächen zu mildern. Ja selbst in den Thälern ist der Anbau vorzugsweise nur auf die durch Quellen und Bäche begünstigten Stellen beschränkt. Welch ein Abstand von den Bergen unseres Vaterlandes! Um dies inne zu werden, brauchen wir nicht erst an die himmelhohen Alpen und deren zackige Felshäupter, nicht an die durch ihre Naturschönheiten und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Thäler, welche die hohen Gebirgsrücken derselben durchziehen, zu denken; auch alle niedern Berge unseres Vaterlandes übertreffen die jüdischen Bergflächen bei Jerusalem an Fruchtbarkeit, dichter Bewaldung oder herrlichen Rasenmatten, an üppigen Thälern fast durchaus, und sind weit lieblicher oder großartiger, überall malerischer, als sie. Jerusalem selbst liegt auf jenen Hochflächen da, wo die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeere und dem Jordan sich findet, wenige Stunden vom Jordan fern, ziemlich unter gleicher Breite

mit dessen Mündung; die Bergflächen aber fallen in geringer Entfernung von Jerusalem ziemlich steil gegen Ost hin ab.

Die Stadt bildet ein Viereck, dessen Seiten den vier Himmelsgegenden zugekehrt sind; die Westseite zieht sich jedoch weiter gegen Süd hin als die Ostseite; der flache Bergabhang, auf dem die Stadt liegt, fällt an drei Seiten gegen Ost, West und Süd hin schroff ab. Das Terrain der Stadt ist nicht durchgängig eben, aber ansehnlich erhebt sich dasselbe nur in der Südwest-Ecke der Stadt, da wo ehemals die Burg Zion lag. Niedriger ist der Hügel, auf dem der alte Tempel stand; er ist von Zion durch eine flache, die Stadt von Nord nach Süd durchziehende Einsenkung geschieden und fällt steil gegen Ost und Süd nach den zwei Thälern ab, welche hier die Stadt begrenzen; es ist im Ost das Thal Josaphat, an dessen Ostseite der Oelberg sich erhebt, im Süd das Thal Hinnom, welches auch zum Theil an der Westseite der Stadt sich hinzieht, und an der Südost-Ecke von Jerusalem mit dem Thale Josaphat sich vereinigt. Diese zwei Thäler haben die Stadt von je her gegen feindliche Angriffe von drei Seiten her geschützt, und Jerusalem ist daher nie von einer andern Seite als von Nord her erobert worden. — Die Stadt ist von Mauern umgeben, die im Allgemeinen 20 bis 25 Fuß hoch, mit Zinnen versehen und gut erhalten sind. An einzelnen Stellen tragen die Mauern starke, aus dem Mittelalter herrührende Thürme, besonders an der Nordseite, von wo die Gefahr für die Stadt am größten war; diese Thürme ragen aber wenig über die Mauern hervor. — Thore hat die Stadt vier; die zwei bedeutendsten sind das westliche, das Jaffa- oder Bethlehemsthor, welches die Verbindung mit dem Mittelmeere herstellt, und das an der Nordseite befindliche Thor von Damaskus, ein schöner in sarazenischem Style ausgeführter Bau, welcher den von Nord her kommenden Landreisenden den Zugang eröffnet. Das an der Ostseite befindliche Thor, welches zum Thale Josaphat hinabführt, und das an der Südseite liegende sind wenig belebt. — Von den zwei bereits genannten Stadttheilen, welche auf Hügeln liegen, bildet Zion das armenische, der Tempelbezirk das muhammedanische Viertel; die schwache Einsenkung zwischen beiden ist das Judenquartier. Die diesen Theilen nach Nord hin vorliegenden Quartiere sind von Griechen und Muhammedanern bewohnt; das griechische Viertel nimmt den nordwestlichen, das der Moslemim oder Muhammedaner den nordöstlichen Theil der Stadt ein. — Wie verschieden alle diese Stadttheile auch im Einzelnen sind, den Charakter einer türkischen Stadt verleugnet keiner

von allen. Nur wenige Hauptstraßen sind gerade, die übrigen krumm und zugleich meist eng, ein großer Theil derselben auch uneben, bald an-, bald absteigend. Nur ein kleiner Theil der Straßen ist gepflastert, und das Pflaster befindet sich in einem so entsetzlichen Zustande, daß die Verbindung dadurch mehr gehindert als erleichtert wird. Im Sommer ist wegen Staubes, in der Regenzeit wegen Schmutzes in den Straßen kaum fortzukommen, und Reinlichkeit fehlt ganz, denn Schutt und Unrath ist in ihnen angehäuft und häuft sich stets mehr an. Die Häuser sind zwar zum großen Theile aus Stein aufgeführt, aber das reinliche, nette Ansehen, welches unsere abgeputzten, mit Farben angestrichenen Häuser haben, geht ihnen ganz ab. Die Häuser haben flache Dächer und durchschnittlich keine Fenster nach der Straße hin; wo sich dergleichen finden, hindern die engen, die Fenster verschließenden Gitter jeden Blick in das Innere derselben. Von den Häusern der Stadt sind viele mehr oder weniger baufällig, andere nur aus Lehm aufgeführt. Nimmt man dazu, daß große, von Häusern eingefaßte Plätze ganz fehlen, in einzelnen Stadttheilen viele Trümmerhaufen und beträchtliche, ganz verödete Plätze sich befinden, die Verkaufsstätten (Bazare) finster und unreinlich sind: so ergiebt sich daraus wohl, daß das Innere Jerusalems dem, der an den Schmuck, die Regelmäßigkeit, an die Reinlichkeit der Straßen in unsern Städten gewöhnt ist, kein freundliches Bild darbieten kann. Dennoch ist Jerusalem vor vielen andern türkischen Städten durch seine Bauart und sein Aussehen ausgezeichnet, und mit ihnen, nicht mit unsern Städten muß der Jerusalem vergleichen, der es betritt. Besonders unangenehm fällt dem Fremden auf, daß aller Pflanzenschmuck, der unsere Städte so sehr verschönt, mangelt. Gärten fehlen fast ganz, und selbst einzelne schöne Bäume sind eine große Seltenheit; in wie weit es der Fall ist, wird genau angegeben werden.

Auf Moriah, dem Orte, der einst den berühmten jüdischen Tempel trug, ist das hervorragendste Gebäude die große Dschamie Omars, Sakhara genannt. Ihr Bau wurde nach 637 nach Christi Geburt begonnen, und sie bildet ein reguläres Achteck, das von einer Kuppel um 40 Fuß überragt wird. Im Innern des Gebäudes stehen 24 Säulen nicht fern von den Wänden und mehr nach der Mitte zu 16 andere, auf denen die Kuppel ruht. Unter der Kuppel befindet sich in der Mitte des Gebäudes am Boden ein Stein, auf dem man die Spuren von Muhammeds Fuß erkennen will. Sie soll zurückgeblieben sein, als er von hier zum Himmel emporstieg, und der Ort gilt um deswillen den Moslemim als ganz

besonders heilig. Das Gebäude steht frei und ist von allen Seiten von einem großen Hofraum umgeben, der, mit schönen Cypressen und andern Bäumen besetzt, 1500 Fuß lang und 1000 Fuß breit ist. Von dem alten jüdischen Tempel, der einst hier stand, ist in dem neuen Gebäude nichts erhalten. Aus Salomo's Zeiten dürften nur mehrere riesige Felsblöcke sein, welche in der Moriah gegen Ost und Süd einfassenden Mauer sich befinden; denn um den Tempel zu sichern, wurden damals die Seiten des Felshügels untermauert. — Eine zweite Dschamie, el Aksa genannt, befindet sich in der Nähe der ersten, nahe dem Südrande von Moriah. Auch sie trägt eine auf vielen Marmorsäulen ruhende Kuppel und darf, wie die Omars, nur von den Moslemim betreten werden. — Der nordöstliche, neben dem alten Tempel liegende Stadttheil ist von Moslemim bewohnt; die Häuser liegen aber zum großen Theile in Trümmern da, und wüste Plätze mit Schutthaufen nehmen jetzt die Stelle von ganzen Häuservierteln ein. Doch liegt gerade hier der Palast des Pascha oder türkischen Stadtgouverneurs und die Behausungen seiner Soldaten, Gebäude, die freilich in keiner Beziehung ausgezeichnet sind. Vor Zeiten befand sich hier die Burg von Jerusalem, und mit Recht sucht man hier die Stätte, wo einst der Palast des Pilatus sich befand. — Die Muhammedaner nehmen endlich in Jerusalem auch einen Theil des nicht unbedeutenden Raumes ein, der westlich von Moriah liegt, und grenzen hier gegen Süd an das Judenquartier an. — Letzteres liegt in der Stadt, wie schon bemerkt worden ist, in der die Stadt zwischen Zion und Moriah von Nord her durchziehenden Thaleinsenkung und an dem östlichen Abhange von Zion hinauf. Obgleich hier fast die Hälfte von sämmtlichen Bewohnern Jerusalems wohnt, so nimmt dieser Theil der Stadt, in dem überdies noch ein großer Theil wüst ist, nur ein Zehntel der gesammten Stadtfläche ein; daher sind die Straßen überaus eng, in Folge dessen schmutzig, die Häuser dicht an und in einander geschoben, und Alles hat hier ein sehr kümmerliches Aussehen; auch nicht ein großes Gebäude zeichnet diesen Stadttheil aus. Da das Betreten des ehemaligen Tempelplatzes den Juden wie auch den Christen verwehrt ist, so erheben die Juden ihre Klagen über die entschwundene Herrlichkeit Jerusalems an der Westseite der Mauer, welche den Tempelbezirk einschließt, an einer Stelle, die davon der Klageort der Juden benannt ist; sie wird besonders am Beginne des Sabbaths sehr fleißig von den Juden besucht.

Auf dem alten Berge Zion ist das Hauptgebäude das dem heiligen Jakobus gewidmete armenische Kloster; es ist so geräumig, daß in ihm

während der Festzeiten 3000 bis 4000 Pilger beherbergt werden können. Vor allen andern Klöstern in Jerusalem zeichnet es sich durch einen geräumigen prächtigen Hof und durch einen großen Garten aus, der als der einzige schon darum ein großer Schmuck für das Kloster ist. Der Wohlstand, der sich in dem Kloster bemerklich macht, zeigt sich selbst an der Umgebung desselben; hohe Bäume zieren die gepflasterte Straße vor demselben, und einzelne Häuser in der Nähe lassen schon aus ihrem Aeußern errathen, daß hier größerer Wohlstand herrscht. Die Kirche im Kloster, mit zahllosen Lampen aus Gold und Silber und mit Straußeiern, an den Wänden mit vielen Bildern auf Goldgrund verziert, ist die prächtigste in ganz Jerusalem. — Nordwärts davon befinden sich bei dem Jaffathore mehrere alte Thürme, welche die Burg genannt werden; sie rühren aus dem Mittelalter her. Nahe bei ihnen steht die in neuester Zeit erbaute evangelische Kirche, ein schönes Gebäude, aus weißem Kalkstein bestehend, welches wegen seiner erhabenen Lage und seiner Höhe weithin sichtbar ist. Die Kirche hat die Gestalt eines Kreuzes und ist mit Spitzbogen im Innern verziert.

Im Nord von Zion ist der vorzugsweise von den Griechen bewohnte Stadttheil; er umschließt die den Christen ewig denkwürdigen Orte fast sämmtlich. Den Mittelpunkt desselben bildet die Kirche zum heiligen Grabe, deren Bau, im Jahre 1048 begonnen, von den Kreuzfahren vollendet wurde. Sie ist 120 Schritt lang, 70 Schritt breit, und umfaßt mit ihren Mauern das Grab Christi ebensowohl, wie Golgatha, den Ort, wo der Erlöser den Kreuzestod erlitten hat. Zu der Kirche gelangt man durch schmale Straßen, deren Häuser keineswegs ausgezeichnet sind, und an der Südseite der Kirche befindet sich eine schmale Pforte, die zu dem Vorplatze des Heiligthums führt. Dieses selbst ist ein großes, weitläuftiges Gebäude, das eine Reihe von Kapellen und mehrere Kirchen in sich schließt. Da nun die einzelnen Theile einen sehr verschiedenartigen Baustyl an sich tragen und nicht zu einer Zeit, nicht nach einem Plane erbaut sind, so macht das Ganze keinen schönen Eindruck und ist im Aeußern auch sehr wenig geschmückt. Die Haupttheile des Gebäudes bilden drei in ihm vereinte Kirchen; am meisten gegen West liegt die eigentliche Kapelle zum heiligen Grabe; sie ist der älteste Theil der Kirche; östlich an sie stößt der Haupttheil des gesammten Gebäudes, die große, den Griechen zugehörige Calvarienkirche, zu der die südlich neben dem hohen Chore befindliche Kapelle gehört, welche Golgatha in sich faßt; das Ostende der Kirche nimmt

die Kirche der Kreuzfindung mit der Kapelle der Kaiserin Helena ein. Außerdem aber befinden sich noch eine ganze Reihe von Kapellen und größern kirchlichen Räumen, welche zumal den Chor der griechischen Kirche umgeben, unter demselben Dache. Was nun die Haupttheile anlangt, so soll die Kirche der Kreuzfindung sich in dem Hügel befinden, in dem man im Anfange des vierten Jahrhunderts das wahre Kreuz Christi will gefunden haben; sie liegt unter der Erde. In ihrer Nähe, 13 Stufen höher als sie, befindet sich auch die schöne, unterirdische Kapelle der Helena, zu der man auf einer Treppe von 29 Stufen hinabsteigen muß; über ihr ist das Kloster der Abyssinier erbaut. Von diesem östlichen Theile der gesammten Kirche kommt man, gegen West gehend, in die prachtvollste Abtheilung des Baues, in die griechische Kirche. Sie hat die Gestalt einer Basilika und besteht aus drei neben einander befindlichen Schiffen. Prächtig geschmückt und mit Vergoldung überladen, mit Gemälden bedeckt, verfehlt sie nicht, auf den Beschauer einen großartigen Eindruck zu machen. Der Hochaltar befindet sich an ihrem Ostende und ist von der übrigen Kirche durch eine die Kirche durchschneidende, mit Bildern bedeckte Wand geschieden. Zu der im südlichen Nebenschiffe befindlichen Kapelle, welche Golgatha umschließt, steigt man auf einer Treppe von 18 Stufen gegen 20 bis 25 Fuß hinan. Der Felshügel Golgatha's selbst ist oben geebnet, hat eine Länge von ungefähr 40 Fuß, ist halb so breit, und drei Löcher im Felsen, die jetzt zum Theil mit Silber eingefaßt sind, bezeichnen die Orte, wo das Kreuz des Erlösers und die der mit ihm Gekreuzigten aufgerichtet waren. Viele silberne und goldene Lampen hängen von der Decke der Kapelle herab, die im Uebrigen einfach und würdig geschmückt und ganz geeignet ist, ein dem Erlöser ergebenes Herz andächtig zu stimmen. Am Fuße des Hügels befinden sich endlich die Gräber Gottfrieds von Bouillon und König Balduins. — Der westlichste Theil der Grabeskirche ist eine Rotunde, die von mächtigen Pfeilern getragen wird und mit einer hohen Kuppel überdeckt ist. Innerhalb der Rotunde, unter der Kuppel, befindet sich eine Kapelle, ganz aus Marmor errichtet und selbst mit einem Dache unterhalb der Kuppel geschlossen, 45 Fuß lang, 20 Fuß breit; sie umfaßt das Grab Christi. Aus einer Vorhalle, der sogenannten Engelskapelle, so genannt, weil hier der Marmorblock sich befindet, von dem aus der Engel die Auferstehung des Herrn den ihn suchenden Frauen ankündigte, tritt man durch ein niederes, nur 4 Fuß hohes Pförtchen in das eigentliche Grab, ein kleines, mit Marmor bekleidetes Gemach, welches 8 Fuß lang, 7 Fuß breit und hoch

ist. Die Hälfte dieses Raumes wird von dem großen steinernen Sarge eingenommen, in dem der Herr beigesetzt war. Der Sarg selbst aber ist nicht sichtbar, vielmehr bedeckt ihn der Altar, der sich darüber erhebt. Neben dem Sarge ist kaum noch für vier knieende Menschen Platz. Die Wände des Gemachs sind von Weihrauch- und Oeldampf so geschwärzt, daß man nicht unterscheiden kann, ob die Wände des Gemachs aus dem natürlichen Felsen oder aus Marmor bestehen; über 40 kostbare Lampen werden hier nämlich stets brennend unterhalten. — Wie wenig begründet, ja wie entschieden unrichtig auch sein mag, was von vielen einzelnen Orten in Jerusalem heutzutage erzählt wird und erzählt worden ist, so ist doch kein genügender Grund vorhanden, zu bezweifeln, daß das Grab und das Kreuz des Herrn sich wirklich an den Orten befunden haben, die jetzt um deswillen noch verehrt werden. Vielmehr spricht Alles dafür, daß das Golgatha, welches die Grabeskirche jetzt umschließt, und das Grab des Herrn, welches in ihr gezeigt wird, wirklich die Stätten sind, an denen der Erlöser starb und im Grabe ruhte. Sie waren vor Zeiten nahe bei der Stadt außerhalb der Stadtmauern, sind aber schon früh in den Bereich der Stadt, in dem sie sich jetzt befinden, hineingezogen worden. — Auch der Leidensweg des Herrn, vom Hause des Pilatus bis nach Golgatha, wird im nördlichen Theile der Stadt gezeigt; er durchschneidet die Stadt von Ost nach West; daß aber die einzelnen Orte, die jetzt als solche gezeigt werden, wo das Eine oder Andere dem Herrn auf diesem Wege begegnete, wirklich die sind, für welche sie ausgegeben werden, dafür fehlt jede Gewähr. —

Ich übergehe die mancherlei Klöster, die im Bereiche des griechischen Stadttheils um die Grabeskirche her sich befinden, das weitläuftige lateinische Kloster, welches von Franziskanern bewohnt wird, die vielen griechischen, das koptische, das abyssinische Kloster, um noch Weniges über die jetzigen Bewohner Jerusalems anzufügen. Die Zahl derselben beträgt etwas über 15000; etwa 5000 derselben sind Moslemim, gegen 7000 Juden, 2000 griechische Christen, die andern gehören den übrigen christlichen Kirchen zu. Die Moslemim sind fast durchaus Araber und ihre, die arabische Sprache, ist die des gewöhnlichen Verkehrs in Jerusalem. So ungebildet die Araber auch sind, so zeichnen sie sich doch durch Mäßigkeit, daneben durch heiteres Wesen und Lebendigkeit in ihrem ganzen Thun aus; weniger ist ihre Reinlichkeit zu loben. Türken sind nur wenige da; nur die von Seiten der Regierung Angestellten. So fest die Moslemim

auch an ihrem Glauben hängen und so unduldsam sie sich in frühern Zeiten gegen Andersgläubige gezeigt haben, so sind sie doch jetzt der Mehrzahl nach von Fanatismus frei, so lange nicht grobe Verstöße gegen ihre Sitten oder ein Eindrängen in ihre für heilig erachteten Oerter sie aufreizt. Habgierige Statthalter suchen freilich unter dem Vorwande der Religion das Volk öfters zu fanatisiren, um schwere Abgaben von Christen oder Juden zu erlangen, und erreichen nur allzuoft ihre Absicht.

Der Haupttheil der jüdischen Bevölkerung besteht aus den Nachkommen der vor mehreren Jahrhunderten aus Spanien und Portugal eingewanderten Juden; sie zeichnen sich durch anstandsvolles Benehmen, durch Schönheit der Körperbildung aus und leben zum Theil in einigem Wohlstande. Weit weniger gilt alles dies von den vielen alljährlich aus Deutschland und dem Osten Europa's einwandernden Juden; sie sind großentheils sehr arm und suchen Jerusalem auf, bald um dort die letzten Jahre ihres Lebens hinzubringen und dort begraben zu werden, bald um das Studium ihres Gesetzes dort zu betreiben; sie fristen ihr Dasein zum großen Theile nur durch die aus Europa ihnen zukommenden Unterstützungen.

Die Armenier sind der wohlhabendste Theil der Einwohner; sie gelten im Allgemeinen für rechtlich und zuverlässig und zeichnen sich durch ihr Handelsgeschick aus; im äußern Leben und in der Einrichtung ihrer Häuslichkeit stehen sie den Moslemim sehr nahe. — Weit ungünstiger ist das allgemeine Urtheil in Bezug auf die Griechen; sie zeichnen sich durch Schlauheit, Lust zu täuschen, durch Fanatismus und Leidenschaftlichkeit aus, betreiben den Kleinhandel oder die gewöhnlichen Handwerke und haben fast durchaus eine sehr geringe Bildung; leider trifft der letzte Vorwurf auch die meisten Glieder ihrer überaus zahlreichen Geistlichkeit.

Dem Europäer bietet ein bleibender Aufenthalt in Jerusalem sehr wenig Annehmlichkeit. Größere Lebendigkeit und regerer Verkehr ist in der Stadt nur während des Winters anzutreffen. Es finden sich dann allgemach Pilger aus sehr verschiedenen Ländern Europa's, Asiens und Afrika's ein, die Zahl derselben nimmt nach Weihnachten mit Annäherung gegen Ostern von Woche zu Woche zu, und zu Ostern bietet die Stadt wegen der Menge der Fremden ein überaus lebhaftes Aussehen dar, und der Handel und Verkehr ist überall ein äußerst reger. Kaum aber ist das Osterfest vorbei, so entfernen sich die Fremden noch schneller, als sie erschienen sind, und nimmt die Hitze des Sommers zu, dann eilt auch ein großer Theil von den Bewohnern der Stadt zu den Thoren hinaus, um der in den Straßen

herrschenden drückenden Schwüle zu entgehen. Wer es möglich machen kann, weilt dann in der Umgegend unter Zelten, die an luftigen oder kühlen Orten aufgeschlagen werden, die Stadt verödet, der größte Theil der Verkaufsstätten wird ganz geschlossen, und außer denen, die ihr Beruf an die Stadt fesselt, bleibt nur der ärmere Theil der Bevölkerung in ihr zurück. Dies dauert während des ganzen regenfreien, oft sehr heißen Sommers fort, und erst im Herbste, wenn die Witterung kühler wird, finden sich zunächst die Einwohner, nach ihnen auch die Fremden von Neuem in der Stadt ein. Die Geselligkeit in der Stadt wird aber ferner gar sehr auch dadurch beeinträchtigt, daß alles gesellschaftliche Leben außer dem Bereiche des eigenen Hauses hier wie in den meisten andern Städten des Orients mit Untergang der Sonne fast ganz aufhört; jeder zieht sich alsdann in seine Behausung zurück, und alle Verkaufsstätten werden alsbald geschlossen. Von Beleuchtung der Stadt ist daher keine Rede; es ist kein Bedürfniß dazu da. Selten vernimmt man nach eingebrochener Finsterniß noch den Fußtritt eines Menschen auf der Straße; die Straßen sind vielmehr gänzlich verödet. Herrenlose Hunde, die sich rudelweise auf ihnen herumtreiben, und der schwere Tritt der Sicherheitswachen, die zum Schutz gegen Räuber und Diebe die Straßen durchziehen, unterbrechen fast allein die Stille. Mithin kann von einem geselligen Zusammensein außerhalb des Hauses nach der Arbeit des Tages wenig die Rede sein, und die Bewohner jedes Hauses sind alsdann lediglich auf das Zusammensein mit ihren Hausgenossen beschränkt.

In der nächsten Umgebung Jerusalems ist kein Punkt, der eine schönere Uebersicht der Stadt darbietet, keiner, der zugleich an die Leidenstage des Herrn so lebhaft erinnert, als der Oelberg. Er begrenzt das Thal Josaphat im Ost, ist ein von Nord nach Süd hinziehender Hügelrücken und trägt drei unbedeutend über seinen Kamm hervorragende Gipfel, deren höchster etwa 200 Fuß über Zion, dem höchsten Punkte Jerusalems, sich erhebt. Von hier, heißt es, ist der Herr einst zum Himmel aufgestiegen, und zum Andenken daran war hier einst eine Kirche. Jetzt sind nur noch Reste von deren Mauern vorhanden. Dagegen befindet sich in deren Nähe eine kleine Dschamie, von der aus man eine herrliche Aussicht ebensowohl auf die Stadt Jerusalem, wie gegen Ost auf das Jordanthal, auf das todte Meer und die dasselbe am Ostrande umsäumenden hohen Berge Moab's hat. — Der Oelberg ist jetzt ganz verödet; nirgends findet Anbau an ihm statt; zwischen den Felsen, die ihn stellenweise bedecken, und

auf dem felsigen Boden wachsen nächst spärlichen Gräsern fast nur stachlige Kräuter und niederes Gebüsch. Ganz vereinzelt finden sich noch einige Oelbäume an ihm vor; in größerer Zahl stehen sie nur in dem Garten Gethsemane, in dem der Erlöser sich in inbrünstigem Gebete an seinen Vater im Himmel wendete. Der Garten liegt an der Jerusalem zugekehrten Seite des Berges, die ziemlich steil abfällt, nicht fern über dem Fuße des Berges, und ist ein von einer Mauer umschlossener Platz, der etwas über 150 Fuß lang und breit ist und noch acht durch ihr hohes Alter ausgezeichnete Oelbäume in sich faßt. Die Bäume werden, damit sie nicht beschädigt werden, sorgfältig bewacht; kein Zweig darf von ihnen abgebrochen werden, nur die dürren, am Boden liegenden Aeste dürfen als Erinnerungszeichen an den Ort von denen, die ihrer begehren, mitgenommen werden.

Wie der Oelberg uns an die Leidenstage des Herrn erinnert, so Bethlehem an die Zeit seiner Erscheinung auf Erden, und auch dieser Ort liegt in Jerusalems Umgebung, nur zwei Stunden gegen Südost hin entfernt. Der Weg dahin führt aus dem Jerusalem im West begrenzenden Thale Hinnom zu einer Bergebene hinan, auf deren höchstem Theile neben dem Wege ein dem Elias geweihtes Kloster liegt, und durchschneidet demnächst ein Thal, über dessen südlichem Abhange das Grab Rahels gezeigt wird. Bis dahin ist die Gegend meist baumlos und ohne Anbau; erst von hier an gewinnt sie einen freundlichen Charakter, und der erste Ort, der in geringer Entfernung von Rahels Grabe sich zeigt, ist Bethlehem, an den Abhängen zweier Hügel gelegen. In den Gründen am Fuße dieser Hügel erfreuen Weingärten, die einen vortrefflichen Wein liefern, Oel-, Mandel-, Feigen-Bäume und Granatengebüsch, auch Fruchtfelder das Auge, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch; denn nach der Ernte nimmt Dürre auch hier überhand. Die Häuser Bethlehems liegen ziemlich unregelmäßig und dicht bei einander, sind fast durchaus nur ein Stockwerk hoch und aus Stein aufgemauert; die Straßen, die sich zwischen ihnen hinziehen, sind weder breit und regelmäßig, noch auch gepflastert. Eine Mauer, gegen 800 Schritt lang, 600 Schritt breit, umgiebt den Ort, um die Einwohner gegen Ueberfälle der nomadisirenden Araber, die bis hierher herumstreifen, zu schützen. In geringer Entfernung, etwa 200 Schritt von den übrigen Gebäuden entfernt, steht ein großes Gebäude, welches, mit hohen Mauern umgeben, ganz das Aussehen einer Festung hat; es sind die unter sich zusammenhängenden Klöster der Lateiner, Griechen und Armenier, die an dem Orte, der durch die Geburt Christi geheiligt ist, errichtet

worden, und das Hauptkloster ist das der römisch-katholischen Kirche zugehörige, in dem Franziskaner ihren Sitz haben. Ihre Kirche ist überaus prächtig und zugleich eine der ältesten Kirchen, der Maria geweiht; das Schiff der Kirche ruht auf 48 Säulen. Das eigentliche Heiligthum ist die Felsengrotte, welche unter dem Hauptaltare sich befindet und als der Stall bezeichnet wird, in dem Maria mit dem neugeborenen Christuskinde Unterkommen fand. Da dergleichen Felsgrotten in der dortigen Gegend noch bis auf den heutigen Tag als Ställe benutzt werden, so kann auch die genannte Grotte sehr wohl einst zu gleichem Zwecke verwendet worden sein. Die Wände der Grotte sind mit Marmor bekleidet und der ganze Raum ist mit kostbaren Lampen, die stets brennend erhalten werden, erleuchtet. — In Bethlehem wohnen, seitdem die streit- und händelsüchtigen Türken, die vor wenigen Jahrzehnten hier noch ansäßig waren, vertrieben worden sind, nur Christen; aber auch selbst diese sind nichts weniger als demüthig oder kriechend in ihrem Benehmen. Mit den Waffen in der Hand (und sie gehen noch immer bewaffnet) haben sie oft ihrer Unterdrücker sich zu erwehren versucht. Sie haben ein vortheilhaftes Aeußere, und man findet unter ihnen viele große, kräftige und schöne Gestalten. Obwohl im Ganzen wohl bekleidet, leben sie doch meist in Dürftigkeit wegen der hohen Steuern, zu denen sie herangezogen werden. Ihre Zahl beträgt gegen 3000 und sie nähren sich von dem Ertrage ihrer Gartenfrüchte, die sie nach Jerusalem führen. Ein großer Theil von ihnen beschäftigt sich aber damit, aus Holz, Olivenkernen, Asphalt und Perlmutterschalen Rosenkränze, Kreuze, Trinkbecher, Abbildungen heiliger Orte oder einzelner Ereignisse aus dem Leben Christi zu machen. Den dazu nöthigen Asphalt erhalten sie aus dem todten Meere, die Olivenkerne aus der nächsten Umgebung; die Perlmutterschalen holen sie alljährlich in ganzen Ladungen von den Küsten des rothen Meeres. Ihre Waaren suchen sie mit großer Zudringlichkeit an Fremde, namentlich an Pilger, abzusetzen, und jeder Fremde, der Bethlehem besucht, sieht sich darum alsbald von ihnen belagert und bestürmt.

Volkssagen aus Sachsen.

Von
Julius Schanz.

Die Perlenschoten.

Sage von Neustadt-Wiesenthal im Erzgebirge.

Als zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts der Religionskrieg in Böhmen wüthete, und viele Menschen das reiche, schöne Land flohen, kamen auch Manche der Flüchtigen nach Sachsen und bauten sich mit dem Wenigen, was sie gerettet hatten, daselbst an. Müde und traurig kam einst ein Wanderer, Namens Michael Rothdörfer, mit Weib und Kindern über die Grenze, und nachdem er lange umhergeirrt war, setzte er sich mit den Seinen nieder, um zu berathschlagen, was sie beginnen wollten. Die sieben Kindlein, alle rosig und frisch, lagen um ihn her auf dem grünen Rasen, die Mutter nahm das letzte Brod, brach es weinend in sieben Theile und gab Jedem ein Stückchen. Der Vater sah den blühenden Kranz der Seinen und neuer Muth erfüllte seine Brust. Die Sonne schien durch die grünen Bäume, und der Platz, wo sie sich gelagert, dünkte ihm so gar schön, daß es ihm war, als müßte er hier bleiben und sein Hüttlein bauen. Er fing auch den nächsten Tag mit rüstigen Händen zu graben und zu hacken an. Von dem wenigen Gelde, welches er hatte, kaufte er Werkzeug und was er sonst zum Bau bedurfte; Weib und Kinder halfen, so viel in ihren Kräften stand; manche hülfreiche Hand boten ihm die guten Sachsen an, dem Vertriebenen, der sich zu ihnen geflüchtet, und bald erhob sich das kleine Häuschen unter den fleißigen Händen. Ein kleines Gärtchen umgab das Haus, wo der fleißige Mann in seinen Ruhestunden pflanzte und grub und zwischen bunten Blumen allerlei Küchenkräuter zog. Für Tagelohn suchte er Arbeit in der Umgegend, und auch die ältesten Kinder fingen an etwas zu verdienen. So erhielten sie sich mühsam und kummervoll; aber ihr frommer, treuer Sinn, und ihre gegenseitige Liebe ließ sie alle Entbehrungen und Mühseligkeiten leicht ertragen.

Einst saß der Vater im Gärtlein, um von des Tages Mühe zu rasten, und nicht weit von ihm spielte sein jüngstes Kind in einem Schutthaufen, der vom Bau des Hauses liegen geblieben war. Lustig hüpfte das blonde Mädchen in dem alten Gestein umher, und des Vaters Auge ruhte lächelnd

auf dem lieblichen Kinde. Plötzlich schaute sie freudig auf und kam mit rothglühenden Wangen gesprungen, indem sie dem Vater einen glücklichen Fund brachte. Eine dürre, trockene Schote war es, die in ihrem Innern je nach zwei Samenkörnern eine Perle enthielt. Verwundert schaute der Vater die seltsame Frucht an, aber es waren und blieben drei helle, echte Perlen, die ihm entgegenschimmerten. Nun durchsuchte er eilig mit den Seinigen den ganzen Schutt, und sie fanden noch viele, viele Schoten, alle mit demselben köstlichen Inhalt, unter dem alten Gestein. Die wundersame Geschichte flog bald von Mund zu Mund, und der Neugierigen Viele kamen herbei, um das Wunder mit eigenen Augen zu sehen. Hell und rein schimmerten Jedem die Perlen entgegen, aber sobald sie eine fremde Hand berührte, zerflossen sie in einen Wassertropfen. Nur in den Händen des lieblichen Kindes blieben sie in ihrer glänzenden Schöne, zum Zeichen, daß sie ihr allein bestimmt waren.

Das Holzweibchen.

Sage von Wilhelmsdorf im Amte Arnshaugk.

Eine Bauersfrau, die Gott reichlich gesegnet hatte, zwar nicht mit blanken Goldgulden, wohl aber mit holden, rothwangigen Kindern, stand früh am Morgen auf um in den Wald zu gehen, wo sie in Vorsorge für den nahen Winter dürres Holz und Tannenzapfen lesen wollte. Sie nahm den Korb, nachdem sie dem großen Mädchen Auftrag gegeben hatte, Alles wohl zu verwalten, die kleinen Kinder zu beaufsichtigen und den Säugling zu wiegen, bis sie wiederkäme. Bald war sie mitten im Walde, in dem eben das erste Leben sich regte; die Vögel begannen zu singen und flatterten in den Baumwipfeln umher, die die aufgehende Sonne röthete. Emsig bückte sich die Frau und hatte schon den halben Korb voll gelesen, als plötzlich aus der Ferne ein lautes, klägliches Geschrei erscholl. Die gute Mutter wußte gleich, daß das Stimmchen einem kleinen Kinde gehören mußte, darum eilte sie dem Schalle nach und richtig — auf der Erde lag ein liebliches kleines Wesen in der hohlen Rinde eines Baumes. Sie nahm das arme verlassene Kindlein auf, das so weiß und fein war wie ein Wachspüppchen, und dabei so gar klein und zart, daß die Bauerfrau kaum wagte, es mit ihren derben Fingern zu berühren. Die Tüchlein, in welche es gehüllt war, schienen aus Sonnenfäden gewebt, so weich fühlten sie sich an, und wenn die Sonne darauf schien, schimmerten sie wie Silber. Die

Frau schaukelte und wiegte das Kind in ihren Armen, sang und trällerte ihm vor, aber immer kläglicher ward sein Gewimmer. Da setzte sie sich in's Moos und reichte ihm Nahrung, und alsbald ward es ruhig und trank, als ob es halb verschmachtet sei. Als sie nun so da saß und sich an dem reizenden Geschöpfchen nicht satt sehen konnte, kam Etwas ganz leise, leise über's Moos dahergeschlüpft, und als die Bauerfrau aufblickte, die irgend ein Thierlein vermuthete, sah sie eine kleine, weiße Gestalt kommen, mit langen, goldigen Haaren und in ein Gewand gehüllt, so weiß und klar wie des Kindleins Windeln. Mit blitzenden Augen sah sie der Frau zu, wie sie das Kind labte, und indem sie herantrat, sprach sie mit lieblicher Stimme: „Hab' Dank, daß Du Dich meines Kindchens angenommen; gieb mir's zurück und zum Lohne nimm seine Wiege mit, in der es geschlafen hat."

Sie nahm die Baumrinde auf und reichte sie der Frau, welche ihr das Kindlein in die Arme legte. Leise glitt sie zwischen den Stämmen hin, und die Bauersfrau sah ihr staunend nach, bis sie verschwunden war. Da ihr die Baumrinde zu groß war und auch das Geschenk ihr gar seltsam vorkam, brach sie aus Spaß ein Stücklein ab, nahm's mit, warf's in den Korb, und da er voll war, eilte sie nach Hause. Hier schüttete sie die Aestlein und Späne, die sie gelesen, in den Schuppen aus, und o Wunder! ein helles Stück Gold fiel klingend ihr vor die Füße. Nun sah sie den Segen des guten Holzweibleins ein und eilte in den Wald zurück, um die ganze Wiege des Wunderkindleins zu holen. Sie fand sie auch noch auf derselben Stelle und nahm sie mit, doch Gold ward nimmer daraus, und sie mußte sich denn mit dem einen Stücklein begnügen.

Die Wunderblume.

Sage vom Löbauer Berge.

Auf dem Löbauer Berge, und zwar auf demjenigen Theile desselben, der wegen der vielen darauf wachsenden Kräuter nur der Kräutergarten genannt zu werden pflegt, blüht in der Johannisnacht mit dem Glockenschlage 12 Uhr eine wunderbare Blume, herrlich und schön wie keine ihrer Schwestern. Niemand kann sich rühmen, jemals eine so schöne Blume gesehen zu haben, und da sie selbst noch keines Sterblichen Auge erblickt hat, wird sie verschiedenartig geschildert.

Ihre Farbe, sagen die Einen, ist Purpur mit goldener Einfassung, grün wie Smaragd sind ihre lotosähnlichen Blätter, veilchenblau der Stengel oder von glänzendem Himmelblau. Sie soll, wiewohl großartiger im Bau, die Gestalt der Lilie haben, und wenn sie ihren Kelch öffnet, weit und breit ihre Wohlgerüche ausstreuen, denen kein Blumenduft weder in der alten noch in der neuen Welt gleich kommt.

Nach einer andern Ueberlieferung ist ihr Stengel dunkelgrün, an dem, rothen Rubinen gleich, die Blätter durch den Wald leuchten; Alles aber soll ihr Kelch, der aus einem großen Diamanten besteht, an Pracht und Glanz überstrahlen. Er verdunkelt, so lange er leuchtet, den Mond und die Sterne, und milde Gesänge, die zauberisch die stille Nacht durchklingen, steigen aus ihm empor.

Viele Sagen knüpfen sich an diese wunderbare Blume, von denen wir nachstehend eine mittheilen:

Einstmals war die Johannisnacht in Löbau auch unter mancherlei Schwank und Scherz gefeiert worden. Die Lichter erloschen allmälig in den Häusern und die Jubellieder verhallten in der nächtlichen Stille.

Da trat ein Mädchen aus einer niedrigen Hütte, die einsam am Fuße des Löbauer Berges stand. Mit verweinten Augen blickte sie hinauf an's Sternenzelt und seufzte.

„Wann wird mein armes Herz Ruhe finden?“ sprach sie leise vor sich hin. Vater und Mutter waren ihr vor Kurzem gestorben, und sie hatte heute Abend nach alter, frommer Sitte ihre Gräber geschmückt.

Still ging sie durch das thauige Gras den Berg hinan, und vor ihr schwebte ein Irrlicht, dem sie unbewußt folgte.

Der Wald wurde immer dichter, die Tannen rauschten in der Einsamkeit der Nacht mit geheimnißvollem, kaum hörbarem Flüstern.

Plötzlich sieht das Mädchen durch die Bäume einen hellen Glanz schimmern. Sie eilte auf ihn zu und stand vor der Wunderblume. So hatte sie ihr einst der Vater geschildert, als sie allabendlich, das Köpfchen auf die Hände gestützt, seinen Erzählungen lauschte.

Eine innere Stimme rief ihr zu: Pflück' sie ab! Pflück' sie ab!

Und als sie die Blume abgepflückt hatte, erlosch der Glanz derselben, und der Wald war wieder dunkel wie zuvor. Das Rauschen der Bäume ward immer leiser und geheimnißvoller.

Am andern Morgen fanden Kinder, welche Beeren suchten, das Mädchen todt, mit gefalteten Händen, im Walde liegen. Die Wunderblume hatte ihre Seele zum höchsten Glück erhoben.

Die Unterwelt.

Von

Hermann Wagner.

1. Die Wiege der Blumen.

Die Oberfläche der Erde, auf welcher unser Fuß wandelt und unser Wagen dahinrollt, bildet die Grenze zwischen zwei verschiedenen Welten, Oberwelt und Unterwelt. Die erste ist das Reich des Lichts, in der letzteren herrscht ewiger Schatten. Von den Ebenen der Erde aus kann man das Leben der Geschöpfe in seiner Eigenthümlichkeit verfolgen, wie es sich fortwährend verändert, je höher man an den Gebirgen hinaufsteigt. Je mehr sich der Wanderer über den Spiegel des Meeres erhebt, je mehr er sich den Spitzen der Hochgebirge nähert, desto verschiedener zeigen sich ihm die Gewächse, desto abweichender gestaltet sich die Thierwelt. Es werden von beiden immer weniger und weniger, bis endlich hoch droben alles organische Leben ein Ende hat und nur Schnee und Eis, nur die Felsen und Gletscher in ihrer Weise von den Kräften der Natur erzählen. Etwas Aehnliches zeigt sich auch, sobald wir versuchen, von der Oberfläche der Erde hinab in die Tiefe zu dringen.

Die oberste Schicht, welche die meisten Länder als fruchtbare Decke umhüllt, ist die schwarzbraune Acker- oder Garten-Erde, vom Landwirth und Naturkundigen Humus genannt. An manchen Stellen lagert diese Erdart in bedeutender Mächtigkeit, an andern Orten bildet sie nur eine handhohe oder fingerdicke Schicht, selten fehlt sie gänzlich — und dann ist die Gegend meistens unfruchtbar und öde.

Als jene Gesteine, welche viele Gebirge, wie z. B. das Siebengebirge, den Brocken, das Riesengebirge, die Landskrone u. s. w., bildeten, durch die Feuerkraft im Innern der Erde geschmolzen, an der Oberfläche langsam heraufgequollen waren und nun verkühlten, — entbehrte ihre Oberfläche noch durchaus jene fruchtbare Ackererde. Zwei Arbeiter waren

bestellt, sie zu beschaffen: Luft und Wasser. Der Wind, welcher die Länder durchstreift, sich heulend durch die Felsenrisse zwängt, ist ein gar geschäftiger Gesell. Wirft er auch hie und da einen Schornstein herab, — das Nützliche, das er schafft, ist bei weitem bedeutender. Er enthält, außer der sogenannten Stickstoffluft, welche seine Hauptmasse bildet, besonders noch zwei Luftarten, die Sauerstoffluft und die Kohlensäure, welche bei Bildung der Ackererde thätig sind. Die Sauerstoffluft ist dieselbe, welche von uns eingeathmet wird, die unser Blut erfrischt und unser Leben erhält. Die Kohlensäure ist es, die uns im Champagner und Selterwasser entgegenschäumt und die wir bei jedem Athemzuge ausathmen. Beide Luftarten greifen das kahle, feste Gestein an und verbinden sich mit den Theilchen seiner Oberfläche. Bisher waren die Felsen unlöslich und widerstanden dem auftröpfelnden Regenwasser, — mit Sauerstoff oder Kohlensäure verbunden, lösen sich ihre äußersten Schichten aber in den Wassertropfen theilweise auf. Die Gesteine zerbröckeln, sie verwandeln sich in zartes oder gröberes Pulver, je nachdem die Felsart war, welche zerstört ward. Das Wasser dringt in die entstandenen Risse, sprengt beim Gefrieren die festesten Stücke, reißt im Gewitterregen das Gerölle von dannen, spült und reibt als unermüdlicher Gesell und ruhet nimmer. Durch Luft und Wasser verwittern die Gesteine. Sie liefern die ersten Bestandtheile der Ackererde.

An dem kahlen Felsgestein, an dem noch kein Baum und keine Blume gedeihen mag, klammert sich die gelbe oder graue Flechte, das schwärzliche oder grünliche Moos. Sie ziehen ihre Nahrung nicht aus dem unwirthbaren Stein, sie nähren sich „von des Nachtthau's Thränen.“ Der Wind trieb ihre Samenstäubchen heran, der Regen und der Nebel speisen sie. Die alten Flechten sterben ab, die untern Theile der Moosrasen beginnen zu verwesen, während die Spitzen weiter wachsen. Luft und Wasser beginnen auch diese abgestorbenen Theile zu zersetzen. Sie bilden gleichfalls Ackererde.

Nun können Rispen- und Schwingelgräser ihre Halme schon entwickeln; jetzt finden die Wurzeln des Fingerkrautes und die Knollen der Orchis bereits Nahrung. Büsche klammern sich am Felsblock fest und die Wurzeln des Fichtenbaumes und der Birken kriechen in die Klüfte, in denen sich die gute Erde häufte. Wiesenrasen und Waldwuchs gedeiht allmälig. Doch in gleichem Grade, wie das Leben der Pflanzen nach oben üppiger wird, vermehrt sich durch dasselbe auch der Humus. Die Blätter sinken zur Erde, während die Aeste höher treiben. Die Knospenschuppen werden abgestoßen, sobald die Zweige sich entfalten, die Blüthenblätter

fallen ab, wenn die Frucht sich zu entwickeln beginnt, und endlich regnen Früchte und Blätter hernieder, sobald der Herbstwind die Fluren fegt. Verdorrte Baumzweige und Stengel der einjährigen Gewächse decken den Boden. Luft und Wasser vollenden auch an ihnen die Arbeit. Aus Allen wird Ackererde.

Dicht unter der Oberfläche schlummern die unzähligen Samen der Gewächse während des langen Winters. Von hier aus strecken sie im nächsten Jahre die Wurzeln ebenso nach unten, wie die Zweige nach oben; ja die meisten wachsen anfänglich sogar zuerst nur nach unten und ihr Wachsthum nach oben tritt erst später ein. Bei der Wiese ist unterhalb ein ähnliches feines Fadengewirr, sind ähnliche zarte Büscheln aus Wurzeln und Fasern, wie die Halme und Blätter der Gräser sich nach oben strecken, nur daß hier im Reich der Nacht Alles gewöhnlich farblos ist.

Im Walde verzweigen sich holzige mächtige Wurzeläste in ähnlicher Weise in die Tiefe, wie die Aeste und Zweige der Bäume sich nach den Wolken strecken. Es ist hier ein Wald unter der Erde, so gut wie dort eine Wiese unterhalb des Bodens sich befindet. Blätter und Blüthen entbehren freilich die Theile der Tiefe, statt ihrer aber tragen sämmtliche letzte Wurzelendchen zarte Hauben aus dünner Haut. Durch dieselben geschützt, dringen sie weiter, bohren sich zwischen den Erdetheilchen durch und saugen Nahrung für das ganze Gewächs ein. Unterirdische Knospen bestehen aber genugsam, und die meisten Speisekammern und Nahrungsmagazine, welche sich die mehrjährigen kleinern Pflanzen anzulegen pflegen, finden sich in der Tiefe. Knollen, wie sie die Kartoffel und Georgine, Zwiebeln, wie sie Lilien und Tulipanen besitzen, sind solche Knospen; die Wurzeln der Möhre, Pastinak und Rübe sind reich an Stärkemehl, Zucker und andern Nahrungsmitteln für das wachsende Kraut.

So wie viele von den Zwiebelgewächsen und von den Kräutern mit ausdauernden Wurzelstöcken den größten Theil ihres Lebens unterhalb der Erdoberfläche verbringen und nur eine kurze Zeit die oberirdischen Theile entwickeln, so halten sich auch viele Insekten und einige der größern Thiere die meiste Zeit ihres Daseins in der Erde auf und kommen entweder nur zeitweise, zumal nächtlich, oder nur im letzten Zeitabschnitt ihres Bestehens an der Oberwelt zum Vorschein. Zahlreiche Käfer und Schmetterlinge, Mücken und Schnaken, Heuschrecken und Grillen legen ihre Eier, mitunter vermöge eigends dazu eingerichteter Legestacheln in die Erde. Erdhummeln und manche Bienenarten legen besondere Vorrichtungen an, um dieselben

gehörig zu schützen. Die ausgeschlüpften Maden und Raupen, Larven und Engerlinge finden an den unterirdischen Pflanzentheilen hinreichende Nahrung. Andere verfolgen die mit ihnen an gleichem Orte lebenden schwächeren Thiere. Die meisten von ihnen häuten sich während ihres Wachsthums mehrmals und puppen sich in der gemäßigt warmen Erde endlich ein. Verlassen sie nun auch als ausgebildete Schmetterlinge, Käfer oder Fliegen zum kurzen Genuß des Lichtes die finstre Tiefe, — die Puppenhüllen bleiben zurück, und viele sinken schon nach wenig Tagen, fast alle noch lebenden aber beim Eintreten des Winterfrostes wieder als Leichen zu dem Boden zurück. Die Schalen ihrer Eier, die abgestreiften Häute und Puppenhüllen und die ganzen Körper der Dahingesunkenen liefern sämmtlich durch Verwesung Stoff zur Vermehrung der Ackererde.

Sämmtliche Pflanzen- und Thierkörper bestehen außer den sogenannten organischen Elementen: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff, noch aus einer größern oder geringern Menge Erden: Kalkerde, Kieselerde und einige Salze. Wird ein Pflanzen- oder Thierkörper verbrannt, so ziehen die erstgenannten vier Stoffe als Kohlensäure und Ammoniak von dannen, die letztern bleiben als Asche zurück. Die Verwesung der organischen Körper ist im Grunde genommen ganz derselbe Vorgang wie die Verbrennung, nur daß er auf viel längere Zeiträume ausgedehnt wird, die Wärme-Entwickelung dabei unbemerklich wird und die Licht- und Feuererscheinungen ganz wegfallen. Es wird beim Verwesen ebenfalls Kohlensäure und Ammoniak gebildet, — sobald aber der Zerstörungsprozeß durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Atmosphäre bis auf einen bestimmten Grad fortgeschritten ist, bleibt er längere Zeit hindurch auf einer Mittelstufe jener Trennung stehen. Merkwürdiger Weise sind die Ergebnisse der Fäulniß der verschiedensten Gegenstände sich auffallend gleich. Ueberreste von Insekten, abgestorbene Wurzeln und verweste Früchte und Blätter liefern sämmtlich jene Mittelstufe der Auflösung: den Humus.

Das Geschlecht der Regenwürmer ist auf diese Ackererde als Nahrung angewiesen, — es ist das einzige bekannte Thiergeschlecht, das Erde frißt. Von den größeren Thieren sind es besonders viele aus der Familie der Nagethiere: Mäuse und Ratten, welche theils den Wurzeln und Zwiebeln nachgehen, theils sich, wie der Hamster und die Wurzelmäuse, hier Vorrathsmagazine anlegen. Sie selbst werden wiederum von einigen grabenden Raubthieren, Wiesel, Hermelin u. s. w., verfolgt, so wie den vorhinerwähnten Insekten Spitzmaus, Maulwurf und ihre Anverwandten nach-

spüren. — Die Ackererde ist also in Summa zwar ein Ergebniß der Zerstörung der mannichfaltigsten Körper, zugleich aber auch der Ort, an welchem sich das Leben vieler Thiergeschlechter und der meisten Pflanzen entwickelt. Sie hält für letztere besonders das Wasser und die zur Ernährung der Gewächse nöthigen Luftarten fest und bietet ihnen auch die unorganischen Stoffe in der geeigneten löslichen Form.

So schreiten wir, wenn wir uns in fruchtbaren Auen lustwandelnd ergehen, zu gleicher Zeit auf dem Staube zerstörter Gebirge, zerfallener Thier- und Pflanzenleichen einher, zugleich aber auch auf der segenerfüllten Wiege neuer Geschlechter der Lebendigen, auf der anspruchslosen Umhüllung, aus welcher als Geschenk des ewigen Fürsorgers, junge Wälder und Blumen, Getreide und Obst, schillernde Falter und leuchtende Johanniskäfer hervorgehen.

Der Lumpensammler.

Von

Thekla v. Gumpert.

An einem Kreuzwege eines bedeutend großen Waldes hielt ein kleiner Wagen; der Hund, welcher vor denselben gespannt war, stand vor einer Schüssel, die sein Herr mit Wasser gefüllt hatte, und trank begierig, denn es war ein heißer Sommertag und die Labung that dem Thiere nach der Anstrengung sehr wohl. Der Besitzer des Wagens war ein ältlicher Mann, aber noch rüstig für seine Jahre; er trug den linken Arm in einer Binde, denn dessen Hand fehlte. Er hatte, als er noch jung war, das Unglück gehabt, von einem Dache zu stürzen, da er bei einer Feuersbrunst mit Löschungsversuchen beschäftigt war, hatte den Arm gebrochen und die Hand, welche im Feuer sehr verletzt worden, verloren.

Nachdem der alte Mann seinen Hund gelabt, ergriff er eine Pfeife, die an einer Schnur an seinem Halse hing, und entlockte ihr helle, weithin schallende Töne. Er wiederholte das Pfeifen mehrmals, dann hielt er ein und stand horchend still. Im Walde rauschte in den Wipfeln der hohen Bäume der Wind, ein Bach murmelte zwischen niederem Gesträuch, Vögel sangen, der Kukuk und der Specht meldeten sich; aber aus der Ferne vernahm der alte Mann dennoch Antwort auf sein Pfeifen, er hörte



Der Lumpensammler.

das Wirbeln einer Kindertrommel. Ein freundlicher Ausdruck verbreitete sich über seine Gesichtszüge, er steckte seine Pfeife ein und sang:

Ihr lieben Leute, laßt euch sagen:
Schaut Eure Kleider an;
Ist Rock und Tuch nicht mehr zu tragen,
So gebt's dem Lumpenmann,
Dem Limpen, Lampen, Lumpen,
Dem alten Lumpenmann.

Das Wirbeln der Trommel ertönte näher, immer näher, und endlich knisterten Schritte und mit dem Rufe „guten Tag, Lumpenmann!“ flogen zwei Kinder von sechs und sieben Jahren dem Greise in die Arme.

„Grüß euch Gott! meine lieben Waldvögel,“ sagte der Alte, „ihr seid doch hübsch gesund? es scheint so, die runden Pausbäckchen sind im besten Zustande.“

„Der Vater sagt auch, wir wären munter wie die Fische im Wasser,“ erwiderte das älteste der Kinder, ein kräftiger Knabe.

„Und das Essen schmeckt uns,“ fügte seine jüngere Schwester hinzu, „und die Mutter sagt: so lange die Kinder Appetit haben, sind sie gesund.“

„Was hast Du uns mitgebracht, altes Väterchen?“ fragte der Knabe, neugierig die Leinwanddecke des Wagens lüftend.

„Aber wir wollen doch erst dem Nero guten Tag sagen,“ rief seine Schwester, „siehe, Berthold, wie der sich wundert, daß du ihn vergessen hast.“

Die Kinder sprangen auf den großen Hund zu, und nun bekam er zur Entschädigung für die augenblickliche Nichtachtung endlose Liebkosungen, und heulend vor Freude leckte er der Kinder Hände; das waren seine Küsse und solche Küsse scheute er sich nicht auch ihren vollen, frischen Gesichtern zuzutheilen.

Inzwischen schlug der Greis die leinene Plane, welche über den kleinen Wagen gezogen war, zurück, und das ganze Gepäck wurde sichtbar. Im Hintergrunde stand der Lumpenkasten; da hinein wurden alle alten Zeugstücke, welche der Mann auf seinen Wanderungen erhielt, gepackt; war der Kasten gefüllt, so fuhr Nero damit in die Papiermühle und lieferte den Inhalt ab. Den Vordergrund des Wagens nahmen zwei kleinere Kasten ein, deren Deckel sich öffnen sollten, um die Erwartung der Kinder zu erfüllen.

„Ob ich nur die Schlüssel nicht verloren habe?" sagte der Alte scherzend, „es wäre eine schlimme Geschichte, wenn ich die neugierigen Waldkätzchen nicht befriedigen könnte; suchet doch einmal selbst nach."

Jauchzend fielen die Kinder über die Taschen des Alten her und zogen nach und nach den ganzen Inhalt hervor: Geldbeutel, Brieftasche, ein Büchschen mit Feuerzeug, eine Tüte mit Zuckernüssen, Handschuhe, zwei Pfefferkuchen und endlich den Schlüssel. Die Zuckernüsse und Pfefferkuchen wurden mit lautem Jubel begrüßt, denn das war Ueberfracht in des Greises Taschen und gehörte in der Kinder Mund.

Nachdem der Mund sein Amt versehen und die Süßigkeiten gekostet hatte, wurde der Schlüssel in das Schloß des einen Kastens gesteckt, und als der Deckel aufsprang, kam ein glänzendes Waarenlager zum Vorschein. Der Lumpenmann bezahlte die alten Lappen, welche man ihm zutrug, nicht mit baarem Gelde, sondern mit nützlichen Sachen; er hatte Nähnadeln, Stecknadeln, Schnürnadeln, und was das Köstlichste war, eine ganze Schachtel voll herrlicher Ringe mit buntfarbigen Edelsteinen. Wenn die Ringe auch nur Blei, die Edelsteine nur Glas waren, so blitzten sie doch wunderschön. Jedes der Kinder durfte sich einen der Ringe wählen und einen Finger damit schmücken, und sie waren überglücklich, und der Lumpenmann wurde fast erdrückt durch ihre Liebkosungen. Nun wurde mit demselben Schlüssel der zweite Kasten geöffnet; da lagen lauter kleine Bücher. Lesen konnten die Kinder noch nicht; also die Bücher waren nichts für sie; aber da lagen in einer Mappe eine Menge kleiner Bildchen, das war wieder etwas für die Waldvögel, und auch hier durfte Jedes zugreifen und ein Bildchen auswählen.

Nachdem der erste Jubel vorüber war, setzte sich der Greis mit den Kindern auf das weiche Bett des Waldmooses, und es begann das Plauderstündchen, so nannte er nämlich die Zusammenkünfte, welche er häufig an der Stelle, wo die Wege sich kreuzten, mit den Kindern hielt.

„Wie steht es mit der Erlaubniß?" fragte er, „wann dürfen meine lustigen Mäuschen mich in die Papiermühle begleiten? hat der Vater seine Einwilligung gegeben?"

„Du sollst uns anmelden," rief der Knabe fröhlich aus, „wir dürfen mit dir gehen, wenn du das nächste Mal hier vorüber kommst."

„Und die Mutter hat uns neue Kleider genäht," sagte seine kleine Schwester, „wir sollen recht nett aussehen, wenn wir die Frau Nachbarin besuchen."

Der Wald, in welchem wir das Zusammentreffen der Kinder mit dem greisen Lumpensammler beobachtet haben, war bedeutend groß und es lagen außer einer Försterwohnung noch zwei sogenannnte Hauländereien darin, nämlich Flächen zu Garten und Feld benutzt, die aus dem Walde ausgehauen und urbar gemacht waren. Das eine dieser Hauländer gehörte einem wohlhabenden Papiermüller; der Bach, der vorüber floß, trieb die Mühle, ein hübsches Wohnhaus und Stallgebäude standen daneben, Garten und Korn und Kartoffelfeld lagen umher. Das zweite Hauland war kleiner, ein einsames Häuschen stand darauf, hatte nur seinen Gemüsegarten, der durch gute Obstbäume geschmückt war. Am Hause, die Sonnenseiten der Mauern bekleidend, zogen sich ein breitgestreckter Pfirsichbaum und Weinstöcke hin, so daß die köstlichen Früchte in die kleinen Fenster reichten, und die Bewohner des Häuschens von ihren Stuben aus den täglichen Fortschritt in der Entwickelung derselben beobachten konnten. In diesem Hause wohnte ein Mann, der sich den Beinamen „der Einsiedler" erworben hatte; er war der Vater der beiden Kinder, die wir soeben kennen lernten. Der Einsiedler lebte so zurückgezogen von aller Welt, daß ihn Niemand in der Umgegend kannte, weder der Förster, noch der Papiermüller, noch die Leute des Dorfes, welches an den Wald grenzte. Der Förster, welchen sein Amt durch den ganzen Wald, bald hierhin, bald dorthin führte, war ihm zwar oft begegnet; aber wenn er ihn traf, zog der Einsiedler schnell, höflich grüßend, den Hut vom Kopfe und schritt rasch vorüber, und des Försters Anreden: „guten Tag, Herr Nachbar," oder „es fängt an Winter zu werden, Herr Nachbar," beantwortete er stets nur mit einem unverständlichen Gemurmel. Das Haus, welches der Einsiedler bewohnte, war einst Jagdhaus gewesen, der Besitzer des Waldes hatte es gebaut, später hatte er seine Güter verlassen, um in Italien zu leben, und das Jagdhaus war vermiethet worden. Der Einsiedler war eingezogen und hatte sich mit Frau und Kindern behaglich eingerichtet, denn er verdiente seinen Namen nur, weil er abgeschlossen war, nicht aber weil er wie ein Eremit allein in einer Felsenhöhle und von Kräutern und Wurzeln lebte. Des Häuschens innere Einrichtung war sehr hübsch. Das große Zimmer, welches den Jägern früher als Speisesaal diente, wenn der Gutsbesitzer seine Jagden hielt, war des Einsiedlers Arbeitsstube. Hier hatte er einen Bücherschrank und seinen Schreibtisch, am Fenster stand eine Staffelei, denn er malte viel. Er war ein fleißiger und geschickter Mann, voller Talente, hatte aber nicht Gelegenheit gehabt, sich vollständig auszubilden. Dennoch

dienten die Talente dem Familienvater; sie erwarben den Lebensunterhalt für Frau und Kinder. Aus dem stillen Häuschen traten allerliebste Jugendschriften und Illustrationen zu denselben in die Welt hinaus, und manches hübsche Bild aus den Kunstläden der benachbarten Stadt wurde hier copirt. Des Einsiedlers Hausfrau war ein liebenswürdiges, heiteres Wesen, das mit dem Stillleben ihres Mannes nicht so ganz einverstanden war. Die arme Frau sehnte sich manchmal hinaus in die Nachbarschaft, um ein Stündchen zu verplaudern; wenn sie jetzt plaudern wollte, konnte sie es nur mit ihrem Manne und mit den beiden Kindern thun. Da sie so ganz auf ihr kleines Hauland angewiesen war, machte sie sich dasselbe wenigstens zum Paradiese, sie schmückte Haus und Garten, wo sie konnte. Sie schäuerte, putzte die ganze Woche lang im Innern der Mauern; außerhalb derselben aber, im Garten, sorgte sie für Regelmäßigkeit bei Zubereitung der Beete, für Zierlichkeit bei den Anpflanzungen, schmückte hier ein Plätzchen mit blühender Schlingpflanze, dort mit üppig begrenzendem Buchsbaum. Bis in den Keller hinab erstreckte sich ihr Verschönerungstrieb. Es waren zwei große Räume dort; der eine war Gemüsekeller, eine Tonne mit gesäuertem Kraut stand in der Mitte, in den vier Ecken waren Abtheilungen für verschiedene Sorten Kartoffeln, und der übrige Raum bestand aus Sandhaufen, in denen allerhand Wurzelwerk eingesenkt war, mit dem Kraut nach oben, welches den ganzen Winter hindurch üppig grünte. Der Einsiedler nannte diesen Keller scherzweise „der Hausfrau Treibhaus.“ Die junge Frau war fortwährend thätig und sie hatte allerdings viel zu thun, da sie allein mit einer Magd Alles in Ordnung hielt, nur im Frühjahr wurden Arbeiter angenommen, um den Garten umzugraben und zu bepflanzen. Eine eigentliche Landwirthschaft war aber nicht zu besorgen, es gehörte weder Feld noch Wiese zu der Besitzung und es war auch kein Raum da, um Vieh zu halten. Im ersten Jahre, nachdem die Familie eingezogen war, wurde die fleißige Hausfrau in ernste Verlegenheit gebracht, denn es fehlte an Düngung für den Garten; aber da wurde von unbekannter Hand Rath geschafft. Es kam eines Tages einer der gemietheten Arbeiter, brachte einen Gruß von Papiermüllers und die Kunde, daß des Müllers Esel eine Fuhre Dünger anfahren werde, den sollten die benachbarten Ansiedler freundlich aufnehmen. Der Papiermüller und seine Frau waren ältere Leute, sie lebten auch einsam und dazu kinderlos. Sie hätten gern Verbindung mit den Nachbarn angeknüpft; der junge Einsiedler aber schüttelte stumm den Kopf, als seine Frau ihm vorstellte, man müsse doch

hin zu Müllers, um für den Liebesdienst zu danken. Die Frau hatte sich willig in die Eigenthümlichkeit ihres Mannes gefunden, diesmal aber war sie recht verdrüßlich, denn sie meinte, es sei doch gar zu unfreundlich und scheine so undankbar, wenn man kein Wort des Dankes ausspräche. Sie versuchte indessen nicht weiter in den Sonderling zu dringen, gab sich auch Mühe, ihren Unmuth nicht merken zu lassen, und dafür wurde sie reich belohnt, denn als am Abend die Kinder zu Bett waren und sie mit ihrem Manne vor der Thür saß, da drückte er sie an sein Herz und sagte mit einer Thräne im Auge: „Du Liebe, ich danke dir so innig für die Geduld, die du mit mir hast; ich weiß, ich mache dir das Leben schwer."

Weg war aller Verdruß aus dem Herzen der Frau. „Du machst mir das Leben schwer?" wiederholte sie erschrocken; „lieber Gotthold, wie kannst du nur solch einem Gedanken Raum geben? Ich kann's ja dem lieben Gott nie genug danken, daß ich dein Weib geworden bin, du braver, frommer Mann. Wie sorgst du so gewissenhaft für Frau und Kinder; ach! ich habe dich unaussprechlich lieb, und meine Seele verlangt nach keinen Freuden außerhalb unseres Hauses, wenn's auch manchmal mir scheint, als müßten wir unter die Menschen. Sage mir nie wieder etwas vom schweren Leben durch dich, sonst denke ich, du bist unzufrieden mit mir."

An die Nachbarin in der Papiermühle schrieb die dankbare Frau folgenden Brief:

„Beste Frau Nachbarin!

Undankbar bin ich nicht, meine Liebe, gewiß nicht undankbar, wenn es Ihnen auch vielleicht so scheinen mag. Mein Mann erkennt es auch, was Sie an uns gethan haben; dennoch machen wir uns nicht selbst auf den Weg, um Ihnen zu sagen, wie liebreich und nachbarlich wir Ihre Theilnahme finden. Warum wir nicht kommen? Liebe Frau Nachbarin, die Sache hat einen Haken. Es ist nicht Alles so, wie es sein könnte, und das wissen Sie auch, man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand. Sie haben ja auch einen Eheherrn, da werden Sie aus Erfahrung wissen, daß die Männer manchmal wunderlich sind. Aber wir Frauen haben's geschworen vor dem allmächtigen Gott, ihnen gehorsam zu sein, und da möchte ich um die ganze Welt nichts thun, was gegen meines Mannes Wunsch wäre. Mein Mann ist brav, ist ein guter Vater und frommer Christ; ein Herz, Dank zu empfinden, wenn andere Leute ihm Liebe erweisen, hat er auch; — aber — er ist — wunderlich. Was eigentlich in ihm steckt, weiß ich nicht; er bildet sich ein, er müsse die Menschen

fliehen; er ist so zu sagen menschenscheu. Warum er das ist? — Ich weiß es nicht; aber es ist arg mit ihm; wenn er Frau und Kinder nicht hätte, ich glaube, er verlernte das Reden. Dabei ist er aber ein kluger Mann und ein geschickter Mann, einer, dem es Bedürfniß sein müßte, mit Männern ein kluges Wort zu sprechen. Er ist auch jung, wird erst nächsten Monat das dreißigste Jahr vollenden. Wie er jetzt ist, war er aber, so lange ich ihn habe, und das ist um Weihnachten sieben Jahre. Daß ich eben so still lebe wie er, Frau Nachbarin, das macht sich so von selbst. Sie wissen gewiß, daß die Frau, wenn sie ihren Mann lieb hat, immer am liebsten da ist, wo er ist. Ich lebe still, aber das Reden verlerne ich nicht, denn ich habe zwei fragelustige Kinder, die viel Antwort verlangen.

Da ich nun einmal nicht kommen darf, um herzlich die Hand zu drücken und ein herzlich Wort mündlich zu sagen, so thue ich, was ich kann, um in diesen Brief mein Dankgefühl zu legen. Meine Empfehlung Ihrem Hausherrn. Gottes Segen mit ihm und mit Ihnen, liebe Frau Nachbarin. Anna Held."

Als die Frau Müllerin diesen Brief empfangen und gelesen hatte, faltete sie ihn langsam zusammen, setzte sich ernst nachdenkend in einen Lehnstuhl und blickte starr vor sich hin. Ob sie es übel genommen hatte, daß die Frau Nachbarin nicht in Person kam, ihren Dank auszusprechen? — Nein; aber sie war durch das Schreiben betrübt worden. — Warum nur? — es stand doch keine betrübende Nachricht darin. — Freilich nicht; aber es war etwas in dem Briefe, das die alternde Frau an die weißen Haare erinnerte, welche der Schmerz ihres Lebens so früh entfärbt hatte. In der Mühle wurde auch ein ähnliches Stillleben geführt, wie das war, von dem die Nachbarin geschrieben hatte; aber hier war nicht der wunderliche Mann die Veranlassung dazu, die Eheleute waren überein gekommen, sich ganz von dem geselligen Leben, welches sie sonst geführt hatten, zurückzuziehen. Zuweilen erhielten sie Besuch vom Verwalter des nahe gelegenen Dorfes, vom Schullehrer und Oberförster, aber sie selbst verließen den Wald fast gar nicht mehr. War irgend ein Fest in der Nachbarschaft, die Kirchweihe, eine Hochzeit oder eine Kindtaufe, so wußte man vorher, Papiermüllers kamen nicht, wenn sie auch eingeladen waren. Solch ein Festtag war für sie immer ein Tag der Trauer; statt sich zu schmücken und die beiden Füchse anspannen zu lassen und auszufahren, setzten sich die Eheleute gewöhnlich an ein stilles Lieblingsplätzchen im Walde, welches sie den Moritzplatz nannten. Dort war eine Rasenbank und ein Blumenbeet,

das von Epheuranken überwölbt war und fast wie ein Grab aussah; aber es schlummerte Niemand unter jenem Fleck Erde. Alles dies überdachte die Müllerin nach Empfang des obigen Briefes, und sie fühlte tief, wie viel einsamer sie selbst war, da sie nicht das Glück hatte wie die Nachbarin, sich von Kindern umgeben zu sehen. Seufzend stand sie auf und ging vor die Thür, wo ihr Lebensgefährte saß und sein Pfeifchen rauchte.

„Es müssen brave Leute sein, die im Jagdhause," sagte sie, „mein Alter, soll ich dir den hübschen Brief vorlesen?"

Sie las, und ihr Mann nickte beifällig.

„Nicht wahr," sprach die Müllerin weiter, nachdem sie gelesen, „unser Esel darf alle Frühjahr eine Fuhre Dünger hinüber fahren? wir haben noch übrig genug für unsern Garten und das bischen Feld."

Und so geschah es. Jedes Jahr, wenn der Schnee aufthauete und man das Land umgraben konnte, kam der Langohr aus der Mühle und brachte das Geschenk, und jedes Jahr schrieb Frau Held einen Danksagungsbrief an die Frau Nachbarin.

Die beiden einsam lebenden Frauen sehnten sich nach der Freude mit einander umgehen zu können, ein gemüthliches Plauderstündchen bei einer Tasse Kaffee wäre ihnen gar so lieb gewesen. Frau Held stand zuweilen vor dem Bache, der lustig hinter ihrem Garten vorüber rauschte, und gab den Wellen einen Gruß mit. Diese Wellen rieselten ja tiefer in den Wald zur Nachbarin hinunter und dreheten dort das große Mühlrad; und die Frau Müllerin hatte sogar eines Tages einen Blumenkranz herausgefischt, denn der mußte doch jedenfalls im Jagdhause geflochten und in den Bach geworfen worden sein, vielleicht gar als stummes Liebeszeichen. Von den Kindern wußte der Eseljunge, der das Frühjahrsgeschenk stets überbrachte, mancherlei zu erzählen. Die Frau Müllerin fragte ihn aus, als hinge wer weiß was davon ab, daß sie von Allem genau unterrichtet werde, und der Junge hatte sich auch stets Alles genau gemerkt, denn er wußte, nach dem Examen bekam er ein gutes Butterbrod, und je mehr er zu erzählen hatte, desto reichlicher wurde ihm zugetheilt.

Die besten Berichte über die Kinder lieferte aber der Freund des Hauses, der alte Lumpensammler. Er kam oft, um seinen Lumpenkasten in der Papiermühle auszuschütten, und stets machte er auf dem Wege einen Besuch bei den Kindern. Besuch sollte man sein Kommen zwar eigentlich nicht nennen, denn er betrat das Jagdhaus niemals, nicht einmal den freien Platz, auf dem es lag. Er hielt am Kreuzwege, ließ die Töne seiner

Pfeife erschallen, sang sein Lumpenliedchen, und dann kamen die Kinder und nahmen den Besuch des greisen Freundes auf der Landstraße an. Sie hatten auch auf der Landstraße seine Bekanntschaft gemacht, der hübsche kleine Planwagen, der schöne große Hund, der ihn zog, die interessante Ladung und hauptsächlich des alten Mannes freundliches Wesen und die Geschichten, die er zu erzählen wußte, hatten ihm bald die innigste Freundschaft der beiden Geschwister gewonnen, und das war begreiflich. Der Lumpensammler hatte ein kindliches Gemüth, d. h. er war anspruchslos, freute sich über eine Blume am Wege eben so sehr wie ein Kind, und nicht etwa als Naturforscher, der war er nicht, er betrachtete die Natur nicht mit dem Blick des Gelehrten, der alle Staubfäden herzuzählen weiß, sondern nur als das kunstvolle Werk des allmächtigen Schöpfers, der die riesengroße Eiche und das feine Moospflänzchen mit gleicher Sorgsamkeit und Schönheit ausstattete. Freilich stand er in seiner Freude höher als ein Kind, welches das Blümchen am Wege nur pflückt, weil es sich der bunten Farbe freut und es in den Kranz winden will. Der Lumpensammler war aber auch heiter wie ein Kind, er spielte mit Kindern wie ein Kind. In der ganzen Gegend nannte man ihn den Vater Martin, und die Jugend jauchzte ihm entgegen in allen Orten, die er besuchte. Wenn er mit seinem kleinen Wagen durch ein Dorf zog, kamen rechts und links die Kinder aus den Häusern gesprungen und gingen mit ihm und das Gefolge vergrößerte sich lawinenartig. Aber auch die erwachsenen Menschen hatten den Vater Martin lieb: „unser alter Freund kommt," hieß es, wenn die langen, schrillenden Töne seiner Pfeife erklangen. Vater Martin hatte Nähnadeln, Stecknadeln, auch etwas Zwirn und leinene Bändchen in einem kleinen Behältniß, da kamen die Frauen mit dem alten Flickensack, schütteten ihn in den großen Kasten, der den Vorrath in die Papiermühle zu schaffen hatte, und tauschten gegen diese für sie werthlosen Lappen neue nützliche Kleinigkeiten ein. Dabei wurde manches Gespräch angeknüpft und manches Stündchen verplaudert. Der Lumpenmann hatte auch in einer Ecke seines Waarenkastens eine Flasche bittere Magentropfen, die er nach einem vortrefflichen Recept selbst bereitete; er theilte davon manchen Theelöffel aus, wenn ein Fieberkranker im Dorfe war oder Einer über Magenschmerzen klagte. Der Lumpensammler hatte aber auch noch andere bittere Tropfen, er sagte den Leuten nämlich, wo es Noth that, bittere Wahrheiten. Die Wahrheit schmeckt oft recht schlecht; aber, wie die Arznei ist sie in der Wirkung oft recht süß. Martin theilte auch

manchen Tropfen des Trostes aus, wo es Unglück gab, und der Kasten, in dem die Bücher lagen, enthielt viel erhebende Schriften, die den Schmerz der Seele zu lindern verstanden. Vater Martin war für seinen Stand sehr gebildet, die Leute nannten ihn daher auch „den klugen Mann,“ ja sie gaben ihm allerlei bezeichnende Beinamen; er hieß „das lebendige Buch, der Gelehrte, der Schulmeister und Freund Prediger.“ Martins Vater war ein armer Holzhacker gewesen, dessen Arbeit ihn Jahr aus, Jahr ein auf der offenen Straße beschäftigte; dort stand er vom frühen Morgen bis zum späten Abend und sägte und spaltete Holz für fremde Menschen. Seine Frau half ihm dabei, und da sie das einzige Kind, welches sie hatten, nicht allein zu Hause lassen wollten, nahmen sie es, so lange es klein war, in Betten liegend, im Holzkorb mit und stellten diesen neben sich auf die Straße. Später als Martin gehen gelernt hatte, arbeitete er geschäftig mit, er sammelte die Holzspäne und trug sie bald hierhin, bald dorthin, natürlich in der Meinung, daß er wesentliche Dienste leiste.

Der Holzhacker hatte besonders viel Arbeit in einem großen Hause, das von wohlhabenden Familien bewohnt war, da wurde Winter und Sommer Holz angefahren, denn in den Küchen verbrauchte man viel, wenn auch die Zimmer während der warmen Jahreszeit nicht geheizt wurden. Im zweiten Stockwerk des Hauses wohnte ein alter Professor, der Wittwer war und dessen erwachsene Kinder fern von ihm lebten. Der alte Herr hatte die Gewohnheit, jeden Nachmittag ein halbes Stündchen aus dem Fenster zu schauen und dabei seine Cigarre zu rauchen; so hatte er häufig Gelegenheit, die Holzhackerfamilie zu beobachten; es gefiel ihm, daß die Eltern ihr Kind nicht ohne Aufsicht zu Hause zurückließen, und er redete sie zuweilen an, wenn er ausging und bei ihnen vorüberschreiten mußte. Den kleinen Martin gewann der Professor lieb, er erinnerte ihn an die Zeit, wo seine eigenen Kinder so jung waren, und es machte ihm Spaß, ihm zuweilen von seinem Frühstück oder Mittagessen etwas mitzutheilen. Er band Semmel oder gar ein Stückchen Braten, in Papier gehüllt, an einen Bindfaden und ließ das Geschenk zum Fenster hinab; da unten, wenn es zwischen den Spänen anlangte, wurde es mit Jubel begrüßt. Später nahm der Professor den Knaben oft in seine Stuben und zeigte ihm eine große Bilderbibel, er erklärte die Bilder, und Martin, der ein gutes Gedächtniß hatte, erzählte seinen Eltern zu Hause ausführliche Geschichten. Der Professor hatte während seines ganzen Lebens Kinder unterrichtet und mit wahrer Herzenslust; die Entwickelung der Begriffe zu

beobachten, war ihm stets anziehend, und deshalb duldete er das Geschwätz und die unzähligen Fragen wißbegieriger Schüler gern; er hatte ein Herz voll Liebe für die Menschheit, und so war ihm der Knabe Martin auch theuer, als gehöre er zu seinen Schülern. Die väterliche Theilnahme des alten Herrn gewann bedeutenden Einfluß auf Martin und legte den Grund zu seinem eigenthümlichen Lebensberuf. Der Professor war Theologe und predigte zuweilen. Als der Knabe alt genug war, um die Kirche zu besuchen, veranlaßte ihn sein alter Gönner stets dazu und sprach mit ihm über die gehörte Predigt, er lehrte ihm den Kern derselben auffassen und in die Seele pflanzen; die Predigten, welche er selbst hielt, waren dem Knaben am verständlichsten, und er konnte sie ziemlich genau wiederholen. So verstrichen viele Jahre. Auch als Martin in die Schule ging, brachte er die Abendstunden bei dem alten Herrn zu. War der Professor beschäftigt, so saß Martin still am Tische und schrieb Sprüche ab, und die liebsten waren ihm die, welche von der Liebe handelten; diese Sprüche strich er roth an, denn das fühlte er, sie regierten die Handlungen seines alten Freundes.

Eines Abends, als er wie gewöhnlich den Klingelzug zog und nun freudig nach der Thür blickte, die sich öffnen sollte, um ihn einzulassen, trat der Diener leise heraus und sagte: „Gehe nach Hause, mein Kind; der Professor ist todt.“

Armer Martin!

Als der Professor zu Grabe gebracht wurde, ging der Knabe schluchzend hinter den Leidtragenden her, er gehörte zu ihnen, wenn auch nicht verwandt mit ihnen durch die Bande des Blutes, so doch durch die des Herzens. Ein Freund des Professors, sein Lieblingsprediger, hielt die Grabrede. Da blieb kein Auge trocken, denn das Bild, welches der Redner von dem Verstorbenen malte, war das eines ächten Christen; „der hatte Glauben, Hoffnung, Liebe,“ sagte er, „aber die Liebe war die größte unter ihnen.“

Als der Sarg in die Erde geborgen, der kleine Sandhügel darüber fertig war und alle Menschen, die des lieben alten Herrn irdische Reste begleitet, den Gottesacker verlassen hatten, blieb Martin noch lange stehen in unaussprechlicher Sehnsucht nach dem verlorenen väterlichen Freunde. Er dachte viel in jener einsam verlebten Stunde, und ehe er das Grab verließ, sank er auf die Knie und sprach: „Lieber Gott, lasse mich werden wie er war; gieb mir Glauben, Hoffnung, Liebe; aber die Liebe sei die

größte unter ihnen." — Diese Worte wurden das stehende Gebet des Knaben, sie blieben es für den Jüngling, für den Mann und Greis.

Er sollte einen Lebensberuf wählen; da er fleißig war und ihm das Lernen Freude machte, hätte er gern studirt, um Prediger zu werden; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln, und er sollte ein Handwerk lernen. Er fügte sich, denn er erinnerte sich der Worte seines verklärten Freundes, der ihm gesagt hatte, daß man kein Gelehrter zu sein brauche, um in der Liebe thätig zu sein. Aber auch Handwerker sollte Martin nicht bleiben. Bei einer Feuersbrunst, als er, Rettungsversuche machend, auf ein Dach gestiegen war, verunglückte er und wurde ein Krüppel. Er wurde Lumpensammler. Es war ein eigenthümliches Leben, das er nun zu führen hatte; doch es wurde ihm mit der Zeit sehr theuer. Er sammelte Lumpen, aber auch Schätze von Erfahrungen; er versorgte die Papiermühle mit den Lumpen, damit sie dort verarbeitet wurden, er versorgte den großen Kreis seiner Bekannten mit den Perlen seiner Erfahrungen. Schönes, reines Papier entstand aus den Lumpen, schöne, reine Grundsätze entstanden aus den Perlen der Erfahrung. Martin hatte ein Feld für die Saat seiner Liebe gefunden, er predigte nicht auf der Kanzel, aber er predigte in den Hütten. „Der Friede Gottes sei mit Euch," hieß sein Gruß, und was er sprach, sollte den Frieden in die Herzen führen. Mißgunst, Habsucht, Dünkel und wie alle die drückenden Empfindungen heißen, die des Menschen Herz belasten können, wollte er ausrotten, den Frieden wollte er aufgehen sehen, der aus der Liebe, dem Glauben und der Demuth herauswächst. Wo er eine Thräne der Trauer fand, hätte er sie trocknen mögen; aber er verstand es auch, Thränen hervorzulocken, wo er Dürre im Herzen eines Menschen bemerkte. Er übte eine seltene Kunst, er reichte die oft bitteren Tropfen der Wahrheit, ohne daß man ihm böse werden konnte. Das Schicksal hatte ihn von dem tiefen Born der Gelehrsamkeit zurückgehalten; aber er hatte in den tiefen Born der Liebe gegriffen und hatte dort einen Talisman gefunden, durch den er jedem bittern Tropfen einen süßen Beigeschmack verlieh. In den Schatz seiner Erfahrungen gehörte auch diese: der Tadel, wenn er mit Härte gesprochen wird, macht den verhärteten Sinn unzugänglich; man muß den Boden auflockern, erweichen, in den man ein Samenkorn legen will.

Martin hatte einen lebhaften Geist und tiefe Empfindung, sein Rechtlichkeitsgefühl konnte leicht verletzt werden und er war oft nahe daran, in heftige Worte auszubrechen, wenn er bei seinen Wanderungen falsche Begriffe verbreitet und die christliche Lehre unbeachtet fand. Aber er hatte

einen festen Grundsatz: wenn er sich empört fühlte durch das, was er sah und hörte, wenn der Aerger ihm das Blut in's Gesicht trieb und die Lippen zitterten und Worte des Zornes zu reden bereit waren, da griff er schnell in sein Gedächtniß nach dem 13. Kapitel im ersten Briefe Pauli an die Corinther und stellte es zwischen sich und den Menschen, dem er zürnte; darüber hinweg konnte er nicht mit harten Worten, denn es lautet:

„Wenn ich mit Menschen und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle; und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre. Sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit. Sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles ꝛc.“

Der Lumpensammler kam in die ärmsten Hütten; war dort die Noth groß, so brachte er manche Hülfe. Den Müßiggänger unterstützte er niemals, aber den Kranken, den, der Arbeit suchte und nicht fand u. s. w. Oft kam er zwei, drei Mal an Orte des Elends und brachte Hülfe. Fragte man nach dem Namen des Gebers, dann antwortete er: „darf nichts verrathen, und danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“ Den Armen, die er unterstützte, durfte er den Namen des Wohlthäters nicht nennen, das war verboten, wir aber dürfen ihn hören, wir gehen nicht hin zu jenen Hülfsbedürftigen, ihn zu verrathen. Wenn Martin sah, daß irgendwo die Unterstützung Noth that, dann eilte er mit seinem Lumpenkasten in die Papiermühle, der Müller und seine Frau waren die Wohlthäter, welche durch des Lumpensammlers Hand reiche Gaben ausschickten.

Aber wir müssen jetzt von einer Zeit reden, in welcher Martin die Müllerin kennen lernte. Martin war in derselben großen Stadt geblieben, in welcher seine Eltern gelebt und er die glücklichen Stunden unter der Obhut seines väterlichen Freundes, des alten Professors, zugebracht hatte. Er war noch ein junger Mann, etwa dreißig Jahre alt, als er einst neben einem Spazierwege, sich ausruhend, in den trockenen, mit Gras

bewachsenen Graben gelegt hatte. Gebüsch verbarg ihn vor den Augen der Vorübergehenden. Es war ein schöner Frühlingstag, kurz vor dem Osterfeste. Er hörte Schritte nahen, und ein lebhaftes Gespräch von zwei jungen Mädchen lenkte seinen Blick auf den Weg. „Was sich diese Kinder wohl so eifrig mitzutheilen haben?“ dachte Martin. Die Mädchen kamen näher, und sich auf eine Bank setzend, die am Wege stand, plauderten sie weiter; eine derselben sagte:

„Die Caroline, der Frau Generalin Jungfer, hat uns erzählt, was das Fräulein zur Einsegnung anziehen wird; die Frau Generalin hat das Zeug selbst gekauft, die Elle kostet 1 Thlr. 5 Gr., und das Kleid wird mit Sammet besetzt. Meine Mutter sagte: Was das Fräulein im ersten Stock anzieht, kann meine Tochter auch anziehen. Generals sind unsere Miether, wir haben unser Haus schuldenfrei, daher können wir's im Geldausgeben wohl mit ihnen aufnehmen. Also, abgemacht war die Sache, ich bekomme auch ein Kleid von demselben Zeuge, schwarze Seide, und es wird ebenfalls mit Sammet besetzt. Des Generals Fräulein und ich werden gewiß die Schönsten in der Kirche sein.“

„Für mich hat die Mutter nur ein wollenes Zeug besorgt,“ sagte das zweite junge Mädchen kleinlaut.

„Das ist auch gut genug für dich,“ versicherte ihre Gefährtin, „dein Vater ist nicht so reich wie der meine. Denke nur, wir haben den Theeladen, da geht die ganze vornehme Welt der Stadt aus und ein. „„Mein lieber Herr Krause,““ schreibt die Fürstin, wenn sie 20 Pfund Thee bestellt; „„mein lieber Herr Krause,““ schreibt die Gräfin. So geht's fort. Der Vater hat ein großes Geschäft. Ich bin nur das einzige Kind, und ihr seid sechs Geschwister; o, ich kann mir schon etwas einbilden. Die Mutter hat mir auch einen Schmuck gekauft zur Einsegnung, Ohrringe von Granaten und ein Kreuz, das an einem schwarzen Bande um den Hals hängen wird, und ein Stirnband, das gerade vorn in der Mitte ein Granatschloß hat, das nennt man ein Sevigné, weil eine Madame Sevigné in Frankreich solchen Stirnschmuck trug, die Leute nennen es im Scherz auch ein „regardez-moi.“ Das ist auch ein guter Name, man muß sich's immer ansehen, es sieht so hübsch aus. Mein Haar werde ich mir am Einsegnungstage nicht allein flechten, wie sonst, sondern es kommt eine Friseurmamsell, dieselbe, die das Fräulein im ersten Stock frisirt, sie wird mich schön machen.“

„Mir hat Niemand einen Schmuck geschenkt,“ sagte die arme Freundin der reichen Bürgerstochter; „es ist bei uns nicht einmal die Rede von einem Schmuck. Ich kann auch kein neues Tuch bekommen, werde das Tuch umbinden, was Mutter zur Ausstattung erhielt.“

„Und ich habe ein neues, hellblaues, prächtiges Tuch, mit türkischer Borte, es kostet zwei und zwanzig Thaler und sechs Groschen, du kannst dir denken, wie es strahlen wird. Ich habe mir auch ein ganz feines Taschentuch angeschafft, ächter Batist und gestickt; neulich habe ich mich eingeübt, es zu halten, gerade in der Mitte, daß die vier Zipfel recht graziös herunter hängen.“

Die Mädchen hatten sich ausgeruht und schritten plaudernd weiter, Martin hörte nichts mehr von ihrem Gespräch.

Am Abend desselben Tages empfing die reiche Bürgerstochter durch die Stadtpost einen Brief von unbekannter Hand, er lautete:

„Junges Mädchen. Du stehst auf einer ernsten Stufe deines Lebens, du überschreitest die Schwelle der Kinderjahre, hast du wohl darüber nachgedacht? Weißt du, was die Erziehung, die man dir gegeben hat, ausrichten sollte? Schule und Vaterhaus sollten einander die Hände reichen, um deinen Verstand, deine Urtheilskraft zu bilden, deine Kenntnisse zu bereichern, dein Herz zu erwärmen, um christliche Liebe und Demuth, Glauben und Treue darin zu pflanzen und zu befestigen, auf daß dein tägliches Leben ein Gottesdienst werde, auf daß dein Heiland dich zu den Seinen zählen könne. Die Einsegnung aber soll auf dieses Werk der Erziehung gleichsam ein Gottessiegel drücken! Hast du darüber nachgedacht, junges Mädchen?

Was sollst du thun während deines Lebens? Du sollst Früchte ziehen aus dem, was die Erziehung in dein Herz pflanzte, du sollst den Frieden Gottes suchen!

Wenn dein Heiland am Einsegnungstage mit dem Blick voll Liebe vor dich hinträte und forderte dein Versprechen, daß du Liebe und Demuth, Glauben und Treue im Herzen tragen mögest, du würdest ihm ja gerührt deine Hand reichen und dich mit den heiligsten Vorsätzen ihm zu Füßen werfen. Aber glaubst du, daß er dein seidenes Kleid und den Granatschmuck beachten würde? Nein, er würde mit seinem Blick nicht auf deinem Aeußern weilen, sondern tief hinein in deine Seele dringen. Junge Christin, dein Heiland steht vor dir, wenn auch deinem irdischen Auge unsichtbar, er fordert dein Versprechen, reiche ihm deine Hand, sinke

ihm zu Füßen! Betrachte mit Ernst den Uebertritt in das neue Leben, die Stunde, in der du dein Gelübde sprechen wirst.

Der Friede Gottes sei mit dir!"

Der Brief war ohne Unterschrift; er machte einen tiefen Eindruck auf die Empfängerin. Von wem konnte er kommen? wer nahm so herzlichen Theil an ihr? wer kannte ihre Verhältnisse so genau? Sollte der Prediger ihn geschrieben haben? — Nein, der hätte mit ihr geredet, sie sah ihn ja fast täglich. — Die Frau Pathe? — Nein, die hatte keinen Grund sich verborgen zu halten. — Die Generalin im ersten Stock? — o nein, sie konnte ja nichts von den Vorbereitungen ahnen, die bei ihrem Hauswirth zur Einsegnung der Tochter getroffen wurden. Das junge Mädchen war bewegt durch das Schreiben, aber sie war auch gründlich neugierig und hätte ihr neues seidenes Kleid gern hingegeben, um zu erfahren, wer ihr den Brief zugesandt habe.

Der Tag der Einsegnung kam heran. Vor dem Altare standen über hundert Kinder, auch die beiden Bürgertöchter, die eine in ihrem wollenen Kleide mit dem getragenen Umschlagetuche ihrer Mutter, die andere mit dem schweren Seidenstoffe; aber das schöne blaue Tuch war gegen ein schwarzes, einfacheres vertauscht und der Schmuck fehlte ganz. Das Taschentuch, welches vorsichtig in der Mitte gehalten werden sollte, um die Zipfel graziös herunter zu hängen, hatte eine andere Aufgabe, es trocknete viele Thränen. In einer Bank in der Nähe des Altars saß Martin; als das junge Mädchen ihr Gelübde sprach, falteten sich seine Hände und er betete: „der Friede Gottes sei mit ihr."

Der Kaufmann Krause hatte seiner Tochter eine gute Erziehung geben lassen, sie hatte eine sogenannte höhere Töchterschule besucht und war ein Jahr in der ersten Klasse gewesen. Sie sprach französisch, verstand ein leichtes englisches Buch, hatte von Allem, was gelehrt worden war, etwa so viel behalten, wie andere junge Mädchen, die mit funfzehn Jahren aus der Schule genommen werden, und galt für sehr gebildet. Sie hatte ein angenehmes Aeußere, ein heiteres, freundliches Wesen, und ihre Bekannten gaben ihr häufig die Beinamen „blühendes Röschen," „lustiger Vogel" u. s. w. Ihr Name war Eva, und wie die Eva des Paradieses ließ sie den Schwächen ihres Charakters freien Lauf. Sie war heiter und freundlich, ja, aber in der Heiterkeit vergaß sie ganz, daß auch der junge Mensch schon die Verpflichtung hat, manchen Blick auf den Ernst des Lebens zu werfen. Freundlich soll Jeder sein und zu jeder Zeit; aber es

ist leicht freundlich zu sein, wenn man von allen Seiten mit Güte überschüttet wird. Eva war jedoch nicht ohne Gemüth, sie konnte tief empfinden, nur hatte man versäumt, diese Seite ihres inneren Lebens zu pflegen. Der Brief des Lumpensammlers hatte sie ergriffen, der Tag der Einsegnung war durch denselben für sie wie in einen Heiligenschein getreten; ihre Neugierde war zugleich in hohem Grade gereizt, und sie blickte fragend in dem Kreise ihrer Bekannten umher, den Schreiber des Briefes zu entdecken. Den verborgenen Freund kannte sie nicht. Der Lumpensammler, obgleich an allgemeiner Bildung ihr nahe stehend, an Bildung des Herzens sie weit überragend, war doch durch gesellige Verhältnisse ganz aus ihrem Gesichtskreise gedrängt, er gehörte nicht auf die Stufe der Gesellschaft, auf die Eva durch ihre Eltern gestellt war. Einige Zeit wirkte der empfangene Brief noch nachträglich auf ihre Handlungsweise. Als der Frühjahrshut gekauft werden sollte und Caroline, die Jungfer der Generalin, verrathen hatte, ihr Fräulein werde Maiblumen auf den feinen Strohhut stecken lassen und Band, von dem die Elle zehn Groschen koste, da brannte Eva vor Lust, ein Gleiches zu thun. Sie ging mit ihrer schwachen Mutter in einen Putzladen, und Hüte und Band und Blumen wurden betrachtet. Als es aber zur Wahl kam, nahm Eva ein blaues Band im Preise von sechs Groschen und die Blumen verwarf sie ganz. Ihre Mutter erstaunte, sie wußte nicht, daß Eva plötzlich an den Brief gedacht hatte. „Wenn das Auge," überlegte diese, „welches auf jenen Zeilen geruht, mir begegnen sollte, wenn es auf meine Blumen träfe!" Sie wurde roth bei dem Gedanken — und nahm den einfacheren Hut.

Eva war aus der Schule getreten und begann eine Lebensweise wie viele junge Mädchen, deren Eltern wohlhabend sind und meinen, mit dem Schluß des Unterrichtes, mit der Einsegnung sei die Erziehung der Tochter vollendet. Eva spielte Klavier; dann und wann hüpfte sie nun zu ihrem Instrumente, spielte ein Paar Tänze, auch wohl einige Opernstücke, aber Uebungen wurden nicht mehr gemacht. Die Schulbücher lagen in einer Kiste hinter ihrem Kleiderschrank, denn wozu, meinte sie, sollte das überflüssige Zeug den Platz auf ihrem Bücherbrett rauben, dort lagen jetzt Modenzeitungen und die Bücher, welche sie aus Leihbibliotheken zum Durchlesen holte. Sie machte auch Handarbeiten, nähete fleißig an einem großen Teppich, stickte weiße Kragen und in Perlen, mit einem Worte, sie that, was man von ihr erwartete. War es denn aber nicht das Richtige? Nein, nicht ganz.

Ein funfzehnjähriges Mädchen muß seine Schulbücher nicht bei Seite stellen, sondern ab und zu ein Stündchen erübrigen, um sie wie früher durchzugehen, man lernt nicht Jahre lang mit angestrengtem Fleiß, um später Alles zu vergessen. Wer Zeit hat, Bücher aus Leihbibliotheken zu lesen, der kann auch das, was die Lehrer mit Mühe und Sorge vortrugen, weiter pflegen. Handarbeiten sind weibliche Beschäftigungen; aber mit Wolle ausnähen, feine Stickereien machen, das ist eigentlich Luxus; ein Hemd soll das junge Mädchen gut anfertigen lernen, ihre Kleider soll sie wo möglich selbst machen, das ist praktisch und gehört recht eigentlich in ihren Beruf. Die Tochter der Generalin nähete aber nicht Hemden, arbeitete ihre Kleider nicht selbst, also meinte Frau Krause, ihre Eva brauche das auch nicht zu thun. War die Generalin auf dem rechten Wege, indem sie das praktische Wesen nicht hervorhob? — Das Verhältniß war hier ein anderes. Der General war alt, lebte von seiner Pension, Vermögen hatte er nicht. Seine Gattin blickte nicht ohne Besorgniß in die Zukunft ihrer Tochter, sie hatte ihr wohl Unterricht im Nähen und anderen weiblichen Arbeiten ertheilen lassen, damit sie überall Erfahrung sammele; aber die Handarbeit blieb nicht ihre Hauptbeschäftigung. Das junge Mädchen spielte täglich einige Stunden Klavier, machte französische und englische Ausarbeitungen, las mit ihrer Mutter Geschichte; die Leihbibliothek wurde zwar auch hier in Anspruch genommen, aber es wurden mit sorgsamer Auswahl Bücher gelesen. Die Generalin, als vorsichtige Mutter, wollte ihr Kind auf alle Fälle, die in ihrer Zukunft eintreffen konnten, vorbereiten. Sie kannte die Lebensverhältnisse und wußte sehr wohl, daß die Tochter eines Generals, so hoch der Vater auch steht, nach seinem Tode, wenn sie ohne Vermögen zurückbleibt, auf ihre Thätigkeit angewiesen ist, und da war es der Mutter ein beruhigender Gedanke, ihr mehr Wege, als den alleinigen durch Handarbeit, zum Lebensunterhalt anzuweisen.

Frau Krause und Eva kannten die näheren Beweggründe zu dem Leben, welches das Fräulein im ersten Stock führte, nicht, sie ahmten dem Scheine nach.

Als der Winter kam, sollte die Generalin ihre Tochter bei Hofe vorstellen. Caroline erzählte von den Vorbereitungen, die getroffen wurden. Die Generalin ließ für sich ein schwer seidenes Kleid anfertigen, mit einer Schleppe. Die Schleppe ist ein mehrere Ellen langes Stück Seidenzeug, das oben am Rücken des Kleides befestigt wird, hinten herabhängt und auf der Erde

nachschleppt oder über den Arm gehangen wird. Ein närrisches, unbequemes Ding, viel zu kostbar, um die Fußböden abzufegen, aber es gehört zu den Gebräuchen, die beobachtet werden müssen. Das Fräulein sollte keine Schleppe tragen, für sie wurde ein weißes luftiges Zeug gewählt und ein Kranz von Frühlingsblüthen in das Haar. Eva dachte auch an ein Festkleid, auch sie sollte den ersten Ball besuchen. Eine Schleppe konnte sie nicht haben, verlangte auch nicht danach, denn das Fräulein brauchte sie zu ihrem Auftreten bei Hofe ja auch nicht. Aber das weiße luftige Kleid und der Kranz von Frühlingsblüthen wurde ebenfalls angeschafft.

Das Fräulein im ersten Stock hatte einen Kanarienvogel, im Sommer hing er vor dem Fenster, im Winter hörte Eva seinen Gesang nur leise durch die Stubendecke herab ertönen. Auch Eva besaß einen Kanarienvogel, der im Sommer ebenfalls vor dem Fenster hing, die beiden kleinen Gefangenen führten da manches Zwiegespräch, manches Duett auf, und gewährten ihren Besitzerinnen viel Freude.

Der Abend, an welchem Eva ihren ersten Ball besuchen sollte, erschien; sie hatte den Tag über keine ruhige Stunde gehabt, bald war der Blüthenkranz aufprobirt worden, bald der Granatschmuck umgethan; das „regardez-moi“ auf der Stirn sah prächtig aus. Als es dunkel wurde, begann Eva schon ihr Haar aufzuflechten und erwartete ungeduldig die Friseurmamsell, die es ihr ordnen sollte. Mit fliegendem Haar wanderte sie herum, bis die Stunde schlug, welche zum Ankleiden bestimmt war. Die Mamsell erschien und kämmte und flocht und ordnete nach neuester Mode, der Kranz wurde befestigt. Eva blickte in den Spiegel, „blühendes Röschen“ dachte sie bei sich selbst, ja, so nannten sie ihre Bekannten, und mit Recht, denn sie war ein hübsches Mädchen und wie jung!

Den Ball zu beschreiben, ist überflüssig; Eva tanzte einige Tänze mit Bekannten ihres Vaters, bei einigen anderen stand sie hinter den Tänzerinnen und sah zu. Im Ganzen hatte sie sich trefflich gefallen.

Als sie in der Nacht zu Hause kam und in ihrem Stübchen Kranz und Schmuck lösete, fiel ihr Blick auf das Vogelbauer, das auf einem Schrank stand. Der gelbe kleine Bewohner desselben, der sonst am Abend immer als Kugel zusammengeballt auf einem Stäbchen saß, war nicht da. „Ist er entflohen?“ dachte Eva. Sie stieg auf einen Stuhl, um das Bauer näher zu untersuchen. Da lag der arme kleine Vogel auf dem Boden ausgestreckt — und todt. Das Futternäpfchen war leer und kein Tropfen Wasser in dem Trinkgefäß.

Eva brach in Thränen aus. „Der abscheuliche Ball!“ rief sie laut und riß den Kranz vom Kopfe und schleuderte ihn auf den Tisch. Der Ball wurde beschuldigt, aber nicht mit vollem Recht. Die eigentliche Schuld trug der Leichtsinn, der sich so durch den Gedanken an den Ball fesseln ließ, daß Eva ihre täglichen Beschäftigungen, ja, die übernommene Pflege eines lebenden Wesens darüber vergaß. Eva hatte oft leidenschaftliche Empfindungen, sie beherrschte sie eben so wenig, wie den oberflächlichen Sinn; jetzt, da sie dem Ball zürnte und den Schmerz um den todten Vogel fühlte, warf sie ihren Granatschmuck, ihn von der Stirne reißend, zu Boden und trat ihn mit Füßen, daß die feine Fassung zerbrach und die Steine sich aus einander löseten. Die Nacht wurde schlaflos zugebracht, und als der Tag erschien und oben im ersten Stock des Fräuleins Kanarienvogel lustig wie gewöhnlich zu singen begann, flossen Eva's Thränen von Neuem. Die arme Eva!

Einige Tage nach dem Balle brachte der Postbote einen Brief unter Eva's Adresse; er lautete:

„Der Friede Gottes sei mit dir!

Auch göttliche Freude! aber im Ballsaal findest du sie nicht. Willst du sie suchen? Vor dem **Thore No. 1. wohnt in ärmlicher Stube ein Mütterchen mit ihrer Enkelin, das Mütterchen ist gelähmt, das Mädchen ernährte die Großmutter, jetzt hat es den Arm gebrochen, kann nicht arbeiten; willst du nicht hingehen zu den Armen? göttliche Freude könntest du auf dem Wege wohl finden.“

Eva's Herz schlug laut. Der Schmerz um den Vogel, der Vorwurf, den sie sich machte, hatten sie weich gestimmt. Es war ihr, als sähe sie die Hand vor sich, die den Brief geschrieben, als sei sie ausgestreckt, um sie zu den Armen zu führen. Wer war denn die Seele, die so viel Theil an ihr nahm? Eva las den Brief wieder und wieder. Aber die Hand war ja ausgestreckt, sie wollte sie zu den Armen vor dem Thore leiten. Eva erhob sich langsam, nahm Hut und Mantel und folgte der Weisung.

Sie fand großes Elend im kleinen Stübchen und das Geld, welches sie darreichte, erweckte heiße Dankbarkeit.

Die alte gelähmte Frau war die Wittwe eines Goldarbeiters, der zwar ein geschickter Mann gewesen, aber nie dazu gekommen war, ein eigenes Geschäft zu haben, er hatte nur für andere Meister gearbeitet und war für Mühe und Fleiß wenig belohnt worden. Das Hochzeitgeschenk, welches er seiner Frau machte, war eine Bibel mit schweren silbernen Be-

schlägen, ein Kunstwerk. Während der langen Krankheit der Wittwe war dieses theure Geschenk in ein Leihhaus gekommen, und es gehörte zu den innigsten Wünschen der Armen, es wieder einlösen zu können. Eva besuchte sie zuweilen, und nachdem sie in die näheren Verhältnisse eingedrungen war, versprach sie ihr Taschengeld zu sparen, um das kostbare Buch wieder in die Hand der armen Wittwe zu legen. Mancher Groschen, der für Näschereien ausgegeben werden sollte, mancher Thaler, der für ein neues Band oder einen Kragen bestimmt war, wurde in die Sparkasse gelegt.

Die Wintervergnügungen nahmen viel Zeit in Anspruch. Das Fräulein vom ersten Stock lief ein Paar Mal die Woche Schlittschuh, es war Mode unter den jungen Mädchen; wie hätte Eva zurückbleiben können? Neue Opern mußte man auch sehen, Eva's Vater war ja wohlhabend, er meinte, man sei nur einmal jung, und Eva solle sich das Leben angenehm machen. Das Fräulein oben hatte eine Schlittenparthie mitgemacht, warum hätte Eva dieses Vergnügen nicht auch kennen lernen sollen? Viele Herren und Damen besprachen die Sache, es wurde ein Tag zur Parthie festgesetzt. Der Vater ließ einen schönen neuen Mantel für seine Tochter machen, er sah prächtig aus. Als er umprobirt wurde und der Winterhut dazu aufgesetzt, fand sich's, daß der Hut neben dem Prachtstück von Mantel nicht schön genug sei. Aber der Vater war nicht guter Laune, er hatte viel Zahlungen an dem Tage gehabt, und er sagte ärgerlich: „Ich habe das Geldausgeben satt, nun wird nichts mehr gekauft.“ Eva weinte, ihre Mutter überlegte, wie Rath zu schaffen sei; — endlich wurde die Sparkasse zu Hülfe gerufen, das Geld reichte gerade aus, um einen zierlichen rosa Atlashut zu kaufen. Die Schlittenfahrt war sehr hübsch, man fuhr eine Meile weit hinaus, trank Kaffee, scherzte, lachte, plauderte, dann ging bei Fackelschein die Fahrt zurück. Das war ganz gut; aber die Sparkasse war leer, Eva hatte keinen Muth, zur kranken Frau zu gehen, welche von ihr die Einlösung ihrer Prachtbibel erwartete.

Die Zeit verging, das Frühjahr kam heran, die bösen Tage der Kälte, welche den Armen so viel Noth machen, waren vorüber. Wie es nur der gelähmten alten Frau und ihrer Enkeltochter während der letzten harten Woche gegangen sein mag? dachte Eva. Sie hatte wieder einen Thaler in der Sparkasse und ging mit dem Gelde zu ihr, nicht um das versetzte Familienkleinod einzulösen, dazu reichte die Summe nicht hin, aber um auf spätere Zeit zu vertrösten. Sie fand das junge Mädchen wieder bei der Arbeit, der Arm war geheilt, sie konnte wie früher nähen und seine

Stickereien anfertigen. Die Alte lag immer noch gelähmt auf ihrem Bett. Eva's Thaler wurde mit warmem Danke empfangen, sie wurde mit herzlichen Worten überschüttet. Nach der Prachtbibel wagte sie nicht zu fragen. Als sie die Kranke verließ und die junge Stickerin sie begleitete, die düstere Treppe mit ihr herabging, sagte Eva halblaut: „ich will jetzt gewiß sparen, um die schöne Bibel endlich einzulösen." — „Die Bibel?" erwiderte die Kleine verwundert, „die ist längst verkauft. Die Zeit war verstrichen, bis zu welcher wir die geborgte Summe abzahlen sollten, sie ist für uns verloren." Eva erschrak, sie hätte in die Erde sinken mögen vor Scham. „Ich hatte versprochen, das werthvolle Erbstück wieder zu schaffen!" klang es in ihrem Innern. Der Vorwurf verfolgte sie. Schnell eilte sie nach Hause, in ihr Stübchen. Jetzt hätte sie gern den rosa Atlashut, ja, auch den schönen Mantel hingegeben, um nur die Bibel zu retten. Den Kopf in die Hand gestützt, saß sie da und dachte über sich selbst nach. Vor dem Fenster des ersten Stocks hing der Kanarienvogel, heute zum ersten Male die Frühjahrsluft genießend, er sang sein Jubellied. Eva blickte auf ihren Schrank, auf dem sonst das Bauer ihres Vogels gestanden hatte; wie eine schwere Last lag ihr der Gedanke an ihren Leichtsinn auf der Seele. Wenn der Klingelzug an der Hausthür gezogen wurde, schrak sie zusammen, sie meinte, der Briefträger müsse ihr ein Schreiben von jener unbekannten Hand bringen, die schon zwei Mal ein so ernstes Mahnwort für sie niedergeschrieben hatte.

Jahre vergingen. Es war an einem herrlichen Sommertage, als mehrere Wagen vor der Hauptthüre des Domes standen; eine Anzahl Leute hatte sich neugierig auf die Treppe aufgestellt; drinnen in der Kirche wurde ein Lied gesungen, dann hörte man die Rede des Geistlichen, und endlich erschien eine weiße Gestalt in der Thür, ein hübsches junges Mädchen in Schleier und Myrthenkranz. Ihr angetrauter Lebensgefährte, Eltern und Verwandte folgten und Alle bestiegen die Wagen. Die Braut war Eva, sie hatte einem wohlhabenden Manne, dem Besitzer einer Papiermühle, ihre Hand gegeben. Die neugierige Menschenmenge drängte sich um sie, den Schmuck zu bewundern. Das Kleid war schwerer Atlas, der Schleier ächte Spitze, sogar Edelsteine umschlossen den Hals. In dem Augenblick, als Eva einsteigen wollte in den schönen Glaswagen, der vorgefahren war, fühlte sie ihre Hand ergriffen und einen Brief hineingedrückt. Sie erröthete. Der geheimnißvolle Freund fiel ihr ein. Als sie in ihrem Stübchen allein war, erbrach sie das Schreiben, es lautete:

„Der Friede Gottes sei mit dir!

„Wem ein tugendsames Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auch auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang. Sie geht mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. — Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt. Sie breitet ihre Hände aus zu den Armen und reicht ihre Hand den Dürftigen. — Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist. — Lieblich und schön sein ist nichts, ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben &c.

Sprüche Salomonis.

Die Papiermühle, welche Eva's Heimath wurde, lag einsam in einem Walde, in reizender Gegend. Das köstlich üppige Laubholz zog sich stellenweise über leichten Anhöhen hin, die herrlichen Wiesen, der schäumende Bach, ein Teich, der den Garten begrenzte, gaben der Gegend so viel Abwechslung und Anmuth, daß die junge Frau sich voller Freude dort einrichtete. Ihr Mann hatte Arbeiter, er führte nur die Oberaufsicht in dem Geschäft und machte die Rechnungen, es blieben ihm viele Stunden des Tages, die er seiner Frau schenken konnte, um mit ihr die schönsten Punkte des Waldes aufzusuchen. Das benachbarte Hauland, das Jagdhaus, in welchem damals häufig Feste veranstaltet wurden, besuchte Eva besonders gern; es lag so gar freundlich, der Bach machte hier zierliche Biegungen und sprang über Steine so lustig murmelnd, und seine Ufer waren so reich mit Vergißmeinnicht eingefaßt. Die Feste im Hause machte Eva zwar nicht mit, dabei waren nur Männer; der Gutsbesitzer, dem das Jagdhaus gehörte, bewirthete hier die Jäger, nachdem sie das Jagdvergnügen durchgemacht hatten. Der Mühlenbesitzer war auch Jäger, er war stets mit zum Essen geladen, und wenn er dann am Abend mit den Andern bei der Tafel saß und er sich's wohlschmecken ließ, dann stand draußen gewöhnlich die neugierige Eva mit einer Magd und schaute in die hell erleuchteten Fenster. Außer diesen ländlichen Vergnügungen gab es aber auch noch andere für das verwöhnte Stadtkind; in der Nachbarschaft, in umliegenden Dörfern wurde Besuch gemacht, bei den Gutspächtern, Beamten und bei den Predigerfamilien. Im Sommer wurden auch Reisen unternommen, in das nahe Gebirge, oder in große Städte, oder gar in Badeorte. „Wenn man so viel Geld hat, wie wir," sprach Eva, „dann kann man schon etwas drauf gehen lassen." Sie flatterte gedankenlos wie

der Schmetterling von Blume zu Blume, so von einem Vergnügen zum andern, lachte, scherzte, schmückte sich, es fehlte aller Ernst in ihrem Wesen, und doch darf der Mensch nicht gedankenlos hinleben.

Jeder hat seinen Beruf auf Erden, so groß oder so klein er auch sei, und des Menschen Pflicht ist es, ihn nach Kräften zu erfüllen. Eva war heiter, freundlich, lebenslustig, sie schauete nicht um sich, ging nicht in sich und wußte nichts vom Ernst des Lebens, von einem Lebensberuf. Auch als der liebe Gott durch ein großes Geschenk sie auf ernste Pflichten hinwies, flatterte sie leichtfertig in gewohnter Weise darüber hin. Eva war Mutter eines Knaben geworden. Sie war überglücklich im Besitz des Püppchens, das sie schmücken konnte, wie sich selbst. Das Mützchen wurde mit zierlichen Schleifchen besetzt, die Kleidchen aus der Hauptstadt verschrieben. Sie fuhr mit dem Kinde in die Nachbarschaft, um es bewundern zu lassen, und ehe es reden konnte, nahm sie eine französische Bonne in das Haus. Es war Sitte bei vornehmen Leuten, die Kinder fremde Sprachen früher als die Muttersprache lernen zu lassen; „warum," meinte Eva, „warum sollten wir, die wir so reich sind, nicht auch vornehme Moden mitmachen?" Das Alles geschah mit oberflächlichem Sinn; hätte Eva ernst über das Wohl der kleinen Seele, die Gott ihr anvertraut, nachgedacht, so hätte sie den Knaben nicht als ihre Spielpuppe behandelt, die man putzt und aller Welt zeigt, um sie bewundern zu lassen. Die kleine Seele soll ja einst auch den ernsten Lebensweg gehen, und man muß zeitig dazu thun, um ihr nicht eine falsche Richtung zu geben. Besonders aber muß auch über das körperliche Wohl eines so kleinen Kindes gewacht werden. Es giebt nichts Köstlicheres, als so ein zartes kleines Wesen in der freien Natur in gesunder Landluft sich entwickeln lassen; Eva hätte für ihr Kind nichts weiter gebraucht als eben ihre herrliche Wohnung im Walde und ihr Mutterauge. Wie lieblich entfalten sich auch die Begriffe von der Vaterliebe Gottes, wenn der Kinderblick fortwährend auf den wundervollen Schöpfungen ruht; es hätte ja für Eva die größte Herzensfreude sein müssen, das Kind, welches ihr geschenkt, nein, nicht geschenkt, nur geborgt war, auf alle Herrlichkeit umher aufmerksam zu machen. Ja, ein Kind ist Eltern immer nur geborgt, wie jedes Gut auf dieser Erde. Gott, dem das Kind allein zugehört, kann es jeden Augenblick zurückfordern. Das ist nichts Neues, alle Menschen wissen das, und doch vergessen sie es so oft. Auch Eva vergaß die ernste Wahrheit. „Ich kann mit meinem Kinde machen, was ich will," sagte sie, und sie wollte nichts als einen vornehmen Herrn aus ihm machen.

Als Eva eines Morgens aufgestanden war und aus der Hausthür trat, bemerkte sie einen Brief, der an die Thürklinke befestigt war, es mußte ihn Jemand, der ganz früh am Tage durch den Wald gegangen, gebracht haben. Der Brief war an sie gerichtet und lautete:

„Der Friede Gottes sei mit dir!

Eine Eva verlor für ihre Kinder das Paradies, du kannst dem deinen ein Paradies in das Herz legen!“

Die geheimnißvolle Stimme machte stets tiefen Eindruck auf Eva's Gemüth, der Wunsch, die verborgene Seele zu kennen, deren Theilnahme an ihrem Leben sich stets gleich war, blieb immer derselbe, aber sie war in undurchdringlichen Schleier gehüllt. „Du kannst deinem Kinde ein Paradies in das Herz legen,“ hatte sie ihr jetzt zugerufen. „Das will ich,“ beschloß Eva, und sie hätte gern das Paradies ergriffen und schnell hinein gedrückt. Aber das ging nicht. Das Paradies, von dem der Brief sprach, ist erst ein Sandkörnchen und wächst im Herzen, immer weiter dehnt sich's aus, bis der liebe Gott und der Welt-Heiland darin Raum haben, mit ihrem ganzen Gesetz.

Arme Eva! Sie hatte ihr Kind zärtlich lieb; aber der leichte Sinn war vorherrschend in ihr, ihre Willenskraft unthätig, sie versuchte niemals ernstlich sich zu überwinden.

Die Seele, welche Theil an ihr nahm, war so voll Liebe zur Menschheit, daß sie es nicht lassen konnte, in verschiedenster Weise die Herzen anzuregen. Hier und da pochte sie an, bald offenbar, bald aus der Verborgenheit. Aber es war noch Jemand da, der die Herzen läutern will: Gott selbst! Dem großen Erzieher des Menschengeschlechtes ist kein Herz zu unbedeutend, er übersieht keines, er klopft an, bald leiser, bald stärker, denn er möchte, daß der freie Wille, den er dem Menschen gegeben hat, ihn zum Heile führe. Eva verstand das Anklopfen nicht, die Regungen ihres besseren Bewußtseins wurden stets unterdrückt.

Vier Jahre vergingen. Der kleine Moritz war der Eltern Freude. Wenn sie zu Hause waren, lachten sie über seine Einfälle, über die Kunststückchen, welche er von seiner Bonne lernte, überschütteten ihn mit Spielsachen, mit Naschwerk; sie waren ja wohlhabend, es wurde ihnen nicht schwer, Geld für das einzige Kind auszugeben; Geldausgeben war überhaupt ihre Sache. Sie hielten Wagen und Pferde, machten weite Parthien in die Nachbarschaft und manche Vergnügungsreise. Zuweilen wurde Moritz mitgenommen; aber oft blieb er zu Hause, denn er hinderte viele

Vergnügungen. Was den Erwachsenen Spaß machte, war nicht immer für des Kindes Fassungskraft, und er weinte, wenn er sich langweilte.

Eines Tages fuhr Eva mit ihrem Gatten in die Hauptstadt, um eine neue Oper und einen berühmten Taschenspieler zu sehen; sie blieben mehrere Tage fort. Bei ihrer Rückkehr lief ihnen der kleine fröhliche Moritz nicht wie sonst entgegen, verstörte Gesichter empfingen sie.

Wir übergehen die Schreckensscenen, die hier folgten. Das liebe Kind war verloren, an einem Strauch neben dem Teich am Garten hatte man sein Hütchen gefunden.

Eva brach zusammen. Der Schmerz, den sie einst empfunden, als ihr kleiner Vogel verhungert war, kam wieder über sie, aber tausendfach erhöht. Warum schickte Gott dieses furchtbare Unglück? Sollte es eine Strafe sein? — Wäre die Strafe von der Hand des langmüthigen Gottes nicht zu hart? — Wer kann darauf antworten? Wer weiß es, was des Vaters Sendungen bezwecken? ob sie Strafen, Prüfungen oder ein Mittel zur Läuterung der Herzen sein sollen?

Einige Wochen nach dem Trauerfall finden wir Eva am Fenster eines Gasthauses in der Hauptstadt. Sie war krank, und um dem Arzte nahe zu sein, wohnte sie mit ihrem Gatten in der Stadt. Auf der Straße stand eine Gruppe neugieriger Menschen um einen Karren. Eine Familie, Vater, Mutter und Kinder, wanderte aus, in dem Karren lagen ihre ärmlichen Sachen und die Kinder. Die Mutter saß still auf einem Steine an einer Straßen-Ecke, in ihren Armen lag die kleine Leiche eines wenige Monate alten Kindes, welches eben durch den Tod von einem jammervollen Leben erlöst worden war. Als Eva, aus ihrem Fenster starr auf die Gruppe blickend, erkannte, was geschehen war, stieß sie einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig nieder. Ihr Gatte kam herbei; nicht ahnend, was geschehen war, hielt er die Ohnmacht für ein Symptom der Krankheit, rief nach dem Kellner, um ihn eilig nach einem Arzte zu senden. Die Unruhe, welche hierdurch veranlaßt wurde, erregte die Aufmerksamkeit eines Fremden, welcher eben an der Thür des Gastzimmers, in welchem die unglückliche Mutter wohnte, vorüber schritt. Er fragte den Kellner, was vorgefallen sei, und als dieser eilig berichtet, drinnen liege eine junge trauernde Frau in Ohnmacht, öffnete er die Thür, trat ohne Weiteres ein, auf die Ohnmächtige zu, und ein Fläschchen mit belebendem englischem Salz aus der Tasche ziehend, ließ er sie den starken Duft einathmen. Eva erwachte aus der Betäubung; „die glückliche Mutter!“ rief sie jammernd aus, „sie

durfte ihr todtes Kind noch an's Herz drücken, ich habe das meine nicht wiedergesehen!"

Sie brach in Schluchzen aus.

Der Fremde beugte sich zu ihr herab; mit weicher Stimme, die von inniger Theilnahme bewegt war, sprach er leise: „Der Friede Gottes sei mit dir!"

Eva erhob ihren Kopf und mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung blickte sie dem Fremden in das Gesicht. Sie ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Martin wurde Eva's Freund und Tröster.

Seit jenen Schmerzenstagen waren viele Jahre vergangen, Eva's Haar war gebleicht, Martin war ein Greis von siebenzig Jahren geworden. Wir nehmen jetzt unsere Erzählung wieder auf, wo wir sie im Anfang unterbrochen hatten.

Die Kinder aus dem ehemaligen Jagdhause, in welchem jetzt der sogenannte Einsiedler lebte, hatten Erlaubniß erhalten, die Nachbarn in der Papiermühle zu besuchen, und als der Lumpensammler wieder vorüber kam und Pfeife und Lied durch den Wald schallten, kamen die Geschwister in ihren neuen Anzügen an der Hand ihrer Mutter vergnügt herbei, um den alten Freund zu begleiten. Frau Held übergab sie dem Greise mit vielen herzlichen Worten, am liebsten wäre sie mitgegangen, um die Frau Nachbarin kennen zu lernen; aber diesen Wunsch hatte sie gegen ihren menschenscheuen Eheherrn gar nicht einmal auszusprechen gewagt. Den Kindern wurden viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben; „erhitzt euch nicht zu sehr," und „nehmt euch mit Essen in Acht," rief sie ihnen noch nach, und lange blieb sie am Kreuzwege stehen und wehete mit ihrem Taschentuche und empfing die Gegengrüße der kleinen Wanderer.

Der Weg, den die Kinder zu machen hatten, war ziemlich weit und der Greis kannte die Ungeduld seiner kleinen Gefährten, also sann er auf Unterhaltung. „Ihr wißt wohl gar nicht, meine lieben Mäuschen," sagte er, „wovon, und wie das Papier gemacht wird; ich muß euch das erzählen, sonst werdet ihr ja kein Vergnügen und keinen Nutzen haben von eurem Besuch in der Papiermühle; hört mir nur aufmerksam zu."

Die Kinder reichten dem Greise die Hände und wanderten munter fort, hinter ihnen her lief der große Hund und rollte den Lumpenwagen nach.

Der alte Mann begann seine Mittheilung. „Ihr wißt, meine Vögelchen, daß ich alle alten Lappen der ganzen Gegend aufsammele und der Papiermühle zuführe; das schöne weiße Papier, auf welchem eure Mutter manchmal einen Brief schreibt, entsteht aus den schmutzigen, zerrissenen Flicken, die der ärmste Bettler nicht mehr brauchen kann. Die Erfindung aus den Lumpen Papier zu bereiten, ist vor etwa 1000 Jahren gemacht worden; aber unsere Erde besteht schon viel länger, und es haben früher auch schon Menschen gelebt, die schreiben wollten. Die lieben Eltern haben euch gewiß schon erzählt, daß vor mehreren tausend Jahren die Israeliten und Aegypter sehr merkwürdige Völker waren.

„Freilich, freilich!“ unterbrachen die Kinder. „Wir kennen die Geschichten von Abraham, Isaak und Jakob,“ fügte Berthold hinzu, „und von dem Pharao in Aegypten, der den Joseph gefangen hielt.“

„Und die Geschichte vom kleinen Moses,“ sagte Anna, „und wir haben auch ein Bilderbuch, darin stehen die Pyramiden gemalt und der Moses mit den zehn Geboten.“

„Wir haben auch eine Landcharte,“ erzählte Berthold, „auf der hat uns der Vater gezeigt, wo Palästina liegt und wo das Christuskind geboren wurde. Und dann zeigte er uns Aegypten, mit dem Fluß Nil, der alle Jahre übertritt, und das ist eben das Land, wo Joseph war und wo die Juden später in der Gefangenschaft lebten, aus der Moses sie rettete.“

„Nun, da seid ihr ja schon recht bewandert in den alten Geschichten,“ sprach Vater Martin, „da kann ich ja ohne weitere Erklärung in meiner Erzählung fortfahren. Die Aegypter zogen ein Gewächs, welches sie die Papyrusstaude nannten, nach ihr hat erst unser jetziges Papier seinen Namen erhalten. Dieses Gewächs war ein Rohr, welches nahrhafte Stoffe in sich trug und die von den armen Leuten gegessen wurden. Die Rinde des Rohres hatte Fasern, man verarbeitete sie zu Stricken, aus der Wurzel machte man das Papier. Die Wurzel hatte nämlich, wie unsere Zwiebel, mehrere Häute, die man behutsam aus einander lösete und auf eine gerade Fläche glatt auslegte, kreuzweis, mehrere Lagen über einander. Hierauf wurde Leim gestrichen und das Ganze fest zusammengeklopft. Wenn diese Lagen der Wurzelhäute trocken waren, konnte man darauf schreiben, und es wurden nun die Hyroglyphen darauf gemalt, welche den Aegyptern statt unserer Buchstabenschrift dienten. — Die Israeliten benutzten aber dieses Papier nicht, sie hatten Steine, in die sie die Schrift mit einem Griffel einschnitten, so wie es jetzt auf Denkmälern geschieht. Moses hat

die Gebote ja auch auf steinerne Tafeln eingeschnitten. — Die Griechen schrieben auf der Schale einer Pflanze, welche Biblos hieß, wie das Buch. Das Buch der Bücher, die Bibel, hat nach jenem griechischen Wort ihren Namen bekommen. Ein später gebräuchliches Papier war Pergament, welches man aus der Eselshaut anfertigte, auch von Ziegen- und Schaf-fellen. — Die Chinesen machten zuerst Papier aus Baumwolle, die sie zu Brei zerstampften und weiter bearbeiteten, sie sind also eigentlich die Erfinder unseres Papiers. Die Deutschen aber haben das Verdienst, die alten, unbrauchbaren Lumpen dazu benutzt zu haben, statt der theuren Baumwolle. Denkt nur, welch ein Vortheil das ist. Eine Elle baum-wollenes Zeug kostet 3 bis 5 Groschen, wie übel wäre es, wenn wir für eine Elle Papier auch so viel zahlen müßten. Die Elle Papier, d. h. der Bogen, kostet einen Pfennig. Es ist aber doch höchst merkwürdig, daß wir es so billig haben können; wie viele Hände werden zur Arbeit ge-braucht, ehe es zum Gebrauch fertig ist; ich will euch einmal Alles vor-rechnen, was damit geschehen muß: Der Landmann bearbeitet sein Feld und streuet Samen aus. Wenn die Saat aufgegangen ist, muß er sie fleißig vom Unkraut reinigen lassen. Habt ihr jemals ein Flachsfeld gesehen?"

„Ja wohl, ja wohl!" entgegnete Berthold, „neben dem Dorfe, das am Waldrande liegt, hat es uns im vorigen Jahre die Mutter gezeigt; es sah aus wie eine blaßgrüne Wiese, mit unzähligen Vergißmeinnicht."

„Aber es waren keine Vergißmeinnicht," fügte Anna hinzu, „sondern die blauen Flachsblüthen, die über das ganze Feld ausgestreut waren."

„Also kennt ihr den lieblichen Anblick eines Flachsfeldes," sprach der Lumpensammler, „das freut mich. — Wenn der Flachs geerntet werden kann, wird er nicht mit der Sense abgemäht, wie das Korn, sondern mit der Wurzel ausgezogen und getrocknet, worauf man in der Scheune den Samen ausdrischt. Die Flachsbündel werden dann auf feuchte Stellen gelegt, damit sie in Fäulniß übergehen, und darauf werden sie im Back-ofen gedorrt; die Schale wird da spröde und springt ab, wenn man sie in hölzernen, sogenannten Brechen klopft oder zerbricht. Ist die harte Schale fort, so hat man den weichen seidenartigen Flachs, der nun auf Drahtbürsten glatt gekämmt wird. Dann geht das Spinnen und Weben an, die Leute kaufen die Leinwand, nähen Wäsche, zerreißen sie und es werden Lumpen daraus. Das ist nun erst der Artikel, der in die Papier-mühle geschafft wird. Dort thut man die Lumpen in große, mit Wasser angefüllte Kasten, in denen sie von gewaltigen Hämmern zu Brei gestampft

werden. Dieser Brei wird auf Drahtnetze, welche die Größe eines Papierbogens haben und wie ein Fenster eingerahmt sind, gegossen, zwischen Tuchdecken getrocknet, gepreßt — und das Papier ist fertig. — Aber still! hört ihr das regelmäßige Pochen? — das sind die Hämmer, welche die Lumpen zerstampfen, — nun sind wir bald da!"

Während die drei Wanderer ihren Gang vom Kreuzwege aus zurücklegten, war in der Mühle schon große Freude, und es wurden Vorbereitungen zum Empfang der lieben Gäste gemacht. Die Frau Müllerin wanderte geschäftig hin und her. Aus dem Keller holte sie einen Napf voll Milch und trug ihn in die Geisblattlaube, dicht am Hause, dann brachte sie Gläser und stellte sie daneben auf die schneeweiße Damastserviette. Ein Stück frischer Butter, auf dem ein Paar Hirsche mit Riesengeweihen prangten, wurde auf einen Glasteller, unter eine Glasglocke gelegt. Ein kräftiges Schwarzbrod nahm einen ganzen Brodkorb ein, und in einem zweiten lag ein mit Rosinen und Mandeln reich gespickter Stollen, als ob er ein Weihnachtsstollen sei, so prächtig sah er aus. Die Frau Müllerin ging in ihren Garten, zog eine Anzahl rothwangiger Radischen aus einem Beet, spülte sie selbst im Bache, streifte die großen Blätter ab, so daß nur die Köpfchen mit einem grünen Herzblättchen, das gleich einem Federbusch in die Höhe stand, übrig blieben, und ordnete sie zierlich auf einem Teller. Auf einem andern Teller lagen auch rothe Köpfchen, eben so groß wie die Radischen, es waren treffliche Garten-Erdbeeren. Als Alles wohlgeordnet war, ging die Müllerin vor die Thür, wo ihr Gatte um diese Stunde, es war gegen drei Uhr Nachmittags, täglich seine Zeitungen las. Sie fand ihn nicht wie gewöhnlich auf der Bank sitzend. Die Zeitungen lagen durchblättert, verstreut da, er selbst rauchte sein Pfeifchen und sein Blick schaute in's Weite, die Straße entlang. Auch er war ungeduldig, die Nachbarskinder zu empfangen. Als die Müllerin ihn so erblickte, schlang sie beide Arme um seine Schultern und drehete ihn im Kreise herum.

„Bist du toll, Alte!" rief der Ueberraschte lachend, „wir sind über die Tanzjahre hinaus, was soll's heißen, daß du mich wie einen Kreisel herumdrehst?"

„Gut, daß du kein Brummkreisel bist, Alter," sagte die Frau, „ich freue mich, daß du unsere kleinen Gäste auch mit Vergnügen erwartest. Was ist's doch, das mich so gewaltig zu den stillen Waldnachbarn hinzieht? Ich kenne sie nicht und es regt sich mir im Herzen, wenn ich nur an sie denke. Die Kinder sind's wohl, die mir so besonders Theilnahme

einflößen, weil Vater Martin immer so viel von ihnen erzählt. Ach! und es mag auch wohl die Erinnerung an das verlorene eigene Kind dabei in's Spiel kommen. Unser lieber kleiner Moritz! — er wäre jetzt ein Mann! — Ich könnte schon Großmutter sein. — Lieber Alter, wir sind recht arm geworden!" Die Müllerin schlang ihre Arme um ihres Mannes Hals, er drückte sie fest an sich; als sie einander anblickten, hatten sie beide Thränen in den Augen.

Die Pfeife des Lumpensammlers ertönte und auf der Kinder besonderes Verlangen sang er auch sein Liedchen; die Worte „dem Limpen, Lampen, Lumpen, so geht's dem Lumpenmann" sangen die Kinder kräftig mit; aber als die Frau Müllerin ihnen entgegen eilte und sie an ihr Herz drückte, und als der Herr Müller jedes der Kleinen am Kinn erfaßte, die Köpfchen emporhob und in ihre freundlichen Gesichter blickte, da standen sie etwas verlegen da und sie konnten nicht gleich Worte finden, um der Mutter Grüße zu bestellen und auf alle Fragen zu antworten, welche die Frau Müllerin im Eifer vorlegte. Die Angekommenen wurden in die Geisblattlaube geführt. Auf der Bank lagen zwei gestickte Sophakissen, die hatte die freundliche Frau Müllerin aus ihrer Putzstube herausgebracht, um der Kinder Plätzchen zu polstern. Auf dem einen Kissen war eine Katze, auf dem andern ein Kaninchen gestickt, und die Kinder hätten sich am liebsten nicht darauf gesetzt, sondern die Kissen als Bilder vor sich aufgestellt; aber sie waren eben noch etwas verlegen und sagten nichts.

Die Hausfrau eilte fort, als sich die Andern niedergelassen hatten, und brachte Kaffee und für den Vater Martin ein Pfeifchen. Dann aber schnitt sie von dem Schwarzbrod feine Scheiben herunter, bestrich sie mit Butter, klappte die Scheiben zusammen und reichte sie den kleinen Gästen. „Nehmet das vorläufig, meine Herzenskinder," sagte sie, einen Kuß auf die frisch gerötheten Bäckchen der Kleinen drückend, „ihr seid noch sehr erhitzt vom raschen Gange und sollt die kühle Milch noch nicht essen, wenn ihr aber abgekühlt seid, dann giebt's Erdbeeren mit Milch, die rothen Kugeln in dem weißen See sind etwas gar Gutes, besonders wenn der Schnee darauf fällt, den ich hier aus der Zuckerschale nehme."

Bei dem Vesperbrod wurden die kleinen Zungen gelöst, die Verlegenheit war vorüber und das Plaudern ging an, wie zu Hause. Wie schmeckte das Butterbrod vortrefflich! solch ein Brod und solche Butter meinten die Kinder noch niemals gegessen zu haben. Und nun gar die Erdbeeren, es waren ja Riesen, und so viel Zucker, als die liebe Frau

Nachbarin darauf puderte, bekamen sie von der Mutter niemals; „man kann die Erdbeeren ohne Zucker essen," sagte die Mutter immer.

Alles war neu und Alles herrlich. Die Kinder waren noch niemals irgendwo zum Besuch gewesen, und was sie nun sahen und was ihnen Liebes angethan wurde, setzte sie in Erstaunen und machte ihnen Freude. Als nach eingenommener Vesper das Innere der Mühle besehen wurde, als sie die schweren Hämmer in dem Lumpenbrei auf und nieder pochen, das Schneiden der Lumpen, das Bereiten der Papierbogen sahen, da war ihnen zu Muth, wie einem Kinde in der Stadt, welches zum ersten Male in ein Theater geführt wird. Aber es gab auch außer der Mühle noch viel Merkwürdiges zu sehen. Der Kuhstall war keine Kleinigkeit, vier stattliche Kühe und zwei muntere Kälbchen, die mit wahren Bocksprüngen sich um die Alten herumtummelten, machten den Kindern so viel Spaß, daß sie am liebsten gleich ihre Hütte im Stall gebaut hätten, um immer dort zu bleiben. Dann war der Milchkeller zu besuchen, die blank gescheuerten Gefäße in Reihe und Glied aufgestellt, das Butterfaß, welches wie eine Schwenkwiege hängend, hin und her geschaukelt werden mußte, um Butter zu schaffen, Alles war bewundernswerth. Dann kam der Taubenschlag an die Reihe, der im obern Stockwerk seine zierlichen Täubchen beherbergte, unten aber einen Raum für die Hühner hatte. Der Bach mit seinen Vergißmeinnicht-Ufern wurde auch betrachtet, die Wellen kamen ja vom Jagdhause her, gewiß hatten Vater und Mutter ihnen Grüße an die lieben Kinder mitgegeben. Es war ja das erste Mal, daß sie die Kleinen von sich gelassen hatten, es mochte ihnen wohl bange sein so allein zu Hause.

Als nun Alles bewundert war, was es in Hof und Garten zu sehen gab, führte die freundliche alte Frau die Kleinen in ihr Schlafzimmer; da stand in einer Ecke ein Spielzeugschränkchen. Wohlverwahrt lagen dort die Spielsachen, die dem beweinten Kinde der armen Mutter gehört hatten. Da standen bleierne Soldaten noch glänzend schön, aufmarschirt wie zur Parade. Sie hatten in der Schachtel geschlafen, die Frau Müllerin aber hatte sie den Gästen zu Ehren aufgestellt. Ein Steckenpferd lehnte in einer Ecke des Schrankes, die Peitsche daneben. Auch ein lederner Flickenhanswurst und ein possirlicher Nußknacker waren unter den Sachen. Die Kinder bewunderten Alles, doch bemerkten sie auch, daß die gute Frau, welche ihnen den Genuß bereitete, eine Thräne nach der andern aus den Augen trocknete. Es war in Erinnerung an ihren verlorenen Moritz.

Als nun wieder Alle in der Geisblattlaube zusammen saßen, da wurde manches lustige Späßchen erzählt, um die Kinder recht vergnügt zu machen. Der Hausherr freute sich über das heitere Lachen der kleinen Gäste und suchte aus seinem Gedächtniß Alles hervor, was die Heiterkeit erhöhen konnte. Da kam auch eine Geschichte vom Häschenbrod an die Reihe, welche den Kindern ganz besonders wohl gefiel, der Frau Müllerin entlockte sie zwar wieder manche Thräne, denn sie rief den kleinen Moritz in ihr Gedächtniß zurück, mit ihm hatte sich ja die Geschichte mit dem Häschenbrod zugetragen.

Der kleine Knabe war nämlich, wie alle Kinder, auch zuweilen etwas eigensinnig und hatte seinen eigenen Willen, den er gern durchzusetzen wünschte, Einbildungen, die er hatte, konnte ihm Niemand so leicht ausreden. So meinte er z. B. die Brodrinden niemals essen zu können, er lösete sie stets behutsam von seinem Butterschnittchen ab, legte sie bei Seite, weil er behauptete, seine kleinen Zähne seien nicht im Stande, sie zu durchbeißen, und so kam es denn, daß oft auf Tischen und Stühlen die Brodstücken umher lagen. Papa Müller wollte seinen Knaben überführen, wie thöricht seine Einbildung sei, er sammelte die harten Rinden, und als er eines Tages von einem Spaziergange durch den Wald zurückkam, brachte er sie dem kleinen Moritz mit und nannte sie Häschenbrod, welches er in einem Hasennest gefunden habe. „Häschenbrod?“ Ei, das war ja etwas ganz Neues, das mußte wohl trefflich schmecken. Der Knabe kostete. O, es war hart, und wie sehr hart, vertrocknet. Indessen die scharfen kleinen Zähnchen brauchten nicht allzuviel Mühe zu verwenden, sie zermalmten die Rinden, und der Jubel des Kindes war groß in dem Gedanken, mit den Häschen die Mahlzeit getheilt zu haben. Ja, das war ganz gut; aber nun kam der schlimme Punkt. Moritz wurde ausgelacht, denn der Vater erzählte hinterdrein die wahre Geschichte, Moritz mußte sich überzeugen, daß er dieselben Brodrinden als Häschenbrod verzehrt hatte, die er mehrere Tage früher, als sie noch weich waren, nicht hatte genießen wollen.

Während die Kinder in der Mühle vergnügt waren, zählten ihre Eltern im Jagdhause die Minuten bis zu ihrer Heimkehr, sie hatten den wiederholten Bitten der Frau Nachbarin Gehör geliehen und ihr die beiden Kleinen mit Vater Martin zugeschickt; aber nun sie fort waren, wurde ihnen bange und die Zeit währte ihnen lang wie noch nie im Leben. Der Vater wollte arbeiten, aber es fehlte ihm an Ruhe, er sprang jede

Viertelstunde auf, um an die Uhr zu sehen oder vor die Thür zu treten, um den Fußpfad entlang zu blicken, der nach dem Kreuzweg hinführte. Die Mutter stopfte der Kinder Strümpfe; aber sie hatte kaum die Gitter zu ziehen angefangen, als sie die Arbeit aus der Hand warf, um der Kinder Spielsachen aufzuräumen, welche eben heute nicht in bester Ordnung zurückgeblieben waren. Das Geschäft war bald gemacht, der Strumpf wurde wieder vorgenommen, aber das Gitter war noch nicht fertig, da sprang sie wieder auf, um auch vor die Thür zu treten.

„Die Kinder fehlen uns überall," sagte der Vater, „ich lasse sie nie wieder aus den Augen."

„Sie sind wohl gut aufgehoben," entgegnete die Mutter, „aber mir ist bange. Der Teich an der Mühle, in dem das Kind der Nachbarsleute ertrunken sein soll, quält mich, wenn ich auch weiß, daß ich grundlose Furcht habe; sie werden drüben ja die Kinder hüten wie ihre Augäpfel."

„Wir wollen einen Spaziergang in den Wald machen," sagte der Vater, „komm, du Liebe, mit der Arbeit wird es heute doch nichts."

Arm in Arm schritten die Beiden zwischen den hohen Bäumen und dem dichten Gesträuch hin bis tief in den Wald hinein. An einer Stelle, wo der Bach rauschend über große Steine stürzte und so einen kleinen Wasserfall bildete, setzten sie sich in das tiefe Gras. In der Aufregung, in der sich Beide befanden, war ihr Gespräch lebhaft und eine Menge Jugend-Erinnerungen wurden mitgetheilt.

„Wenn ich die Augen schließe," sagte der Vater nachdenkend, „wenn ich so das Rauschen des Baches höre, dann ist mir, als tauche ein Bild aus meiner Kindheit in meiner Erinnerung auf. Ich denke, drüben müsse statt jener Eiche ein Haus liegen, hier ein Stallgebäude, hinter dem Hause Hof und Garten. Aber es ist unklar und ich weiß nicht, wie ich das Alles mit meinen Verhältnissen in Verbindung bringen soll."

„Denke nicht an deine einstigen Verhältnisse," sagte seine Frau, „der Gedanke macht dich immer traurig."

„Ja, die Erinnerung daran ist ein schweres Kreuz, es ist ein furchtbares Loos, sich seines Vaters zu schämen. Ich habe den Mann niemals geliebt, das ist hart, ich verachtete ihn, als ich bei ihm war."

„Er verdiente deine Achtung auch nicht."

„Aber er war mein Vater."

„Du hast ja Sohnespflicht erfüllt und hast ihn immer unterstützt."

„Aber ich habe mich vor ihm verborgen gehalten, habe ihm die geringe Unterstützung nur durch die Post und ohne eine Zeile beizulegen, zugesandt.

„Das thatest du deiner Kinder wegen, Gott wird dir das nicht als Sünde anrechnen."

Der Nachmittag verging, der Abend kam, des Lumpensammlers Pfeife ertönte und bald waren die Kinder wieder in den Armen ihrer ungeduldigen Eltern.

Nun ging es an ein lustiges Geschwätz, der Kinder Plaudereien schienen endlos zu sein, immer gab es noch etwas Neues zu erzählen, vom freundlichen Papa Müller, von der lieben Frau Müllerin, von Vater Martin, von den Kälbchen und Tauben, von der Geisblattlaube und den großen Erdbeeren, vom Spielzeugschränkchen des verstorbenen Kindes. Endlich kam auch die Geschichte vom Hasenbrödchen an die Reihe.

„Hasenbrödchen?" wiederholte der Vater fragend und erstaunt über das sonderbare Wort.

Während die Kleinen die Geschichte erzählten und Eines dem Andern die Worte immer aus dem Munde nahm, lehnte sich der Vater nachdenkend in seinen Stuhl zurück. Er stützte den Kopf in seine Hand, und in tiefes Sinnen versunken, blieb er den übrigen Theil des Abends ruhig, ohne weiter eine Frage an die kleinen Schwätzer zu richten.

Als nach dem Abendessen die Stunde erschien, in welcher er seinen Kindern immer ein Gebet vorsprach, war seine Stimme sehr bewegt, und als er die Kleinen an sein Herz drückte, fielen Thränen aus seinen Augen auf sie herab.

Am folgenden Morgen stand er ungewöhnlich zeitig auf, die Sonne war noch nicht aufgegangen. Er kleidete sich schnell an und verließ das Haus. Seit mehreren Jahren lebte er im Walde, aber noch nie hatte er sich entschließen können, der Gegend zuzugehen, in welcher die benachbarte Mühle lag, er war vollkommen menschenscheu geworden. Jetzt schritt er eilig auf dem Fußpfade, welcher vom Jagdhause nach der Landstraße führte, hin, bog am Kreuzwege nach der Seite der Mühle ein und eilte schnell vorwärts, bis er fast erschöpft vor dem benachbarten Haulande stand. Da lagen die Gebäude vor ihm, hier das große Haus, dort die Stallgebäude, da rauschte der Bach, der das Mühlrad trieb. Hinter dem Hause war Hof und Garten.

Der menschenscheue Nachbar betrachtete Alles gedankenvoll, er konnte es ungestört thun, denn die Bewohner der Mühle schliefen noch, die Läden

waren geschlossen. Nur die Vögel sangen schon ihr Morgenlied, eine Kuh rief im Stalle nach ihrem Kälbchen und der Esel schrie seinen Morgengruß aus voller Kehle. Unser Bekannter zog sich hinter dichtes Gesträuch zurück und ließ sich auf einen Stein nieder. Hier konnte er Alles sehen, was vor dem Hause vorging, und sein Blick hing an der Hausthür, aus der er hoffte den Mühlenbesitzer heraustreten zu sehen. Es öffnete sich eine Fensterlade, noch eine, wieder eine. Ein Müllerbursche kam und zog eine Glocke, die vor dem Hause über der Geisblattlaube unter einem besonderen kleinen Dache hing. Eine Magd erschien, brachte Frühstück und stellte es in die Laube. Die Glocke hatte die Gesellen und Stallburschen und Mägde herbeigerufen, sie sollten zwar hier nicht frühstücken, aber sie sollten die Morgenandacht halten. Nun kamen der Müller und seine Frau mit dem lieben Vater Martin. Alle setzten sich in die Geisblattlaube, welche groß war und Raum für sie hatte.

Der Hausherr las mit lauter Stimme einen Psalm vor; der Nachbar hinter dem Gebüsch verstand jedes Wort. Er las jeden Morgen zu Hause Frau und Kindern auch aus der heiligen Schrift vor, ihm war, als sei er hier im Familienkreise. Nach dem Schluß des Psalms stimmten die Leute in der Laube ein Lied an und sangen die beiden bekannten Verse:

Befiehl du deine Wege und was dein Herz auch kränkt,
Der allertreusten Pflege deß, der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden, wo dein Fuß gehen kann.

Dem Herrn mußt du vertrauen, wenn dir's soll wohlergehn,
Auf ihn nur mußt du schauen, wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen und selbst gemachter Pein,
Läßt Gott sich doch nichts nehmen, es muß erbeten sein.

Der verborgene Lauscher sang leise die Worte mit, eine Thräne nach der andern rollte ihm dabei aus den Augen.

Nachdem die Morgenandacht geschlossen war und die Bewohner des Hauses zu ihrer Tagesarbeit schritten, entfernte sich auch der Nachbar, aber nicht um in sein Jagdhaus zurückzukehren. Er drang tiefer in den Wald ein, um den Garten von der Rückseite zu erreichen, an dessen Ausgang der Teich lag.

Was für wunderbare Erinnerungen und Gefühle bestürmten ihn hier! Er saß Stunden lang im Grase und ihm war es, als sei ein Schleier von seiner Seele hinweggezogen, ein Bild nach dem andern aus frühester

Kindheit trat in seinem Gedächtniß auf. Ehe er den Ort verließ, wo er so merkwürdige Eindrücke empfangen hatte, beugten sich seine Knie, er rief zu Gott aus vollem Herzen um Klarheit in einer Sache, die seine Seele tief erschüttert hatte.

Einige Tage später langte in der Papiermühle ein Bote an, der einen Brief von Vater Martin brachte, welcher seine Rundreise mit dem Lumpenkasten und den kleinen Schriften wieder angetreten hatte. Der Brief lautete:

„Der Friede Gottes sei mit euch!

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!

Weinet nicht, euer Kind ist nicht gestorben!

Ja, euer Sohn lebt! suchet ihn auf, nehmt ihn in euer Haus, er ist es werth, euch den Namen „Vater“ und „Mutter“ zu geben.

Als ich das letzte Mal die Mühle verlassen hatte, kam ich in ein Dorf, welches ich oft besuche. Ein kranker Mann, der den Ton meiner Pfeife gehört hatte, ließ mich zu sich rufen. Ich kannte ihn wohl. Er hatte vor Jahren zu einer Kunstreiterbande gehört, war später verschiedener Vergehen wegen im Zuchthause gewesen, und ich hatte ihm zuweilen ein Almosen und manches erhebende, das Herz erweckende Buch gebracht. Er fühlte sich sehr krank und wollte ein Verbrechen, das er begangen, vor seinem Ende bekennen. Dieser Mann giebt euch euren Sohn wieder! Er ist damals nicht ertrunken, sondern geraubt worden. Unter den Kunstreitern ist er aufgewachsen und galt für dieses Mannes Kind. Nachdem dieser den Knaben, den er am Teiche spielend gefunden, in Sicherheit hatte, zog er mit seiner Bande nach Italien; die fremde Sprache, die fremden Verhältnisse überwältigten des Kindes Erinnerungen. Der Kleine lernte seine Kunststücke und erregte allgemeine Theilnahme; er wurde in eine Schule geschickt und gewann Liebe und Achtung. Als der Verbrecher anderer Vergehen wegen in das Zuchthaus kam, entfloh der damals sechszehnjährige Knabe, er schämte sich seines Vaters, des Mannes, den er für seinen Vater hielt. Dieser Mann heißt Bernardo, der Knabe nannte sich Held, um den drückenden Namen nicht zu tragen. Bei einem Dorfschullehrer fand er Aufnahme und lebte dort Jahre; des Lehrers Tochter wurde später seine Gattin. Als Bernardo das Zuchthaus verlassen hatte, entdeckte er des unglücklichen Pflegesohnes Aufenthalt und verfolgte ihn mit Ansprüchen. Da zog sich der Bedrängte in die tiefste Einsamkeit zurück, er arbeitete und sandte von dem Verdienste dem vermeintlichen Vater Unterstützung. Seitdem hat ihn Bernardo nicht weiter verfolgt, obgleich er

seinen Zufluchtsort kennt. — Gehet hin, suchet ihn auf, ihr Glücklichen, euer Nachbar im Jagdhause ist euer Sohn!

Der Friede Gottes sei mit euch! Martin."

Hiermit schließt unsere Erzählung; die Phantasie meiner jungen Leserinnen ist reich genug, um sich das Glück der beiden Familien, welche plötzlich vereint waren, auszumalen. Der junge Mann, dem das schwerste Kreuz seines Lebens, der Gedanke, seinen Vater verachten zu müssen, genommen war, der in einem rechtschaffenen, gottergebenen Manne den rechten Vater, in einer liebreichen, frommen Frau seine Mutter begrüßen durfte, war in einen Himmel von Glück versetzt. Und die alten Eltern, welche fünfundzwanzig Jahre lang den Sohn beweint hatten, konnten ihre Seligkeit kaum fassen, da sie nun diesen Sohn, eine liebe Schwiegertochter und Enkelkinder zugleich empfingen.

Im Regen.

Von

Marie Förster.

Erdendunst, so kehrst du wieder,
Wallst als linder Regen nieder,
Du, der Erde Rauch und Duft,
Mischtest dich mit Himmelsluft;
Als ein Theil der holden Bläue
Kehrst zur Erde du auf's Neue,
Daß sie frisch ersteht und blüht.
O so lehre mein Gemüth,
Daß es auch nach oben ringe
Und zurück Erquickung bringe,
Daß ihm auch der Dunst der Erde
Klare Himmelsfrische werde.

Der Bach nach dem Gewitterregen.

Von
Marie Förster.

Wie warst in Anmuth du,
Flüßchen, so hell,
Zogst so in süßer Ruh,
Klar wie vom Quell.

Wie nun dein Wasser schwoll,
Wie bist du reich,
Doch, ach, wie unruhvoll,
Trübe zugleich!

Niedrig und dunkel sein,
Innen nur licht —
Nur die Gedanken rein —
Arm bist du nicht!

Agnes Franz.

Von
Rosalie Koch.

Nur wenigen unserer jungen Leserinnen dürfte dieser Name unbekannt geblieben sein, aber in zahllosen Herzen — das ist sicher — wird er das volle, warme Gefühl der Liebe, der Verehrung und des Dankes wecken. Die Verfasserin dieser Blätter zählt zu Letzteren, und wenn sie sich, mit eben so viel Freude als Zagen, an eine kurze Lebensskizze der unvergeßlichen Freundin wagt, so geschieht es mit dem Wunsche, auch an dieser Stelle nachzuweisen, daß die Verewigte unter Deutschlands Töchtern, für die sie ja mit so viel Freudigkeit geschrieben, überall als Frauenvorbild anerkannt zu werden verdient.

Die schlesische Dichterin ein F r a u e n v o r b i l d? Sollen wir also statt der Nadel die Feder ergreifen, in der Schreibstube heimischer werden als in der Küche, und lieber uns selbst zu gelehrten Damen steifen, als unsere Wäsche?

O nein! Agnes Franz schrieb ihre Gedichte und Parabeln meist in der Stille der Nacht, wenn des Tages Last getragen war und ihre Mutter längst in tiefem Schlafe lag. Man konnte sie öfterer mit dem Quirl in der Hand treffen, als mit der Feder, und später, als sie die mütterliche



Agnes Franz.

Pflegerin von vier Waisen geworden war, saß sie öfterer beim Ausbessern der Wäsche als am Schreibtisch und verstand es meisterhaft, aus altem Zeug neue Röckchen oder Wintermützchen für ihre Kleinen zu nähen. Sie bewohnte in jener Zeit ein freundliches Stübchen, mit grünem Epheu am Fenster, der bis zu dem alten, lieben Klavier hin seine prächtigen Zweige warf, — mit einem unscheinbaren Schreibtisch und einem kleinen Sopha, über dem ein deutungsvolles Bild — die Aufopferung des Isaak — hing, das wohl nicht leicht eine passendere Stelle finden könnte, als dies Zimmer der frommen Dichterin, deren ganzes Leben ein ununterbrochenes Opfer der Liebe war, ein demüthiges Unterwerfen in den Willen des Herrn. Wer aber zur Weihnachtszeit bei ihr einsprach, der konnte an zahllosen Paketen, an Wachsstöcken, Flittergold, Kinderspielzeug, warmen Schuhen und selbstgestrickten Strümpfen, Mützen oder Muffen leicht merken, daß Agnes Franz das selige Geheimniß der Liebe verstand, mit vollen Händen zu geben, ohne doch aus dem Vollen schöpfen zu können. Wer bekümmerten Herzens zu ihr kam, der ging getröstet hinweg; wer bittend bei ihr anklopfte, dem ward bereitwillig gegeben, und verschämte Arme gingen zu später Abendstunde bei ihr aus und ein, um sich Hülfe und goldene Worte der Verheißung aus dem ewigen Quell des Lebens zu holen. Die armen Kinder auf der Straße sprangen fröhlich an ihre Freundin heran und gaben ihr zutraulich die Hand, denn sie kannten die Gütige ja aus der Schule her, wo sie ihnen stricken und nähen lehrte und allerlei kleine, liebe Geschichtchen erzählte. Und während sie wohl bei einem schmutzigen Bettelmädchen stehen blieb, nach den Eltern desselben fragte und still überlegte, ob sie das Kind nicht in ihre Armenschule aufnehmen könne, damit es arbeiten und sich des Bettelns schämen lerne, — fuhr vielleicht eine prachtvolle Kutsche vorüber, und der Herr mit dem Stern auf der Brust oder den silbernen Candillen an der Schulter, der darin saß, zog vor der barmherzigen Schwester da auf der Straße ehrerbietig den Hut; oder eine Frauenstimme befahl wohl auch dem Kutscher, die Pferde anzuhalten, damit Agnes einsteige und sich bis zu ihrer Wohnung fahren lasse. Diese jedoch trachtete nicht nach Ehre vor der Welt, sondern nach ihres Gottes Gnade, und anspruchsloser ist wohl nie eine Frau aufgetreten, deren Schreibfinger jemals von Dinte geschwärzt wurde.

Aber wenn die kleine zarte Gestalt dann Abends an ihrem Tische saß und einem kleinen Kreise von Freunden den Thee einschenkte, da gingen Worte über ihre Lippen, an denen man wohl die Dichterin erkennen konnte,

von der sie sonst so wenig als möglich an sich blicken ließ. Und wer ihr einmal in das sanfte Seelenauge gesehen hatte, der mußte sie lieb haben, und wer sie je lieb gehabt, der wird sie auch nimmermehr vergessen.

Meint Ihr nun nicht auch, daß Agnes Franz mit vollstem Recht ein Frauenvorbild genannt zu werden verdient?

Sie wurde am 8. März 1794 in Militsch geboren, wo ihr Vater Regierungsrath war, der jedoch starb, als Agnes das siebente Jahr zurückgelegt hatte, und außer ihr noch zwei Töchter hinterließ. In dem Kinde entwickelte sich schon früh die Liebe zum Schönen, namentlich für Musik, Malerei und Dichtkunst. Kaum hatte die kleine Agnes lesen gelernt, als es auch keine größere Freude für sie gab, als ein neues Buch, das gelegentlich in ihre Hände kam, und sie zeigte bald eine besondere Vorliebe für Gedichte. Ja, sie erlangte schon in ihrem siebenten Jahre eine gewisse Fertigkeit, ihre Empfindungen, besonders ihre begeisterte Freude an der Natur, in Versen auszusprechen und schrieb in dieser Zeit ihr Gedicht „an die Morgenröthe.“ Die Eltern pflegten das erwachende Talent ihres Kindes mit Liebe und Sorgfalt, hielten aber vor allem Andern darauf, daß die Bildung, die sie ihm zu geben bemüht waren, auf einem christlichen Grunde beruhe. Ihre Erziehung war eine vorzügliche, einfacher zwar, als unsere verfeinerte Zeit sie fordert, aber desto mehr geeignet, den Sinn für die stillen Freuden des Gemüthes und des häuslichen Lebens zu entwickeln.

Bei dem Tode des Vaters und dem bald darauf folgenden Abschiede von der geliebten Vaterstadt, empfand Agnes den ersten, tiefer gehenden Schmerz ihres Lebens; doch zeigte sich auch da schon der segensreiche Einfluß ihrer frommen Mutter, denn die Kleine unterwarf sich nach deren Vorbilde still und geduldig dem Willen ihres Vaters im Himmel und lernte sich im Gebet Kraft holen, von wo alle Kraft ausgehet: von Oben!

Schon in ihren Kinderspielen offenbarte sich ihre Dichternatur. Der Park von Militsch war ihr durch seine alten, herrlichen Bäume besonders lieb geworden, und Stunden lang saß sie dort zur Sommerszeit ganz allein, vor einem abgesägten Stamme, der ihr als Tischlein eben recht war. Sie breitete ein künstliches Tafeltuch aus Baumblättern darüber, die mit Tannennadeln zusammengestochen waren, machte Näpfchen von den ausgehöhlten Schalen der wilden Kastanie und fand Löffel und Tassen in Fülle im Moos unter dem alten Eichbaum. Ein Strauß Feldblumen vervollständigte den seltsamen Tafelaufputz; rothe und blaue Beeren, die in der Nähe wuchsen, machten das Festessen aus, und die Gäste? Ja, das waren die

jungen Tannenbäumchen am Boden, die noch winzig klein waren und erst Bäume werden lernten; die breiteten ihre steifen grünen Röckchen recht bauschig auf dem weichen Rasen um sich herum und sahen wohlbehäbig zu, wie das sinnige Kind hin und her sprang, um ihre Gesellschaft nach Möglichkeit zu bewirthen, und ihnen gar obenein Thautropfen-Bowle aufsetzte, welche die Gäste wirklich zu trinken bekamen, während Agnes die rothen und blauen Beeren regelmäßig als Tafelabhub selbst verzehrte. Der Winter machte diesen Freuden nur ein Ende, um sie in eine andere Scene zu verlegen. Die Eisblumen am Fenster ersetzten der lustigen Kleinen ihren grünen Sommerpalast, und mit leuchtenden Augen sah sie den weißen, glänzenden Sternchen des Schnees zu, wie sie aus der Höhe herabgetanzt kamen, auf der Erde sich festsetzten und den lustigen Straßenbuben zahllose Schlittenfahrten in Aussicht stellten.

Ja, Agnes Franz hatte die schöne, seltene Fähigkeit der Mitfreude, zu der, wie ein namhafter Autor sagt, ein Engel gehört, zum Mitleide aber nur ein Mensch; denn sie konnte ja an den Winterbelustigungen der Kinder nur noch vom Fenster aus Theil nehmen, seit ein Sturz mit dem Wagen ihr das Glück der Gesundheit und einer unverkümmerten Körperentwickelung auf immer geraubt hatte. Eine lange Zeit schien allerdings ihr jugendlicher Frohmuth gebrochen und eine tiefe Schwermuth an dessen Stelle getreten zu sein; — aber als die Vorbereitung für ihre erste Abendmahlsfeier kam, da festigte sich in ihr immer mehr und mehr die Erkenntniß: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, und daß jede unverschuldete Trübsal uns zum Heil gereiche. Die Weihnachtszeit aber war der Glanzpunkt ihrer Jugendlust, wie sie später der Höhepunkt ihrer Liebe, ihrer Freude am Geben, genannt werden konnte. Das Christkind erschien ihrer Kinderphantasie noch mit goldenen Flügeln und mit weißem, strahlendem Gewande angethan, dessen Kommen sie schon lange Wochen vorher mit steigender Sehnsucht erwartete. Die Kleine half nach besten Kräften das Haus zu seinem Empfange schmücken und malte, schnitt und bauete eifrig mit an dem kleinen Krippel, das die Mutter jedes Jahr aufstellen ließ. Nie hat auch bei einer Weihnachtsfeier im Leben der Dichterin später das kleine Bethlehem gefehlt, und wenn die Kinder mit großen Augen davor standen und die goldenen Flügel des Engels anstaunten, der zu den Hirten des Feldes niederschwebte, oder den farbigen Taffet und den Silberzindel am Anzuge der drei Könige aus dem Morgenlande, die dem großen, Strahlen werfenden Sterne nachgegangen waren,

— wenn die kleinen Hände sich wohl nach dem holden Kinde ausstreckten, das zwischen Ochs und Eselein in der Krippe lag, in einem Stall, — da gingen die süßesten Kindheitserinnerungen in ihrer Seele auf und sie trat mit feuchtglänzenden Augen an ihr Klavier, um den schönen Choral anzustimmen: „vom Himmel hoch da komm' ich her.“

In Ober-Arnsdorf bei Schweidnitz, auf dem Landgute eines lieben Oheims, finden wir Agnes bald nach ihrer Einsegnung schon als die Sängerin vortrefflicher Lieder, die von ihrer wiedergewonnenen Heiterkeit Zeugniß gaben und dankbar die Liebe und Güte des Herrn priesen, der da segnet, wenn er prüft, und da erst recht giebt, wo er nur zu nehmen scheint. Ihre Poesien erregten bereits in befreundeten Kreisen großes Aufsehen und immer entschiedener wurde ihr der Dichterberuf anerkannt, ohne daß Agnes durch falschen Ehrgeiz in der Ausübung ihrer sonstigen Pflichten beirrt worden wäre. Gemeinschaftlich mit ihren beiden Schwestern, an denen sie mit großer Zärtlichkeit hing, übernahm sie die Führung der Hauswirthschaft, und die Zufriedenheit ihrer Mutter in solchen Dingen zu erwerben, war ihr eben so wichtig, als ob es einer poetischen Preisaufgabe gegolten hätte.

Zum ersten Male jedoch machte sie ihr schönes Talent auch in weiteren Kreisen geltend, indem sie von Schweidnitz aus, wohin sie mit ihrer Mutter und den beiden Schwestern Clara und Adelheid gezogen war, im Jahre 1813 einen poetischen Aufruf an die schlesischen Frauen erließ, um sie aufzufordern, all' ihre Schmucksachen, zur Ausrüstung braver Freiheitskämpfer, auf den Altar des bedrängten Vaterlandes nieder zu legen, eine Idee, die mit großer Begeisterung aufgenommen wurde.

Bald darauf erschien die erste Sammlung ihrer Gedichte, durch deren Herausgabe Agnes einem immer größeren Kreise bekannt wurde und mit vielen bedeutenden Menschen in Verbindung kam. Kleinere und größere Reisen bereicherten ihre Erfahrungen und namentlich wirkte ein längerer Aufenthalt in Dresden ungemein belebend auf ihren fortschreitenden Bildungsgang. Ein Roman „Angela“ beschäftigte sie dann längere Zeit; sein Erfolg erfreute die Verfasserin jedoch nur wie ein Stärkungswein für neue schmerzhafte Prüfungen, die ihr bevorstanden; denn ihre geliebte Mutter wurde bald darauf von einer langwierigen Krankheit befallen und endlich ihren drei Töchtern, von denen nur die ältere, Clara, verheirathet war, entrissen. Wie Agnes diesen Schmerz aufnahm, zeigt uns eins ihrer besten Gedichte: „das Heil der Heimsuchung;“ aber ihre Gesundheit war

doch so erschüttert, daß sie der Einsamkeit und einer stärkenden Heilquelle bedurfte, um dieselbe zu kräftigen.

Kaum war ihr dies gelungen, als die Schwester am Rhein, von einem traurigen Geschick heimgesucht, den Trost lieber Nähe bedurfte und Agnes zu sich rief, die keinen Augenblick zögerte, die weite Reise anzutreten, um ihrer Clara hülfreich zur Seite zu stehen. Auch legte sie die Hände nicht in den Schooß; sie übernahm fast gänzlich die Erziehung der drei Kinder, zweier Knaben und eines Mädchens, da ihre Schwester, von einer andern schweren Pflicht in Anspruch genommen war; dennoch blieb ihr neben ihrer fortgesetzten schriftstellerischen Thätigkeit noch so viel Zeit, um eine Lieblingsidee zu verwirklichen: die Gründung einer Arbeitsschule für Mädchen.

Drei Jahre hindurch führte Agnes Franz ihr Vorsteher-Amt mit großem Segen und legte es dann in treue Hände nieder, um an andern Orten, wo sie längere oder kürzere Zeit verweilte, in ähnlicher Weise weiter zu arbeiten. Endlich kehrte sie, nach dem Tode ihres Schwagers, mit dessen Wittwe und Kindern nach Schlesien zurück. Breslau, wo ihre jüngere Schwester Adelheid sich indeß verheirathet hatte, wurde nun ihr Wohnort, und gemeinschaftlich mit Clara richtete sie sich dort ihre kleine, aber unendlich ansprechende Häuslichkeit ein. Genügsam und dankbar für jede frohe Stunde, lebte sie innig zufrieden in ihrem kleinen Stübchen, das sie vor unwillkommenen Störungen abschloß und ihr den Blick auf ein weites Stück Himmel, auf alte, hohe Bäume, die sie so gern hatte, und auf eine Kirche im Hintergrunde gewährte. Immer standen blühende Topfgewächse an ihrem Fenster, und wäre es auch nur ein duftiger Resedastrauch oder eine Vinca gewesen, die ihre blauen Glöckchen aus den immergrünen Zweigen emporhob.

Desto reichere Blüthen aus dem Himmelsgarten der Poesie gediehen in dem glücklich organisirten Gemüthe der Dichterin selbst. Ihre trefflichen Parabeln trugen ihren Namen immer weiter in die Welt hinaus und der Verfasserin immer mehr Liebe und Anerkennung ein; die „Führungen" und später ihr „Buch für Kinder" fanden einen so außerordentlichen Beifall, daß auch die große Bescheidenheit der Verfasserin nicht länger verkennen konnte, welch entschiedener Beruf zur Jugendschriftstellerin ihr von Gott geworden sei. Heitere Lebensweisheit und überzeugende Glaubensfreudigkeit bilden die Grundzüge in den Schriften von Agnes Franz, und sie sind von einer so schönen Wärme des Herzens durchdrungen, so voll

poetischen Duftes, daß sie als ein wahrer Schatz für die weibliche Jugendwelt betrachtet werden müssen.

Ruhete die Feder, so erfand Agnes kleine, anspruchslose Feste für die Kinder ihrer Schwester und saß geduldig am Klavier, um der fröhlichen Schaar Tänze aufzuspielen. Im Verkehr mit Kindern war Agnes Franz überhaupt bewundernswürdig und auf dem Gipfelpunkte ihrer Selbstverleugnung. Wir wagen zu behaupten, daß nicht leicht eine zweite Kinderfreundin, wie sie es war, gefunden werden dürfte. Darum führte man ihr auch noch einige junge Mädchen zu, die ihrer und ihrer Schwester Aufsicht anvertraut wurden und zu deren Besten sie beherzigenswerthe Bemerkungen unter dem Titel: „Spiegel für junge Mädchen" niederschrieb, die später auch durch den Druck veröffentlicht wurden.

Einem Herzen, wie sie es in sich trug, blieb aber auch über die Grenzen des lieben Heimwesens und ihrer nächsten Angehörigen hinaus noch warme Theilnahme, Trost, Hülfe und Mitleid übrig, und so finden wir die Verehrte an Krankenbetten und in den Hütten der Armen, deren Freundin sie bis an ihr Lebensende war. Wo ihre eigenen, beschränkten Mittel sich unzureichend erwiesen, da wußte ihre Feder oder ihr eindringlich bittendes Wort Vermögendere für ihre Schützlinge zu interessiren, und wie ihr Humor die feine Würze vieler Familienfeste in Nähe und Ferne wurde, so konnte sie an keinem Geburtstagstische vorübergehen, ohne wenigstens ein Band oder eine Blume darauf zu legen.

Die Verheirathung ihrer ältesten Nichte mit einem Geistlichen in der Mark löste, da die beiden Neffen in Kadettenhäusern untergebracht waren und ihre Schwester Clara der Tochter in die neue Heimath folgte, den kleinen, lieben Familienkreis auf. Um so inniger schloß sich Agnes daher ihrer jüngeren Schwester an, half dieser bei der Erziehung ihrer vier kleinen, vaterlosen Waisen, — denn Adelheid war seit einem Jahre auch Wittwe geworden, — und schrieb mit Lust und ganzer Hingabe an ihrem Buche für Kinder. Aber nicht lange hatte sich Agnes Franz des Zusammenlebens mit der Schwester erfreut, da wurde ihr diese nach einem fünftägigen Krankenlager durch den Tod entrissen.

Sie schrieb darüber in einem Briefe:

„So stehe ich nun mit vier Waisen, die sie mir scheidend übergab, in unaussprechlicher Betrübniß am Grabe meiner Schwester. Wie viel ich an ihr verlor, läßt sich jetzt noch gar nicht ermessen! Ihr Scheiden gestaltet mein ganzes Leben um. Ich kann und will vor der Hand nichts,

als ganz und ungetheilt für ihre Kinder leben, die mich innig lieben und für die ich freudig alle Kräfte meines Lebens anwenden will, um sie im Geist der Verstorbenen sorgfältig und liebevoll zu erziehen. O, möchte mir doch Gott die nöthige Kraft dazu verleihen! Aber er wird es; denn er trägt uns ja nichts auf, was er nicht auch vollbringen helfen sollte!" —

Und Gott sendete ihr, der körperlich Schwachen, seine Kraft; er legte ihr Muttersorgen auf, gab ihr aber auch ein Mutterherz, dem kein Opfer zu groß, keine Mühe zu schwer erscheint, das in der Geduld nimmer ermüdet. Die Feder ruhete nun freilich, denn Agnes widmete sich ganz ungetheilt ihrer neuen schweren Lebensaufgabe. „Keiner kennt die Sorgen, die an meinem Herzen hangen," sprach sie einmal vertraulich aus; aber Keiner konnte sie auch nur ahnen, der ein Zeuge der Heiterkeit war, welche stets in dem kleinen Kreise herrschte; denn Heiterkeit war nach der Meinung des treuen Pflegemütterchens das Lebenselement der Kinder, und förderte am sichersten ihr leibliches und geistiges Gedeihen. Nur selten gewann sie eine stille Stunde, in der sie einzelne Lieder oder Erzählungen schrieb, die sie, in der Vorahnung eines frühen Todes, als ihr „Vermächtniß an die Jugend" zurücklegte, unter welchem Namen sie später bei Ferdinand Hirt in Breslau, einem bewährten Freunde der Dichterin, in würdiger Ausstattung erschienen sind.

Leider erschöpften wiederholte Krankheitsanfälle die Kraft der Leidenden immer mehr und bereiteten sie und ihre zahlreichen Freunde auf ihre nahe Abberufung in die himmlische Heimath vor. Und wirklich war es ihr nicht vergönnt, die Erziehung ihrer lieben Kinder zu vollenden; sie hatte nur köstliche Samenkörner in die jungen Herzen streuen und sich ihres ersten, vielversprechenden Entfaltens freuen dürfen, die Ernte ihrer Mühe und ihrer Liebe sollte sie hienieden nicht schauen. Demüthig wie immer, ergab sich Agnes Franz auch hier in den Willen ihres Herrn, dem ihr Lied wie ihr ganzes Leben die Ehre gegeben hatte. Sie berief ihre Schwester Clara zu sich, um ihr die vier kleinen Waisen zu überantworten, und schied am 13. Mai 1843 von der Welt, voll freudiger Zuversicht auf das Bibelwort: „Gehe ein zu Deines Herrn Freude." —

Ungetheilt war der Schmerz unter ihren nahen und fernen Freunden über diesen Tod, der, obschon lange vorhergesehen und gefürchtet, doch alle unvorbereitet traf. Keiner meinte seiner Liebe für die theure Heimgegangene im Leben derselben genug gethan zu haben, Jeder sehnte sich darnach, ihr dieselbe auch über das Grab hinaus zu bethätigen. Es bildete

sich sofort ein Comité für die Herstellung eines würdigen Grabmonumentes, und zahlreiche Beiträge kamen für diesen Zweck ein, so daß davon die Grabstätte auf dem Kirchhofe zu Eilftausend Jungfrauen gekauft, ein Kreuz von weißem schlesischem Marmor, das den Namen und Todestag der Dichterin als Inschrift trug, errichtet und die mit einer Trauerweide geschmückte Stelle durch ein gußeisernes Gitter geschützt werden konnte. Ja, es blieb nach Abzug der großen Kosten, die alles dies verursacht hatte, noch ein kleines Kapital übrig, von dessen Zinsen alljährlich am Geburtstage der Verstorbenen zwei arme Waisenkinder vollständig bekleidet werden sollten.

So wurde die, welche niemals Anerkennung erwartete und jede Auszeichnung für eine unverdiente hielt, nach ihrem Tode noch geehrt. Ihr Name hat noch heut, wo die Gegenwart uns doch so viel zur Bewunderung darbietet oder doch mindestens unsere Aufmerksamkeit täglich auf etwas Neues zu richten bemüht ist, — denselben guten Klang behalten, und ihre Bücher sind noch jetzt eine willkommene Gabe auf jedem Weihnachtstische der Kleinen und Großen.

Wie die Verfasserin dieser Lebensskizze aber zu ihr stand und was sie ihr zu danken hat, für das möchte sich am Schlusse derselben wohl die geeignetste Stelle finden. Agnes Franz war es, die in der ihr durch Zufall Bekanntgewordenen ein Talent zu finden vermeinte, das die ungewöhnliche Bescheidenheit der Dichterin ein ihr verwandtes nannte. Sie ermuthigte dieselbe, ein Bändchen Kinderlieder zu schreiben, für deren Druck sie ihren eigenen Verleger, Herrn Bädecker in Essen, zu gewinnen wußte und zu denen sie selbst eine Einleitung schrieb. Auch ist sie ihr bis zum Tode eine treue, schwesterliche Freundin geblieben. Diesen liebenswürdigen Charakterzug zum Bilde der Verklärten, — wie sie ein fremdes Talent anerkannte und voll ächter Herzensgüte in günstiges Licht zu setzen, ja zu seiner weiteren Entfaltung Sorge zu tragen bemüht war, — glaubten wir unsern Leserinnen nicht vorenthalten zu dürfen und bieten ihnen schließlich aus dem Briefwechsel mit der Dichterin, der eine Fundgrube köstlicher Wahrheiten und die Perlen weiblicher Demuth und christlicher Frömmigkeit enthält, in vorstehendem Facsimile ein ächtes Goldkorn dar.

Bilder aus der Geschichte der Völker.

Von
Dr. Haupt.

Indien. *)

Wie sich südlich von den Alpen die Halbinsel Italien erstreckt, eins der von der Natur am freigebigsten ausgestatteten Länder Europa's, durch die hohe Mauer der Alpen geschützt vor den Nordwinden und in Folge seiner südlichen Lage und der Einwirkungen der beiden seine Küsten umspülenden Meere sich eines glücklichen Clima's erfreuend, so liegt auch südlich von der riesigen dreifachen Kette des gewaltigen Himalaja der Garten Asiens, Indien, oder wie wir es zum Unterschiede von einer östlicher gelegenen Halbinsel nennen, Vorderindien, auf zwei Seiten vom Meere umflossen und unter der Tropensonne in den Ebenen eine so üppige Vegetation erzeugend, daß die Worte des griechischen Geschichtschreibers Herodot, wenngleich Bezug habend auf ein anderes Land, mit vollstem Rechte auch hier angewendet werden können: „es ist ein Land, wo der Himmel offen zu sein scheint.“ Wie sich im Süden der Alpen, zwischen ihnen und den Apenninen, eine vom Po und den zahlreichen Nebenflüssen desselben reich bewässerte und befruchtete Ebene ausdehnt, welche mit ihren Wiesen und Reisfeldern, ihren an Ulmen sich hinaufrankenden Weinstöcken und den die Wege einfassenden Tulpenbäumen das Auge des Reisenden, der noch eben die rauhen Alpenthäler neben jähen Felsabstürzen und ewigen Schneefeldern durchwandert hat, durch reizende Mannichfaltigkeit erquickt: so scheidet auch ein weites Tiefland, von zwei großen Stromadern durchzogen, das Himalaja-Gebirge von dem Plateau von Dekan. Es ist der Indus und die Ganga, von denen ersterer, dem Randgebirge von Iran folgend, nachdem er den zahlreich verästeten Fünfstrom aufgenommen hat, nach Südwest dem Ocean zuströmt. In einer Höhe, welche dem höchsten Punkte Europa's, dem Montblanc, nur um 1000 Fuß nachsteht, liegen unter ewigen Schneefeldern die Quellen der Ganga; als ein jugendlicher Bergstrom bricht sie schäumend und brausend hervor, stürzt von den Zacken steiler Bergkämme in die Tiefe gähnender Schlünde, zersägt die Felsen, deren Trümmer hier

*) Anm. Das Geschichtliche nach Max Duncker.

in wüstem Chaos wie die Ruinen eines Weltbaues aufgeschichtet und umhergestreut liegen, und nachdem sie nach kurzem, aber wildromantischem oberen Laufe die Ebene erreicht hat, durchfluthet sie die weiten Gefilde, denen sie durch alljährliche Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit giebt, als ein Riesenstrom und ergießt sich, dem Busen von Bengalen zufließend, mit dem Brahmasohne, dem Brahmaputra, vereint, in zahlreichen Mündungsarmen in's Meer.

Diese Ebenen sind es, welche wegen ihrer Produkte von den alten Völkern als ein Land der Wunder gepriesen wurden, wo nicht allein Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, die Zimmtstaude und alle Erzeugnisse der tropischen Zone in wunderbarer Fülle und Güte gediehen, sondern die Flüsse Gold mit sich führten und die kostbarsten Edelsteine gefunden wurden. Dort, fabelten die Griechen, gäbe es Thiere, welche die Mauern der Städte umzureißen und Palmbäume zu entwurzeln vermöchten, und Schilfrohr wüchse dort von solcher Dicke, daß zwei Männer nicht im Stande wären, seinen Schaft zu umspannen; an Höhe käme es den Masten der Schiffe gleich. Unter den Vögeln waren es besonders die buntgefiederten Papageien, deren Sprechfähigkeit griechischen Ohren wie ein Märchen klang; dort, erzählten sie, gäbe es Vögel mit rothem Gesicht, schwarzem Bart und dunkelblauem Halse, die indisch reden könnten, aber auch griechisch sprechen lernten, wenn man sie darin unterrichtete.

Ein so reiches Land zu erobern, war schon seit den ältesten Zeiten das Streben asiatischer und europäischer Herrscher; von den Zeiten des assyrischen Weltreiches an datiren Kriegszüge nach dem Indus, die aber alle, selbst den großen Eroberungszug Alexanders von Macedonien mit eingeschlossen, keinen bleibenden Erfolg hatten, indem einerseits nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil unterworfen wurde, und sich andererseits die Spuren fremder Herrschaft nach dem Abzuge der feindlichen Heere schnell verwischten: erst seit Vasgo di Gama im Mai 1498 die indischen Küsten betreten hatte, wurde das Land der Wunder den Europäern erschlossen; allmälig erhoben sich dort Colonien aller schifffahrttreibenden Nationen, und gegenwärtig besitzen die Engländer dort ein Gebiet, welches das Mutterland sowohl an Ausdehnung seiner Grenzen, wie auch an Einwohnerzahl bedeutend übertrifft.

Wichtig ist dieses Land aber auch noch in anderer Beziehung; das Volk der Hindu, oder wie sie sich selbst nennen, das Volk der Arja, bietet durch Sprache und Literatur, durch seine religiösen Vorstellungen, sein sinniges

Naturleben und seinen Heroismus im Dulden viele Züge dar, welche unsere Aufmerksamkeit bald zur innigsten Theilnahme steigern. Wer hätte nicht von den heiligen Büßern gehört, welche durch Kasteiungen des Leibes unter frommen Bußübungen in den stillen Hainen an den Gestaden der Ganga Selbstvernichtung erstreben? Wer hätte nicht gelesen von der überschwenglichen Liebe der indischen Gattin, welche es ihr als heilige Pflicht erscheinen läßt, der Leiche ihres Gemahls auf den brennenden Scheiterhaufen zu folgen? Es ist ein Volk, das unter dem Drucke einer despotischen Priesterherrschaft, eingeengt durch Kasten, die es als göttliche Institutionen verehren lernte, geschreckt durch den furchtbaren Glauben an die Wiedergeburt mit der Thatkraft zugleich seine politische Größe verlor, aber auf dem Gebiete, welches der Terrorismus priesterlicher Tyrannei ihm allein übrig ließ, auf dem Gebiete des Duldens unendlich Großes leistete.

Aus dem Quellgebiete des Oxus wanderte das Volk der Arja, dem oberen Laufe des Indus folgend, in das Tiefland im Süden des Himalaja ein; dem Gebirge gaben sie den Namen „Sitz des ewigen Schnees“ und den Fluß, an dem sie sich zuerst ansiedelten, nannten sie Sindhu, d. h. den Strom. Es sind die Hindu ein Volk kaukasischen Stammes, ein wohlgestalteter, selbst schöner, doch gegenwärtig mehr zierlicher als kräftiger Menschenschlag; eine ausnehmend weiche Haut, bräunlichgelb, oft in's Olivenfarbene spielend, ein dunkles, schmachtendes Auge, langes, glänzend schwarzes Hauptthaar sind diesem Volke eigenthümlich; die Sprache, welche es bei seiner Einwanderung redete, war das Sanscrit, die reichste, ausgebildetste und wohllautendste aller Sprachen der Erde. Ein an Sprache und Gesittung dem Volke der Arja ganz ungleiches Volk, fast ganz schwarz und seiner Körperbildung nach die Mitte haltend zwischen dem Mongolen und dem Neger, bewohnte damals ganz Vorderindien; es wurde unterworfen oder in die Gebirge gedrängt, und die Arja besetzten mit ihren Heerden das ganze Thal des Indus, nach Süd bis zum Meere und nach Ost bis zu der Wüste, welche den Indus auf seinem linken Ufer bis zu seiner Mündung begleitet. Hier wohnten sie unter Stammkönigen, ihr höchster Reichthum waren ihre Heerden, besonders ihre Kühe. Und von diesen als ihrem theuersten Besitzthum, mit denen sie nicht allein das tägliche Bedürfniß, sondern auch die Ehrfurcht verband, indem sie die Kuh als heiliges Thier betrachteten und verehrten, entlehnten sie Namen und Bilder, um damit das zu bezeichnen, was sie in gleicher Weise hochachteten. So nannten sie ihre Fürsten „die Hüter der Kühe“ und die Gemahlin

des Fürsten „die Büffelkuh." Die Kriege, welche sie führten, hatten nur zum Zweck, ihren Reichthum an Viehheerden zu vermehren; daher kam es, daß in ihrer Sprache das Wort, welches Kampf bedeutet, eigentlich „das Begehren nach Kühen" bezeichnet. Den Fürsten zur Seite stand ein kriegerischer Adel, und die Opfer verrichteten die Priester, welche mit Gesang die Götter herbeiriefen und die Thaten der Fürsten in Liedern verherrlichten.

Was bei den Griechen der Zeus, war bei den Arja der Gott Indra; er trägt den Blitz, mit dem er die dunkle Wolke spaltet, welche den lechzenden Fluren den erquickenden Regen vorenthält, er bezwingt den finsteren Dämon, der die Flüsse in ihren Quellen gefangen hält, daß die milchgebenden Kühe aus den Höhlen der Berge hinausstürzen in die Ebene. Die Geister des Lichtes, die Schaar der wehenden Winde, deren Wagen von flüchtigen Hirschen gezogen wird, die Morgenröthe und der Sonnengott, dessen großen, goldgeschmückten Wagen 7 gelbe Rosse mit weißen Füßen ziehen, sind Gegenstand der Anbetung. Die Vermittlung aber zwischen Menschen und Göttern übernimmt Agni, der Gott des Feuers; er trägt die Opfergabe des Menschen zu den Göttern hinauf, sobald die in das Feuer geworfene Butter emporprasselt. Die Opfer geben den Göttern nach dem Glauben der Arja Kraft; sie bedürfen derselben, sie müssen wachsen durch die Gaben der Menschen und sich Muth trinken; berauscht sich Indra, so ist dem Volke, dessen Somaopfer er genossen, der Sieg gewiß.

„Wenn ich so viele Güter und so viele Rinder besäße, Indra, wie du, ich hülfe dem Beter und ließe ihn nicht in Dürftigkeit," lautet ein indisches Gebet, in welchem der Opfernde mit kindlicher Offenheit eingesteht, er erwarte für seine dargebrachten Opfergaben vom Gotte Güter und Rinder, und indem er darlegt, wie er selbst in gleichem Falle handeln würde, macht er es zu einer Ehrensache für Indra, seinem Gesuche zu willfahren. Auch stand es nicht in der Willkür der Götter, Hülfe zu spenden oder nicht, der Mensch gewann durch Bußübungen und Opfer Gewalt über die Götter, er zwang sie seinem Willen gehorsam zu sein. So heißt es von einem Weisen, der im Sommer in fünf Feuern stand und zur Winterzeit nasse Kleider trug, daß er durch die Kraft seiner Buße die Erde nebst den Luftkreisen, sowie das weite Rund des Himmels und das Weltenall habe erglühen lassen, so daß die Götter, von Staunen und Furcht erfüllt, sich versammelten und berathschlagten, wie sich der frommen Buße ein Hinderniß in den Weg legen ließe. — Eine magische Gewalt übte somit der Priester, welcher unter strenger Beobachtung der althergebrachten Gebräuche das

Opfer vollzog, über die Götter aus: was Wunder, wenn die mit einer so großen, übernatürlichen Gewalt Bekleideten bald eine unbeschränkte Herrschaft über das leichtvertrauende, von frommem Aberglauben befangene Volk gewannen?

Der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode war diesem Volke schon in frühster Zeit eigen; Jama war der Beherrscher des Reichs, zu dem die Seelen der Verstorbenen eingingen. In der reizenden Erzählung von der aufopfernden Treue der Savitri erscheint er, schwarz und gelb das Antlitz, doch roth das furchtbar blickende Auge; seine Gestalt ist feuerfarben, angethan mit rothen Kleidern. In der Hand hält er einen Strick, mit dem er den daumengroßen Geist aus Satjavan's Leibe herausreißt; und alsbald ist diesem der Athem geschwunden und sein Körper zu einem unlieblichen Erdenkloß geworden. Savitri aber, welche, um durch fromme Buße den Tod ihres Gatten abzuwenden, drei Tage und drei Nächte bis zum Morgen des vierten Tages stehend zugebracht hatte, bis sie so blaß und bleich geworden war wie ein welkender Baum, erweicht durch ihre verständige Rede und fromme Bitten das Herz des furchtbaren Gottes, daß er mit eigener Hand den Strick losbindet und ihrem Gatten das Leben zurückgiebt.

Als die Zahl der Bevölkerung stieg und die Aecker für die größere Menge der Anbauer nicht mehr hinreichten, waren die Arja gezwungen, ihre Grenzen weiter nach Osten auszudehnen; sie eroberten zunächst das Gangesland und breiteten von hier allmälig ihre Herrschaft über einen großen Theil Vorderindiens, sowie über Ceylon aus. Die Kämpfe mit den Ureinwohnern des Gangeslandes, sowie zwischen den einzelnen Stämmen der Arja selbst, welche einander ihre Eroberungen streitig machten, entwickelten einen so kriegerischen Geist, daß diese Jahrhunderte unter dem Namen der Heldenzeit begriffen werden; die Heldenbücher aber, welche diese große Zeit besingen, heißen das Mahabharata und das Ramajana. In das wildeste Schlachtgewühl führt uns das Mahabharata hinein, es besingt den Kampf der Kurava's und der Pandava's, zwei nahe verwandter Königsgeschlechter, und den Untergang des ersteren. Mit Tagesanbruch beginnt die Schlacht; das goldgeschmückte, gewundene Muschelhorn giebt das Zeichen zum Kampfe, und mit Trommelwirbel und Hörnerklang und hellem Kriegsgeschrei, daß weit der Erdboden zittert, rücken die Heere auf einander los; von fern her aber krächzen die Raben und heulen die Wölfe, freudevoll verkündigend großen Menschenmord. Bald waren die Kriegs-

völker, Fußgänger, Reiter, Streitwagen und Elephanten undeutlich unter einander gemischt, wie wenn das Meer, im Sturm von brausenden Winden aufgeregt, auf- und niederwogt. Es zucken die blanken, geschwungenen Schwerter, Pfeile fliegen gleich leuchtenden Blitzen hin und her, Wagen stoßen auf Wagen, Elephanten kämpfen mit Elephanten, mit den Rüsseln schlagend, mit den kräftigen Zähnen stoßend und mit der Füße Wucht Alles zerstampfend. Die Banner wehten in diesem schrecklichen Kampfe, der Jama's Reich vergrößerte; von Pfeilen geritzt, gleichen die Helden Rosenstöcken zur Sommerzeit, von den rothen Knospen blutender Wunden reichlich bedeckt. Hoch aber ragt vor Allen hervor Fischma, der Hort der Kurava's, auf silbernem Wagen, mit weißem Haar und Bart, in weißem Gewande mit weißem Turban, silberweiß an Rüstung und Waffen; weiß sind seine Rosse, und hoch weht an goldenem Palmstock sein Banner, fünf silberne Sterne. Auf ihn schleuderte Sweta seinen Speer, der wie ein Meteor durch die Luft fuhr; aber Fischma schaute ohne Verwirrung dem Speere entgegen, schoß acht buntgefiederte Pfeile auf ihn ab, und in neun Stücke zerbrochen, sank der Speer zu Boden. Sweta aber selbst ward, als er mit dem Schwerte auf Fischma losstürzte, von diesem durch einen neuen Pfeil, der wie der Blitz von der Sehne fuhr, wie ein Felsblock zu Boden gestreckt. Und vorwärts stürmte Fischma, der unnahbare, schreckliche Heldengreis.

Aber nicht allein an grausen Schlachtscenen, auch an lieblichen Schilderungen friedlicher Zustände ist das Mahabharata reich. Als der König Nala sein Reich verloren hatte und nur von seiner treuen Gattin Damajanti begleitet, im Walde umherirrte, da faßte er im Trübsinn den grausamen Entschluß, seine Gattin, welche durch keine Vorstellungen zu bewegen war, zu ihren Eltern zurückzukehren, während des Schlafes zu verlassen. Sinnverstört, seine Gattin dem Schutze ihrer Tugend befehlend, rannte Nala hinweg, zitternd, wankend und erblassend, kläglich jammernd um die, welche er aus Liebe, um sie nicht zur Genossin seines Elends zu machen, einsam im Walde zurückließ. Die Unglückliche fand sich nun, als sie erwachte, allein in der Wildniß; doch nicht die Schrecken derselben, welche von Panthern, Elephanten und Schlangen bewohnt war, vermochten sie so zu ängstigen, als sie der Schmerz über die Härte ihres Gatten betrübte. Mühsam sich sättigend mit den Beeren des Waldes, suchte sie ihn überall, nichts schreckte sie, denn der herbe Schmerz erfüllte ganz ihre Seele, und nur bei dem weilten ihre Gedanken, dem sie sich mit jedem Schritte zu

nähern glaubte. Da fand die herzbetrübte, gattensuchende, schmerzgeübte Königin den Baum, den die Götter Asoka, die Menschen aber „den kummerlosen" nennen, und indem sie sich dem blüthengeschmückten, gesangdurchtönten Baume nahte, redete sie ihn also an: „Glücklicher Asoka in der Mitte des Waldes, der du nach Königssitte mit Blüthenkronen behangen dastehst: dich, Kummerloser, trifft kein Kummer. Mich aber traf ein schweres Loos des Kummers. Mache auch mich frei von Kummer, Asoka! Sahst du nicht meinen Gatten, Nala den Nischaderfürsten? Sage es mir, damit auch ich ohne Kummer von dir, Kummerloser, scheide." Und im Kreise den Baum umwandelnd, brach sie eine Blüthe, mit der sie ihre Locken schmückte. Zum Abschiede aber sprach sie: „Wie im Haare dein Laub, trage ich im Herzen Gram, Kummer und Sorge von hinnen; du aber sage meinem Gatten, wenn er zu dir kommt: ich nahm den Gram mit mir hinweg, damit mein König in deinem Schatten, kummerloser Baum, frei von Kummer ruhen könne!"

An eine Karavane sich anschließend, zog Damajanti „als ein bleicher, wandelnder Schönheitsstrahl" mit dem großen, getösumschwirrten, von Elephanten, Rossen und Wagen wimmelnden Menschenmeere zur Tschedi-Stadt; als aber unterwegs der Handelszug sich um einen kühlschattigen, blumenduftigen, von Wasserlilien und Seerosen bewohnten Teich lagert, bricht während der stummen Mitternacht ein Haufe wilder Wald-Elephanten in das Lager ein, die zahmen Elephanten der Karavane zu tödten. Die schlafenden Handelsleute wurden im wilden Gedränge mit Weib und Kind zertreten, und unter furchtbarem Angstgeschrei flüchtete Alles in das Dickicht; in einer Stunde war die reiche Caravane zu Grunde gerichtet. Da wendet sich der Zorn der Ueberlebenden auf die bleiche Fremde hin, die ihnen Unheil gebracht hätte, und Damajanti, durch furchtbare Drohungen erschreckt, entweicht in den Wald, und nur in der Ferne folgt sie den Abziehenden, scheu auf ihren Spuren dahinziehend, gleich dem Neumonde hinter der dunklen Wolke.

Matt von der Wanderung, ging Damajanti ein zu den Thoren der Tschedistadt; wie ein Mantel umhing ihr rabenschwarzes, aufgelöstes Haar Hals und Brust. Die Tschedibewohner stutzten, als sie die bleiche, in schmerzliches Sinnen verlorene Königstochter sahen, die Kinder aber liefen ihr nach und geleiteten die wunderbare Gestalt. Von den Zinnen des Palastes herab bemerkt sie die Königsmutter und befiehlt, „die rauchumhüllte Schönheitsflamme, die abgehärmte, Zuflucht suchende Fremde, welche das

Volksgedränge umlagere, heraufzuholen; denn sie sähe solche Schönheit an ihr, daß sie das ganze Haus erleuchten könnte."

Endeten auch hiermit noch nicht die Leiden und Prüfungen des treuliebenden, gramverzehrten Weibes, so hatte sie jetzt doch eine Zuflucht gefunden, und immer günstiger gestaltete sich von nun an ihr Schicksal, bis ihre Gattentreue durch Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl und den Besitz des verlorenen Königthums belohnt wurde.

Eine Gestalt zu zeichnen, welche vom zarten Schmelz ächter Weiblichkeit umhaucht so anmuthig heraustritt aus dem Zauberrahmen einer warmen, mit den herrlichsten Reizen der Gotteswelt bunt ausgezierten Natur: eine Damajanti in ihrem Lieben und Dulden so unnachahmlich weich und duftig zu malen, ist keinem Volke der Erde, ist der indischen Poesie allein gelungen.

Liebe siegt.

Von

Tante Amanda.

„Was stehst du da und schaust immer nach derselben Stelle?" rief Hermann seiner Schwester zu, welche schon seit einer Viertelstunde einen Rosenstock zu betrachten schien.

„O störe nicht die kleine fleißige Arbeiterin," sprach Clärchen, „sieh, wie geschickt und emsig sie sich bemüht, mit Händchen und Füßchen die feinen Fäden zu ziehen."

„Was ist es? eine häßliche Kreuzspinne," rief Hermann, „die muß man tödten!"

„O nicht doch! bitte, bitte!" rief die Schwester, indem sie mit flehenden Blicken seine Hände abwehrte, welche jedoch schon das Netz berührt hatte. Die kleine Künstlerin war voll Entsetzen über die plötzliche Störung in den Busch entflohen, aber ihr feines Gewebe war schon zum Theil zerstört. Betrübt stand die Kleine davor und dem Bruder war jetzt selbst die That halb leid, indem er tröstend sagte: „Laß gut sein, Clärchen, sie kommt bald wieder und spinnt es neu."

Jetzt kamen noch drei Kinder herbei, die kleine fünfjährige Emma sprang voran, ihre beiden älteren Brüder folgten bedächtig.



Liebe siegt.

„Guten Morgen!“ rief man einander zu mit einem herzlichen Händedruck, „habt ihr gut geschlafen in Kornthal?“

„Ja, wir sehr gut, aber Mutter sagt, die Kühe und Schafe haben sie sehr früh gestört und noch der Hirt dazu mit seinem Horn,“ erwiderte Theodor.

„Das seid ihr Städter freilich nicht gewohnt,“ sprach Hermann, „bei uns Landleuten wird es aber früh Tag, ich bin heute schon mit dem Vater auf dem Felde gewesen, um nach dem Waizen zu sehen, er hat nicht sehr vom Regen gelitten und verspricht eine ausgezeichnete Ernte.“

„Bist du auch schon spazieren gewesen?“ fragte die kleine Emma ihre Freundin, „und stehst du auch so früh auf?“

„Ja, Emmchen,“ erwiderte diese, „ich bin seit einer Stunde im Garten; wenn Mama mich angezogen hat, so muß ich immer gleich nach meinen Beetchen sehn, ob die Blumen auch schon ausgeschlafen haben.“

„Die Blumen?“ sprach Emma, „die können ja gar nicht schlafen, sie sind nicht lebendig.“

„O, doch sind sie lebendig,“ sprach Clärchen mit Wärme, „siehst du da meine blauen Winden? als ich kam, schliefen sie noch fest im Schatten der Laube; aber nun ist die liebe Sonne gekommen und hat sie mit ihren freundlichen Strahlen sanft geküßt, da haben sie all die vielen blauen Augen aufgethan; und wenn ich meine Blumentöpfe so stelle, daß die Blüthen die Sonne nicht sehen können, so blicken sie erst ganz traurig, bis es ihnen gelingt, sich nach und nach wieder umzudrehen.“

„Haben sie die Sonne so lieb?“ fragte Emma.

„Ja wohl,“ erwiderte Clärchen, „die Sonne ist ihre Mutter, die täglich alle Blumen versorgt, nährt und pflegt; das fühlen sie wohl, und darum wollen sie ihr stets dankbar in das freundliche Auge schauen; sie schenkt ihnen auch die hübschen bunten Kleidchen, nicht wahr, Hermann?“

„Das glaube ich nicht,“ sprach dieser, „du denkst dir immer solche Geschichten aus.“

„Nein, Hermann,“ versicherte Clärchen, „weißt du nicht mehr, daß es Mama uns gesagt hat? und was Mama spricht, das ist wahr.“

„Ja, sie hat Recht,“ nahm der vierzehnjährige Karl das Wort, „unser Lehrer hat uns auch erklärt, wie alle Farben vom Licht kommen und das Licht von der Sonne.“

„Das kann ich noch nicht begreifen,“ sprach Hermann, „dann müßten ja alle Dinge einerlei aussehen und so weiß wie das Sonnenlicht.“

„Nein, Hermann, erlaube, das kommt auf die verschiedenen Farben-Stoffe an, welche nur für diese oder jene Theile des Lichts empfänglich sind. Sieh, alle Farben zusammen sind im Licht enthalten und bringen vereinigt das Weiß hervor, das hat uns der Lehrer gezeigt an einer Scheibe, die mit allen Farben bemalt ist und sich um einen Stab dreht; wenn er diese sehr schnell in Bewegung setzt, so scheint sie nur weiß auszusehen. Nun kennst du gewiß ein Prisma —"

„Was ist das, ein Prisma?" fragte die kleine Emma neugierig.

„Besinnst du dich nicht auf das dicke dreikantige Glas, welches Vater in seinem Schranke hat und das er uns mitunter zeigt?" fiel Theodor ein.

„Ach ja, jetzt weiß ich es; wenn man hindurchsieht, dann sind Häuser und Menschen und Alles bunt mit wunderschönen Farbenrändern umgeben."

„Nun ja, so ist's," fuhr Karl fort, „wenn dieses dreikantig geschliffene Glas von den Sonnenstrahlen berührt wird, so brechen sich dieselben und werden in alle Farben zertheilt. Grade ebenso ist es, wenn die Sonnenstrahlen auf eine dicke Regenwolke treffen, dann sehen wir die runde Grenzlinie der Sonne in herrlichen Farben abgespiegelt, weil die Regentropfen das Licht zertheilen —"

„O ja, dann sehen wir einen Regenbogen," rief Clärchen aus, „Mutter hat mir gesagt, er sei ein Zeichen des Bundes, den Gott mit Noah geschlossen und auch mit uns, daß er uns nicht verderben will, wenn wir an ihn glauben."

„So ist es auch," sprach Karl, „er verbindet Himmel und Erde."

„Das ist auch wahr," sprach Clärchen, „ich möchte wohl in deine Schule gehen, wenn du da so viel Schönes lernst."

Karl lächelte. „Liebes Clärchen," sagte er, „dein Wunsch möchte dir doch bald wieder leid werden, wenn du all die lateinischen und griechischen Vocabeln lernen solltest, anstatt hier im schönen Garten mit Blumen und Käferchen zu verkehren. Aber ich will dir doch, so lange wir noch hier sind, Etwas zeigen, was dir gefallen wird, ich will dir eine Camera obscura machen."

„Was ist das?" fragte Clärchen, „eine Camera obscura."

„Eine dunkle Kammer," rief Theodor mit Lachen.

„O, dann mag ich sie nicht sehen," sprach die kleine Emma, „eine dunkle Kammer ist ja nur für unartige Kinder."

„Die meinige ist aber nur für artige," sprach Karl, „auch ist sie nicht ganz dunkel und es ist ein hübsches Bild darin zu sehen."

Die kleinen Mädchen waren sehr begierig zu erfahren, was Karl ihnen zeigen würde, denn sie wußten schon, daß er wohl verstand, sie immer wieder mit andern, ihnen noch unbekannten Dingen zu unterhalten; aber jetzt fiel Clärchens Auge wieder auf ihren Liebling, die Kreuzspinne, welche unterdessen hervorgekommen war und sich mit emsiger Geschäftigkeit bemühte, die zerrissenen Fäden wieder aufzuziehen.

„O seht nur, seht!“ rief sie aus, „die kleine fleißige Hausfrau hat ihr Netz schon bald wieder fertig.“

„Pfui, das häßliche Thier!“ rief entsetzt die kleine Emma aus, indem sie drei Schritt zurücksprang, „ich kann die Spinnen nicht ausstehen. Unsere Line hat auch ihre liebe Noth, die garstigen Gewebe immer wieder aus den Ecken zu fegen; sie sagt: die ganz kleinen Spinnen bringen Glück, aber mir bringen sie nur Unglück, denn ich zittere immer an allen Gliedern, wenn mir eine Spinne zu nahe kommt.“

„Weil du eine Thörin bist,“ rief ihr Bruder Theodor, „dich vor solch einem harmlosen Thier zu fürchten, das so viel kleiner ist als du.“

„O komm nur einmal her und sieh dir eine solche Spinne näher an,“ sprach Clärchen, „wie sie emsig und geschickt mit den feinen Füßlein arbeitet, und sieh den schönen Stern an, den sie hier zwischen den Zweigen ausgespannt hat; gewiß keine Menschenhand könnte einen so feinen Schleier weben, und du wirst gewiß die kleinen Thiere so lieb gewinnen wie ich, wenn du ihnen recht oft zusiehst.“

Die kleine Emma ließ sich, wiewohl noch etwas zaghaft, von ihrer Freundin bewegen, dem Thiere zuzuschauen, ja, diese führte sie auch noch in die Ecke der Gartenmauer, wo eine Mauerspinne ein dichteres Netz gezogen hatte. „Aber hier ist ja nur ein leeres Netz,“ sprach sie, „und kein Thier zu sehen!“

„O, siehst du nicht die kleine Höhle ganz im Winkel?“ rief Clärchen, „das ist ihr Haus, das hat sie sich selbst gebaut, und nun wohnt sie darin.“

„Wie Diogenes in seiner Tonne,“ sprach Karl, „sie freut sich hier des Sonnenscheins und verachtet die ganze Welt und begehrt nur ein Becherlein Fliegenblut.“

„Fliegenblut?“ sprach Emma, „trinkt sie Blut?“

Indem kam eine große Mücke unbedachtsam auf das Netz, und pfeilschnell rannte die Spinne auf sie los. Emma schrie auf und kroch hinter ihre Freundin, ließ sich aber doch bald bereden zuzusehen, wie sie ihr unglückliches Opfer festspann und würgte. „Sie ist eigentlich recht grausam,“

sprach Clärchen, „aber was kann sie dafür? sie weiß es ja nicht besser, und die Mücken sind doch unnütze und häßliche Thiere.“

„Hättest du schon eine Mücke recht genau angesehen?“ sagte Karl, „dann würdest du sie wohl nicht so ganz häßlich finden. Sieh nur die feinen durchsichtigen Flügel und den Rüssel, den sie ein- und ausziehen kann; er ist hohl, denn damit saugt sie das Blut ein.“

„Ja, nun seh ich wohl, daß die Mücken auch feine Thierchen sind, aber ich mag sie doch nicht so gern wie andere, denn sie peinigen mich so viel; sieh nur, mein Arm ist schon ganz dick und roth, sie sind doch zu gar nichts nütz.“

„Ich weiß doch etwas, wozu sie dienen können,“ sprach eine Stimme hinter ihr; Clärchen wandte sich um und umschlang ihre Mutter, welche, von den Kindern unbemerkt, genaht war.

„Und wozu? liebe Mutter,“ fragte sie wißbegierig.

„Damit mein Kind Geduld lerne,“ erwiderte die Mutter, indem sie ihr tief in das klare Auge schaute.

„Geduld?“ sprach die Kleine, langsam und nachdenklich fragend, „Mutter, wozu brauche ich Geduld?“

Die Mutter drückte einen Kuß auf ihre Stirn, indem sie sprach: „Geduld, mein Kind, ist ein gar köstliches Kräutlein, und wer es recht pflegt in diesem Leben, dem wächst es bis in den Himmel hinein.“

Clärchen verstand nur halb, was die Mutter damit meinte, doch behielt sie die Worte und bewegte sie in ihrem kleinen Herzen.

„Der Vater wartet schon in der Laube auf uns,“ rief Hermann, und alle Kinder folgten vergnügt Clärchens Mutter dorthin zum anmuthig lockenden Frühstückstische, wo auch Herr und Frau Regierungsrath R..., die Eltern der andern drei Kinder, hinzutraten und nach freundlichem Morgengruß sich an dem ländlichen Mahle erquickten.

„Wie ist der Morgen so herrlich hier in der freien Natur!“ sprach Frau R..., „wenn ich auf dem Lande wohnte, würde ich gewiß den ganzen Tag im Garten zubringen.“

„Und wie gesund ist das Leben im Freien,“ fügte Herr R... hinzu, „unserer lieben Freunde Aussehen giebt ein deutliches Zeugniß davon, und ihrer Kinder Wangen wetteifern mit den frischen Rosen.“

„Ich würde mich so leicht nicht an das Leben in einer Stadt gewöhnen können,“ nahm Herr Norström, Hermanns und Clärchens Vater, das Wort, „wiewohl dasselbe so manche Vorzüge hat. Was denkst du darüber,

liebe Frau? ich glaube, daß du doch oft das Leben in der großen Stadt entbehrst."

„Gewiß nicht," entgegnete diese, „obwohl ich in der Stadt geboren und aufgewachsen bin und mich leicht an jedem Orte heimisch fühlen würde, so ist mir doch das stille Landleben lieber; ist es doch, als ob hier die Seele, von vielen engenden Banden frei, sich stets näher fühlen könnte dem lebendigen Gott, der sich täglich herrlich offenbart in seinen Werken."

„Laß uns auch auf das Land ziehen, liebe Mutter," bat Emma, „dann will ich mich auch nicht mehr vor den Spinnen fürchten, Clärchen hat mir gezeigt, daß sie gar nicht so häßlich und sehr fleißig sind."

„Ist Herr Werner noch nicht aufgestanden?" fragte Theodor, „er hat uns versprochen, mit uns nach dem Teich zu gehen, lieber Vater, da können wir Fische und Krebse fangen."

„Herr Werner ist schon seit einigen Stunden auf dem Felde," sprach Hermann, „da kommt er eben." Die Knaben sprangen ihm fröhlich entgegen, denn sie hatten an dem jungen Verwalter des Gutes schon einen guten Freund gefunden. Sie führten ihn zu seinem Platze, und nachdem er Herrn Norström über Feld und Wiese u. s. w. Bericht erstattet hatte, erinnerten sie ihn an sein gestriges Versprechen. Herr Werner war gern bereit zur Erfüllung; „aber wo ist Clärchen, unser munteres Vögelchen, es fehlt ihr doch nichts?" fragte er.

Die Andern sahen sich um und bemerkten nun erst, daß sie nicht mehr bei ihnen war, die Mutter aber lächelte geheimnißvoll. „Ah, dort kommt sie eben aus ihrem Gärtchen!" rief Emma, „und bringt uns Erdbeeren!"

Mit freudeglänzendem Auge kam Clärchen herbei, ein Körbchen voll schöner großer Garten-Erdbeeren tragend, und indem sie dieselben Herrn und Frau R... präsentirte, überlief eine Purpurröthe ihre Wangen, hatte sie doch diese Früchte mit eigenen Händen gepflanzt und gepflegt und schon lange für diese lieben Gäste aufgespart, wie freute sie sich in ihrem Herzen, als sie nun bei Groß und Klein Beifall fanden.

„Woher hast du die schönen Beeren, mein Kind?" fragte ihr Vater, als sie damit zu ihm kam.

„Weißt du nicht, lieber Vater," entgegnete sie, „daß Mama uns immer aufträgt, die Ranken von ihren Erdbeerbüschen abzupflücken? Das hab' ich jeden Sommer gethan, aber wenn kleine Pflänzchen daran gewachsen sind, so pflanze ich sie immer in mein Gärtchen, und diese sind gewachsen und tragen Beeren."

„Nun, du bist meine kleine sorgfältige Gärtnerin,“ sprach der Vater, „ich hoffe, Hermann wird uns auch etwas Schönes aus seinem Garten bringen.“

„Ich habe keine Erdbeeren,“ sprach dieser kurz.

„Hat dir nicht Herr Werner vorigen Herbst ein halb Schock Pflanzen mitgebracht?“ fragte der Vater verwundert.

„Ja, ich vergaß sie am ersten Tage einzupflanzen, und am andern waren sie vertrocknet,“ erwiderte Hermann verdrießlich.

„Nun, aber dein Kirschbaum trägt so schön,“ sprach die Mutter.

Hermann sah beschämt nieder, denn er wußte wohl, daß diese süßen Früchte so sicher untergebracht waren, daß sie ihm Niemand mehr streitig machen konnte; aber sein freundliches Schwesterchen sah nicht sobald seine Verlegenheit, als sie leise von hinten herzutrat und ihm zwei dicke Beeren in den Mund steckte, indem sie ihm zuflüsterte: „Hermann, mein Bäumchen trägt auch schon einige Kirschen, die kannst du holen.“

Dies konnte Hermann doch nicht über's Herz bringen, und er freute sich, daß sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft jetzt auf einen andern Gegenstand richtete. „Sieh, sieh, den großen Vogel, wie er immer hinter dem kleinen drein hüpft,“ sprach Karl zu Theodor, „und dazu sperrt er immer den Schnabel auf.“

„Ach, das ist mein liebes Grasmückchen,“ rief Clärchen, „mit ihrem großen Pflegesohn Kuckuck; das ist ein gutes, treues Mütterchen, die ihn aus allen Kräften pflegt.“

„Wer ist das Mütterchen?“ fragte Emma, „der große Vogel?“

„Nein, der kleine,“ erwiderte Jene, „sieh, dort im Fliederbusch hat sie ihr Nestchen, darin hat sie noch zwei allerliebste Grasmückchen groß gezogen, die können nun schon fliegen; sieh da, eben fliegt eins zur Mutter! Aber diese Vögelchen haben ihr beide nicht so viele Mühe gemacht, wie der große Kuckuck.“

„Der ist aber doch nicht ihr Kind?“ sprach Theodor.

„Nein, eigentlich nicht,“ erwiderte Clärchen, „aber seine Mutter baut kein Nest und hat ihr Ei in Grasmückchens Nest gelegt, da hat das gute Thierchen ihn mit ihren Kindern zusammen ausgebrütet, das waren erst drei, aber da der Kuckuck bald größer wurde als die andern, machte er sich sehr breit und hat das kleinste ganz aus dem Nest geworfen, und das ist gestorben; aber das arme Mütterchen pflegt ihn doch und müht sich unablässig, so viel Futter zu schaffen, wie die drei Kinder brauchen, denn

der große Schreier mußte immer zuerst haben. Einmal aber war er auch aus dem Nest gefallen, davon hat er einen schiefen Schnabel und kann daher noch immer nicht selbst fressen. Nun ist er aber schon so groß, daß sein Pflegemütterchen nicht an ihm hinaufreichen kann, darum führt sie ihn immer erst zu einem Bänkchen und steigt da hinauf, um ihn zu füttern."

„Ja, wirklich!" rief Karl voll Freude, „seht nur, da hat sie ihn zur Leiste des Gartenbeetes geführt, sie ist darauf gesprungen und er steht unten schreiend vor ihr, nun müht sie sich, ihm das Futter in den großen breiten Schnabel zu stecken. Da läßt er's wieder fallen, aber sie nimmt es auf und gibt es ihm noch einmal, — nun hat er's verschlungen und schreit schon wieder."

Die Kinder sowohl wie die Eltern erfreuten sich noch lange an dem seltsamen Paar und an den jungen Grasmückchen, welche so fröhlich vom Busch zur Erde und wieder hinauf flatterten und piepten, aber doch stets in der Nähe ihres sorgsamen Mütterchens blieben.

Hermann trat aber zu Clärchen und flüsterte ihr leise in's Ohr: „Ich bin immer dein großer Kuckuck gewesen, den du fütterst und pflegst, aber nächstes Jahr sollst du auch alle meine Kirschen haben."

Karl hatte sich indessen mit Herrn Werner entfernt, welcher ihm behülflich war, einen Kasten aufzufinden und zurechtzuschnitzen, während sich die Andern noch ferner an den mannichfachen Schönheiten des Gartens ergötzten. Endlich hatte er sein Kunstwerk zu Stande gebracht, mit dem fröhlichen Ausruf: „Jetzt ist meine Camera obscura fertig!" stellte er den Kasten auf.

Neugierig kamen die Kinder herbei und freuten sich nicht wenig, im Kasten auf weißem Papiergrunde die schöne bunte Landschaft zu sehen.

„Was stellt das vor?" fragte Hermann, „o, das Haus sieht gerade aus wie das unsrige und die Bäume sind die unseres Gartens."

„Ja wohl," rief Clärchen, „siehst du nicht dahinter auch unsern Kirchthurm?"

„Und da geht ein Mann," rief Emma, „er sieht gerade so aus wie mein Vater."

„Eben ging auch wirklich unser Vater hier vorbei," sprach Theodor.

„Aber wie machst du es, lieber Karl," fragte Clärchen, „daß man Alles, was hier draußen vorgeht, verkleinert im Kasten sieht."

„Das kommt von diesem Glase," erwiderte Karl, „welches ich mitgebracht und in dieses runde Loch eingesetzt habe. Es ist wie eine Linse

geschliffen, auf beiden Seiten nach der Mitte zu erhaben, ebenso wie die Linse vor unserem Auge, das macht, daß es uns die äußere Landschaft verkleinert als Bild sehen läßt."

„So ist wohl unser Auge auch eine solche Camera obscura?" fragte Clärchen.

„Wenn du willst," erwiderte Karl, „magst du es wohl so nennen, aber sie ist doch noch viel künstlicher eingerichtet als die meinige."

„Und ist doch so klein," sprach Clärchen.

„O," rief Emma aus, indem sie ihrer Freundin fest in's Auge schaute, „ich sehe in deinem Auge die Bäume und den Himmel!"

„Und einen kleinen Engel dazu," sprach diese lächelnd, indem sie die Kleine näher an sich zog und küßte, „nicht wahr?"

Emma wurde roth, als sie ihr eigen Bildniß erblickte, aber Karl sprach leise: „Mein Schwesterchen hat Recht, wer in Clärchens Auge schaut, sieht des Himmels Bild schon auf Erden."

Sechs Jahre lasse ich verstreichen, ehe ich meine lieben Leserinnen wieder in den schönen Garten führe. Da sind aber keine fröhlichen Kinder zu sehen wie damals, da blühen wohl Blumen und singen Vöglein, aber Niemand ist da, der sich ihrer freue; nur ein grämlicher alter Herr sitzt in der Laube und mit der Brille auf der Nase studirt er eifrig in den Zeitungen die Getreide- und Wolle-Preise.

Herr Norström war gestorben, manche andere Unglücksfälle waren gefolgt, und so hatte seine arme Wittwe, gebeugt von Kummer und Sorgen, das Gut verkauft und mit ihren beiden Kindern, die nun noch die einzige Freude ihres Lebens waren, ein kleines Haus in der Stadt bezogen, wo sie glaubte, leichter und besser für ihre Ausbildung sorgen zu können.

Thun wir einen Blick in ihr einsames Stübchen. Da sitzt sie im schwarzen Trauerkleide und ihr gegenüber ein schlanker junger Mann, in dessen gebräuntem Gesicht doch noch deutlich die Züge des Knaben Hermann zu erkennen sind. Am Fenster vor einem Nähtischchen sitzt ein kaum erwachsenes junges Mädchen, emsig beschäftigt, ein feines Hemd zu nähen. Clärchen hat zwar nicht mehr ganz die frischen rothen Backen wie früher, sie ist schlank gewachsen, etwas blaß und zart, aber bei jeder Gemüthsbewegung röthen sich ihre Wangen, und ihr ganzes Wesen hat den Ausdruck jungfräulicher Lieblichkeit gewonnen. Ihr blondes Haar trägt sie in

langen Flechten um den Kopf geschlungen, ihr dunkles Auge schaut dann und wann unter den seidenen Wimpern vor, um Mutter oder Bruder einen innig liebevollen Blick zu senden.

„Ich möchte doch wissen," sprach Hermann, indem er seinen Kaffee schlürfte, „was Herr D... jetzt ohne mich anfängt, da er Niemand mehr hat, den er quälen kann."

„Sprich nicht so, lieber Hermann," sagte die Mutter sanft, „du hast Unrecht gethan, daß du diese kleinen Unannehmlichkeiten nicht ertrugst, hättest du noch ein Jahr bei ihm ausgehalten und ein gutes Zeugniß mitgebracht, so hätte dich Onkel Norström zum Verwalter seines Gutes gemacht."

„Aber Mutter, willst du, daß ich mich zu Grunde richten soll?" sprach Hermann heftig, „alle Tage früh um drei Uhr aus dem Bett und bis spät Abends auf dem Felde und bei dem Vieh, dazu ist Herr D... so ungebildet, daß er bei der größten Kleinigkeit Einem zarte Schmeicheleien an den Kopf wirft."

„Hermann, Hermann!" rief die Mutter ernst, „ich weiß, du übertreibst, wie du immer gethan, wenn dir etwas nicht gefällt, ich weiß, daß Herr D... ein sehr achtbarer Mann ist, der seine Sache ausgezeichnet gut versteht. Herr R... war über deinen Schritt so ungehalten, daß nur Clärchens viele Bitten vermochten, ihn etwas zu besänftigen, sonst hätte er dich sogleich wieder zurückgeschickt."

Männertritte ließen sich draußen hören und ein Klopfen an der Thür unterbrach das Gespräch. Der Regierungsrath R..., Vormund der Kinder, trat ein, und nach einem freundlichen Gruße gegen Mutter und Tochter wandte er sich an Hermann. „Sie haben uns einen bösen Streich gespielt, lieber Norström," sprach er, „das dritte Mal ist es nun schon, daß Sie Ihren Beruf wechseln wollen. Im gelehrten Fache fehlte es Ihnen am ernsten Fleiß, nun fehlt wieder im praktischen Geschäft Geduld und Ausdauer. Wenn wir jetzt noch einmal auf Ihren Wunsch eingehen, so muß ich Ihnen sagen, daß es zum letzten Mal geschieht, denn der noch übrige Theil Ihres väterlichen Vermögens wird kaum noch hinreichen, Sie auf der theuern Handelsschule zu erhalten, alles Andere muß Ihrer Schwester verbleiben, und Sie müssen sich selbst weiter helfen."

Da Hermann versprach, sich auf alle Weise die Zufriedenheit seiner Mutter und des Herrn Vormundes zu erwerben, so wurde der Entschluß bald zur Ausführung gebracht. In Hamburg ging es auch über Erwarten gut, er konnte meist gute Zeugnisse senden und nach einem Jahr trat er

als Gehülfe in ein bekanntes angesehenes Handelshaus. Die Briefe, welche er von hier aus schrieb, waren die Freude seiner Mutter und Schwester.

„Hier geht mir ein neues Leben auf," schrieb er, „Alles ist prächtig und großartig. Wir wohnen auf dem neuen Jungfernstieg, dicht an dem schönen Alster-Bassin, welches oft mit lustigen Gondeln lieblich verziert ist. Wenn des Abends die Gaslaternen auf den Straßen angezündet werden, so sieht man sie in dem spiegelklaren Wasser noch einmal wie funkelnde Sternenreihen schimmern, ja, die neu aufgebaute Stadt zeigt sich hier in ihrer ganzen Schönheit. Im Geschäft müssen wir sehr genau und pünktlich sein, doch wird es mir nicht schwer, mich hineinzufinden; Herr M... ist ein angenehmer, fein gebildeter Herr, er hat mich seinem Sohne vorgestellt, mit dem ich schon Freundschaft geschlossen habe, da er nicht so hochmüthig zu sein scheint, wie ich bei seinen glänzenden Verhältnissen erwartet hätte."

In den folgenden Briefen mehrte sich noch seine Befriedigung und sein Glück. Neue Bekanntschaften und mannichfache Vergnügungen kürzten seine freien Stunden auf die angenehmste Weise, und da der junge M..., welcher eine besondere Zuneigung zu ihm gewonnen hatte, ihn meistens frei hielt, so sparte er eine Summe Geldes und hoffte, in einigen Jahren selbst eine Handlung anzulegen und Mutter und Schwester zu sich zu nehmen.

Diese dankten mit einander dem lieben Gott recht von Herzen, daß er ihm eine so schöne Heimath bereitet hatte. Clärchen nähte immer fleißig für den Bruder, und manche feine Arbeit ihrer Hand begleitete ihre Briefe, während die Mutter außer manchem nützlichen Geschenk auch fleißig mütterliche Ermahnungen hinzufügte. Sie legte ihrem Sohne immer wieder auf's Neue die Bitte an's Herz, daß er sich nicht möge vom Unrecht verführen lassen, sondern täglich Gott um Kraft bitten zu Treue und Einsicht in seinen Beruf. Ach, hätte Hermann geahnt, wie wenige so treue Mutterworte er noch hören sollte, er hätte sie wohl noch mehr werth gehalten, als er that; aber obwohl er sie nie ohne Theilnahme und Rührung las, so waren sie doch auch bald wieder vergessen, wenn der Brief bei Seite gelegt war.

Frau Norström fühlte sich schon seit längerer Zeit leidend, sie vermißte ihre sonstige Kraft und Frische. Den Winter hindurch ging es erträglich, aber als der Frühling kam, wurde sie ernstlich krank. Hermann's Briefe waren indessen seltener und kürzer geworden, er entschuldigte sich immer mit dringenden Geschäften. Aber jetzt, da Clärchen ihm der Mutter Krankheit gemeldet, erhielt sie sonderbarer Weise gar keine Antwort. Da

war ihr oft recht bange und traurig zu Muth, und doch durfte sie sich das nicht merken lassen, sondern war immer bemüht, ihrer lieben Mutter jede bange Sorge zu nehmen. „Es mag ein Brief verloren sein, oder vielleicht hat er sich Urlaub erbeten und kommt selbst," so suchte sie die Mutter zu trösten.

Eines Tages wurde sie in das Nebenzimmer gerufen und fand daselbst Herrn R... „Ich bringe Ihnen Nachricht von Ihrem Bruder," sagte dieser mit ruhiger Stimme, aber doch so ernst, daß Clärchen wohl rieth, daß es keine Freudenbotschaft war. „Ist er krank?" fragte sie beklommen, „o bitte, sagen Sie mir Alles." „Ich habe einen Brief von Herrn M...," fuhr der Vormund fort, „welcher mir meldet, daß der junge Norström plötzlich sein Haus verlassen habe, wahrscheinlich Schulden halber, und daß man seinen Aufenthaltsort nicht wisse."

Der Anflug von Röthe, der auf Clärchens Wangen aufgestiegen war, als sie den Bruder nennen hörte, wich jetzt einer Todtenblässe, ihre Lippen regten sich, ohne daß sie vermochte ein Wort zu sprechen, ihre Kniee zitterten.

Herr R..., welcher diese Aufregung nicht erwartet hatte, führte sie zum Sopha und suchte sie zu trösten. „Nehmen Sie sich die Sache nicht so tief zu Herzen, liebes Kind," sprach er, „ich dachte mir wohl, daß es so kommen würde; Ihr Bruder ist immer nur weich und liebevoll behandelt worden, nun muß er aus Erfahrung klug werden, da er freundlichen Rath nicht achtet. Sein Leichtsinn hat immer die edleren Triebe seines Herzens unterdrückt, nun wird mit Gottes Gnade die Noth, in welche er sich gebracht hat, die beste Schule für ihn sein."

Da Clärchen etwas Muth gewonnen, bat sie Herrn R... flehentlich, Erkundigungen über ihren Bruder einzuziehen, um zu erfahren, wie ihm vielleicht zu helfen sei, und da er versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, kehrte sie ruhiger, wiewohl mit schwerem Herzen, zur Mutter zurück; sie durfte ja nicht merken lassen, was ihr Inneres bewegte. Ach, ihre Leiden und bangen Sorgen waren ja schon so groß; aber sie suchte stets Rath und Trost da, wo er allein zu finden ist. Da lernte Clärchen aus Erfahrung, was sie einstens nicht verstehen konnte: „daß Geduld ein köstliches Kräutlein ist, welches dem, der es treulich pflegt, des Lebens Last erleichtert und die Himmelsthür aufthut." Die Mutter hatte sie dasselbe suchen und finden gelehrt durch Wort und Beispiel, und für sie trug dieser Baum schon Blüthen und Früchte, denn die Stunde der Erlösung war für sie gekommen.

Bald stand Clärchen an ihrem Grabe, — sie war einsam, verlassen in der Welt.

Die Familie R... und andere Freunde nahmen herzlichen Antheil an ihrem traurigen Schicksal, aber am liebsten war sie doch mit Gott und ihrem Schmerz daheim in ihrem Kämmerlein allein. Ach, den Verlust der Mutter konnte sie wohl mit stiller Ergebung tragen, wußte sie doch, daß diese Erlösung gefunden von ihrem Leid und nun nebst dem Vater sich freuen konnte der Gemeinschaft ihres Heilandes, den sie geliebt von Jugend auf; — aber das Geschick des Bruders lastete centnerschwer auf ihrer Seele.

Nach vierzehn Tagen voll peinlicher Ungewißheit erhielt sie einen Brief, erkannte alsbald die Schriftzüge des Bruders, und da sie mit zitternder Hand geöffnet, las sie wie folgt:

Götaborg den — —

„Liebe Schwester!

Ach, kaum wage ich, dich so zu nennen, — du hast immer die Eltern beglückt, ich bin ein Verschwender, — ein Vagabond. Mein Unglück ist meine Schuld, ich ließ mich verleiten zu spielen. Mein schönes Vermögen ist dahin; ich hoffte es wiederzugewinnen, der junge M... lieh mir eine Summe; ich verlor sie auch. Da ich nicht zahlen konnte, ging ich zu Schiff, in der Absicht mich meinem Oheim hier zu entdecken und ihn um Hülfe zu bitten, denn unsere kranke Mutter wollte ich nicht betrüben, aber ich kann mich nicht entschließen, ihm so unter die Augen zu treten, und obwohl ich in Hamburg viel mit Schweden verkehrt habe und ihre Sprache wohl verstehe, so scheue ich hier jedes Menschenantlitz. Einsam schweife ich auf den grauen Höhen, welche die Stadt umgeben, umher. Hier sitze ich auf dem Kirchhof von Öregrü, ach, ich möchte lieber mit unter dem grünen Rasen liegen, als so lebendig aus der Welt gestoßen, bei den Todten umherzuirren. — —

Hier brach die Erzählung ab und fuhr später fort:

R... bei Motala.

Von Ort zu Ort bin ich gewandert ohne Trost und ohne Ziel, bis endlich meine Kleider zerrissen, mein letzter Heller verzehrt war. Da kam ich eines Mittags hungrig und bis zum Tod ermüdet in einem Dorfe an; vor mir lag das Pfarrhaus mit einem freundlichen Garten, und in einer Laube sah ich den Herrn Pastor mit seiner Frau und zwei Kindern zu Mittag speisen. Ich stand an der Gartenthür still, ohne daß sie mich sahen und ohne daß ich wagte näher zu kommen. Da hörte ich, wie der Knabe

sprach: „Sieh, lieber Vater, unsern Apfelbaum an, von dem du im Frühling sagtest, er würde uns eine reiche Ernte bringen, nun ist er von den bösen Raupen ganz verdorben und kein Aepfelchen mehr daran zu sehen." „Ja," sprach der Vater, „diese Thiere haben uns dieses Jahr großen Schaden gethan. — Liebes Kind," fuhr er weiter fort, „so wie mit dem Baume, geht es leider auch mit manchen Menschen: manches Kind hat gute Anlagen, die, von Vater und Mutter treu gepflegt, eine reiche Ernte der Liebe und guter Werke versprechen, aber ach, wie mancher Mensch, wenn er der Zucht entwachsen ist, läßt sich von Genuß und Leidenschaft verführen und wird dem traurigen Baume gleich, der weder Schatten noch Früchte giebt." Jetzt wollte das Töchterchen den Vater weiter fragen, aber von einem tiefen Stöhnen erschreckt, wandte sie sich um und sah mich stehen. Kaum weiß ich, was weiter geschah, denn an allen Gliedern zitternd, war ich dem Umsinken nahe, als der Herr Pastor mit theilnehmendem Blicke zu mir trat. Ich konnte ihm nur stammeln, daß ich ein solcher Baum sei und daß große Schuld auf meiner Seele laste. Er nahm mich liebreich auf sein Zimmer, sprach mir Muth ein, und da sich endlich mein Gram in Thränen Luft gemacht, konnte ich ihm Alles erzählen. Er hat mich bei sich behalten; da er ziemlich viel Feld und Wald besitzt, so soll ich ihm behülflich sein zu neuen Einrichtungen im Anbau des Landes, denn in Schweden versteht man das nicht so gut wie in Deutschland. Er verlangt aber, daß ich sogleich an Herrn M... schreibe und um Verzeihung bitte, indem ich das Versprechen gebe, fleißig zu arbeiten, bis es mir gelingt, jene Schuld abzutragen; er selbst will dafür eintreten. So, liebes Clärchen, siehst du vielleicht noch einmal deinen unwürdigen Bruder vom Rande des Verderbens gerettet; was dann aus mir werden wird, — ich weiß es noch nicht, — aber wenn nur erst meine Schuld vom Herzen ist, dann ist mir Alles gleich. Du aber bist immer mein guter Engel gewesen, suche noch einmal Verzeihung bei unserer Mutter und Herrn R... für deinen unwürdigen Bruder Hermann."

Clärchen las den Brief durch mit wechselnden Gefühlen. Ihr Hermann ein Spieler, ein Verschwender, ein heimathloser Flüchtling — und doch ihr Bruder, — ja, der frommen Mutter letzte Worte hatten ihn noch gesegnet; wie gut, daß der lieben Mutter dieser Kummer erspart blieb! Aber wie sollte sie nun helfen? Ihr Entschluß war bald gefaßt. Sie ging zu Herrn R..., theilte ihm den Brief mit und bat um ihr väterliches Erbe, damit sie dem Bruder aus der Noth helfen und seine Schulden decken könne.

„Das geht nicht so, liebes Clärchen," entgegnete dieser, „das kann und darf ich nicht thun; auch würden wir wahrscheinlich Ihrem Bruder einen schlechten Dienst erweisen, wenn wir ihm sogleich aus aller Verlegenheit hülfen, denn, wenn er auch jetzt seinen Fehler bereut, so würde er diese Reue ebensobald vergessen wie sein Unglück."

Clärchen mußte sich damit begnügen, ihm zu schicken, so viel sie eben in Händen hatte, aber manches Stück ihres Eigenthums, manchen kleinen Schmuck wußte sie noch in Geld für ihn zu verwandeln, ein herzlich schwesterlicher Brief begleitete die Sendung. „Es ist wenig, was ich geben kann, und hilft dir noch lange nicht aus der Noth," schrieb sie ihm, „aber es ist Alles, was ich jetzt habe, und künftig hoffe ich mehr zu schicken; ach, daß es dir recht zum Trost und Heil werden möchte! das ist mein heißester Wunsch. Unsere theure Mutter schaut nun vom Himmel dein reuiges Herz und wird dir vergeben."

Clärchen ersann in ihrer schwesterlichen Liebe bald noch einen andern Plan. Sie wußte, daß Frau R... eine Erzieherin für ihre jüngeren Kinder wünschte, die zugleich für Emma eine verständige Freundin und Gefährtin sei. Sie hatte stets Clärchen völliges Vertrauen geschenkt, daher erbot sie sich, dieses Amt zu übernehmen, und Frau R... ging mit Freuden auf den Vorschlag ein.

Dann schrieb sie an ihren Oheim in Götaborg und spielte so geschickt die Vermittlerin, daß dieser sich geneigt zeigte, seinen Neffen im folgenden Jahre als Verwalter seines Gutes anzunehmen; denn sie wußte von Hermann, daß ihm das Handelsleben völlig verleidet war und daß er sich mit ganzer Liebe wieder der Landwirthschaft zuwandte. — Von ihrem Gehalt und den Zinsen wußte sie so viel zu erübrigen, daß es ihr bald gelang, seine Schulden völlig zu decken. „In drei Jahren aber," dachte sie, „werde ich mündig, und dann weiß ich, was ich thue."

Wieder nach sechs Jahren machen wir Clärchen einen Besuch. Sie ist heiter geschäftig, ihre Sachen zu ordnen. Ihre kleinen Zöglinge, Mariechen und Bertha, sind ihr jetzt behülflich, ihre Kleider in den Koffer zu packen. Emma sitzt am Fenster und macht ihr ein Reisehäubchen zurecht. Ach, die liebe Freundin und Lehrerin, die nun sechs Jahre lang ihre Mühen und Freuden getheilt hat, will von ihnen scheiden, das ist ihnen von Herzen leid und gewiß ihr selbst nicht minder. Aber doch reist sie gern, denn sie

zieht zu ihrem Bruder. Der ist nun ein wohlversorgter Mann und Besitzer eines Gutes in Schweden; aber das Beste ist: er ist auch innerlich ein Anderer geworden. Die eigene Noth, der Mutter Tod, der Schwester aufopfernde Liebe und die hülfreiche Hand menschenfreundlicher Seelen hatten sein Herz mächtig ergriffen, und in dem ernsten Verlangen und Streben nach einem bessern Leben und Wirken, war ihm auch die Kraft dazu von Oben zu Theil geworden. Er hatte als Verwalter von seines Oheims Gute, treu und gewissenhaft gearbeitet und außer einem hübschen Kapital noch manchen guten Rath und nützliche Kenntnisse für die Zukunft gesammelt. Da nun Clärchen auch frei über ihr Eigenthum verfügen durfte, so hatte sie ihm dasselbe zum Ankauf eines eigenen Gutes übergeben; weit über ihre Erwartungen war dieser ihm geglückt. Das erste Jahr brachte ihm schon eine reiche Ernte, aber weit mehr versprach noch die Zukunft, wenn die urbar gemachten Moor- und Haide-Strecken den Lohn der Mühe und Arbeit bezahlen würden, und so war für beide Geschwister daselbst eine neue liebliche Heimath erblüht.

Gern wäre Hermann selbst gekommen, um seine geliebte Schwester abzuholen, aber seine Gegenwart war daheim nicht zu entbehren, und da der Onkel Norström eben von einer Reise durch Deutschland zurückkehrte, so war er im Begriff seine Nichte mitzunehmen. Clärchen hatte sich bis dahin noch nie über zehn Meilen von ihrem Wohnorte entfernt, wiewohl sie eine Welt von Anschauungen in ihrem Innern trug. Jetzt sah sie mit Freuden auch der neuen Außenwelt entgegen, welche sich vor ihrem Blicke öffnete. Am nächsten Morgen wurde Abschied genommen, und bald rollte der Wagen mit Onkel und Nichte der Meeresküste zu, wo ein schönes Dampfschiff sie aufnahm, um sie über die Wogen dem fremden Lande zuzuführen.

Hier war Alles neu für sie, und da sich nur wenig Passagiere auf dem Schiffe befanden, so konnte sie sich ungestört mit dem Onkel unterhalten und erhielt über jeden ihr fremden Gegenstand Auskunft, auch übte sie bei ihm die schwedische Sprache. Doch als das Schiff nun an Landzungen und Inseln vorbei in die offene See fuhr, da saß sie am Steuerruder, wurde stiller und stiller und schaute unverwandt nach der sich mehr und mehr entfernenden Küste. Die Wellen gingen höher und höher und schüttelten ihre weißen Häupter; endlich verschwand der letzte Streifen Landes. Da waren sie auf dem gebrechlichen Fahrzeuge allein — mitten in dem weiten bewegten Element, getrennt von der heimathlichen Erde, die dem Fuße sichern Grund gewährte, getrennt von all den Menschen, welche

bisher Freud' und Leid mit ihr getheilt hatten, — es war ein unaussprechliches Gefühl von Kleinheit und Armuth und doch zugleich von Größe und Hoheit, welches sich ihrer Seele bemächtigte.

„Jetzt sind wir unmittelbar in Gottes Hand," sprach der Onkel, der Clärchens Gefühle errieth, „was sind wir, wenn sie uns nicht schützt und leitet?"

„Ich glaube, die Matrosen müssen recht fromme Menschen werden, wenn sie täglich so die Gefahr und zugleich Gottes sichere Leitung vor Augen haben," meinte Clärchen.

„Man sollte so denken," erwiderte der Onkel, „aber leider begegnet es uns gar oft, daß wir das gerade am wenigsten erkennen, was uns am nächsten liegt."

Der Abend war hereingesunken, jetzt stieg der volle Mond aus dem bewölkten Horizont heraus und warf eine lange bewegte Lichtsäule über die See. Es war ein so wunderbar herrlicher Anblick, daß sich Onkel und Nichte noch lange daran erbauten und erst spät, als der kältere Nachtwind sie dazu mahnte, begaben sie sich hinab in die Cajüte. Sie fanden dieselbe leer, da sich die andern Reisenden wohl schon zur Ruhe begeben hatten; der Onkel setzte sich an das schöne Pianino, welches sich hier befand, und nach einem kurzen Präludium stimmte er das Lied an: „Ist Gott für mich, so trete ꝛc.," welches Clärchen mit heller, klarer Stimme begleitete. Und nachdem sie so Gott ihre Seelen empfohlen hatten, boten sie einander gute Nacht und gingen ihren kleinen Cajüten zu, wo die seltsam engen Cojen ihrer warteten.

Am nächsten Mittag landete man in Kopenhagen und wohl mit Freuden betrat Clärchen wieder das feste Land, da ihr Befinden zuletzt nicht mehr so behaglich gewesen war wie am Tag vorher. Hier sah sie sich reichlich entschädigt für die Anstrengungen der Reise, durch die vorzüglichen Kunstwerke Thorwaldsens, welche ihr der Onkel im Schlosse und in der Frauenkirche zeigte. Die zwölf Apostel in mehr als Lebensgröße schmückten das Schiff der Kirche zu beiden Seiten, jeder verschieden von dem Andern und doch jeder so schön in seinem eigenthümlichen Charakter, und am Altar der Herr selbst, die Hände segnend nach ihnen ausbreitend, und dann die schönen Basreliefs über dem Eingang und dem Altar, den Einzug in Jerusalem und den Weg zum Kreuze vorstellend. Clärchens Seele fühlte sich wunderbar erhoben.

Die folgende Tag- und Nacht-Reise brachte unsere Freunde nach Götaborg, nachdem das schwedische Ufer schon eine Zeit lang Clärchens Aufmerksamkeit beschäftigt hatte. Die seltsamen dunkelrothen Häuschen, die zwischen grünen Bäumen und Sträuchern am Fuß und Abhang der uralten grauen Granitfelsen zerstreut standen, erinnerten sie an die Spielhäuschen ihrer Kindheit, die sie, mit Hermann am Tische sitzend, aufbaute. In anderm Styl erschien ihr Götaborg, die Handelsstadt mit der prachtvollen neuen Börse, von den mit vielen Brücken überbauten Kanälen durchschnitten. Mehr als an allem Andern erfreute sie sich aber hier des herzlichen Empfanges von Tante, Vettern und Cousinen, welche sie zum ersten Male sah. Acht Tage lang genoß sie in ihrem Hause manche geistige und leibliche Erquickung, während welcher Zeit sie auch mehrmals auf den grauen Höhen umherschweiften und unter andern Orten auch den Kirchhof von Öregrü besuchten, wo Bruder Hermann einstens so einsam und trostlos geseufzt hatte.

Von ihrem Vetter Gustav Norström, welcher die Universität zu Upsala besuchen sollte, begleitet, setzte nun Clärchen ihren Weg fort. Auf der klaren Göta-Elf glitt nun das Schiff so sanft und ruhig dahin, daß wohl Niemand hier vermuthen konnte, welche Thaten dieselbe eine Strecke vorher im wilden Felsenbette vollbrachte.

Clärchen hatte wohl von den schönen Trollhätta-Fällen sprechen hören, doch wußte sie kaum, wie sie sich dieselben vorstellen sollte. „Jetzt fahren wir in den Canal ein," sprach Gustav, „nun wirst du sehen, wie das Schiff durch die Schleusen höher und höher steigt." Wirklich sah Clärchen, wie die erste Schleuse geöffnet wurde und das Schiff hindurch fuhr, wie dann die erste geschlossen, die zweite aufgethan und das von hier zuströmende Wasser das Schiff mehrere Fuß emporhob, wie dann dasselbe wieder vorwärts fuhr, die zweite Schleuse geschlossen, die dritte geöffnet wurde und dasselbe Schauspiel sich wiederholte. Aber ein noch herrlicheres Schauspiel der Natur wartete ihrer. Darum stiegen jetzt sämmtliche Passagiere aus und wandelten, durch schmale Waldeswege geführt, den Berg hinauf. Ein fernes, leises Rauschen ließ sich vernehmen, welches jedoch lauter und lauter wurde und endlich mächtig brauste, je höher sie stiegen; doch war nichts zu sehen als dichter Wald. Endlich wurde es licht, sie traten hinaus und — vor ihren Blicken stürzte wildschäumend die Göta-Elf über mannichfach gestaltete Felsen auf verschiedenen Wegen in das tiefe Bett hinab. Stumm in den wunderbar schönen Anblick versunken, stand Clärchen lange. Hier war ein breiter

Fall, aus dessen Mitte ein Felsstück hervorragte, zu welchem ein schmaler Steg hinüber gebaut war. Einige der Reisenden wagten sich darauf und auch Clärchen folgte, nicht ohne Aengstlichkeit des Vetters Arm haltend. Da standen sie recht mitten über dem Meer von Schaum, welches sie so umbrauste, daß sie ihr Wort nicht vernahmen. Eine kleine Strecke davon entfernt war ein enger Durchbruch, wo das Wasser senkrecht in die düstere Schlucht stürzte und wieder in geringer Entfernung sprang ein Theil des Flusses, einem klaren Bache gleich, in kleinen Absätzen lustig der Tiefe zu, wo alle Arme vereinigt ruhiger weiter strömten.

Als man sich lange Zeit an diesem Zauber ergötzt hatte, begab man sich zu dem nahegelegenen Wirthshaus, von wo aus man das Schiff noch gemächlich heraufsteigen sah, welches eben die letzten Thore der langen Schleusenreihe passirte, um nun auf ebener Fahrt die Reisenden weiter zu führen.

Bald kam man auf den großen Wener-See, dessen jenseitiges Ufer mit dem Auge nicht zu erreichen war; in geringer Entfernung sah man die alte Feste Wenersborg liegen. Der See war so bewegt, daß unsere Reisenden leichte Anfälle von Seekrankheit zu bestehen hatten und froh waren, als man wieder in den stillen Kanal einfuhr, dessen liebliche Ufer sie zum Absteigen lockten. Dies wurde gewährt, so oft das Schiff wieder Schleusen zu passiren hatte, und gern benutzten Clärchen und Vetter Gustav die Gelegenheit, am Ufer entlang zu spazieren, da das Schiff zu diesem Aufsteigen so viel Zeit gebrauchte, daß man bequem Schritt halten konnte.

Am zweiten Tage kam man über den Wettern- und den noch kleinern Boren-See, zwischen welchen beiden Seeen unsere Reisenden abstiegen und die Stadt Motala besahen. Hier zeigte Gustav seiner Cousine das Grab des Herrn von Platen und erzählte ihr, welch großes Verdienst dieser Mann sich erworben hatte durch den Plan und die beharrliche Ausführung des schwierigen und kostbaren Kanalbaues, wie nun der Verkehr so außerordentlich erleichtert sei, da man von Götaborg bis Stockholm ganz Schweden durchschiffen kann, und wie nun alle Schweden erkennen, welche Wohlthat er ihnen dadurch erwiesen hat.

Als man jenseits des Boren-Sees wieder eine Strecke gefahren und dann bei den nächsten Schleusen abgestiegen war, um am Ufer entlang zu lustwandeln, zeigte sich wieder den Blicken ein lieblicher See, und nahe dabei eine einsam liegende alterthümliche Kirche. „Dies ist die Kirche des Wreta-Klosters," berichtete Gustav seiner Gefährtin, „hier liegen die

ältesten Könige von Schweden, Ynge I. und Ynge II. und der tapfere Magnus, begraben." Clärchen stand bewundernd still. Als sie sich wandte, weiter zu gehen, kam Vetter Gustav, der einige Schritte vorausgegangen, ihr mit einem fremden Herrn entgegen. „Clärchen!" rief dieser, „kennst du mich nicht?" Da sank sie mit dem Ruf: „Hermann!" in seine Arme. „Hier liegt vor uns Berg, eure letzte Reisestation," sprach Hermann, indem er auf ein nahe liegendes Wirthshaus zeigte, „dort steht mein Wagen, der uns nach unserm Gute Rysta bringen soll."

Kaum eine Viertelstunde verging, bis das Gepäck vom Schiff in den Wagen transportirt war, und hurtig rollte derselbe mit drei frohen Menschen von dannen. Clärchen, welche nicht geahnt hatte, daß ihr Ziel schon so nahe war, fühlte sich wie in einem lieblichen Zauber befangen, daß sie nun an des Bruders Seite saß, der so lange Jahre hindurch ihre Tag- und Nachtgedanken erfüllt hatte.

In Rysta angekommen, fand man Ruhe und Erquickung, besonders labte sich Clärchen an den würzig duftenden Wald-Erdbeeren, welche hier in großer Menge wachsen, und an der lieblichen Aussicht, welche sich vom Fenster aus darbot. Das neugebaute Haus war am Abhange eines waldigen Berges gelegen, und nun schaute man von hier über Garten, Feld und Wiesen nach dem lieblichen Roxen-See, welcher eben von den Strahlen der Abendsonne vergoldet in reizenden Farben erschien. Die Weideplätze, mit wilden Rosenhecken umgeben, waren von schmuckem Rindvieh bedeckt, und dort kehrte soeben eine Schafheerde blökend heim.

Als Hermann am andern Morgen seine Schwester umherführte, staunte diese nicht wenig über die üppigen Waldungen, das frische Getreide und das schöne Vieh.

„Ja, Clärchen," sagte er, „jetzt bin ich endlich so glücklich, daß ich dir doppelte und dreifache Zinsen versprechen kann, aber das Beste, was du an mir gethan hast, kann dir freilich kein irdischer Reichthum vergelten. Wenigstens soll der große Kuckuck hinfort nicht mehr von Grasmückchens Güte zehren, sondern sein Pflegemütterchen versorgen. Gott wird mir seinen Segen dazu verleihen."

Die Unterwelt.

Von
Hermann Wagner.

2. Der Vorzeit Vermächtniß.

Ist's nicht eine eigenthümliche Beschäftigung, die Todten zu beschwören: „Stehet auf aus euren Gräbern, erwacht aus dem tausendjährigen Schlafe und nahet uns! Wir wollen euch befragen!“ Sind auch die Gebeine etwas verbleicht, zur geweiheten Stunde sieht sie das Auge des Begeisterten mit Fleisch und Haut bekleidet in ihrem ursprünglichen Gebahren! Nicht vorwitzige, ungebührliche Fragen mögen sie beantworten, wohl aber erzählen sie viel von des Ewigen weiser Fürsorge und wunderbarer Führung, von dem nothwendigen Zusammenhange zwischen Sonst und Jetzt, von der herrlichen Auferstehung so vieler Begrabenen und von einem ewigen, nie endenden, nur wechselnden Leben.

Die fruchtbare Gartenerde ist das Ergebniß zerstörter Gesteine, gestorbener Pflanzen und zersetzter Thierkörper, alljährlich sprießt aus ihr, wie die Blume aus unscheinbaren Knospenschuppen, eine neue Welt Gewächse, ein neues Thierreich empor. Unter der Ackererde ruhen die Trümmer einer untergegangenen Vorwelt. Sie bilden den mächtigen Stamm am Baume des organischen Lebens, der als lebensfrisches, schönes Laubwerk die Jetztwelt trägt und zum Theil sogar ernährt.

Wir wandeln am Bergeshang entlang. Hügel aus aufgeworfenem Geröll ziehen unsere Blicke auf sich. Wir kommen näher. Ein Thal, von Menschenhänden in den Leib des Berges gegraben, liegt vor uns. Auf vielbefahrenem und betretenem Wege gehen wir hinein. Da Festtag ist, so feiern Hacke und Schaufel, nichts stört uns in ruhig aufmerksamer Betrachtung. Ganz flach beginnt das Thal am Eingang, allmälig senkt und weitet es sich, bis im Hintergrunde die terrassenförmig abgearbeiteten Felsenwände in doppelter Haushöhe emporragen. Zu oberst lagert eine Humusschicht, 2—3 Spannen dick, darunter ruht gelber Lehm, je weiter nach unten, desto mehr mit Steingeröll gemengt. Dann folgen, wie Blätter eines großen Buches, Steinschichten von verschiedener Dicke. Wir stehen in einem Kalksteinbruche. Die untersten Schichten sind mächtig stark und dunkelgrau gefärbt. Ihrer größern Festigkeit wegen werden sie als Bau-

material verwendet. An den losgebrochenen Stellen funkeln kleine glatte Flächen in verschiedenen Winkeln. Ueber diesen festern Flötzen lagern andere von etwas geringerer Härte, dann folgt aufwärts eine Schicht Thon, dann wieder Steine, wieder Thon und zwischenein Geröll. In diesem Thon gewahren wir erstaunt eine Muschelschale an der andern, viele noch gut erhalten, nur daß statt des lebendigen Thieres der innere Raum mit Thon erfüllt ist. Die einen sind länglich rund und glatt, die andern herzförmig und gerieft. Gewundene Schneckenhäuser wechseln mit ihnen. An einer andern Stelle gewahren wir deutlich, daß ganze Steinschichten, die wir beim ersten flüchtigen Anblick für gleichmäßig dichten Kalkstein hielten, aus zahllosen, in einander gebackenen und mit Thon und Kalk zusammengekitteten Muschelschalen bestehen. Wir verfolgen nun wieder abwärts Schicht für Schicht und kommen bald zu der Ueberzeugung, daß, je weiter nach oben die Gesteine liegen, desto deutlicher sind die Muschel- und Schneckengehäuse in ihnen zu erkennen, je tiefer nach unten, desto undeutlicher werden die Spuren von thierischen Ueberresten, desto krystallinischer das Gefüge der Steine, sämmtlich aber sind sie aus Thiergehäusen gebildet. An den obern Stellen finden wir nun noch zahlreiche Rädersteinchen von Pfenniggröße, einzelne vom Regen losgewettert, die meisten fest verkittet. Sie gehörten Enkriniten, sogenannten Seelilien, an. In manchen, freilich seltenern Fällen glückt es uns vielleicht auch, sämmtliche Steinchen in ihrem ursprünglichen Zusammenhange zu finden. Sie bilden dann einen Körper, welcher große Aehnlichkeit mit einer Lilienknospe hat, unten ein ziemlich langer Stiel, oben von Fingerslänge die Knospengestalt, nur statt der sechs Lilienblätter fünf Fangarme, jeder nochmals in zwei Theile gespalten. Inmitten der zehn Arme lag der Mund, das Ganze war mit schleimig zäher Haut bekleidet, inwendig eine verbindende Röhre, in welcher durch den Stiel und alle Arme die Säfte circulirten. Wir haben eins jener sonderbaren Thiere vor uns, die festgewachsen warten müssen, bis ihnen eine günstige Woge kleinere Thiere zuwirft. Ihr Bestehen war nur im Wasser möglich. Ihre Anverwandten finden sich lebendig nur im Meere. In dem lockeren Geröll, das die Steinbrecher als untauglich zur Seite warfen, liegen genugsam Ueberreste von Korallen. Weißlich grau mit vielverschlungenen Aesten, zeigen sie oft noch deutlich die Stellen, in denen die winzigen Polypenthiere wohnten, welche sie erbauten. See-Igel von halbkugeliger Form, mit zierlichen Streifen und Zeichnungen, auf der Unterseite den Mund, finden wir etwas weiter davon. Auch Zähne verschiedener Größe, haken-

förmig und spitz, unten links und rechts mit einer scharfen Seitenzacke, ganz denen ähnlich, wie sie die Haifische jetzt noch besitzen, sind hier und da noch ganz unversehrt erhalten. Der Kalksteinbruch ist ein Einschnitt in einen Grabhügel, der ganze Kalkberg ist ein riesiger Haufen von Thiergebeinen. Sie sprechen deutlich davon, daß vor uralter Zeit hier die Wellen des Oceans flutheten und an dieser Muschelbank brandeten. Damals schwammen Fische an den Stellen, wo jetzt Singvögel flattern; hier jagten Meereshaie und riesige Seekrokodile, wo jetzt Knaben nach Schmetterlingen haschen und Mädchen Erdbeersträußchen suchen. Jene Millionen Muschelthiere und stummen Ungeheuer des Weltmeeres gingen unter, damit Kalkberge sich in den Ländern der Menschen erheben konnten. Die Wasser, welche als Regen und Schnee aus den Wolken auf sie herniedersinken, dringen langsam als Tropfen durch die Schichten der Gesteine, lösen an einer Stelle die kleinsten Theilchen des Kalkes auf und setzen sie an andern in regelmäßiger Krystallform als Kalkspath wieder ab. Es ist keine Ruhe im scheinbar todten Gestein. Sind auch die Veränderungen nicht sogleich mit dem Auge zu verfolgen, nach Verlauf längerer Zeiträume finden wir die Wirkungen auffallend genug. Die weiße Kalkspathader läuft hier mitten durch einen Haufen wohlerhaltener Muschelschalen hindurch, an einer andern Stelle drängt sie sich als gleichlaufende Fasern zwischen festere Platten. Goldglänzende Schwefelkiese wurden in zierlichen Würfeln in einigen Kalkflötzen ausgeschieden, an andern Orten wurden schöne Ammonshörner in dieses Erz umgewandelt. Die Quellen, welche längs des Kalkgebirges reichlich entspringen, führen in ihren Gewässern täglich Hunderte von Pfunden aufgelösten Kalk von hinnen. Höhlen werden im Berge gebildet. Tropfsteine der mannichfachsten Art entstehen in denselben und überziehen die Knochen der Höhlenbären und Hyänen, welche von der Vorzeit her noch hier liegen. Unterirdische Teiche und Seen, Bäche und Wasserfälle enthält dieses geheimnißreiche Gebiet. Insekten und Würmchen bewohnen die kalten Gewässer; der Höhlensalamander, weißlich von Farbe und, wie die meisten dieser unterirdischen Geschöpfe, ohne Augen, fischt hier nach ihnen. Am gewaltigsten wirkt aber der Mensch auf diese Ueberreste einer frühern Zeit. Hundert fleißige Hände fördern täglich viele Wagenlasten voll Gestein aus dem Gebirge. Häuser entstehen aus ihnen, Kunststraßen werden daraus gefertigt. Im Ofenfeuer geglüht und mit Wasser gelöscht, halten die Kalkmassen, mit Sand gemengt, als Mörtel die Gesteine der Mauern zusammen und glätten die Oberfläche der Wände.

Als Aetzkalk entziehen sie feuchten Räumen den Wassergehalt und rektificiren den Spiritus, helfen als gelöschter Kalk dem Lohgerber beim Zubereiten der Häute, dem Bierbrauer beim Reinigen der Kellerluft, dem Leuchtgasbereiter beim Darstellen der brennbaren Luft. Der Lithograph zeichnet die Figuren zum Steindruck auf die Platten des lithographischen Schiefer und der Bildhauer arbeitet seine Götter- und Heldenstatuen aus dem schönen Marmor. Beide Steinarten sind aber ebenfalls Formen des Kalksteins.

Den Kalk, welchen das Quellwasser aus des Berges Tiefen mit zu Tage brachte, trinkt die Pflanze, das Thier und der Mensch. Im Körper der letztern bildet er die Knochen. Es könnte sich Jemand den Fall näher ausdenken, daß das Kalktheilchen, welches jetzt die Knochen seiner Stirn mit bilden hilft, in früherer Zeit im tiefen Steingeklüft des Berges ruhte und noch früher als Schale das Muschelthier im Meere umschloß. So besteht die Jetztwelt durch die Vorzeit, so wuchert die Gegenwart mit den Kapitalien, welche die Vergangenheit ersparte.

Höchst überraschende Ergebnisse hat die nähere Erforschung der Gesteinschichten und der in ihnen enthaltenen thierischen Ueberreste geliefert. Die untersten, also die ältesten derselben, enthalten Spuren solcher von viel einfacherem Bau als die Geschlechter der Jetztwelt. Wenige Muschelarten in zahllosen Exemplaren, Fische, im Vergleich mit denen der Jetztwelt viel unvollkommener, einfacher organisirt, und von den Gliederthieren einige wenige aus den Abtheilungen, welche das Meer bewohnen, das ist fast der ganze Bestand des Thierreichs in der Urzeit. Ueberreste von Vögeln und Säugethieren fehlen anfänglich noch ganz. Je höher nach der Oberfläche der Erdrinde, je näher der Jetztzeit also, desto mannichfaltiger werden die Arten, die Geschlechter, desto zusammengesetzter ihr Bau, bis in der Gegenwart das Geschlecht der Menschen sich zu dem vollkommen ausgebildeten Thierreiche gesellt. Ganz dasselbe Gesetz ergiebt sich für die Pflanzenwelt. Die untersten Flötze der Grauwacke enthalten nur Spuren von einfachen, blüthenlosen Meerestangen. Die nächst jüngere Lagerung enthält zahlreiche Formen von Farrenbäumen, Bärlappgewächsen und Schachtelhalmen, wie in der Gegenwart Aehnliches nur die feuchtheißen Inseln der Tropenzone bieten. So wie die Kalkgesteine durch Trümmer einer untergegangenen Thierwelt gebildet wurden, so bestehen die mächtigen Flötze der Kohlenlager nur aus einem untergegangenen Pflanzenreich. Auch hier sind es die begleitenden Gesteine, welche die Formen am schönsten und deutlichsten zeigen. In hellgrauen oder weißlichen Thonplatten ziehen sich

tiefschwarz die zierlich gefiederten Wedel der Farrn gleich sauberen Stickereien oder gleich kunstreich gewirkten Tapeten im Feenpalaste der Unterwelt. Stellt sich die Phantasie des Forschers die sämmtlichen beisammmenliegenden Pflanzenformen als lebendig vegetirend vor, denkt sich die gleichzeitig vorhandene Thierwelt hinein, so steigen Landschaftsbilder und Scenen eigenthümlicher Art aus dem Dunkel der Vorzeit herauf. Die Todten sprechen durch ihre Formen von uralter Vergangenheit. Die Braunkohlenlager bieten Laub- und Nadelholzbäume aus Geschlechtern, welche jetzt unser Erdtheil nicht oder nur noch äußerst sparsam besitzt. Araucarien und Eiben, Bernsteinbäume und Platanen, eigenthümliche Eichen- und Ahornarten lieferten den Hauptbestandtheil. Jene Wälder wurden von Elephanten und Riesenhirschen bewohnt, Hyänen, Tiger und Bären hausten in ihnen. Mit ihnen verglichen sind die Pflanzen der Gegenwart aber auch zusammengesetzter im Bau, dem Menschen Nutzen bringender durch mehlreiche Samen, Fasern liefernde Stengel, überhaupt durch Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnisse.

Wie in den Kalkgebirgen das Wasser es ist, welches beim allmäligen Hindurchsickern während Zeiträumen von Jahrtausenden die bedeutendsten Veränderungen hervorbrachte, so war es auch bei der Bildung der Kohlenlager dasselbe Element, welches die Hauptveränderungen in Farbe, Festigkeit und Zusammensetzung bewirkte. Schon an den abgefallenen Baumblättern fällt uns die braunschwarze Färbung auf, welche sie an feuchten Lagerstätten annehmen. Die Salze, welche jede lebende Pflanze in größeren oder kleineren Mengen enthält, wurden durch die Gewässer aufgelöst und fortgeführt. Die Asche der Stein- und Braunkohlen enthält deshalb jene Salze nicht, die bei der Holzasche Pottaschenbereitung ermöglichen.

Die Beziehungen, welche das untergegangene und in den Schichten der Erde aufgespeicherte Pflanzenreich zu dem Leben der Gegenwart besitzt, sind fast noch mannichfaltiger und großartiger als diejenigen, welche wir beim Kalkstein andeuteten. Auch die todten Pflanzen feiern eine Auferstehung. Das Reißblei (Graphit), mit welchem der Zeichner die Ideen seines Geistes auf dem Papiere befestigt, stammt von vorweltlichen Pflanzen. Die Oefen unserer Zimmer erglühen durch Kohlen. Steinkohlen sind es, welche unsere Speisen bereiten, den Wagenzug auf der Eisenbahn, das Dampfschiff im Strome und Meere dahin treiben. Sie spinnen den Baumwollenfaden und den Flachs, bearbeiten die Metalle, indem sie die Maschinen in Bewegung setzen. Sie schmelzen das Erz im Hochofen, beleuchten

als Leuchtgas die Stadt, liefern Steinkohlentheer und Paraffin, erzeugen als Kohlencylinder in dem galvanischen Apparat den elektrischen Strom, beschützen, da sie schlechte Wärmeleiter sind, in den eisernen Geldschränken die werthvollen Papiere vor Feuersgefahr und geben schließlich Material zu mancherlei Gegenständen des Luxus und des Vergnügens. Steinkohlenlager und deren Verwendung sind Quellen des Reichthums für ganze Völker geworden. Wer es versteht, diese Todten zu beschwören, sie aus ihren Gräbern zu citiren, dem spenden sie die vergrabenen Schätze, dem werden sie dienstbar, — ohne daß er deshalb seine Seele und seine Gewissensruhe als Pfand zu geben braucht. Im Gegentheil zeigen sie dem Geiste des Betrachtenden, wie sich das Leben auf der Erde nach sicheren Gesetzen im Großen ebenso entwickelte, wie die Ausbildung eines einzelnen Geschöpfes nach unveränderlichen Gesetzen geschieht. Sie verkünden, daß selbst der scheinbare Untergang ganzer Thier- und Pflanzenschöpfungen von der Allmacht nur zum Wohle des Ganzen verordnet ist.

Räthsel.

Von

Anton v. Etzel.

Der Menschen Stolz und Kraft ich niederbeuge,
Ich folg' der Schuld, die ich auch oft erzeuge;
Dem Guten tret' ich hemmend meist entgegen,
Und bin gepriesen doch als Gottessegen;
Ob schuldlos, ob vereint mit Reueschmerzen,
Stets suchen mich die edlen Menschenherzen,
Doch werden Alle meine Last beklagen,
Die immer schwerer wird, je mehr d'ran tragen.

Armuth.

Deutsche Herbsttage.

Von

Aurelie.

Wachwitz bei Dresden, den 25. October 1855.

Meine liebste Freundin! Das war eine Freude, als ich Deinen lieben, guten, dicken Brief in der Hand hielt! Ich machte es wie die Eichhörnchen, die mit dem Genuß einer Lieblingsfrucht warten, bis sie den höchsten Zweig eines Baumes erreicht haben, um sie dann desto ungestörter zu verspeisen: ich kletterte den Weinberg hinan bis zu der kleinen Weinlaube, die auf seiner äußersten Grenze steht. Dies Läubchen hat merkwürdige Schicksale gehabt: es stand ehemals neben dem alten, vor zehn Jahren abgebrannten Hause und blieb wunderbarer Weise von dem Feuer verschont; als nun Onkel und Tante das neue Wohngebäude mit dem Berg kauften, sollte die Laube wegen neuer Anlagen verbrannt werden. Der Winzer schüttelte den Kopf dazu und erzählte, wie sie schon einmal dem Schicksal entgangen sei; da wurden denn ihre historischen Rechte von den neuen Besitzern anerkannt, und sie mußte wie Birnam's Wald hinaufwandern bis zu den höchsten Gipfeln. Nun, sie hat keinen übeln Tausch gemacht, denn man genießt unter ihrem luftigen Dache die herrlichste Aussicht. Nicht nur der Blick in die Ferne auf die Stadt und die Pillnitzer Berge ist erweitert, durch die steile Höhe scheint auch der Strom näher gerückt als unten, man sieht seine Wellen sich kräuseln und den Wind mit den Segeln der Elbschiffe spielen. Dennoch wird die Laube selten aufgesucht, denn wer seinen Athem lieb hat, findet, daß er auf halber Station im „Strohtempel" oder dem altmodischen Lusthäuschen, dessen ehrwürdiger Gestalt später einmal die Verwandlung in ein Schweizerhaus droht, ähnliche Aussicht hat. Mein Läubchen war also das sicherste Asyl, um ungestört mit Dir allein zu sein. Nun erbrach ich meinen lieben Brief, — solch einen lobe ich mir, der gleich ein langes Geplauder verspricht und nicht wie ein höflicher Besuch beim Kommen schon an das Aufstehen und Fortgehen erinnert. Wie mich Alles interessirte, was Du mir von lieben Freunden und dem wohlbekannten Ort erzählst, kannst Du Dir denken! Daß Du aber ein gleiches Interesse an meinen Mittheilungen nahmst, Land und Leute schon mit liebst und sogar Nachsicht mit meiner Hühnerabschweifung

hatteſt, das ſieht recht meiner Annunziata ähnlich, die ſich mit ihrem warmen Herzen gleich da heimiſch fühlt, wo es ihren Freunden wohl geht. Du willſt mehr hören? Nun, an Stoff fehlt es mir nicht, denn geſtern war ein großer Tag; ich wollte wünſchen, Du hätteſt ihn mit erlebt; wir hatten Weinleſe. Um die ganze Wichtigkeit des Tages recht zu begreifen, müßteſt Du eine Zeit vorher in einem Weinberg hieſiger Flur gelebt und mit angeſehen haben, welche Mühe der Weinſtock täglich hier erfordert, ſo daß der Winzer, ſeine Frau und die Kinder vom Frühjahr bis in den Spätherbſt hinein den ganzen Tag damit zu ſchaffen haben, ja oft noch bei Mondſchein arbeiten, um die Reben je nach der Jahreszeit zu binden, zu ſchneiden, zu brechen, zu behacken und vom ſtets neu wachſenden Bergkraut, das übrigens ein gutes Viehfutter abgiebt, rein zu halten. Dann kommt noch vor dem Winterſchlaf das Niederlegen der Reben und das Düngen. Und alle die Mühe ſichert doch keineswegs den Erfolg. Wie oft erfriert ſchon im Frühjahr das treibende Auge, und dennoch verlangen die Reben in ſolchen Jahren nicht minder ſorgſam behandelt zu werden, als verſprächen ſie die reichſte Ernte. Dann iſt der Weinſtock auch gar vielen Krankheiten unterworfen; wird er davon verſchont, ſo fehlen wieder Regen oder Sonnenſchein, um den Trauben die gehörige Reife und Güte zu geben. Ja ſelbſt wenn ſie dem Wohlgeſchmack genügen, läßt ſich noch nicht ermeſſen, wie Moſt und Wein ausfallen und ob ſich Zuckerſtoff und Geiſt vereinigen werden. So lange die Traube noch nicht im Faß iſt, erſcheint ſie recht eigentlich als die verſchleierte Braut des Winzers, um die er wie Jakob ſieben Jahre umſonſt dient, um nach abermals ſieben Jahren vielleicht erſt belohnt zu werden. Ein gutes Weinjahr iſt ja auch jetzt bei Euch ſelten; hier nun aber, wo das Klima ſo ungünſtig iſt, noch weit ſeltener. „Ja, weshalb baut man denn Wein in Deutſchland?“ wirſt Du ſonnenſtolze Italienerin fragen, „da er ja doch nicht einheimiſch bei Euch iſt.“ — Oho, nur nicht ſo hochmüthig, liebſte Annunziata; einheimiſch iſt er auch bei Euch nicht, ſondern aller Wein ſtammt aus Aſien, von wo die Griechen und Römer ihn nach Europa verpflanzt haben. Vielleicht weißt Du das eben ſo gut, als daß Noah der erſte Weinbauer war, und daß ſeine Kindeskinder die Reben in Paläſtina pflegten und gewiß mit weit weniger Mühe. Dann vergieb, wenn ich Dir ſo viel Sachkenntniß nicht zutraute. Daß ſich die Reben bei Euch wohler fühlen mögen als bei uns, das will ich gern zugeben. Dennoch giebt es Gegenden in Deutſchland, am Rhein, Main und Neckar, wo ſie ſo berühmte Beweiſe ihrer vortreff-

Deutsche Herbsttage.

Von

Aurelie.

Wachwitz bei Dresden, den 25. October 1855.

Meine liebste Freundin! Das war eine Freude, als ich Deinen lieben, guten, dicken Brief in der Hand hielt! Ich machte es wie die Eichhörnchen, die mit dem Genuß einer Lieblingsfrucht warten, bis sie den höchsten Zweig eines Baumes erreicht haben, um sie dann desto ungestörter zu verspeisen: ich kletterte den Weinberg hinan bis zu der kleinen Weinlaube, die auf seiner äußersten Grenze steht. Dies Läubchen hat merkwürdige Schicksale gehabt: es stand ehemals neben dem alten, vor zehn Jahren abgebrannten Hause und blieb wunderbarer Weise von dem Feuer verschont; als nun Onkel und Tante das neue Wohngebäude mit dem Berg kauften, sollte die Laube wegen neuer Anlagen verbrannt werden. Der Winzer schüttelte den Kopf dazu und erzählte, wie sie schon einmal dem Schicksal entgangen sei; da wurden denn ihre historischen Rechte von den neuen Besitzern anerkannt, und sie mußte wie Birnam's Wald hinaufwandern bis zu den höchsten Gipfeln. Nun, sie hat keinen übeln Tausch gemacht, denn man genießt unter ihrem luftigen Dache die herrlichste Aussicht. Nicht nur der Blick in die Ferne auf die Stadt und die Pillnitzer Berge ist erweitert, durch die steile Höhe scheint auch der Strom näher gerückt als unten, man sieht seine Wellen sich kräuseln und den Wind mit den Segeln der Elbschiffe spielen. Dennoch wird die Laube selten aufgesucht, denn wer seinen Athem lieb hat, findet, daß er auf halber Station im „Strohtempel" oder dem altmodischen Lusthäuschen, dessen ehrwürdiger Gestalt später einmal die Verwandlung in ein Schweizerhaus droht, ähnliche Aussicht hat. Mein Läubchen war also das sicherste Asyl, um ungestört mit Dir allein zu sein. Nun erbrach ich meinen lieben Brief, — solch einen lobe ich mir, der gleich ein langes Geplauder verspricht und nicht wie ein höflicher Besuch beim Kommen schon an das Aufstehen und Fortgehen erinnert. Wie mich Alles interessirte, was Du mir von lieben Freunden und dem wohlbekannten Ort erzählst, kannst Du Dir denken! Daß Du aber ein gleiches Interesse an meinen Mittheilungen nahmst, Land und Leute schon mit liebst und sogar Nachsicht mit meiner Hühnerabschweifung

hattest, das sieht recht meiner Annunziata ähnlich, die sich mit ihrem warmen Herzen gleich da heimisch fühlt, wo es ihren Freunden wohl geht. Du willst mehr hören? Nun, an Stoff fehlt es mir nicht, denn gestern war ein großer Tag; ich wollte wünschen, Du hättest ihn mit erlebt; wir hatten Weinlese. Um die ganze Wichtigkeit des Tages recht zu begreifen, müßtest Du eine Zeit vorher in einem Weinberg hiesiger Flur gelebt und mit angesehen haben, welche Mühe der Weinstock täglich hier erfordert, so daß der Winzer, seine Frau und die Kinder vom Frühjahr bis in den Spätherbst hinein den ganzen Tag damit zu schaffen haben, ja oft noch bei Mondschein arbeiten, um die Reben je nach der Jahreszeit zu binden, zu schneiden, zu brechen, zu behacken und vom stets neu wachsenden Bergkraut, das übrigens ein gutes Viehfutter abgiebt, rein zu halten. Dann kommt noch vor dem Winterschlaf das Niederlegen der Reben und das Düngen. Und alle die Mühe sichert doch keineswegs den Erfolg. Wie oft erfriert schon im Frühjahr das treibende Auge, und dennoch verlangen die Reben in solchen Jahren nicht minder sorgsam behandelt zu werden, als versprächen sie die reichste Ernte. Dann ist der Weinstock auch gar vielen Krankheiten unterworfen; wird er davon verschont, so fehlen wieder Regen oder Sonnenschein, um den Trauben die gehörige Reife und Güte zu geben. Ja selbst wenn sie dem Wohlgeschmack genügen, läßt sich noch nicht ermessen, wie Most und Wein ausfallen und ob sich Zuckerstoff und Geist vereinigen werden. So lange die Traube noch nicht im Faß ist, erscheint sie recht eigentlich als die verschleierte Braut des Winzers, um die er wie Jakob sieben Jahre umsonst dient, um nach abermals sieben Jahren vielleicht erst belohnt zu werden. Ein gutes Weinjahr ist ja auch jetzt bei Euch selten; hier nun aber, wo das Klima so ungünstig ist, noch weit seltener. „Ja, weshalb baut man denn Wein in Deutschland?“ wirst Du sonnenstolze Italienerin fragen, „da er ja doch nicht einheimisch bei Euch ist.“ — Oho, nur nicht so hochmüthig, liebste Annunziata; einheimisch ist er auch bei Euch nicht, sondern aller Wein stammt aus Asien, von wo die Griechen und Römer ihn nach Europa verpflanzt haben. Vielleicht weißt Du das eben so gut, als daß Noah der erste Weinbauer war, und daß seine Kindeskinder die Reben in Palästina pflegten und gewiß mit weit weniger Mühe. Dann vergieb, wenn ich Dir so viel Sachkenntniß nicht zutraute. Daß sich die Reben bei Euch wohler fühlen mögen als bei uns, das will ich gern zugeben. Dennoch giebt es Gegenden in Deutschland, am Rhein, Main und Neckar, wo sie so berühmte Beweise ihrer vortreff-

lichen Gesundheit geben, daß man nicht anders als annehmen kann, sie wachsen gern dort. Ihr in Italien wißt freilich nichts davon und meint, jenseits der Alpen fangen gleich die Eisbären an und mit dem Orvieto und Aleatico habe alles Weintrinken überhaupt ein Ende. Was würdet Ihr vollends zur Prätention der Meißener und Wachwitzer Sandhügel sagen, die unter dem 51sten Grade mit Reben bepflanzt sind, welche oft im Juni noch nicht grün werden wollen und hoffnungskühn blühen, während die weißgepuderten Herren Pankratius und Servatius noch zu befürchten stehn? Und doch ist auch für Sachsen der Weinbau, abgesehen von dem freundlichen Anstrich, den er der Gegend giebt, ein Segen geworden. Der Landmann sieht ihn eigentlich nur als Nebenerwerb an und benutzt den für die Reben wohlgedüngten, treibenden Sandboden zu vielen andern Erzeugnissen, die zwischen den Weinstöcken Platz finden und sichern Ertrag liefern. Kommt dann einmal ein gutes Weinjahr, so ist's ein unverhofftes Geschenk. Aber durch die verschiedenartige Bepflanzung sehen die Bauernweinberge, zum Theil von alten Fruchtbäumen unterbrochen, unter denen sich Kürbisse, Gurken und Erdbeeren den Raum streitig machen und bis in die Rebstöcke fortwuchern, ungleich malerischer aus, als die wohlgepflegten, in Reihen gepflanzten Weingärten der reicheren Liebhaber. Jetzt ist den Weinbauern der hiesigen Gegend die Verwerthung ihrer Trauben auch sehr erleichtert worden durch das Unternehmen einer Champagner-Fabrik, die mit dem hiesigen Rebensaft eine so gute Nachahmung des berühmten französischen Schaumweins zu erzeugen versteht, daß sie vortreffliche Geschäfte macht und ihn zumal nach Amerika für ächten verkauft, was freilich nicht fair ploy ist. Diese Fabrik kauft nun alle Trauben, namentlich die blauen Burgundertrauben, welche den Kern jedes Weinberges bilden, auf und erspart dem Bauer die Mühe und Ausgabe selbst zu pressen, wozu überdem schon ein gewaltiger Vorrath gehört, da die Pressen unglaublich durstig sind und sehr viel Most aufsaugen. Alle diese Tage gab es eine wahre Wallfahrt nach der Loschwitzer Champagner-Presse. Bauern und Bäuerinnen sah man ihre Tonnen und Tönnchen auf Wagen und Schiebkarren dahinfahren, dazwischen ward in den Bergen lustig gelesen, was die Gegend unendlich belebte. Die Weinlese wird im Allgemeinen so fröhlich begangen, daß sie einem Hochzeitsfeste gleicht, und um in meinem Bilde von Rahel und Lea zu bleiben, führen die Winzer die Letzte so fröhlich heim, als wäre es die Rechte gewesen. Der hiesige Landmann läßt sich seinen Humor überhaupt nicht leicht verderben, und wenn der Tag

der Lese gekommen ist, lacht und jauchzt das Winzervolk nicht minder, ob es eine gute oder eine geringe Ernte giebt. Onkel und Tante, welche gern den Leuten einen frohen Tag bereiten, haben von ihrem Einzug an die Sitte eingeführt, ihnen außer dem üblichen Lohn und der ausgemachten Beköstigung, die leider auch eine Menge Branntwein in sich schließt, am Abend nach vollbrachter Lese einen Schmaus zu geben, und die Aussicht auf diesen erhöht ihre fröhliche Laune am Tage.

Schon früh um sechs Uhr wurden Martha und ich durch Freudenschüsse geweckt. Was war das? rief Martha ganz erschrocken, noch halb im Schlaf. Aber ein Hurrah! aus vielen Kehlen half ihrer Besinnung bald auf die Spur. Es ist ja die Weinlese! riefen wir beide, und nun entstand ein Wettkampf beim Ankleiden, wer zuerst fertig sein würde. Und doch mußten die Locken heut sorgfältig gewickelt werden, denn es wurden ja Gäste, unter ihnen die Eltern erwartet, und Du weißt, wie wir das prüfende Auge der Mama fürchten. Indeß konnten wir doch noch ihren Wünschen gerecht werden, ohne den Anfang der Weinlese zu versäumen, denn die Winzer hatten sich bei ihrem Frühstück weit mehr Zeit genommen als wir bei unsern Locken. Wir fanden sie in schönster Sonnenbeleuchtung unter dem großen Maulbeerbaum gelagert. „Auch schon auf den Beinen?“ rief man uns entgegen. — „Versteht sich!“ — „Sie wollen wohl mitlesen? Nu, das wird schön werden!“ — Wir lachten und meinten, das scheine uns doch wahrlich keine Kunst, und wir wollten schon lernen, wenn es etwas zu lernen gäbe. „Nun,“ rief eine alte lustige Frau, „das Schwerste ist die Ausdauer; es soll mich doch wundern, wie lange solche Stadtfräulein aushalten werden?“ — „Den ganzen Tag,“ sagte Martha; „wir haben schon mit dem Onkel gewettet, und komme es langweilig oder lustig, wollen wir dabei bleiben!“ — „Die halten Wort,“ meinte der Winzer, dem wir schon oft bei der Gartenarbeit geholfen hatten; und er glaubte uns das größte Lob zu ertheilen (auf welches ich gewissermaßen auch stolz bin), indem er hinzufügte: „das sind richtige Bauerkinder!“ Nach dieser Introduction behandelte man uns nicht mehr so höflich und geringschätzig zugleich, wie es die Art der Bauern den Städtern gegenüber zu sein pflegt; es trat sogleich eine gewisse Zutraulichkeit ein. „Nun kann's losgehn,“ rief der Winzer. Er nahm eine Butte auf den Rücken, jeder ergriff von einem ganzen Regiment Wasserkannen, welche die Winzerin zurechtgesetzt hatte, eine, band sich zu unserer Verwunderung ein kleines Töpfchen an das Schürzenband und nahm Messer oder Scheere

zur Hand. Wir folgten dem Beispiel. Jetzt ging's lustig dem Laubengang zu; Tante und Onkel waren unterdessen auch herbeigekommen, man ließ sie hoch leben, und die Lese begann. Der Onkel mußte die erste Traube schneiden, dann erst durften die Uebrigen beginnen. Alle Lesenden bleiben dicht neben einander, um ja keinen Weinstock zu überspringen; es sieht wunderhübsch aus, wenn die verschiedenen Gestalten sich zwischen dem grün und zum Theil schon roth gefärbten Laub der Weinstöcke bewegen. Eifrig waren wir an die Arbeit gegangen, mußten uns aber bald tadeln hören. „Wo denken Sie denn hin," rief der Winzer, „was soll denn das für Wein geben? Sie lesen ja die weißen Trauben zu den blauen in die Kannen! und die faulen Beeren kommen in das Töpfchen da, das Sie an der Schürze haben; die müssen alle herausgelesen werden." Nun, wir waren nicht ungelehrig; am Nachmittag konnte ich den Gästen schon selbst Unterricht ertheilen. Die blauen Trauben, die, wenn man ihre Hülsen hinzuthut, den rothen Wein geben, werden mit der höchsten Sorgfalt behandelt; jede faule Beere sucht man heraus und bewahrt sie nur deshalb in Töpfchen auf, weil man sie zu dem hier stiefmütterlich behandelten weißen Wein noch gut benutzen kann. Dagegen wirft man die nicht reif gewordenen oder vertrockneten, die nur den Most sauer machen oder ihn aufsaugen würden, ganz weg. Es war dies Jahr ein mühsames Lesen, weil der Rost oder die Lohe, wie man es hier zu Lande nennt, (eine Krankheit, welche die Blätter verdorren läßt und endlich auch die Trauben angreift,) vieles Ausschneiden nöthig machte. Die eigentliche Traubenfäule, die bei Euch und in andern südlichen Gegenden so viel Hoffnungen vernichtet, kennt man hier zum Glück noch gar nicht. Unsere Arbeit ging unter Singen und Scherzen lustig vor sich; Martha und ich waren bald mit einem großen Ordensband, an dem unten eine Traube hing, geschmückt und mußten uns loskaufen; dies „Anbinden" ist eine allgemein verbreitete Sitte, wenn Unberufene dem Winzer in die Arbeit pfuschen; selbst der Besitzer entgeht im ersten Jahre diesem Tribut nicht. Der Onkel half den ganzen Vormittag bei der Arbeit; auch die Tante verließ uns nur zuweilen, um Vorbereitungen für die Gäste zu treffen. Außer mir, den Dienstleuten des Hauses und der Winzerfamilie waren vierzehn Tagelöhner bei der Lese beschäftigt, unter diesen zwei kleine fremde Mädchen aus einem nahen Dorfe, über welche sich am Tage vorher eine lange Berathung zwischen dem Winzer und der Tante entsponnen hatte. Ich konnte mich bald überzeugen, daß sein Bedenken sie einzuladen, nicht ganz ungegründet gewesen war. „Kinder

hätten wir genug, dächte ich," sagte er mit einem Seitenblick auf uns, der eben nicht schmeichelhaft war. „Weshalb?" fragte die Tante, „sie machen es heiterer, und diese beiden waren im vorigen Jahre auch dabei." — „I nun ja," sagte er, „aber heut haben wir nicht halb so viel Wein und werden bequem in einem Tage fertig." — „Wenn auch! die Kinder mögen nur kommen, sie freuen sich einmal darauf," sagte die Tante. — „Meinethalben, ich habe nichts dagegen; aber die Kinder lassen das Essen nicht beim Lesen, vollends in Herrschafts-Bergen; da muß von jeder Traube gekostet werden." — „Wenn's weiter nichts ist," sagte die Tante, „es gehört viel dazu, ehe sie eine Flasche Most in Trauben essen, und eine Flasche will ich schon daran wagen; also laßt sie nur kommen." — „Mir kann's auch recht sein," sagte der Mann verdrießlich, und so waren sie gekommen, und in der That so flink beim Schneiden als beim verstohlnen Essen. Die Tante erleichterte es ihnen zuweilen dadurch, daß sie ihnen Trauben schenkte. Das Signal zum Essen ward uns gar oft gegeben, wenn wir unter den blauen Trauben an die Oase eines weißen Gut-Edel, Muscateller oder Valtellmer Stocks geriethen; Mile und Rosel schienen aber an den geschenkten Trauben nicht so viel Behagen zu finden, als an den genaschten Beeren; das verdroß uns in der Stille, wie viel mehr aber, als wir bemerkten, daß Rosels Taschen sich auch zu füllen begannen und sie die kleinere Mile durch Winke aufforderte, ihrem Beispiel zu folgen. Diese widerstand eine Weile, — war es aus Gewissenhaftigkeit oder Furcht, das konnten wir noch nicht beurtheilen; auch hatten wir bei unserer Beobachtung ein Gefühl von Beschämung, als wären wir die schuldigen gewesen. Bald wurden wir durch die Ankunft der Eltern, unserer kleinen Schwester Cäcilie und anderer Gäste von der Beobachtung der Kinder völlig abgezogen. Die Städter versuchten sich nicht zu lange beim Schneiden; man sonnte sich im Laubengang, besuchte die Presse, um die Trauben keltern zu sehen und den Most zu kosten. Die Vorrichtung ist folgende: man wirft die Trauben erst in die Quetschmühle, welche sie von den Stielen befreit, und bringt sie dann unter die große Presse; zwei Männer drehen das Schraubwerk, und alsbald läuft der schöne, klare Most in das untergestellte große Faß. Derselbe ward vortrefflich befunden, und sein Zuckergehalt, für den man einen Gradmesser hat, stellte sich besser, als man erwartet hatte. Danach läßt sich der Preis des Weins schon ungefähr berechnen, der beim rothen zwischen sechzig und achtzig Thaler für das Faß erreicht, beim weißen etwa die Hälfte, was unser Eins nicht begreift, da ja die grünen Trauben weit

besser schmecken als die blauen. Die Eßglocke rief Alle ins Haus; das Speisezimmer war mit vollhängenden Reben reizend geschmückt worden, wobei wir dem Winzer geholfen hatten. Auf der Tafel prangten die schönsten Spaliertrauben, und die Gäste fanden es weit erfreulicher, sich hier an ihrem Geschmack und Anblick zu laben, als draußen im Berg minder schöne zu schneiden. Aber Martha und ich waren anderer Meinung, und sobald wir die Erlaubniß eingeholt hatten, standen wir still auf, um draußen beim herrlichsten Sonnenschein wieder an die fröhliche Arbeit zu gehn. Die Lesenden, die schon früher Mittag gemacht hatten, waren unterdessen viel weiter gekommen, die vordersten schon ziemlich hoch im Berge, andere ganz nahe an dem alten Lusthause. Uns that jedes Fleckchen leid, zu dessen Ernte wir nicht mitgeholfen. Als Rosel und Mile uns fröhlich begrüßten, fiel mein Blick unwillkürlich auf der Erstern Taschen, die ansehnlich an Umfang zugenommen hatten. Martha zeigte auf Mile, ach, sie hatte sich auch verführen lassen; schon ihr scheuer Blick hätte es verrathen, wenn sie auch nicht so oft mit der Schürze die klaffende Tasche verdeckt hätte. Bald hörte ich auch, wie sie, während alle Andern sangen, leise zu Rosel sagte: „Aber höre, zu Hause bringen darf ich sie nicht; wenn's die Mutter merkte!“ — „Still!“ antwortete jene, und nach einer Weile erwiderte sie eben so leise: „wir verstecken sie in unserm Stall, und nachher werden sie in der Schule vertheilt.“ — „Ach, Rosel, mir ist so angst!“ sagte Mile. — „Hast du denn nicht auch mitgegessen, als neulich Bäckers Christel welche von einem Herrschaftsberge mitbrachte? Bei den reichen Stadtleuten ist's kein Unrecht, wir nehmen's ja Keinem, der's zu Brod braucht!“ — „Aber Frau v. S. ist so gut gegen mich!“ — Ich konnte die Antwort nicht verstehn, das arme Kind aber that mir in der Seele leid, und doch fehlte mir aller Muth der Einmischung. Ich berieth mich auf italienisch mit Martha, was zu thun sei. Wir hatten noch keinen Entschluß gefaßt, als die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine Ueberraschung, die der Pavillon verborgen hatte, gefesselt wurde. Des Onkels Bruder ließ zur Belustigung der Lesenden und der Gäste, die nun auch wieder nach Tisch im Laubengang auf und ab wandelten, einen Luftballon steigen. Es sah reizend aus, als er sich ruhig in die blaue Luft erhob, und die Winzerleute jauchzten dabei wie Kinder; aber die Kinder blieben ernst, — Rosel und Mile, weil sie ein schlechtes Gewissen hatten, und wir beide, weil uns die Verantwortlichkeit drückte. Sollten wir schweigen oder reden? Da kam der Zufall unserer Entscheidung zu Hülfe. „Rosel,“

flüsterte Mile, „stecke mir nichts mehr in die Tasche, ich habe keinen Platz mehr.“ — „Ich auch längst nicht,“ sagte jene, „ich werde mich bücken, als bände ich mein Strumpfband, und Alles hier in die Grube verstecken; jetzt geht's gut, sie gucken Alle nach dem Ballon; (die neu angelegten Weinstöcke stehen nämlich in Vertiefungen). Wenn's dunkel wird, holen wir's in einem Korbe ab.“ Rosel führte mit merkwürdiger Geschicklichkeit ihre Aufgabe aus und kam dann Mile eben so rasch zu Hülfe. — Wir beide standen abgewandt und warfen nur verstohlene Blicke nach ihnen. „Was meinst du, Marthchen,“ fragte ich, „müssen wir's jetzt nicht der Tante sagen?“ — „Ach nein, es würde ihr ja die Freude des Tages verderben. Wir wollen lieber die Kinder hier überraschen, wenn sie ihr geraubtes Gut abholen, und ihnen dann, wo kein Zeuge als der liebe Gott mehr dabei ist, tüchtig ihr Unrecht vorhalten.“ Ich gab Martha Recht; da erscholl von oben ein Juchhe! wir sind fertig mit der Ernte! Juchhe! und die letzte Butte ward eben in die Presse getragen, bekränzt vom Winzer mit Weinranken und Trauben. Nun begann ein lustiges Leben, die Winzerleute tanzten den Berg hinunter, ein Mann nahm seine Frau auf den Arm und trug sie hinunter; Alle eilten nach dem Winzerhause, und bald darauf erschienen einige von ihnen in komischen Verkleidungen wieder und ließen uns ihr naives Schauspielertalent bewundern. Ein junger Zimmermann und eine alte Bäuerin hatten sich in altväterische Bauerntracht (gewiß ein urgroßväterliches Erbstück) geworfen und stellten sich der Gesellschaft in wohlgesetzter Rede, die sie mit alterthümlichen Ausdrücken verbrämten, als neuvermählte Eheleute vor. Sie baten um Erlaubniß, sich, da sie auf ihrer Hochzeitreise begriffen seien, die schöne Gegend betrachten zu dürfen, und brachten dabei allerlei drollige Einfälle mit großem Ernst vor. Desto lauter war die Heiterkeit der ländlichen Zuschauer, und auch Onkel und Tante sammt ihren Gästen lachten herzlich. Die Tante erzählte, wie im ersten Jahr die Leute in einer improvisirten Aufführung mit Kotzebue's Landhaus an der Heerstraße zusammengetroffen wären, das sie doch sicher nicht einmal dem Namen nach gekannt hätten. Das Süjet jenes Stückes ist nämlich die Aufgabe, dem neuen Besitzer eines Landhauses seinen Aufenthalt durch allerlei Zudringliche zu verleiden. Auch gestern folgten noch manche mehr oder minder derbe Späße und Schwänke. Eine Frau hatte sich als Koch verkleidet und verlangte von den Cochinchina-Hühnern eins zu schlachten, worauf der Winzer ihr die Thür wies und das Lieblingshuhn der Tante hoch leben ließ. Kurz, es

ging so lebhaft und lustig her, wie man es den hiesigen Landleuten gar nicht zutrauen sollte. Die Weinlese ist ihr Carneval. Es ist recht Schade um diese Bevölkerung, die so thätig und intelligent, ja auch gar nicht ohne Poesie ist, daß die Nähe der großen Stadt der Unschuld ihrer Herzen Abbruch gethan hat. Leider ist die natürliche Gutmüthigkeit gar oft von der Schlauheit, die sich beim Handel auf dem Markt einschleicht, verdrängt worden. Die Leute sind nicht mehr schlicht und einfach, wie die Einwohner des Erzgebirges und anderer Theile von Sachsen, und nur unter denen, die nicht selbst in der Stadt verkaufen, findet man noch solche vom alten Schrot und Korn. Auch werden leider die städtischen Moden die ländliche Tracht hier bald ganz verdrängt haben. Wie lächerlich es aussieht, wenn so eine breitschultrige Bäuerin in einem Falbelkleid, einer Blumenhaube, oft Glacé-Handschuhen, dazu barfüßig, — denn Schuhe und Strümpfe trägt sie, um sie zu schonen, in der Hand, — zur Kirche geht, kannst Du Dir nicht denken. Bei unserer Weinlese herrschte indeß die rein ländliche Tracht, der rothe wollene Rock, das bunte Kopftuch und das Jäckchen noch vor.

Die Dämmerung trat allmälig ein, und während die Leute zu ihrem Schmaus in das Parterre des Hauses eingeladen wurden, tranken die Gäste in der oberen Etage Thee. Wir waren bald oben, bald unten, und ich möchte nicht bestimmen, wie oft wir die Treppe auf und ab gelaufen sind. Indessen war es, ehrlich gestanden, unterhaltender unten als oben; nie habe ich in der That mit solchem Appetit essen sehen. Ganze Berge von Klößen, Bratenschnitten und Kartoffeln verschwanden, und ein erwärmender Punsch stimmte die Leute vollends heiterer und heiterer, ohne daß der geringste Verstoß gegen den Anstand dabei vorgekommen wäre. Auch war es ein hübsches Gefühl, das sie veranlaßte, nach dem Singen fröhlicher Lieder und nach dem Vivat, welches sie dem ganzen Hause brachten, das Fest mit einem Liede aus dem Gesangbuch zu beschließen. Die Gäste aus der ersten Etage fanden sich dazu ein, und alle sangen mit.

Wir hatten natürlich Rosel und Mile nicht aus den Augen gelassen; es war betrübt anzusehen, wie die Kleine während des Chorals traurig zu Boden blickte. Rosel's Augen wanderten keck im Zimmer umher. Mit einem Male stieß Martha mich an: Mile ist verschwunden! Es war zu spät ihr zu folgen, auch konnten wir es nicht, weil andere Gäste uns den Weg zur Thür versperrten; es hätte Aufsehn gemacht. Alle erhoben sich eben dankend und wünschten vielmals gute Nacht, als Mile unbemerkt

wieder erschien. Die folgende Unterhaltung zwischen den Beiden ward nun beim Hinausgehen und im dunkeln Hof von uns belauscht. „Hast du die Trauben heruntergeholt?“ fragte Rosel rasch. — „Ach nein!“ — „Wo warst du denn?“ — „Ich habe sie alle in ein Körbchen gepackt und ganz oben in der Weinlaube unter die Bank versteckt; da mögen sie sie denn finden, so ist mein Herz doch leicht!“ — „Dummes, einfältiges Ding! da werden sie gleich wissen, daß wir sie nehmen wollten. Wo hast Du denn den Korb her?“ — „Von der Köchin.“ — „Kann man nur so albern sein! Heut Abend können wir nun nicht mehr hinauf, die Hunde sind los, und der Winzer würde es merken. Morgen früh aber kletterst Du vor Sonnenaufgang über die Mauer und holst den Korb, oder nimm Dich in Acht, ich schiebe Alles auf Dich!“ — Erschreckt und empört wollte Martha eben reden, aber ich schloß ihr den Mund, denn ich hatte einen guten Einfall. „Aber Gretchen,“ sagte sie, als wir rasch in's Haus zurückgekehrt waren, „jetzt war's doch an der Zeit! Warum sprachst Du nicht? Ich begreife Dich nicht.“ Ich versprach ihr am Abend meinen Plan mitzutheilen, und als wir von den Eltern nur auf kurze Zeit noch Abschied genommen, alle Gäste gegangen waren, die Tante uns gute Nacht gesagt hatte und wir in unserm stillen Stübchen wieder allein saßen, begann ich zu reden und erhielt Martha's ungetheilten Beifall. Nun ging's an die Ausführung; dazu mußten wir noch eine Mondschein-nächtliche Promenade durch den ganzen Berg machen, die ein wenig schauerlich war. Wir hatten unsere Taschen mit Kuchen gefüllt, den die Tante uns zum Vertheilen überlassen, und nahmen einen beschriebenen Zettel mit. Die Hunde schlugen nur einmal an, erkannten uns dann sogleich und nur Arno folgte uns still, was uns ein halber Trost war, denn die Weinstöcke warfen unheimliche Schatten und die abgefallenen Blätter raschelten lauter als sonst unter unsern Tritten. Ganz ängstlich aber sah der Widerglanz des Mondes in den Fensterscheiben des alten Lusthäuschens aus. „Hu,“ sagte Martha, „wenn da Jemand herauskäme!“ — Indem vernahmen wir ein Geräusch, die Thür des Häuschens knarrte, und schon wollten wir die Flucht ergreifen, als uns die wohlbekannte tiefe Stimme des Winzers anrief: „Wohin noch so spät?“ — „Wir haben ein Schnupftuch liegen lassen in der weißen Laube,“ sagte Martha schnell gefaßt. — „Soll ich's holen?“ — „Nein, es macht uns Spaß, selbst hinzugehn, der Mond scheint so schön.“ — „Mir war's auch so gegangen,“ sagte der Winzer; „wie ich die Pfeife anzünden will, fehlt mir der Schwamm; da besann

ich mich, daß ich ihn beim Luftballon hier oben bei Seite gelegt." — Wir wünschten uns gegenseitig gute Nacht und wanderten nach verschiedenen Richtungen weiter. Uns war's ein Trost, daß wir die langsamen Schritte des Winzers noch lange hörten; nun waren wir ja gleich in der Laube. Arno schnupperte umher und fand früher als wir den Korb unter der Bank. Schlechte Trauben waren das wahrlich nicht! Schon regte sich wieder der Unwille auch gegen Mile, — aber sie bereute es ja wirklich und nur die Angst machte sie noch schwach! Wir leerten das Körbchen in unsere Schürze, packten es voll Kuchen und legten den Zettel darauf, auf dem geschrieben stand: „Der ehrliche Finder darf dies behalten." Darauf ging's in raschem Lauf den Berg hinab, Arno hinter uns her, wir zogen uns aus, legten uns zu Bett und schliefen herrlich. Aber wie immer, wenn man sich etwas besonders vorgenommen hat, erwachten wir früher, als es nöthig gewesen wäre; schon um Fünf waren wir im Berg und versteckten uns im Pavillon, von wo aus wir die weiße Laube beobachten konnten. Schon glaubten wir, Mile würde ausbleiben, — als ein weißes Tuch und darauf ein rother Rock auf der Mauer sichtbar wurden. „Wenn's nur Rosel nicht ist," rief Martha; „die hat solche Nachsicht nicht verdient." Aber nein, — es war Milens kleine Gestalt; sie hielt den Korb und stand lange unbeweglich; mehr konnten wir in der Dämmerung nicht erkennen. Aber sie kletterte nicht wieder über die Mauer, sondern ging langsamen Schrittes dem Hause zu. Als sie am Pavillon vorüberkam, hörten wir sie weinen; wir eilten ihr nach. „Halt, Mile," rief ich leise, „wo willst Du hin? Die Tante weiß nichts, wir waren es." Sie fiel uns schluchzend um den Hals; Du kannst das Uebrige errathen. Daß Mile einer ähnlichen Versuchung nicht mehr unterliegen wird, dafür wollte ich bürgen. Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, und es war ihre Absicht gewesen, Alles ihrer Mutter zu gestehen. — „Was würde die mit Dir angefangen haben?" fragten wir. — „Die hätte mich geschlagen und die Trauben der gnädigen Frau zurückgebracht." — Bist Du gewiß, nun auch ohne Strafe und Beschämung nie wieder so unrechtlich zu handeln?" — „Ja, so gewiß ich vor Ihnen und dem lieben Gott stehe!" — „Gut, so wollen wir schweigen und nur die Tante vor Rosel warnen; Du darfst nicht mehr mit ihr umgehen." — „Das will ich auch nicht, und wenn sie mir die ganze Schule auf den Hals hetzt, denn sie hat viel Anhang, weil sie immer lustige Streiche anzugeben weiß; aber zuletzt kommen auch die schlechten dran." Wir entließen das dankbare, gerührte Kind durch das



Unser täglich Brod gieb uns heute.

hintere Weinbergspförtchen. Im Laufe des Vormittags besuchten wir den Schulmeister in Loschwitz, dessen Bekanntschaft wir schon früher bei der Tante gemacht, und erzählten ihm den Vorfall mit der Bedingung, daß er Strenge und Nachsicht zugleich wolle walten lassen. Der gute Mann versprach es lächelnd und kopfschüttelnd; aber eine derbe Lehre, meinte er, müsse der Rosel werden. Außer ihm bist Du die einzige Mitwisserin unseres Geheimnisses; doch wollen wir der Tante von Italien aus davon schreiben. Die Trauben brachten wir zum Dessert auf den Tisch, und sie schmeckten Tante und Onkel, die ihre Geschichte nicht ahndeten, vortrefflich.

Nun bin ich doch wieder recht ausführlich geworden, nicht wahr? — und doch werde ich bald noch ausführlicher laut plaudern; in acht Tagen reisen wir nun wirklich. Es wird Zeit, denn der Herbst pflegt in Deutschland sich schnell zu verabschieden; man geht bei warmem Wetter zu Bett und am andern Morgen sieht man Schnee. Ich fürchte, Rosen und Reseda werden ihn bald zu kosten bekommen, so prophezeit es heut der Winzer. Zum letzten Male sage ich Dir für lange Zeit Lebewohl!

Dein Gretchen.

P. S. Die weiße Cochinchina-Henne, die Du grüßen lässest, hat von dreizehn Eiern diesmal nur eins ausgebrütet. Aber dies Küchlein ist ein verhätscheltes Schooßkind, wie es nur ein einziges sein kann. Klugerweise führt die Mama es täglich in der Mittagssonne hinter ein Blumenfenster, das zufällig an das Winzerhaus gelehnt ist, und hält draußen Wache. Nun sage man noch, daß die Thiere keine Ueberlegung haben!

Unser täglich Brod gieb uns heute.

Von

Robert Wolfram.

Seltmann, ein armer Drechsler, hatte sich in seinem Geburtsstädtchen niedergelassen, ohne zur Anlage in sein Handwerk ein Capital zu besitzen. Er heirathete die arme, aber ordentliche Martha, welche verstand, künstliche Blumen zu fertigen und dadurch, sowie durch Fleiß und Sparsamkeit manchen Pfennig zum täglichen Brode mit erwerben half.

War auch die Einnahme der beiden Leute gering, so waren sie doch zufrieden dabei und sie fühlten sich glücklich, wenn sie auch manchmal nur Käse zu ihrem Brode und Salz zu den Kartoffeln hatten. Mit den Jahren verbesserten sich auch die Geschäfte des Seltmann. Er drechselte nicht blos drauf los, wie er es in seiner Lehrzeit gelernt hatte; er dachte vielmehr über Verbesserung und Verschönerung seiner Arbeiten nach und suchte im Drehen und Poliren weiter zu kommen. Daher kam es, daß man ihm gern Aufträge gab, daß man seine Waaren gern kaufte und an den von ihm gefertigten Drehsachen, wie insbesondere an seinem Spielzeuge für Kinder Wohlgefallen fand. — Hatten nun aber auch seine Einnahmen zugenommen, so wurde ihm doch der Broderwerb mit jedem Jahre schwerer, denn seine Frau fing an zu kränkeln und dieselbe konnte selbst nur wenig mehr verdienen, da sie schon froh war, wenn sie nur ihre fünf Kinder genügend abwarten konnte, ohne fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. — Nun kamen aber gar noch theure Jahre hinzu. Seltmann konnte kaum das Geld zum Brode schaffen, und die Kartoffeln waren theuer und noch dazu schlecht. Tag und Nacht stand der arme Mann an seiner Drechselbank und manche Thräne floß über die Püppchen und Spielsachen, die zur Freude für die reichen Kinder bestimmt waren, welche noch nicht wußten, was Hunger und Noth zu bedeuten hatten.

„Ach Gott," rief Seltmann eines Tages aus, als er kurz vor Weihnacht die ganze Nacht hindurch gedrechselt hatte, — „ach Gott, wenn ich mich auch zu Tode arbeiten wollte und mir allen Schlaf raubte, ich bringe es doch nicht mehr zum täglichen Brode!"

Seine arme Frau hörte die Worte ihres Mannes und deutete mit wehmüthigem Blicke auf die Kinder, die eben den letzten Rest des Brodes aufzehrten, und seufzte tief. Ihr Seufzer blieb für Seltmann nicht unbemerkt; dieser wurde aber in seiner Beobachtung durch seinen ersten Knaben Theodor unterbrochen, der, wie er früh stets that, eben die Hände gefaltet hatte und das Vaterunser betete. — Als Theodor die Worte: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" sprach, da stürzten dem Vater die Thränen aus den Augen, die er bis jetzt den Kindern zu verbergen gewußt hatte, und er rief: „Ja, unser täglich Brod gieb uns heute!"

Alle Kinder hefteten ihre Blicke auf den Vater. Der älteste Sohn setzte sein Gebet nicht fort, sondern er sprang auf den Vater zu und rief: „Vater, du weinst? Was fehlt dir?" —

„Das tägliche Brod, mein Theodor!“ antwortete der arme Mann und fügte hinzu: „O meine Kinder, bisher habe ich alle Kraft daran gesetzt, das Brod für euch zu erschwingen, aber ich kann nicht mehr! Ich habe mir den Schlaf abgebrochen und die Nächte hindurch gearbeitet, doch ich bin matt geworden. Wenn es so fortgeht, dann müssen wir, — dann müßt ihr betteln gehen; ich — ich kann es nicht, — hab' mein Lebtag noch nicht gebettelt, — ihr auch nicht! — Ach lieber Gott, gieb uns unser täglich Brod!“

Die Mutter trat dem Vater näher, legte ihre Hand auf seine Schultern und sprach beruhigend: „Ach, Seltmann, wir haben ja Alles gethan, wir haben's ja nicht verschuldet! Gott wird uns nicht verlassen, beruhige dich nur!“

Seltmann erwiderte: „Nun, Gott sei mit uns!“ und nahm seine Arbeit wieder vor; aber die Arbeit wollte nicht mehr schmecken, denn die Kraft des Drechslers war dahin. Den Tag über schleppte er sich noch fort, aber als der Abend einbrach, da fiel ihm eine Gelenkpuppe, die er eben fertigte, aus den Händen und er sprach: „Ich kann nicht mehr!“

Seine vier kleinen Kinder hatten schon auf ihren Lagern Ruhe gefunden, nur Theodor und die Mutter waren noch wach. Beide bemerkten die Schwäche des Vaters und hörten seinen Ausruf. Sie sprachen theilnehmend mit ihm und baten ihn, doch einige Stunden zu ruhen.

Seltmann fühlte, wie nothwendig ihm die Ruhe war, und legte sich still auf sein Bett, indem er den Seinen gute Nacht wünschte und hinzusetzte: „Helfe der Himmel, daß wir Alle wieder gesund erwachen!“

In Seltmann's Stübchen schliefen Alle ruhig bis auf die Aeltern. Die Mutter fürchtete für des Vaters Gesundheit, darum stellte sie sich nur, als wenn sie schliefe, und beobachtete jede Bewegung ihres Mannes. Dieser warf sich auf seinem Lager umher und konnte nicht Ruhe finden, da in ihm ein wüster Traum den andern jagte. Als seine Unruhe aber zunahm, trat seine Frau zu ihm und sprach: „Seltmann, du willst mir es verschweigen, — nicht wahr, du fühlst dich sehr krank?“ — Sie berührte dabei die Hände ihres Mannes und erschrak nicht wenig über die eisige Kälte derselben.

„Seltmann,“ rief sie, „Seltmann, dich packt das Fieber schon! Ich will dir sofort einen Thee kochen, daß du in Schweiß kommst!“ Bald war Feuer angezündet und der Thee fertig da. Seltmann schluckte den Thee hastig hinter und fiel auf sein Lager zurück. Nach einer Stunde

glühte sein Körper vor Hitze und der Kranke fing an zu phantasiren; die arme Frau Seltmann sah zum Himmel empor und rief halblaut: „O Gott, du prüfest hart, o mache, daß wir's ertragen können!“ Darauf weckte sie den Theodor und wies ihn an, sofort den Arzt herbeizurufen. Dieser fuhr rasch in die Kleider und rannte hinaus in die kalte, stürmische Dezembernacht. Als er den einen Arzt wach geklopft hatte, ließ dieser ihm sagen, daß er unmöglich kommen könne, da er selbst in einem starken Schweiße läge; beim zweiten Arzte wurde er damit abgefertigt, daß man ihm sagte, der Herr Doctor sei schon zu andern Kranken gerufen worden; der dritte Arzt endlich versprach zu kommen. — Halb erfroren trat Theodor wieder in das Stübchen seiner Eltern, und eine Stunde darauf erschien der Arzt auch. Der Zustand Seltmanns hatte sich in kurzer Zeit noch bedeutend verschlimmert und der Arzt fand den Patienten sehr bedenklich. Er verschrieb sogleich Medizin, und Theodor machte willig und gern noch einmal den Weg durch die kalten Straßen der Stadt, um in der Apotheke die Arznei zu holen. Geld konnte er freilich nicht bezahlen, der menschenfreundliche Apotheker gab ihm aber die Medizin auf Borg.

Der erste Sonnenstrahl des folgendes Tages beleuchtete in Seltmanns Wohnung eine höchst traurige Scene. Seltmann lag todtmatt da, seine Frau verbarg vor ihm den schweren Kummer, Theodor lauschte auf jede Bewegung seines Vaters und die andern, kleineren Kinder ließen sich ruhig bedeuten, still zu sein. Sie waren aber noch kein Stündchen wach, da schmiegten sie sich bittend an die Mutter an und sprachen: „Mutter, uns hungert, gieb uns ein Stückchen Brod!“

Der Mutter schnitten diese Worte durch's Herz, denn gestern Abend war ja der letzte Bissen verzehrt worden. „Lieben Kinder,“ sprach sie mit möglichster Fassung, „geduldigt euch nur noch kurze Zeit, ich werde dann Brod schaffen!“ — Die guten Kleinen waren nun der Mutter zu Liebe still.

Seltmann hatte wohl die Arznei genommen, aber an Besserung war noch nicht zu denken, im Gegentheil, das Fieber nahm noch viel mehr über Hand, so daß die Frau Seltmann kaum wagen konnte, das Bett des Kranken zu verlassen.

Der verständige Theodor merkte übrigens, wie nothwendig seine Mutter zu Hause war; darum theilte er ihr mit, daß er nur für eine einzige Stunde zur Schule gehen und dann den Lehrer um Erlaubniß bitten wolle, wieder nach Hause gehen zu dürfen.

„Thue das, mein Theodor!“ sprach die Mutter, und Theodor ging. Er hatte an diesem Tage gerade das Morgengebet zu sprechen. Nachdem die Kinder ihr Liedlein mit dem Lehrer gesungen hatten, stand Theodor auf und betete, wie es in der Schule Gebrauch war, das Vaterunser und kam bis an die Worte: „Unser täglich Brod gieb uns —“

Weiter konnte der gute Knabe nicht beten, helle Thränen rollten ihm über die Backen und der Lehrer betete das Gebet vollends bis zum Amen.

„Verzeihen Sie mir!“ rief Theodor nach dem Schlusse der Andacht dem Lehrer zu, „ich kann das Gebet ganz gut, aber —“

„Das weiß ich ja,“ fiel ihm der Lehrer in's Wort, „aber sage mir, Seltmann, was hat dich denn so sehr bewegt?“

„Theodor erzählte dem Lehrer offenherzig die ganze Geschichte und alle Schüler der Klasse hörten mit der höchsten Theilnahme zu. Darauf ging der Lehrer zu seiner Frau und trat bald wieder in die Schulstube und überreichte dem Theodor in einem Korbe ein Brod, indem er sprach: „Hier, mein Sohn, nimm dies Brod und trag's nach Hause! Betteln sollst du nicht, dazu bist du mir zu lieb. Grüße mir deine guten, ehrlichen Eltern und sage ihnen, ich wollte nach meinen Kräften Alles thun, daß sie wegen des Brodes keine Sorge zu haben brauchten! — Uebrigens,“ meinte der Lehrer weiter, „übrigens bist du wahrscheinlich recht nothwendig zu Hause, darum gehe doch gleich wieder zu den Deinen, daß sie sich wenigstens sättigen können!“

Theodor drückte dem Lehrer mit stummem Danke die Hand und wollte durch die Bankreihen nach der Stubenthür zu gehen, da rief sein Schulnachbar heimlich: „Theodor!“ und im Nu schob ihm der freundliche Nachbar sein Butterbrod in den Korb hinein. Ein anderer Knabe flüsterte wieder: „Theodor!“ und sofort stak sein Dreierbrod im Korbe. Bald klang's von allen Seiten: „Theodor! Theodor! Theodor!“ und von allen Seiten gingen dem kleinen Seltmann freundliche Gaben zu. Daß sie gern gegeben wurden, sah man in den Gesichtern der Geber. Der Lehrer ließ es still geschehen und duldete gern den Aufenthalt des Unterrichts. Bald war Theodors Korb bis obenauf gefüllt mit gestrichenem Brode, Semmeln und Aepfeln, welches Alles seine Schulfreunde nach der ersten Stunde selbst verzehren wollten, dies Mal aber gern nicht haben mochten. Der Lehrer schaute diesem lieben Barmherzigkeitswerke so selig zu, daß die Kinder selbst nicht wußten, ob Freude oder Schmerz ihm seine Augen feucht gemacht hatten. — Theodor nickte seinen Schulkameraden dankbar zu und sprach

gerührt: „Ich danke euch recht viele Male!“ dann drückte er dem Lehrer nochmals die Hand und verließ mit seinem schweren Korbe die Schulstube.

Die Kinder betrachteten nun das selige Gesicht ihres Lehrers und dieser sprach zu ihnen: „Recht so, meine Kinder, heute habt ihr mir einmal eine recht innige Freude gemacht! Die armen Seltmann's verdienen's auch vor vielen Andern, — sie sind ehrliche, brave Menschen! Nicht wahr, Geben ist seliger, als Nehmen?“ —

„Ja, ja!“ riefen die Kinder, und schon hatten sie auf ihren Schreibbänken wieder einen Haufen Eßwaaren zusammengebracht, die gleich nach der ersten Stunde in die Wohnung Seltmann's gesendet wurden, wo für mehrere Tage die Sorge um das liebe Brod beseitigt war. Mit dem Korbe kamen tausend Dankesgrüße an Lehrer und Kinder zurück.

Der Zustand des Drechslermeisters wollte sich noch nicht gleich ändern. Mehrere Tage lag der arme Mann bis auf den Tod danieder. Inzwischen hatten die Schulkinder zu Hause die ganze Noth Seltmann's ihren Eltern mitgetheilt, und der Lehrer wurde nicht müde, hie und da ein gutes Wort für die arme Familie an den rechten Mann zu bringen. Daher kam es, daß der Arzt den Drechsler so gewissenhaft besuchte und doch von vorn herein erklärte, daß er nichts für seine Mühe haben wollte; daher kam es, daß der Apotheker für die Medizin keinen Pfennig berechnete; daher kam es, daß täglich Liebesgaben in der Wohnung Seltmann's eingingen, die aus Brod, Fleisch, Gemüse, warmen Suppen u. dgl. bestanden, und so hatten die armen Leute in den Tagen der Noth so Vielerlei zu ihrem täglichen Brode, daß sie wegen desselben auch nicht in der mindesten Sorge zu sein brauchten.

Erst nach drei Wochen war der Drechsler wieder im Stande, sein Lager zu verlassen, und sein Körper war noch so matt, daß er wenigstens noch acht Tage zu seiner Erholung brauchte, ehe er wieder an sein Geschäft gehen konnte. Kam ein freundlicher Tag, so ging er zu den nächsten Wohlthätern, um ihnen seinen Dank darzubringen.

Durch das Unglück, welches ihn betroffen hatte, war Meister Seltmann vielen Leuten erst genau bekannt geworden, und man hatte ihn recht lieben und achten gelernt. Als er nun wieder thätig sein konnte, wunderte er sich fast, daß er wegen Arbeit keine Sorge zu haben brauchte, denn es gingen so viele Aufträge an ihn ein, daß er sie kaum befriedigen konnte. Dazu kamen verschiedene reiche Bürger und boten ihm ihre Hülfe an, wenn es ihm etwa an Gelde zur neuen Anlage fehle, und so hob sich der Mann

von Monat zu Monat. Endlich war er nicht mehr im Stande, allein durchzukommen, weshalb er sich einen Gehilfen annehmen mußte, und nach drei Jahren half ihm auch sein Theodor als Lehrling wacker mit. Die kleineren Geschwister waren auch herangewachsen und wurden nach Beseitigung der Schularbeiten in der Drechslerwerkstatt gehörig mit beschäftigt; sie halfen mit anmalen und bekleben; sie setzten den hölzernen Soldaten die Bärmützen auf und machten ihnen schwarze Schnurbärte; sie überklebten die Holzschäfchen mit weißer Wolle oder zogen dem Tanzbär das schwarze Gewand an; sie leimten den Blasebalg für den Kuckuck zusammen und machten den Zappelmann gelenkig; sie fertigten Wagen und Karren und sorgten für Peitschen, Steckenpferde und Windmühlen; — kurz, es war ein Leben in der Werkstatt, wie sonst noch nie. — Bald brauchte den Meister Seltmann Niemand mehr zu unterstützen; er hatte selbst schon sein gutes Auskommen und behielt dabei auch noch für die Armen übrig, die er so reichlich versorgte, als es nur in seinen Kräften stand. — Seltmann zog zwei seiner Söhne, den Theodor und Gustav, zu geschickten Drechslermeistern herauf, und als er alt wurde, übertrug er seinen Söhnen das ganze Geschäft. — Diese faßten das Ganze noch kräftiger an und wußten zuletzt ihre Drechseleien so in Aufnahme zu bringen, daß sie ihre Waaren auf alle Messen Deutschlands versendeten. Das hübsche Haus, welches sich ihr Vater erworben hatte, reichte nicht mehr aus; sie mußten ein großes, fabrikähnliches Gebäude aufführen, in welchem Hunderte von Händen Beschäftigung fanden. — Sonst waren im Städtchen viele arme Kinder, weil ihre Eltern vorzüglich im Winter keinen Erwerb hatten, betteln gegangen; jetzt war kein Bettelkind mehr auf den Straßen zu erblicken; die Gebrüder Seltmann wurden fast für alle Armen Ernährer und Versorger. Die Kinder, welche arm waren, mußten alltäglich ihren Schulunterricht regelmäßig besuchen, dann erschienen sie in der sogenannten Seltmann'schen Fabrik und betheiligten sich an den leichteren Arbeiten in derselben, wodurch sie bald einige Groschen erwarben und in die von den Gebrüdern Seltmann ihnen gehaltenen Sparbücher eintragen lassen konnten. Für Beköstigung brauchten die ärmsten Leute auch nicht zu sorgen, denn diese empfingen sie auch in der Fabrik. — Verließ nun ein armes Kind die Schule, so bekamen die Eltern die von den Kindern ersparte Summe mit Zinsen in die Hände, und sie konnten dann sofort dafür sorgen, daß ihre Pfleglinge bei Lehrherren oder sonst gut untergebracht werden konnten. Viele Knaben blieben nun aber auch gleich in der Fabrik und erlernten die

Drechslerkunst, denn es wurde ihnen schwer, von ihren gütigen Herren wegzugehen. —

So vergingen wieder einige Jahrzehnte und die Gebrüder Seltmann hatten durch ihre Klugheit, durch ihre rastlose Thätigkeit unendlichen Segen über ihre Vaterstadt gebracht. — So sehr sie auch ihre Werkstuben vermehrten, sie wollten doch nicht mehr zureichen; überall schnurrte die Drehbank. In jeder Stube waren 10 bis 12 Drechsler, welche aus Buchen, Ahorn, Tannen und Fichten tausenderlei Arbeiten fertig brachten. Die klugen Gebrüder Seltmann benutzten bald das Wasser, um die Drehbänke nicht mehr durch Menschenkraft bewegen zu lassen, und so trieb ein einziges großes Wasserrad zuletzt alle Maschinen in ihrer Fabrik. Waren früher blos schlechte, plumpe Spielsachen und etwa noch Hemdenknöpfchen, Teller, Spinnräder und dergleichen geliefert worden, so gab es jetzt allerhand klingendes Spielzeug, von welchem das eine knurrte, das andere pfiff, ein drittes bellte, oder was sonst gerade für Laute angebracht worden waren. Alle Wochen gingen von der Seltmann'schen Fabrik zwei- und vierspännige Frachtwagen mit Tausenden von Kästchen, Schachteln, Rührlöffeln, Tellern, Quirlen, Schaufeln, Kuchendecken u. s. w. ab, und auf jedem Markte sah man aus derselben Werkstatt Nadelbüchsen, Pfeifen, Döschen, Schachteln mit Städten, Wäldern und Schlössern und dergleichen mehr den Kindern und Eltern zur Schau ausgestellt. —

Wer von den Gebrüdern Seltmann sprach, gedachte ihrer mit wahrer Achtung und Verehrung, und wollte man sie selbst rühmen, wenn sie dabei standen, dann wiesen sie die Ehre bescheiden zurück und gaben sie dem, der Aller Schicksal lenkt, indem sie sprachen: „Wir waren arm und Gott verließ uns nicht; ihm sei Dank! Nun sind wir reich, und darum wollen wir Gott nicht verlassen, damit er stets mit seinem Segen bei uns wohne!" — In ihrem Leben waren sie höchst einfach und bescheiden, und wenn sie sich an ihr einfaches Mahl setzten, so beteten sie nach wie vor: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" —



ROSENBLATT.

Aus dem Leben eines Rosenblattes.

Von

Hermann Wagner.

Sind die Blumen die Augen des Rosenstrauches, ist die Wurzel sein Fuß, so sind die Zweige und Aeste seine Arme und die Blätter sind die Hände daran, welche er ausgebreitet gen Himmel streckt oder zusammengefaltet sinken läßt, je nachdem die helle Sonne strahlendes Licht spendet oder der Regen herniederträufelt.

Gern pflegen wir wohl der Königin aller Blumen ins tiefpurpurne Glutauge zu schauen, ihren wonnigen Duft zu athmen und den goldglänzenden Käfer, der in dem weichen Blattgewirre ruht, um sein üppiges Lager zu beneiden, — es verursacht aber auch Vergnügen, bei dem grünen Blatt der Prächtigen zu verweilen, die Linien in dieser Blumenhand zu betrachten und aus ihnen ein Stück Lebensgeschichte des Rosenstrauchs zu lesen.

Von dem Augenblicke an, als die erste Anlage, der erste Anfang zum jungen Blatte gemacht wurde, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem das altgewordene welk und dürr abfällt und raschelnd vor dem Herbstwind über den Weg tanzt, ist ein ansehnlicher Zeitraum verflossen; reichlich fünf Vierteljahr sind vergangen.

Man erzählt von einem berühmten Magier Albertus Magnus, daß er mitten im Winter den Kaiser Karl den Großen zu sich eingeladen und hier bei offener Tafel rund herum die herrlichsten Blumen und Bäume habe aufwachsen lassen, grünen, blühen und Früchte tragen, Alles binnen wenig Minuten; — nehmen wir das Zauberstäblein Phantasie zu Hülfe, so ahmen wir leicht das Wunder zum Scherz im Kleinen nach und lassen, wenn auch keinen ganzen Zaubergarten mit Orangen und singenden Vögeln, doch — ein Rosenblättchen vor den Augen unsers Geistes entstehen.

Betrachten wir den Stamm oder Zweig des Rosenstrauches als einen Künstler, so ist das Rosenblatt sein Kunstwerk, — sehen wir ihn als den Vater an, so ist das Blatt sein Kind; von ihm wird es gebildet und ernährt, es stirbt, sobald er aufhört, es zu versorgen. Die meisten Menschen können in ihrem Leben zwei scharf gesonderte Abschnitte unterscheiden, eine Zeit der Kindheit im Schutz des elterlichen Hauses und eine zweite, in welcher sie als Erwachsene hinaus ins Leben treten. So hat auch das

Rosenblatt zwei ähnliche Abschnitte seines Daseins; die Zeit der zarten Jugend, in welcher es noch innerhalb der Knospe weilt, und dann die Zeit des vorgerücktern Alters, in welcher es sich frei entfaltet und hinaus in Luft und Wetter streckt.

Mitten im Sommer bildet sich in den Achseln der Blätter, d. h. in dem obern Winkel, welchen der Blattstiel mit dem Zweige darstellt, die Knospe. Eine Anzahl feste Schuppen umschließen sie. Unter ihrem Schutze beginnt der junge Zweig mit seinen Blättern sich vorzubereiten. Ein höchst zartes Wärzchen schiebt sich hier hervor; es ist die Spitze der Zweigsprosse, die sich im künftigen Frühling weiter entwickeln soll. Dicht unter dieser Erhebung, welche sich allmälig etwas streckt und stärker wird, macht sich baldigst ein neues Bläschen bemerklich, neben ihm ein zweites. Es sind die Spitzen der Nebenblättchen, die später am Grunde des Blattstiels mit letzterem verwachsen erscheinen. Grund nennt man bei dem Blatte stets den Theil, mit welchem es am Blattstiel oder am Stengel befestigt ist. Hier am Grunde vermehren sich die Zellen, hier wächst das Blatt. Der Stengel wächst stets an seiner Spitze weiter, das Blatt an seinem Grunde. Bei ihm ist die Spitze der zuerst gebildete, der älteste Theil, beim Stengel hingegen der jüngste. Haben sich beide Nebenblättchen bis auf eine bestimmte Größe entwickelt, so beginnt zwischen ihnen ganz in ähnlicher Weise sich das mittelste der eigentlichen, der sogenannten Fiederblättchen zu erzeugen. Auch bei ihm entsteht die Spitze zuerst, die übrigen Theile nachher. Hat dies Blättchen sich in seiner Hauptform, freilich noch höchst winzig, dargestellt, so hat sich auch gleichzeitig, sowie sich die Spitze höher schob, der Mittelnerv erzeugt. Auch er bildet sich am Grunde zuerst. Von ihm aus treiben nun die Seitennerven und zwar die am Grunde befindlichen zuerst. Gleichzeitig entstehen die Hauptzähne am Rande des Blattes. In jeden Hauptzahn verläuft die Spitze eines Nerven. Darauf erfolgt durch Zellenbildung innerhalb des Blattes die Bildung der Seitenzähne und von den Nerven aus Seitennerven, die sich allmälig so verzweigen, daß bei vielen die letzten Enden wiederum verwachsen und so Verschlingungen darstellen. Kaum hat sich das Mittelblatt ein wenig gebildet, so entstehen zu seinen beiden Seiten zunächst zwei und kurz darauf wieder zwei Fiederblättchen. Sämmtlich stehen auf gleicher Höhe, sämmtlich wachsen in gleicher Weise wie das Mittelblatt. Der Hauptblattstiel, der später einen reichlichen Finger lang wird, ist jetzt noch außerordentlich kurz, im Verhältniß zu seiner Länge dagegen dick. Sämmtliche fünf Blätter und zwei Nebenblätter,

welche später weit aus einander gerückt erscheinen, sind jetzt noch auf fast ganz gleicher Anheftungsstelle. Sie sind zusammengefaltet und ähneln den Fingern einer kleinen weißen Hand.

Mit Anbruch der kalten Jahreszeit hört das Wachsthum innerhalb der Knospen auf. Die Decken sind ein guter Schutz gegen Schnee und Frost. Beginnt das Frühjahr, werden die nun überflüssigen Decken abgestoßen, so setzt das winzige junge Blättchen seine unterbrochene Arbeit fort. Die angelegten Theile dehnen sich aus, vergrößern sich und färben sich im Sonnenlichte grün. Der Stiel verlängert sich, die Blätter rücken dadurch auseinander. Die Nebenblätter bleiben allein am Grunde desselben zurück und verwachsen je an einer Seite mit ihm. Nach wenig Wochen ist die volle Ausbildung des Rosenblattes geendet. Der lange Stiel trägt an seiner Spitze ein einzelnes Fiederblatt, zu jeder Seite zwei oder drei, die sich gegenüber stehen. Sämmtliche sind kurz gestielt, eirundlich und etwas zugespitzt, der Rand ist sägezähnig. Da diese Zähne die ältesten Theile sind, so hört hier auch am ehesten das Wachsthum und jede Lebensregung auf. Sie sterben am ehesten ab und färben sich deshalb häufig braun, während der übrige Theil der Blätter noch lebhaft grünt. Jedes Fiederblättchen ist auf beiden Seiten von einer Oberhaut umgeben. Auf der Oberfläche ist dieselbe dunkelgrün, auf der Unterseite dagegen heller, mitunter weißlichgrün. Diese lichtere Färbung hat ihren Grund besonders in den Spaltöffnungen, welche sich hier befinden. Zwei Zellen der Oberhaut sind an einer solchen Stelle halbmondförmig gestaltet und lassen zwischen sich eine kleine offene Spalte. Hinter der letztern sind dann im Innern des Blattes Höhlungen von Luft erfüllt. Man könnte sie die Athemhöhlen des Blattes nennen, so wie sich die Blätter mit den Lungen der Thiere vergleichen ließen. Sie sind die Athmungsorgane der Pflanzen. Die Nerven oder Adern, welche ein höchst zierliches Netz von immer zarter werdenden Fäden bilden, haben mit den Adern und Nerven unsers Körpers nicht die geringste Aehnlichkeit in Bezug auf ihre Verrichtungen. Sie enthalten weder Saft, noch vermitteln sie Empfindungen. Sie sind aus röhrenförmigen, in einer und derselben Richtung liegenden Zellen entstanden, deren Saft verschwunden und deren trennende Scheidewände zerrissen oder aufgesaugt worden sind. An den Seitenwänden dieser Röhren haben sich Verdickungsschichten in oft zierlichen Gestalten abgelagert. Am meisten erscheinen die zarten Häute der Gefäße durch spiralförmig gewundene Fasern sehr niedlich gestreift; in andern Fällen haben sich die einzelnen Windungen

der Spirallinie von einander getrennt und zu Ringen vereinigt. Nach diesen Formen der Verdickungsstellen benannte man die einen Spiral-, die andern Ring-Gefäße. Natürlich kann man die vorhin erwähnten Spaltöffnungen, so wie die Gefäße nur mit Hülfe eines starken Vergrößerungsglases deutlich wahrnehmen. Die Gefäße der Blätter, alle sogenannten Adern und Nerven enthalten zwar in ihrer frühesten Jugend, so lange sie sich bilden und noch wachsen, Saft; sind sie aber erst vollständig ausgebildet, so sind sie von Luft erfüllt und scheinen ebenfalls beim Athmungsgeschäft der Pflanze eine Hauptrolle zu spielen. Die Blätter athmen besonders am Tage im hellen Sonnenschein Sauerstoffluft aus. Sie stellen auf diese Weise den Kreislauf dieser für unser eigenes Leben unentbehrlichen Luftart her. Thiere und Menschen athmen nämlich Sauerstoffluft ein, verbinden sie im Blute mit dem Kohlenstoff der genossenen Speisen und bilden dadurch Kohlensäure und hierbei die Wärme des thierischen und menschlichen Körpers. Die ausgeathmete Kohlensäure wird nun wiederum von den Pflanzen aufgenommen, der Kohlenstoff derselben zum Bau des Pflanzenkörpers verwendet und der Sauerstoff als Luft ausgeathmet.

Der Raum zwischen den Gefäßen des Blattes ist von Nahrungszellgewebe ausgefüllt. In ihm liegen viele winzige Kügelchen von grüner Farbe, das sogenannte Blattgrün (Chlorophyll). Der übrige Inhalt der Zellen, so wie die umschließenden Zellenhäute sind farblos. Die grüne Farbe des Blattes wird nur durch die zahlreichen Blattgrünkügelchen bedingt. Je dichter dieselben beisammen liegen, in je zahlreicheren Schichten sie über einander befindlich sind, desto dunkler grün erscheint das Blatt. So lange das junge Blatt noch dicht von den Knospenschuppen umschlossen wird, sieht es entweder ganz hellgrün oder vollständig farblos aus. Die Blattgrünkügelchen bilden sich erst durch Einwirkung des Sonnenlichtes. So arbeitet der 21 Millionen Meilen weit entfernte gewaltige Stern mit an den mikroskopisch kleinen Farbenkügelchen im Rosenblatt. Im Lauf des Sommers verändern sich viele jener grünen Körnchen in Gelb, Roth oder Braun. In gleicher Weise ändert sich dadurch die Gesammtfärbung des Blattes durch mancherlei liebliche Schattirungen. Da die Blattgrünkügelchen in den luftführenden Gefäßen (Adern) des Blattes fehlen, sehen die letztern nicht grün, sondern hell aus und scheinen durch, sobald man das Blatt gegen das Licht hält. Die Wände der Gefäße verholzen um so mehr, je stärker sie sind und je älter das Blatt wird. Das Nahrungszellgewebe zwischen ihnen ist zarter und leichter zerstörbar. Beim Verwesen des abgefallenen

Blattes findet man deshalb nicht selten das ganze Netz der Gefäße gut erhalten gleich zartem Spitzengrund, während das Zellgewebe dazwischen zerstört ist. Wegen seiner größern Weichheit und seines größern Gehaltes an Nahrungsstoffen wird letzteres auch gern von Insekten verzehrt, die harten Gefäße bleiben dagegen als Skelett zurück.

Die Haare, mit denen besonders das junge Blatt mancher Rosen auf der Unterseite bedeckt ist, haben sich aus Verlängerungen der Oberhaut gebildet. Sie vermehren den Verkehr des Blattes mit der Luft. Einige von ihnen sondern angenehm riechende Stoffe, ätherische Oele aus; man pflegt sie Drüsenhaare zu nennen. Gewöhnlich tragen sie an ihrer Spitze eine knopfförmige Anschwellung. Die Stacheln bilden sich gewöhnlich auf der Unterseite der Gefäße. Sie sind nur in der Oberhaut befestigt und deshalb leicht abzutrennen.

Das Rosenblatt wird vom Strauche ernährt, es erhält von ihm Nahrung, ja es wurde von ihm gebildet, umgekehrt aber führt es auch dem Strauche wiederum Nahrungsstoffe zu, die es der Atmosphäre entnahm. Sträucher, deren sämmtliche Blätter beim Entfalten durch Raupen abgefressen wurden, gingen nicht selten dadurch ein.

Obschon das Rosenblatt zunächst für sich selbst arbeitet und dann als Theil des Strauches für diesen, so dient es doch auch außerdem einer zahlreichen Schaar von Thieren, deren Existenz auf die seinige gegründet ist. Die Natur ist ein Ganzes, Eins greift in's Andere und Eins dient dem Andern. Mehrere Arten von Blattläusen saugen aus ihm ihre Nahrung, Minierraupen nagen Gänge innerhalb des Blattes in bunten Verschlingungen. Raupen von Nachtfaltern bereiten sich aus den zusammengesponnenen Blättern ein schützendes Obdach, Wickler rollen die einzelnen Fiederblättchen zusammen und verbergen sich in der entstandenen Röhre. Blitzschnell lassen sie sich an einem im Nu gesponnenen Faden zur Erde, sobald der Neugierige sie stört, und haspeln sich an ihrem Rettungsseile wieder empor, wenn die Gefahr vorüber ist. Zwischen zwei andern Blättern wohnt eine hellgrüne Spinne und bewacht hier ihre Eier. Eine Ringelmotte legte am Zweige ihre grauen Eier dicht in des Blattes Nähe. Das letztere ist gedeckte Tafel und Speise zugleich für die ausschlüpfenden Räupchen. Eine schneeweiß geflügelte Goldspannermotte sitzt ermattet auf der Unterseite eines Fiederblattes. Sie heftete hier ihre Eier an und umhüllte dieselben mit den dichten goldgelben Haaren, welche sie vom eigenen Leibe losriß. Kleine Gallwespen bohrten in die Oberfläche des Blattes

und verursachten die Bildung kleiner Gallen. Rosenblattwespen nagten kreisrunde Stücken heraus und trugen sie nach ihren Erdhöhlen, um dieselben damit auszutapezieren. Käfer und Schnecken nagen hier und da. Die einen greifen nur die jungen Blättchen an, die andern die saftigen Theile der alten und die dritten endlich verzehren sie mit Stumpf und Stiel.

Nahet der Herbst, so stockt die Zufuhr des Saftes. Die meisten Zellen des Blattes haben aufgehört zu leben. Eine bestimmte Stelle am Grunde des Blattstieles vertrocknet und reißt entzwei. Das Blatt fällt ab und wird ein Spiel der Winde. Schmarotzerpilze hatten sich nicht selten schon auf ihm angesiedelt, so lange es noch lebensfrisch grünte. Durch die Spaltöffnungen waren ihre äußerst feinen Samenzellen in das Blatt-Innere gedrungen und hatten hier wuchernd Schimmelfäden getrieben. Sie vollenden in Gemeinschaft mit Wasser und Frost das Werk der Zerstörung.

Das Rosenblatt hat aber seine Aufgabe gelöst. Vielleicht wurde durch seine Arbeit eine Zweigknospe in der Achsel seines Blattstieles gebildet, aus welcher im nächsten Jahre ein Röslein sprießt. Und das Röslein, — wer weiß, welch angenehmen Gruß es der blühenden Jungfrau überbringt!

Das Blatt zerfällt, allein seine Elemente wandern in neue Blumen, in neue Sträucher. In Ewigkeiten wiederholen sie den immer neuen und nie ermüdenden Kreislauf in tausend bunten Verschlingungen, je nachdem die Vaterhand sie führt, die auch über ihrem Schicksal waltet!

Erklärung der Abbildung.

Fig. 1. Ein Blatt einer Monatsrose, vollständig ausgebildet. An dem gemeinschaftlichen Blattstiele e sind: a. ein unpaariges Fiederblatt an der Spitze, b. b. und c. c. zwei Paar Fiederblättchen und d. d. die mit dem Blattstiel verwachsenen Nebenblättchen. Es ist ein zusammengesetztes, einfachgefiedertes Blatt. Natürliche Größe.

Fig. 2. Ein jüngeres, noch nicht vollständig entwickeltes Blatt. Das unpaarige Blatt der Spitze ist noch zusammengefaltet, sein Stiel hat sich noch nicht vollkommen ausgedehnt, deshalb steht es noch mit dem nächstfolgenden Blätterpaare dicht beisammen. Natürliche Größe.

Fig. 3. Ein sehr junges Blatt, das noch von den Nebenblättchen des nächstälteren Blattes durchaus eingeschlossen war. Die 5 Fiederblättchen a., b. b., c. c. stehen noch auf gleicher Höhe beisammen. Das unterste jüngste Paar c. c. ist noch bedeutend kleiner als die noch frei stehenden Nebenblättchen d. d. Der Blattstiel e ist sehr dick, dabei aber verhältnißmäßig kurz. Die Gefäße treten noch nicht bemerkbar hervor, die Zähne am Rande der Fiederblättchen sind noch sehr unvollkommen, diejenigen der Nebenblättchen fehlen noch. 150 mal vergrößert.



Ein Abend bei der Grossmutter.

Fig. 4. Zellgewebe der Oberhaut.
Fig. 5. Spaltöffnungen von der Unterseite eines Blattes (vom Bilsenkraut).
Fig. 6. Ein Spiralgefäß.
Fig. 7. Ein Ringgefäß (eine sogenannte Ader des Blattes).

Ein Abend bei der Großmutter.

Von
Pauline Schanz.

Ich weiß kein traulicher Bild aus meinem Vaterhause und meiner frühen Kinderzeit als Großmama's kleines Eckstübchen. Wenn ich so recht lebhaft daran zurückdenke, ist es mir, als athmete ich noch den warmen, behaglichen Duft, als hörte ich die Aepfelchen zischen und sähe das weißgedeckte Tischchen mit der brodelnden Theemaschine und der grünen Schirmlampe. Neben dem knisternden Ofen saß Großmama auf ihrem Sopha und wir Kinder lagerten um sie herum. Sie hatte immer etwas Besonderes, was es in der Kinderstube nicht gab: ganz frühes Obst oder auch spätes. Wenn wir schon längst keine Birnen oder Weintrauben mehr bekamen, so hatte Großmama gewiß ein Tellerchen voll aufgehoben oder ein Stückchen Torte vom letzten Geburtstage her. Das kleine, blanke Blechkännchen, aus welchem sie allabendlich ihren Thee trank, hatte immer drei Täßchen für ihre Enkelchen übrig, o! und wie süß und aromatisch war Großmama's Thee! Sie wußte auch gar so hübsch zu erzählen; Leute, die lange, lange schon todt waren, beschrieb sie so genau und dabei so drollig mit ihrer plattdeutschen Mundart, daß man sie leibhaftig vor sich zu sehen meinte, so daß Großmutters Jugendfreundinnen uns alte, vertraute Bekannte zu sein schienen.

Wie hell und klar ist der Nachmittag! Der Schnee blitzt auf den Dächern im Sonnenschein, daß Einem das Wasser in die Augen kommt, wenn man hinsieht, und dazu ist Nachmittag keine Schule! — Nun geht's fort mit dem Rutschschlitten ins Freie! Die warmen Pelzmäntelchen und Kapuzen thun vortreffliche Dienste!

Indem wir über den Vorsaal springen, guckt der Vater aus seiner Stube heraus und ruft: „Kinder, nicht auf den Teich!“

Als wir zur Hausthür hinausstürmen, klirrte oben ein Fenster. Großmama ruft heraus und droht mit dem Finger: „Geht nicht auf den Teich!“

Ob wir auf den Teich gingen? — — —

Mit eiskalten Händen und nassen, erstarrten Füßen kamen wir in der Abenddämmerung nach Hause und meinten doch, es könne auf der Welt kein schöneres Vergnügen geben als Schlittenfahren.

Ich war nicht so recht lustig wie die Andern; ich klapperte vor Kälte und thaute nur erst wieder auf, als wir bei der Großmama saßen und die warmen Nachtkleiderchen anhatten.

„Ihr seid doch nicht auf dem Teich gewesen?“ frug die Großmama.

Meine Geschwister lachten und wollten nicht Ja sagen, aber auch nicht Nein; denn wir waren trotz des Verbotes dort gewesen. Es fuhr sich gar zu gut auf dem glatten, spiegelhellen Eise.

Mir war es nicht wie Lachen; ich stand leise auf, ging um die Großmama herum, legte meinen Arm um ihren Hals und rief weinend: „Ja, wir sind auf dem Teich gewesen, und ich will dir auch erzählen, was mir passirt ist, aber sag's nur um des Himmels willen dem Vater nicht wieder, ich gehe im Leben nicht mehr auf den Teich.“

Die Großmutter sah mich an, nicht bös, aber erschrocken, und schüchterner fuhr ich fort:

„Ich wollte gern auf das kleine Inselchen, welches mitten im Teich liegt. Die Bäume, die dort stehen, sehen aus wie verzuckert und viele, viele schwarze Vögel fliegen dort, die ich gern in der Nähe sehen wollte. Ich lief von meinen Geschwistern weg, und als ich schon bald am Ufer war, da krachte es, und unter meinen Füßen ging das Eis aus einander. Ich fiel ins Wasser, es war nicht tief, aber hu! so grimmig kalt, daß ich immer noch friere.“

„Böses Kind!“ sagte die Großmutter und goß, ehe sie mich auszankte, wieder Thee auf, den ich trinken sollte, um mich zu erwärmen.

Nun war's ganz still in der Stube. Nur das Wasser summte leise, und ich schluchzte, indem ich an die ausgestandene Gefahr dachte.

Die Großmutter hatte den Kopf in die Hand gestützt, als wollte sie sich auf etwas besinnen, was schon längst vorüber war.

„Großmutter, eine Geschichte, bitte, bitte!“ riefen wir endlich alle drei, denn es war uns bang um's Herz und Großmutters Geschichten waren so komisch und brachten uns so zum Lachen.

Großmutter erhob den Kopf, den sie immer noch auf die Hand gestützt hatte, und sagte:

„Weil ihr unfolgsam gewesen seid, sollte ich eigentlich heute für euch keine Geschichte wissen, aber ich will euch doch etwas erzählen, was mir eben eingefallen ist, und wenn ich zu Ende sein werde, so gebt mir alle drei eure Hand und versprecht mir, niemals wieder unfolgsam zu sein und vor allen Dingen nicht wieder den Teich zu betreten.“

Wir versprachen es, und nun begann die Großmama:

„Als ich noch so klein war wie ihr, da hatte ich noch sieben Geschwister; wir waren aber lauter Mädchen und nur das jüngste, das ganz kleine Hänschen, war ein Knabe. Das Brüderchen war ein allerliebstes Kind und schien uns ein prächtiges Spielzeug zu sein, auch wollten wir Alle nichts mehr von unseren Puppen wissen und lieber mit dem kleinen Hänschen spielen. Wie's kam, weiß ich nun eigentlich selbst nicht, aber als Hänschen laufen konnte, da lief es immer mit mir und wollte von den andern sechs Mädchen nichts wissen. Ich glaube, es hatte seine Lust an meinen Spring- und Kletterkünsten, denn das muß ich auch sagen, daß ich damals, vor sechszig Jahren vielleicht, ein wildes, unartiges Mädchen war. Ich konnte auf die Bäume steigen und über Gräben springen, besser als mancher Knabe, und was das Allerschlimmste war, — ich folgte nicht gern, wenn mir die Eltern etwas sagten.

Nun mochte ich gehen, wohin ich wollte, da trippelte Hänschen hinter mir her; Vater und Mutter sahen es freilich nicht gern und riefen mir wohl des Tags zehnmal zu, auf das Kind zu achten, denn ich glaube fast, sie liebten Hänschen mehr als uns sieben Mädchen zusammen.

Wir lebten auf dem Lande. Das Dorf, in welchem mein Vater Amtmann war, lag in einer schönen, fruchtbaren Gegend, aber das Land dort ist eben und flach, es giebt keine Berge wie hier. Hinter unserm Hause lag ein großer Garten und hinter dem Garten eine Wiese, die war so grün und fruchtbar, wie ich in meinem Leben keine wieder gesehen habe. Mitten hindurch ging ein Fluß, der war von Erlen und Weiden eingefaßt, sein Wasser war hell wie Silber.

Eines Morgens kam der Vater in unsere Stube, wo wir Alle beisammen waren, und rief: „Welche von euch will mir einen Brief nach dem nächsten Dorfe tragen?“

Wir waren Alle bereit. Es war ein schöner Sommertag und die Sonne nicht lange erst aufgegangen. Ich trug den Sieg davon, denn

ich hatte die flinksten Beine von Allen und war leider! daheim nicht viel nütz. Schnell hatte ich mein Strohhütchen aufgesetzt und mein Frühstück in die Tasche gesteckt.

Da schärfte mir der Vater ein, daß in dem Briefe eine wichtige Angelegenheit enthalten sei, und daß ich ja die Landstraße und nicht durch den Wald gehen sollte, um schneller dort zu sein. Ich versprach zu folgen und eilte davon.

Als ich nicht weit gegangen war, rief mich etwas beim Namen. Es war Häuschen, der sich nicht abweisen ließ und mich begleiten wollte. Der Knabe war nun drei Jahr alt und konnte schon wacker marschiren, und wir gingen zusammen fort.

Nun kam ich an die Stelle, wo ein Weg in den Wald abbog. Ach! es war so frisch und duftig im Walde, die Vögel huschten durch die Tannenzweige und drunter im Moos blühten die Waldblumen. Auf der Landstraße schien die Sonne so warm, — ich war ein unfolgsames Kind und ging durch den Wald — trotz des Verbotes! —

Als wir wieder ein Stück gegangen waren, fiel mir ein, wie hübsch auf Häuschens Strohhut ein Blumenkranz aussehen müsse, und so bückte ich mich rechts und links und pflückte die frischen, duftigen Waldblumen. Je tiefer ich in den Wald hineinblickte, desto schöner erschienen mir die Blumen, und ich war ein hübsches Stück vom Wege abgekommen, als ich die Schürze voll Blumen hatte und mich ins Moos setzte, um einen Kranz zu winden.

Häuschen hüpfte vor Freuden über sein bekränztes Hütchen und mit doppelten Schritten eilten wir weiter.

Auf einmal — welch ein Schreck! — vermißte ich den Brief! —

Ich befahl Häuschen stehen zu bleiben und flog nach der Stelle zurück, wo ich den Kranz gewunden hatte; es dauerte ziemlich lange, bis ich endlich den Brief zerknittert und zertreten im Grase wiederfand. Den Brief hatte ich nun wieder, aber — Häuschen war fort. Wahrscheinlich hatte ihm meine Zurückkunft zu lange gedauert, ich rief aus Leibeskräften, aber ich hörte und sah nichts mehr von ihm.

Dann eilte ich vorwärts auf dem Wege fort, denn ich hoffte, er sei bis ins nächste Dorf gegangen, aber auch dort hörte und sah ich nichts von Häuschen, und mit verweinten Augen und klopfendem Herzen kam ich um die Mittagsstunde nach Hause. — Was sollte aus dem Jungen geworden sein? — Der Wald war sehr tief und weit und breit kein Haus

darinnen. — Für's Erste entging ich meiner Strafe, da der Vater so schnell davon eilte, um Hänschen zu suchen, daß er darüber vergaß, mir die verdiente Züchtigung zukommen zu lassen. Zwei Tage und eine Nacht blieben wir ohne Nachricht von dem Knaben, bis ihn endlich am Abend des zweiten Tages ein Bauer aus einem entfernten Dorf getragen brachte, der ihn im Walde schlafend gefunden hatte, schlafend vor Hunger und Mattigkeit. Der Bauer hatte Hänschen erst mit in ein anderes Dorf genommen, wohin er eben im Begriff war zu gehen, und daher hatte sich das Wiederfinden so verzögert. Das arme Kind sah ganz blaß aus und mußte mehrere Tage im Bette liegen.

Das waren die ersten traurigen Folgen meines Ungehorsams, — ach! wenn es doch die letzten gewesen wären: mein ganzes Leben wäre frei geblieben von einem großen Vorwurf! —

Als der Winter kam und Wald und Wiese verschneit war, waren meine guten Vorsätze, die ich damals gefaßt hatte, in den Wind. Ich habe euch erzählt, daß die Wiese hinter unserm Hause von einem Fluß durchschnitten war; dieser fror im Winter zu, aber nur stellenweis, da er sehr wild und reißend war. Deshalb hatte uns der Vater auf's strengste untersagt, jemals das Eis dieses Flusses zu betreten.

O wie gern wäre ich nur einmal hinübergegangen! Wie beneidete ich die Leute, die, um keinen Umweg zu machen, quer über das Eis schritten! — Ich sah, daß es Niemandem schadete, — warum sollten gerade wir nicht hinübergehen? — Versuch's nur! — flüsterte es in meinem Innern. Da, wo der betretene Weg war, durfte ich freilich nicht hinübergehen, — das konnte der Vater von seiner Stube aus übersehen. Aber hinter den Erlenbüschen konnte ich ungesehen an's jenseitige Ufer gelangen. Mit Zittern und Zagen versuchte ich die ersten Schritte, dann ging ich herzhafter und endlich — endlich — stand ich drüben.

Als hätte ich einen fremden Welttheil betreten, so stolz und verwundert blickte ich mich um. Verwundert beschaute ich mir die Bäume, die mir im Sommer unerreichbar waren.

Wohlbehalten saß ich Abends mit am Tisch und wunderte mich im Stillen, wie doch die Väter so grundlose Befürchtungen haben können.

Der Erfolg macht kühner, — oft, sehr oft ging ich über den Fluß, und Niemand wußte es, denn die Bäume verbargen mich.

Nun war es schon März geworden und ich dachte mit Trauer daran, wie bald mein heimliches Vergnügen zu Ende sein würde. Noch einmal

wollte ich's wagen, — es sollte das letzte Mal sein. — Kehr um! kehr um! rief es in meinem Innern, als ich durch den Garten huschte, aber ich hörte die Stimme der Warnung nicht und eilte weiter. Kehr um! kehr um! rief es wieder, als ich am Ufer stand; aber das Eis schien ja so fest und spiegelglatt wie immer.

Ich trat darauf, — ich ging hinüber, — fast hatte ich das Ufer erreicht, da hörte ich meinen Namen rufen. Erschrocken blickte ich um, — mitten auf dem Flusse stand Hänschen, der mir nachgelaufen war.

Schnell kehrte ich zurück, — von einer namenlosen Angst erfaßt wie ein in frischer That ertappter Verbrecher. Und doch war es nicht die Angst, daß mich Hänschen verrathen könne, sondern die, daß dem Kinde etwas geschehen möchte.

Ich stand mitten auf dem Flusse, — da krachte das Eis. Ich schrie so laut, so gellend, daß sie es drüben im Hause gehört haben; — das Eis borst — und ich sah das Kind, welches wenige Schritte vor mir stand, untersinken, und im selben Augenblicke fühlte ich die kalten Wellen über mir zusammenschlagen.

Mehr weiß ich nicht; aber als ich wieder zu mir kam, da waren mehrere Wochen vergangen seit jenem schrecklichen Tage. Ich lag im Bett, und meine Mutter, die davor saß, hatte ihre Haube mit einem schwarzen Bande gebunden, denn das kleine Hänschen war ertrunken. — — —

Nie habe ich seit dieser Zeit wieder das Eis betreten. Ich ward ein fleißiges und stilles Kind, aber meine Heiterkeit war verschwunden." —

Hier schwieg die Großmutter und wischte sich eine Thräne aus den Augen; dann nahm sie uns alle drei bei der Hand und wir mußten ihr versprechen, gute, folgsame Kinder zu werden.

Als ich später in meinem Bettchen lag, drückte ich mein Gesicht tief ins Kissen, damit meine Geschwister nicht mein Schluchzen hören sollten, denn ich weinte noch lange um das arme ertrunkene Hänschen.

Die Malerei.

Von

Dr. Schneider.

b. Neuere Geschichte derselben.

Ein neuer Geist, ein erweiterter Kreis von Gestalten und Stoffen tritt uns auf dem Uebergange zur neuen Zeit in der Malerei entgegen. Das Mittelalter hatte altgriechische Mythen und christliche Heiligengeschichten gemalt: die neue Zeit wirft sich auf die Wirklichkeit, auf das Leben, auf die Natur und die Geschichte. Es ist dies ein Umschwung, der dem Menschen im Ganzen seine Rechte wiedergegeben, dem Individuum seine unendliche Bedeutung, dem Leben seinen Werth, der Welt und der Natur ihre Schönheit wieder zuerkannt hat. Davon zeugt das wiedererwachte Studium des Alterthums, der rege gewordene wissenschaftliche Sinn, die unbefangene, freudige Weltanschauung und ihre Aeußerungen in Wort und Lied, davon zeugt auch der ganz neue Gestaltenkreis der Kunst und mit ihr auch der der Malerei. Hatte diese Kunst bisher einem erhabenen Idealismus gehuldigt, d. h. der Darstellung bloß vorgestellter überirdischer Wesen ohne individuellen, menschlichen Ausdruck, so wird sie jetzt entschieden realistisch, d. h. der Wirklichkeit, der Gegenwart zugewandt. Scenen des alltäglichen Lebens, schöne Einzelbilder der freien Natur, gewaltige Persönlichkeiten und Momente der Weltgeschichte — das sind ihre neuen, dankbarern Stoffe.

Und diesen neuen Inhalt ergreift jede der kunstübenden Nationen von einer besondern, ihr eigenthümlichen Seite und prägt darin den vorwaltenden Grundzug ihres Naturells, ihre nationale Physiognomie aus. Bestimmte Nationen nehmen allerdings an dieser neuen Kunstblüthe keinen Antheil mehr: sie haben die Periode ihres Ruhmes hinter sich und treten von jetzt an in die Nacht der Unfruchtbarkeit zurück, in der nur noch der Glanz vergangener Namen leuchtet. So vor Allem Italien, das nur noch wenige Künstler in die neue Zeit herübersendet, wie die beiden Caracci und den düstern Landschaftsmaler Salvator Rosa, der uns alte Männer und Weiber mit runzligen, massenhaften Gliedern, Zigeuner, Hexen, finstere Kriegsknechte, falsche Spieler und Mörder in greller Beleuchtung vorführt. Auch in Spanien, dessen künstlerische Armuth nur durch die Invasion der Mauern und Araber vorübergehend befruchtet und

wenigstens in der Architektur mit epochemachenden Werken beschenkt wurde, taucht nur der Einzige Murillo zu Anfang der neuen Zeit auf, durch seine glühende Seelenandacht, durch seine tiefe Darstellung unendlicher Schmerzen und seliger Verzückungen ein getreuer Sohn des heißblütigen Südens, wie seine berühmten „Bettelknaben" beweisen, andererseits aber auch ein naiver Genremaler, der seine „Madonna am Spinnrade" sitzen läßt. Ebenso erzeugt England, das, einzelne glänzende Ausnahmen abgerechnet, bei seinem industriellen Materialismus für Kunstthätigkeit überhaupt nicht geschaffen ist, nur Hogarth als namhaften Maler, dessen geistvoll komische Bilder das Glück gehabt haben, von unserm Satyriker Lichtenberg sinnreich und witzig erklärt zu werden. Was England neuerer Zeit auf unsere Kunstausstellungen schickt, verräth nur seine künstlerische Unfähigkeit: die besten Ideen sind vom Auslande entlehnt und mit unbeholfenem Pinsel, ohne Verständniß der Farbe ausgeführt.

Als die eigentlich kunstbegabten Völker der Neuzeit gelten dagegen nur Franzosen, Niederländer und Deutsche. Den Franzosen, denen wir als der grande nation den Vortritt gönnen, fehlt der ernste, sittliche Geist, der uns Deutsche so rühmlich auszeichnet, weshalb sie es denn auch in der Politik, trotz allen Revolutionen und allem Wechsel der Dynastien, noch zu keiner dauernd beglückenden Staatsform gebracht haben. Aus demselben Grunde wissen sie auch in der Kunst kein Maß zu halten und die reine Mitte des wahrhaft Schönen nicht zu treffen. Ueberall schweifen sie, so zu sagen, aus dem Centrum und wagen sich an die äußersten Grenzen des Erlaubten, ja verirren sich nicht selten in's Unstatthafte, in's Entsetzliche und grob Sinnliche. Fern von dem idealen Vorbilde der klassischen Kunst, deren Studium z. B. Italien seine Berühmtheit verdankt; ohne Achtsamkeit auf die gesunden Fingerzeige der Natur, verfallen sie, statt das Einfache und ächt Menschliche zu malen, in Bizarrerie und Affektation und rufen, statt des unausbleiblichen Zaubers der schlichten Schönheit, alle Gewaltmittel auf, um zu überraschen, zu packen, zu frappiren, um, mit einem Worte, Effekt zu machen. Daß sie dabei fast immer frisch und lebendig in der Darstellung, kühn und glühend in der Farbe sind, läugnen wir nicht; aber sie sind auch häufig mehr als das. Fast ausschließlich begegnet uns auf französischen Bildern das Fremdländische, das Unnatürliche, das Scheußliche; Laster und Wahnsinn, Krankheiten und Wunden, sieche und entseelte Körper werden mit Vorliebe behandelt. Die schroffsten Gegensätze, die gewaltsamsten Uebertreibungen werden uns zugemuthet: schwarze

Schatten treten dicht neben die grellsten Lichter, ganz wie das Gift und das gesunde Lebensmark der heutigen Kultur, das Vollendetste wie das Verwerflichste sich in diesem Volke, zumal in seiner Hauptstadt vermischt neben einander findet.

Am wenigsten trifft dieser Vorwurf die großen französischen Maler der frühern Zeit, die den klassischen Mustern Italiens noch am nächsten stehen: die beiden Landschaftsmaler Niclas Poussin und Claude Lorrain. Aber schon David, der Maler der Revolution und des Napoleonischen Kaiserreichs, malt die Schreckensscenen jener Epoche mit grellem, effekthaschendem Pinsel. Von neuern Malern gab Delaroche Napoleon's Abdankung in Fontainebleau, ferner Napoleon, wie er über den St. Bernhard zieht, die Königin Marie Antoinette, vom Gerichtshofe mit dem Todesurtheil hinausgeführt, in einfach schwarzem Anzug, gebleicht durch Kummer und Gefangenschaft, aber immer noch edel von Zügen, königlich in Gang und Haltung. Delacroix, ein Meister in der Farbe, besonders in Lichtern und Schatten, gab Scenen aus Dante, aus Shakespeare, darunter die nachtwandelnde Lady Makbeth, und aus Byron, in früherer Zeit auch Zeichnungen zum Faust, die schon Göthe gefielen. Horace Vernet endlich, der erste Schlachtenmaler des heutigen Frankreich, liefert algier'sche Feldzüge und afrikanische Schlachtengemälde mit ihren Kabylen und Beduinen in weißen fliegenden Burnussen. Alle diese Maler sind bedeutend durch die geschichtlichen und wirklichen Stoffe, wild und kühn durch Zeichnung und Kolorit; aber sie sind nicht immer schön und edel. Es gehört in der That ein französischer Geschmack dazu, ihre Gemälde schön zu finden; ein deutsches Gemüth fühlt sich beleidigt, wenn es überall nur das Außerordentliche, Gesuchte, Grasse in grellen Strichen und Lichtern vor sich sieht.

Auch bei den Niederländern entspricht die Kunst dem National-Charakter. Ihr angeborner Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, die kleinliche Vorliebe für das Einzelne und Naheliegende, das behagliche Phlegma ihres Temperaments macht ihnen auch in der Kunst Kühnheit und Schwung, Kraft und Ideentiefe unmöglich. Nur die flandrische Schule in früherer Zeit, welcher z. B. Rubens angehört, und die französisch-belgische von heute, deren namhafteste Jünger Gallait, de Keyser und de Biefoe sind, schwingt sich zu Kühnheit und Großartigkeit auf. Im Ganzen ist das gemeinsame Merkmal der niederländischen Kunst die Kleinmalerei, in den Stoffen wie in der Behandlung. Während wir Deutsche zu viel

idealisiren, zu viel Gedanken in unsere Bilder hineinmalen, thun die Niederländer dies zu wenig und kehren zu sehr die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Schärfe und nüchternen Wahrheit hervor. Keine großen Leidenschaften, keine Extreme und Erschütterungen begegnen uns hier, nicht das Pathos tragischer Geschichtsmomente, nichts von der Ueberspannung und Unnatur der Franzosen. Es ist eine enge, stille Welt, in die wir treten: unsere nächste Umgebung mit den allbekannten Gegenständen und Verrichtungen, unsere alltäglichen Anschauungen und Erlebnisse, unser geheimstes Privatleben in der heitern Beleuchtung des Humors. Daher diese überwiegende Pflege des Genrebildes, welches den Menschen in seinen individuellsten Zügen belauscht, wie er ißt und trinkt, sich kleidet und beschäftigt: trauliche Scenen der Familie und der öffentlichen Geselligkeit, Wirthshauslärm und Kinderstuben, Brautzüge und Leichenbegängnisse; eine Gegend mit weidenden Viehheerden oder in ihrer winterlichen Schneedecke, mit ihrem Blumenflor und ihren schmucken Früchten. Und dies Alles ist mit einer Sauberkeit, mit einer pedantischen Ausführlichkeit selbst des Einzelnsten und Kleinsten gemalt, daß wir die wirklichen Gegenstände bis zur vollkommensten Täuschung vor uns zu sehen glauben: der Apfel, die Weintraube in der Fruchtschale ist wie zum Anbeißen, der Sammet, als ob man ihn berühren sollte, der Schnee, die Schafwolle kann gar nicht frappanter und naturtreuer gemalt werden. Wer daher Sinn hat für diese zierlichen, idyllischen Stoffe, wird sich unter niederländischen Gemälden wie zu Hause fühlen. Und zumal ein weibliches Gemüth, das selbst so viel auf Sauberkeit und Zartheit hält, das selbst so viel Sinnigkeit für schöne Blumen, so viel Freude an hübschen Früchten hat, wird ein kindliches Wohlgefallen an diesen Scenen behaglichen Stilllebens empfinden.

Zwei Maler treten durch geniale Großartigkeit allerdings gleich zu Anfang aus diesem bescheidenen Kreise der Detailmalerei heraus, nämlich Rubens und Rembrandt (um 1600). Rubens war ein Mann von riesenhafter Phantasie und Darstellungskraft, mit einem großartigen Naturalismus und einer venetianischen Farbenpracht, die sich besonders in der Verbindung von Licht und Schatten zeigt. Seine figurenreichen, höchst lebendigen Bilder, am liebsten blutige Thierjagden, heiße Schlachten und Aehnliches, zeigen nicht selten unedle Formen, absichtliches Aufnehmen häßlicher Stimmungen, ekelhafter Wunden u. dgl.; aber durch alle geht ein gewaltiger Sturm, eine heiße Gluth der Leidenschaft. Aehnlich Rembrandt, der, obgleich er sich auf das Portrait und das Genre beschränkt

hat, doch einen so wilden, düstern Pinsel führt und ein so traumhaftes Helldunkel des Kolorits besitzt, daß er von Keinem der Spätern hierin je wieder erreicht worden ist. Von Letztern erwähnen wir als die namhaftesten: Teniers mit seinen Bauerngesellschaften, Dorffesten und Wachtstuben, Wouvermann, den berühmten Pferdemaler, mit seinen Schlacht- und Jagdstücken, Pferdemärkten, Reisenden und Räubern, van de Velde, der uns Landschaften und besonders Thiere in unnachahmlicher Vollendung zeigt, und endlich Ruisdael, der den Beschauer in die unbelauschte Welt einer einsam schönen Natur versetzt.

Von dieser naiven Genremalerei scheint ein Aufschwung zur großartigen Historienmalerei, wie ihn in unsern Tagen die französisch-belgische Schule genommen hat, eine Unmöglichkeit zu sein. Und doch ist eben die Kleinlichkeit des Details, die Schärfe des individuellen Einzelausdrucks das Verbindende zwischen den beiden so verschiedenen Richtungen, die Familienähnlichkeit zwischen Voraltern und Nachkommen; nur ist, was dort auf die kleinsten Dimensionen eingeengt erscheint, hier zum größten Maßstabe ausgedehnt und auf erhabenere Objekte angewandt. Tiefer Ideengehalt, poetischer Hintergrund, mildernde Verklärung der harten Wirklichkeit ist allerdings auch bei den Neuern nicht vorhanden; dagegen eine Wahrheit und Lebendigkeit, eine Macht der sinnlichen Erscheinung, eine Anschaulichkeit der historischen Thatsache und zugleich eine Meisterschaft der technischen Ausführung, daß die hierher gehörigen Bilder zu dem Vollendetsten gezählt werden müssen, was die Malerei seit Langem hervorgebracht hat. Louis Gallait ist der Gefeiertste dieser Schule, und neben der „Abdankung Karl's V." und den „letzten Augenblicken des Grafen Egmont" ist „die Brüsseler Schützengilde, welche den enthaupteten Grafen Egmont und Hoorn die letzte Ehre erweist," sein vorzüglichstes Bild. Die beiden Leichen füllen, als Hauptinhalt, den Vordergrund; unter der schwarzen Sammetdecke, womit sie verhüllt sind, schaut nur die herabhängende bleiche Hand Egmont's hervor. Rechts von der Bahre steht die Schützengilde, lauter kräftige Volksgestalten, ernst und trauernd dreinschauend; hinter der Bahre die argwöhnisch lauernden Spanier, und ganz im Hintergrunde hält am Altare ein Priester für die Verstorbenen das Todtenamt. Wie werthvoll müssen diese großen historischen Gemälde von Gallait sein, wenn man kleinere Genrebilder von ihm mit 500 und 1000 Friedrichsd'or bezahlt!

Wir treten nach Deutschland hinüber und fühlen uns erst hier, auch in Bezug auf die Malerei, auf heimischem Boden. Erst die deutsche

Malerei ergreift bedeutungsvolle Stoffe und führt sie zugleich in jener gesunden Weise aus, daß neben dem sinnlichen Bilde immer auch der Ideengehalt in die Erscheinung tritt, der jedes Ding erst erhebt und verklärt. Die Franzosen huldigen vielfach der Unnatur: die Deutschen stellen Natürliches in naturgemäßer Weise dar. Die Niederländer und Belgier betonen fast ausschließlich die sinnliche Seite des Gegenstandes: die deutsche Malerei dagegen malt — und leider nur zu sehr — auch den Gedanken- und Gemüthsgehalt ihrer Objekte in die Bilder hinein. Die lyrischen Stimmungen der Schwermuth, der Trauer, der Sehnsucht, der Seligkeit machen ein deutsches Bild unter hundert andern sofort kenntlich und gießen über das Ganze der deutschen Bilderwelt den Reflex des Mattherzigen und Schwindsüchtigen, das uns neben der Kühnheit und sinnlichen Kraft unserer überrheinischen Nachbaren nicht eben zum Ruhme gereicht. Diesen Ideen- und Gemüthsreichthum hat die deutsche Malerei in drei besondern Schulen auseinandergelegt, in denen sich die drei Richtungen der altchristlichen Heiligen-Malerei, der mittelalterlichen Romantik und des modernen Realismus in scharfer Ausprägung wiederspiegeln.

Die Münchener Schule, eine letzte Nachblüthe der altbyzantinischen Kunst, ist wie diese immer auf das Ernste und Erhabene gerichtet gewesen und repräsentirt die moderne Heiligenmalerei. Overbeck, Veit, Schnorr, Heß u. A. haben fast lauter fromme, ächt christliche Bilder gemalt: Heilige und Märtyrer, Legenden und Wundergeschichten, Kirchen- und Altargemälde, Passions- und Muttergottesbilder. Dabei fehlt es ihnen aber, was bei der Darstellung des Heiligen gar nicht anders möglich ist, an individuellem, ächt menschlichem Ausdruck, so daß alle Gestalten und Gesichter zu einem stehenden Typus idealisirt erscheinen und eins dem andern nur zu ähnlich sieht. Selbst der Altmeister der Schule, Cornelius, leidet an diesem Fehler. Ein moderner Michel Angelo an Begabung, hat er seine Zeichnungen zur Iliade, zum Faust, zu den Nibelungen, sowie sein neuestes Hauptwerk, die acht Seligkeiten für den Campo Santo des Neuen Domes in Berlin, mit genialem Tiefsinn und großartiger Kraft ausgeführt! seine Darstellung von Faust und Gretchen ist sogar stehend in der deutschen Bilderwelt geworden und in unzähligen Kopien verbreitet. Farbe und Ausdruck aber entsprechen der Wahrheit und Großartigkeit der Kompositionen nicht, wie uns ein Besuch der Pinakothek und der Ludwigskirche in München lehren würde. Cornelius Hauptverdienst ist übrigens die Wiedererweckung der Freskomalerei in Deutschland. — An die Mün-

chener schließt sich auch der in Dresden lebende Hübner mit seinen biblischen Bildern, z. B. „wie Hannah den Knaben Samuel zum Hohenpriester Eli bringt, um ihn dem Herrn zu weihen,“ und „wie der siebente Engel dem greisen Johannes die große Babylon auf dem siebenköpfigen Drachen zeigt.“ — Aus frischern Quellen dagegen schöpfen die neuesten Vertreter der Münchener Schule, indem sie unmittelbar in die Natur selbst greifen und die Gattung der Landschaft mit Scenen schönerer Himmelsstriche, mit einer nie gesehenen Beleuchtung und Farbenpracht ausstatten. Die heftig schwellende Ueppigkeit der tropischen Vegetation, die glühenden Lichterspiele einer südlichen Sonne brennen uns blendend aus ihren Bildern entgegen. Da sehen wir von dem Einen „seelenfrische Bilder aus der Heimath,“ von einem Zweiten „Hohelieder aus den Alpen“; ein Dritter holt seine Stoffe aus Central- und Südamerika, und Rottmann, der Bedeutendste unter Allen, taucht seinen Pinsel in alle Reize italienischer und griechischer Küstenlandschaften, mit denen ein ganzer Saal der Neuen Pinakothek in München angefüllt ist.

Eine zweite Seite im deutschen Nationalcharakter hat sich in der Düsseldorfer Schule ausgeprägt, die sentimentale und schwärmerische nämlich, die viel weiche Stimmung und träumerischen Duft, aber keinen Kern und Mark des Gedankens hat. Sehr passend wandte sich deshalb die Schule den beiden Darstellungskreisen zu, welche mit der sentimentalen Gemüthsrichtung die meiste Verwandtschaft haben: dem romantischen Mittelalter, das selbst wie die Dämmerung, wie ein Traum der Menschheit hinter uns liegt, ehe diese mit der neuen Zeit zur Freiheit des Denkens, des Selbstbewußtseins erwachte; und außerdem der Landschaft, die in ihrem geduldigen Stillleben jede unserer Stimmungen aufnimmt und wiederspiegelt und gerade den träumerischen sympathetisch entgegenkommt. Wer daher müde Ritter und Pilger, blonde Burgfräulein und geheimnißvolle Wald- und Mondscheinpartbien liebt, findet bei den Düsseldorfern seine Rechnung. Im letztern Fache sind Schirmer und Scheuren am bedeutendsten; Schirmer's Landschaften gehören immer zu den Prachtstücken unserer Ausstellungen. Achenbach hat als Seemaler einen vorzüglichen Ruf, und Tidemann malte norwegisches Strand- und Bauernleben, darunter einen Brautzug, einen Fischfang bei Mondschein u. s. w., in lebendigen, gemüthvollen Genrebildern. — Aber auch hier in Düsseldorf bildete sich, neben der mittelalterlichen Romantik, ein kräftiger Nachwuchs von Historienmalern, deren Leistungen zu den epochemachendsten der Neuzeit gehören.

Historische Genrebilder hatten wir schon früher in den „Söhnen Eduards“ von Hildebrandt, in „Romeo und Julie“ von Sohn und in Bendemann's „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.“ Großartige Geschichtsbilder aber in der vollen Wucht des welthistorischen Gegenstandes sind Lessing's „Huß auf dem Kostnitzer Concil“ und „Luther, wie er die päpstliche Bannbulle verbrennt,“ sowie sein neuestes Gemälde: „die Gefangennehmung Papst Paschalis II. durch Kaiser Heinrich V.“ Ebenbürtig reiht sich an Lessing der andere Historienmaler, Leutze, mit seinem „Washington, wie er den Delaware überschreitet,“ — sämmtlich Bilder von solcher Gewalt, daß sie bei uns weichherzigen Deutschen keine Stätte gefunden haben und für hohe Summen über's Meer nach Amerika gewandert sind.

Den gesundesten Geist endlich athmet die neueste, die Berliner Schule. Hier ist nichts mehr von altbyzantinischen Heiligenbildern, nichts mehr von Düsseldorfer Mittelalter und Romantik; hier ist Alles modern, Alles wahr und sinnlich kräftig. Ueberall treffen wir ein Stück Gegenwart, ein Stück unserer eigenen Existenz — Dinge, die wir täglich selbst erleben und mit eigenen Augen sehen und die deshalb in der Theilnahme der Zeitgenossen den dankbarsten Wiederklang finden. Neben Krüger's fürstlichen Pferden und Portraits, Paraden und Hoffesten und neben Steffek's Schlachtstücken steht als reizendster Genremaler Meyerheim, der die lieblichsten Kinder- und Mädchengestalten auf die Leinwand zaubert. Unter den Landschaftern giebt Steinbrück schöne Harzpartien, Eichhorn griechische Landschaften, Bellermann Scenen aus dem tropischen Amerika und Hildebrandt in glühender Farbenpracht Landschaften aus Brasilien, von den kanarischen und ionischen Inseln, aus Syrien und Aegypten. Die historische Richtung der Schule wurde bereits schon von Begas angebahnt, der sich jedoch in der „Loreley“, der „Findung Mosis“, der „Mohrenwäsche“ u. a. nicht über die genrehafte Behandlung erhob. Mit ganzer Entschiedenheit dagegen stehen auf dem Boden der Geschichtsmalerei Adolf Menzel, der sich besonders das Leben Friedrichs des Großen und dessen Zeitgenossen in Krieg und Frieden zur Aufgabe gestellt hat, und Schrader, von dem wir bereits „Wallenstein und Seni“, „Leonardo da Vinci's letzte Augenblicke“ und „Milton, wie er seinen Töchtern das verlorene Paradies diktirt,“ gesehen haben. Ueber alle die Genannten aber hinaus geht der Mann, in dessen kulturgeschichtlichen Bildern sich die Malerei der Gegenwart zu ihrem Abschluß emporgipfelt und sich eine neue Bahn für die Zukunft öffnet — wir meinen Wilhelm v. Kaulbach.

Daß Kaulbach Geschichtsmaler ist, sagen uns schon die Namen seiner Bilder im Neuen Berliner Museum, welche die Weltgeschichte in den sechs hervorragendsten Momenten ihres Gesammtverlaufs wiedergeben werden. Der Thurmbau zu Babel, die Blüthe Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems u. s. w. sind geschichtliche Thatsachen oder ruhen wenigstens auf geschichtlichem Hintergrunde. Nun ist aber die ganze Behandlung dieser Bilder von der Art und es finden sich Gestalten auf ihnen, daß die Bezeichnung „geschichtlich" nicht mehr paßt. Auf dem Babel'schen Thurmbau wandern die drei Menschenfamilien der Semiten, Hamiten und Japhethiten in die drei Erdtheile der alten Welt. In der Zerstörung Jerusalems flieht Ahasver, der ewige Jude, heimathlos in die Weite und eine Christenfamilie zieht gleichfalls von der Stätte der Verwüstung hinweg — von diesen Gestalten sagt uns die Geschichte nichts, sie haben überhaupt niemals existirt. Ebenso enthält die Blüthe Griechenlands Figuren, die entschieden nur der Sage angehören, wie der Reigen der olympischen Götter, die Thetis, die Sibylle; ja auf diesem Bilde vereinigt Kaulbach sogar Persönlichkeiten zum gleichzeitigen Nebeneinander, die nie zusammengelebt, im Gegentheil, die den verschiedensten Jahrhunderten angehört haben. Der Maler giebt also wirklich Geschichtliches mit bloß Gedachtem zusammen, historische Erscheinungen neben symbolischen und allegorischen, das Gleichzeitige und Nahe mit Entfernliegendem verschmolzen. Mit andern Worten: Kaulbach malt die Weltgeschichte nicht so, wie sie in ihren einzelnen Begebenheiten wirklich vorgefallen ist, sondern wie sie sich für die denkende und vergleichende Betrachtung des Geschichtsforschers darstellt. Er malt nicht die Thatsachen in ihrer engen Einzelnheit, bloß mit den Gestalten, die gerade dabei thätig und betheiligt gewesen sind; er bezweckt auch nicht Treue des Gesichtsausdrucks, bindet sich nicht an das Kostüm der Nation und der Zeit: sondern er malt die Thatsachen in ihrem innern Zusammenhange, mit den Beziehungen, in denen sie unter einander stehen, mit der ganzen Tragweite ihrer Folgen, zu denen sie sich ausgedehnt, — mit einem Wort: er malt die Ideen, die ewigen Gedanken Gottes, die sich in der Weltgeschichte verkörpert haben und die nur der denkende Künstler herauszufinden vermag. Kaulbach ist also nicht Geschichtsmaler im gewöhnlichen Sinne, er ist philosophischer Geschichtsmaler: seine Bilder sind eine gemalte Philosophie der Geschichte. Ebenso bewundernswürdig aber, als dieser Tiefsinn, womit er in der ganzen bisherigen Geschichte der Malerei einzig dasteht, ist die Gestaltungskraft, womit er die bloßen Gedanken

lebendig zu machen, die bloß gedachten Gestalten zu Fleisch und Blut zu verkörpern, die bloße Philosphie der Geschichte zu wirklicher Geschichte zu verdichten weiß, so daß alle Gestalten auf seinen Bildern, historische wie ideale, volle leibhaftige Wahrheit haben und der Unkundige meinen kann, in dieser Weise habe sich die Weltgeschichte wirklich ereignet. Das setzt einen Sinn für Form und Zeichnung, eine so geniale plastische Gestaltungskraft voraus, wie wir sie gleichfalls kaum bei einem zweiten Maler irgend einer Zeit antreffen. Das Bedenkliche des Kaulbach'schen Unternehmens ist nur dies, daß nicht die Reflexion, aus welcher seine Bilder schließlich hervorgegangen sind, die Grundlage der Kunst und künstlerischen Darstellung sein darf, sondern die Wirklichkeit und das Leben in seiner gesunden Wahrheit und ganzen sinnlichen Frische.

Von Kaulbach's Bildern im Einzelnen ein späteres Mal in einem besondern Nachtrage.

Swanhilde.

Von

Julius Schanz.

I.

Zwölf Jungfrau'n tanzen im grünen Hain,
Gelb liegt auf dem Rasen der Sonnenschein.

Zwölf Jungfrau'n schön und so weiß wie Schnee —
Von ferne lauschet und rauschet die See.

Sie tanzen den Garten hinab und hinauf,
Den Königsgarten, in schnellem Lauf.

Zwölf Jungfrau'n schlingen den bunten Reihn —
Wer mag wol die schönste darunter sein?

Es ist Swanhilde so sonnig und klar,
Sie trägt ein güldenes Krönlein im Haar.

Sie trägt um die Hüften ein goldenes Band,
Von Scharlachdamast ist ihr langes Gewand.



Swanhilde.

Ihr blauer Mantel flattert im Wind —
    Es ist Swanhilde, des Königs Kind.

Es warben viel Helden kühn und stark
    Um die Königstochter von Dänemark.

Swanhilde frug nach den Freiern nicht viel,
    Sie liebte der Jungfrau'n Tanz und Spiel.

II.

Der Abendthau fällt auf den Klee,
    Von ferne lauschet und rauschet die See.

Swanhilde wandelt hinab an die Flut,
    Es kühlte der Wind ihrer Wangen Glut.

Sie lös't von den Füßen die goldenen Schuh,
    Von weitem schaut ihr der Meermann zu.

Sie netzt ihre Füße so weiß wie Schnee,
    Und lauter woget und rauschet die See.

Ihr langes Haar wie gesponnenes Gold
    Herab auf den schneeigen Nacken rollt.

Von weitem, unter die Wellen gebückt,
    Hat sie der lauernde Meermann erblickt.

Er spielet ein Meerlied lustig und fein,
    Fidel und Bogen von Menschenbein.

Die Königstochter lauschte dem Klang,
    Da ward ihr um's Herz so weh und so bang.

O Königstochter, besteige dein Roß
    Und fliehe zu deiner Mutter Schloß!

Und fliehe zu deinen Brüdern stark,
    Du Königstochter von Dänemark! — —

III.

Und wie sie lauschend am Ufer stand,
    Da taucht aus dem Meer eine Riesenhand.

„Du Königstochter, ich will dich frein,
Du sollst des Meermanns Liebchen sein.

„Sollst werden des mächtigen Meermanns Weib,
Mit Perlen will ich dir schmücken den Leib.

„Will kränzen dir mit Korallen das Haar,
Den Hals mit Muscheln weiß und klar.

„Sollst wohnen im tiefen, krystallenen Berg,
Dort soll dir gehorchen Nix und Zwerg.“

Die Jungfrau erschrickt, die Jungfrau erblaßt,
Der Meermann hält ihren Leib umfaßt.

Er zieht in die grüne Flut sie hinein:
„Leb wohl! Leb wohl, liebe Mutter mein!

„Lebt wohl, ihr Brüder! Du schöne Welt!
O weh! wie ist mir das Leben vergällt!

„Leb wohl, du Himmel so hoch und hehr!
O weh, wie ist mir das Herz so schwer!“ —

IV.

In der hohen Burg, im goldenen Saal,
Sitzt die Königswittwe beim Kerzenstral.

Sie trägt ein langes Trauerkleid,
Ihr Haupt verhüllt sie in tiefem Leid.

Sie nahm nicht Speise drei Tage lang —
In der Halle da schweiget der Harfenklang.

Und in die Halle von Thränen benetzt
Da treten ihre drei Söhne jetzt.

Drei junge Recken kühn und stark,
Die Königssöhne von Dänemark.

Es klirret ihr Schwert mit hellem Klang:
„Frau Königin sagt, warum so bang?

„Frau Königin sagt, was ist geschehn?
Wir haben Swanhilde noch nicht gesehn.“

„„Nun hört mich an, meine Söhne gut:
Wer hat von euch den stärksten Muth?

„„Wer wagt Swanhilde zu befrein?
Geraubt ward euer Schwesterlein.

„„Nun hört mich an, meine Söhne werth:
Er nehme des todten Königs Schwert,

„„Er nehme des todten Königs Schild
Und bringe zurück meine Tochter mild.““ —

Die Brüder saßen so still und stumm,
Das Methhorn ging langsam im Kreis herum.

Es schien so trübe der Kerzen Licht,
Swanhilde kredenzte das Methhorn nicht.

Und Oger der jüngste der Brüder sprach:
„Frau Königin hört, was ich sagen mag.

„Stark ist mein Arm und scharf mein Speer:
Ich will sie suchen im weiten Meer.

„Laßt rüsten ein mächtig Schiff uns aus,
Wir fahren zu drei'n in den Sund hinaus.

„Wir sind drei Helden kühn und stark,
Die Königssöhne von Dänemark.“

Die Königin gern solch Wort vernahm,
Ließ fahren dahin den tödtlichen Gram.

Sie ließ ein mächtiges Schiff erbaun,
Das war gar prächtig im Sund zu schaun.

Sie ließ es bemannen wohlgemuth
Mit jungen Rittern aus edlem Blut.

Von schneeweißer Seide die Segel sind,
Die goldenen Wimpel flattern im Wind.

Das war ein Schiff gar stolz und schön,
So hatte der Sund noch keins gesehn.

Die Königssöhne gingen zu dritt,
Die Mutter ging bis zum Strande mit.

„Acht Jahre, sie sollen uns nicht gereun,
Bis daß wir gerettet dein Töchterlein.“

V.

Sie fuhren umher wol manches Jahr,
Die Mutter in Angst und Sorgen war.

Sie fuhren im Früh- und Abendschein
Und fanden nirgends ihr Schwesterlein.

Einst, da es war um die Dämmerzeit,
Da ward Prinz Oger um's Herz so leid.

Die Brüder und Ritter die tranken Wein,
Prinz Oger lauscht in die Tiefe hinein.

Da blitzt ein Felsen von hellem Krystall
Entgegen ihm aus dem Wogenschwall.

Es klang aus den Fluthen ein Lied empor,
Das schlug gewaltig an Ogers Ohr.

„Lebt wohl ihr Ritter, ihr Brüder mein!
Im Meer will ich suchen mein Schwesterlein!“ —

Und nieder taucht er und kam auf den Sand,
Einen schmalen grünen Steg er fand.

Er trat an ein krystallenes Thor:
„Swanhilde, du Süße, nun komme hervor.“

Swanhilde trat bebend zu ihm heran:
„Nun Gnade dir Gott, du verlorener Mann.

„Was hast du für Briefe, für Botschaft bei dir?
Der Riese zerreißt dich, trifft er dich bei mir!“ —

„„Ein Fischersohn bin ich aus Dänenland,
Frau Hillerslill ist meine Mutter genannt.““

„Heißt Hillerslill die Mutter dein,
So bist du der herzliebe Bruder mein.

„Herzlieber Bruder, wie fangen wir's an?
Du bist ein armer, verlorener Mann!

„Geh ein, geh ein in mein Kämmerlein,
Gott mög uns beiden nun gnädig sein!“

Heimkehrte der Meermann und schaute sich um,
Swanhilde zitterte bleich und stumm.

„Wo hältst du verborgen ein Christenkind?
Ich will es verschlingen, wenn ich es find.“

„„Eine wilde Krähe flog über den Sund.
Die warf einen Knochen in Meeresgrund.““

„Das ist kein Knochen,“ der Meermann brüllt,
Und schaut umher im Kreise wild.

Swanhilde ging in ihr Kämmerlein:
„Nun komme hervor, lieb Bruder mein!“

Sie reicht ihm ihre schneeweiße Hand
Und vor dem Meermann sie zitternd stand.

Sie bat ihn so süß und bat ihn so lind:
„Verschon' ein dänisches Königskind.

„Das ist mein eigener Bruder, fürwahr,
Er hat mich gesuchet viel manches Jahr.“

Der Riese sah ihn gar freundlich an:
„Du sollst bei uns wohnen im Meere fortan,

„Mit deiner Schwester so lieb und hold
Sollst theilen du all mein rothes Gold.“

VI.

Prinz Oger lebte tief unter dem Sund
Fünf lange Jahre im Meeresgrund.

Er lebte bei Perlen und Edelstein
Mit seinem herzlieben Schwesterlein.

Er lebte gar herrlich in Pracht und Glanz
Und hielt mit den Nixen und Zwergen Tanz.

Und nach fünf Jahren trat er hin
Und sprach: „Zur Heimat stehet mein Sinn.

„So gebt mir meinen versprochenen Sold,
Eine Kiste gefüllt mit Perlen und Gold.“

Und der Meermann sprach zu dem Königssohn:
„Gern geb ich euch den versprochenen Lohn.

„Füllt euch die Kiste mit Edelstein
Und saget Ade eurem Schwesterlein,“

Er füllte die Kiste bis an den Rand,
Swanhilde weinend daneben stand.

Zum Meermann sprach sie mit Bitten darauf:
„Tragt ihm die Kiste zum Meer hinauf.

„Die Kiste von Gold und Perlen schwer
Tragt ihm durchs tiefe, wildwogende Meer.“

Und als der Meermann trat vor das Haus,
Da warf Prinz Oger die Perlen heraus;

Und schloß dafür in die Kiste hinein
Sein wiedergefundenes Schwesterlein.

Der Meermann trug so schwer, so schwer,
Die Königstochter hinauf durch's Meer.

Und als er trat auf den weißen Sand,
Da setzt er die Kiste hin an das Land.

Mit schnellem Gruß und frohem Dank
Prinz Oger von seinem Rücken sich schwang.

Der Meermann tauchte sich schnell in die Flut,
Er scheute gar sehr der Sonne Glut.

Den hellen Krystallberg fand er leer,
Swanhilde die Jungfrau sah er nicht mehr.

Da ward er verwandelt vor Zorn und Pein
In einen häßlichen Kieselstein! —

VII.

Nun schmückt euch, ihr Jungfraun süß und hold,
Nun schmückt euch mit Scharlach und rothem Gold.

Laßt klingen die Harfen und schmücket den Saal,
In der Halle bereitet ein riesiges Mahl.

Im Königschloß da ist Lust und Braus,
Die lange Verlorenen kehren nach Haus.

Prinz Oger führet sein Schwesterlein
Mit Jubel und Lust in die Burg hinein! —

Die alte Margarethe.

Nach dem Französischen frei bearbeitet
von
Elisabeth Franz.

„Du kannst doch nichts als Dummheiten machen, wie du nur die Nadeln steckst, ich bin abscheulich angezogen, es ist unerträglich; so etwas Ungeschicktes habe ich noch niemals gesehen!“

So ungefähr sprach Emmeline mit der alten Margarethe, welche, seit sie ihre Bonne nicht mehr hatte, ihre Bedienung besorgen mußte, und die, da sie Emmelinen schon als kleines Kind gekannt, sich es nicht versah, einst so unfreundlich von ihr behandelt zu werden. Aber schon seit einiger Zeit war es auffallend, wie Emmeline, sonst von Natur gut und sanft, ja selbst etwas schüchtern, gegen die Leute einen hochfahrenden Ton annahm, den man ihr im Hause ihrer Mutter durchaus nicht angewöhnt hatte; sie dankte nicht, wenn man ihr bei Tisch einen Teller reichte, und forderte Bedienung, ohne ein Wort der Bitte dabei zu sagen.

Bis dahin hatte sich Emmeline nicht erwehren können, wenn sie mit ihrer Mutter durch das Vorzimmer ging, wo die Bedienten sich aufhielten, die bei ihrem Eintritt sich von ihren Sitzen erhoben, dies Zeichen der Ehrerbietung mit einer leichten Kopfbewegung zu erwidern; jetzt aber hielt sie es ihrer Würde angemessen, den Kopf noch einmal so hoch und steif zu tragen, wenn sie an ihnen vorüberging; wer sie jedoch beobachtete, konnte an ihrem Erröthen bemerken, daß ihr dies Betragen nicht ganz natürlich war. Ihre Mutter, Frau von Alten, die es gewahrte, hatte es ihr schon manchmal verwiesen, auch getraute sich Emmeline in ihrem Beisein nicht, sich diesen Manieren so ganz zu überlassen; sie nahm sie ganz besonders

in Gegenwart ihrer Cousine, Frau von Serre, an, die noch ganz jung, erst seit wenig Monden verheirathet, sehr reich, in ihrer Kindheit und ersten Jugend sehr verzogen war. Gegenwärtig wurde sie nun von ihrer Schwiegermutter, sowie von ihrem Manne, der gleichfalls noch sehr jung war, verzogen. Gewohnt auf Niemand in der Welt Rücksicht zu nehmen, als auf sich selbst, that sie dies am wenigsten gegen ihre Leute; auch klagte sie unaufhörlich über deren Unverschämtheit, weil der harte befehlende Ton, den sie gegen sie annahm, und ihre unendlichen Launen, diese zuweilen dazu anreizten, es an Achtung gegen sie fehlen zu lassen.

Emmeline, die erst vierzehn Jahr alt war und doch gern schon eine erwachsene Person vorstellen wollte, glaubte deshalb nichts Besseres thun zu können, als das Wesen ihrer Cousine nachzuahmen; sie sahen sich fast alle Tage, denn in der Stadt wohnte Frau von Serre in derselben Straße als Frau von Alten und im Sommer auf einem benachbarten Gute. Gegen die Leute ihrer Mutter wagte sie es freilich nicht, ihre ganze Ungezogenheit auszulassen, denn es waren dies meistens vieljährige Diener, die an sehr gute Behandlung gewöhnt, sie vielleicht gar ausgelacht haben würden, ohne sonst auf sie zu achten. Sie begnügte sich also, ihnen gegenüber weder höflich noch freundlich zu sein; die Leute bedienten sie nichts desto weniger, fanden sie aber, im Vergleich zu ihrer Mutter, die von ihrem Rechte ihnen zu befehlen so wenig Gebrauch machte, sehr unverständig.

Emmelinen entging dies nicht, und es war ihr oft gar nicht recht, daß sie sie ihrer Herrschaft nicht unterwerfen durfte; sie entschädigte sich aber dafür mit Margarethen, die auf den Gütern des Herrn von Alten geboren, gewohnt war, selbst die kleinen Kinder der Gutsherrschaft mit Respekt zu behandeln. Außerdem hatte sie bis dahin nicht die Ehre gehabt, zu der Dienerschaft des Schlosses zu gehören, wo man nur seit zwanzig Jahren gewohnt war, sie tageweise mit einigen untergeordneten Dienstleistungen zu beschäftigen. Als nun Frau von Alten, die ihre Redlichkeit kannte, in diesem Jahre auf's Land kam und sie ganz zu sich in's Haus nahm, um Emmelinen beim Ankleiden zu helfen und ihr Zimmer aufzuräumen, glaubte sie zu einem höhern Range gestiegen zu sein; aber ohne deshalb stolzer zu werden, betrachtete sie Fräulein Emmeline, die sie seit zwei Jahren nicht gesehen hatte, doch ganz wie eine Person, der sie Achtung schuldig sei und von der sie Alles zu ertragen habe.

Darum erwiderte Margarethe auch nie eine Silbe, wenn es Emmelinen gefiel, ihre Gewalt über sie zu gebrauchen und ihr harte Worte zu

sagen; sie beeilte sich nur, so sehr sie konnte, um entweder bald von Emmelinen loszukommen oder diese nicht noch ungeduldiger zu machen, und darum wurde sie nur noch schlechter behandelt.

Als sie eines Tages Emmelinens Zimmer aufräumte, wollte diese sie in's Dorf schicken, um einen Auftrag auszurichten; da Margarethe aber in ihrer angefangenen Arbeit fortfuhr, wurde Emmeline böse, weil sie es sehr sonderbar fand, daß man ihre Befehle nicht augenblicklich vollzog. Margarethe stellte ihr vor, daß wenn sie nach dem Frühstück, um zu zeichnen, in ihr Zimmer zurückkäme, sie dies nicht aufgeräumt finden und sie deshalb schelten werde, und doch Alles seine Zeit haben müsse. Emmeline hieß sie schweigen, weil sie sie ärgere. Frau von Alten hatte im Nebenzimmer Alles mit angehört, sie rief ihre Tochter und sagte: „Bist du auch ganz gewiß, Emmeline, daß du in deinem Streit mit Margarethen Recht hattest, denn wenn man einmal mit Dienstleuten einen solchen Ton angenommen hat, so wäre es äußerst unangenehm, sich später im Unrecht zu finden."

„Aber Mama," erwiderte Emmeline ein wenig beschämt, „wenn Margarethe, statt zu thun, was ich ihr heiße, sich einfallen läßt mir etwas zu entgegnen, so muß ich dem doch ein Ende machen."

„Du bist also, bevor du ihre Gründe gehört oder sie untersucht hast, schon so ganz gewiß, daß sie nicht gut sein können?"

„Mir scheint, Mama, Dienstleute haben immer Unrecht etwas zu erwidern, anstatt zu thun, was ihnen geheißen wird."

„Das heißt so viel als: sie haben Unrecht, auch wenn sie Recht haben, auch wenn man ihnen etwas Unmögliches befiehlt."

„Ach, Mama, diese Leute finden immer Alles unmöglich, wozu sie nicht Lust haben."

„Daran erkenne ich deine Cousine; ich möchte, liebe Emmeline, du hättest Verstand genug, dich mit deinen eigenen Thorheiten zu begnügen, statt noch die Anderer nachzuahmen."

„Ich brauche nicht erst meine Cousine dazu," antwortete Emmeline gereizt, „um zu wissen, daß Margarethe nicht die Hälfte von dem thut, was man ihr sagt."

„Wenn du keine andere Art weißt, dich von ihr bedienen zu lassen, als die du soeben anwendetest, so thut es mir leid, sie aus deinen Diensten nehmen zu müssen; ich bezahle sie, damit sie dich bedienen, nicht aber, damit sie sich schlecht behandeln lassen."

Frau von Alten sprach diese Worte in so ernstem Tone, daß ihre Tochter nichts zu erwidern wagte. Sie tröstete sich indessen mit ihrer Cousine darüber, die sie auf ein Stündchen zu besuchen kam, und beide stimmten darin überein, daß Frau von Alten nicht verstände, sich bedienen zu lassen. Emmeline hatte heute einen Unglückstag, sie hatte dies Gespräch mit ihrer Cousine in einer Allee des Gartens geführt, und beim Herausgehen sah sie ihre Mutter aus einem der nächsten Gänge herauskommen. Frau von Alten lachte über das Geplauder der beiden jungen Personen, welche sich anmaßten, ihr Betragen zu verurtheilen.

Als sie ihre erröthende Tochter ansah, zuckte sie ein wenig die Achseln und rief der vorbeigehenden Margarethe zu, einige Zweige, die den Weg verengten, hinwegzuräumen. „Sogleich," erwiderte Margarethe, „sobald ich den Truthühnern — die vor Hunger schrein — ihr Futter gebracht haben werde."

„Du hast wirklich Recht," sprach Frau von Alten, „ich verstehe nicht einmal, mich eher als meine Truthühner bedienen zu lassen; doch wahrscheinlich hält man mich für vernünftiger und weniger ungestüm als diese."

In demselben Augenblicke sahen sie Margarethe Alles, was sie in den Händen trug, auf die Erde werfen und eiligst auf das Haus zulaufen. „Ach guter Gott," rief sie, „ich habe vergessen Fräulein Emmelinens Zimmer zu verschließen, wie sie es mir befohlen hatte, ach guter Gott, ich muß schnell hinlaufen!"

„Ich gratulire dir, meine Tochter," sprach Frau von Alten, „ich sehe, du hast noch mehr Talent, dich bedienen zu lassen, als meine Truthühner."

Emmeline sagte nichts, sie sah nur ihre Cousine verstohlen an, wie sie zu thun pflegte, wenn man ihr etwas sagte, das ihr nicht gefiel. Da sich Frau von Serre in ihren wichtigen Besprechungen mit Emmelinen gestört fand und ihre Ansichten nicht vor ihrer Tante entwickeln wollte, deren Scherze, wie deren Verstand sie scheute, so ließ sie ihren Wagen wieder vorfahren, um in der Nachbarschaft einen Besuch zu machen. Ihre Kammerfrau begleitete sie auf diesen Ausflügen, da sie nicht gern ganz allein fuhr. Sie versprach zum Mittagessen wiederzukommen, und Emmeline ging zu ihren Blumen.

„Ach!" rief sie, als sie bei der Terrasse ankam, wo die zur Verzierung ihres Zimmers bestimmten Blumen standen, „der Regen dieser Nacht hat alle meine Rosen entblättert, mein Jasmin hat keine Knospe mehr! Mar-

garethe hätte sie wohl gestern Abend hereinnehmen können, aber die denkt an nichts, thut gar nichts!"

„Nun wahrlich, Fräulein," sagte Margarethe, die eben in der Nähe war, „ich wage nicht, Ihre Blumen anzugreifen, aus Furcht, einen Topf zu zerbrechen."

„Die meinigen hattest du wohl hereingetragen, Margarethe?" sprach Frau von Alten.

„Ja wohl, gnädige Frau."

„Es freut mich," sagte Frau von Alten, indem sie ihre Tochter ansah, „daß ich bedient werde, ohne Bedienung zu fordern."

„Aber Mama," versetzte Emmeline, „ich hatte ihr ja nicht verboten, meine Blumentöpfe anzufassen."

„Nein, aber wahrscheinlich schiltst du sie so sehr, wenn sie das Geringste zerbricht, daß sie nicht wagt sich dem auszusetzen."

„Das muß ich wohl, Mama," sagte Emmeline, indem sie die Treppe hinanstieg, um ihre Blumen hineinzutragen, „Margarethe ist so ungeschickt, so unaufmerksam, daß —" Indem sie dies sagte, entfiel ihr einer der Töpfe und brach in tausend Stücke.

„... Sie ist so ungeschickt, daß ihr zuweilen geschieht, was dir eben so gut begegnen würde, wenn du dieselben Dinge oft zu thun hättest," sprach Frau von Alten.

„Wirklich, Mama, was mir geschieht, ist ärgerlich genug, ohne daß man noch ...."

„Nun was noch, meine Tochter?"

Emmeline stockte beschämt über ihre Ungeduld, Frau von Alten nahm sie bei der Hand, ließ sie neben sich auf die Bank niedersetzen und sprach: „Wenn du wieder ruhig bist, meine Tochter, wollen wir vernünftig mit einander sprechen." Emmeline küßte schweigend die Hand ihrer Mutter, welche also fortfuhr: „Ist es dir denn so sehr unangenehm, liebes Kind, daß der irdene Blumentopf zerbrochen ist? er kann doch sogleich durch einen andern aus dem Gewächshaus ersetzt werden."

„Ja, Mama, aber ...."

„Es kann auch nicht deiner verblühten Anemone wegen sein, die du doch in's Land einsetzen wolltest, du hast dir nun die Mühe erspart, sie aus dem Topf zu nehmen."

Emmeline lächelte. „Ja, Mama, aber in solchem Augenblick hat man immer eine unangenehme Empfindung, welche macht, daß man nicht gern..."

„Gequält wird, nicht wahr, meine Tochter, und doch sind es gerade solche Augenblicke, in denen du die arme Margarethe schiltst und hart anfährst, als ob du ihren Verdruß und ihre Beschämung noch vermehren wolltest.“

„Aber, Mama, es ist ja ihre Schuldigkeit, achtsam zu sein auf das, was sie thut.“

„Mehr als deine, wenn du dich mit deinen eigenen Sachen beschäftigst? Du verlangst, daß man mehr Sorgfalt für deine Angelegenheiten haben soll, als du selbst dafür hast, und daß Margarethens Eifer die Ungeschicklichkeiten vermeide, die du selbst nicht vermeidest?“

„Aber was ich zerbreche, gehört mir, ich bin gestraft genug, anstatt daß sie ....“

„Nicht genug gestraft werden kann, weil sie dir einen Augenblick des Unwillens verursacht hat; ich sehe es wohl, dies ist nicht nur deine Meinung, du willst auch, daß es die ihre sein soll; denn du würdest es sehr übel nehmen, wenn sie dir beweisen wollte, daß du Unrecht hast.“

„Das wäre doch sehr lächerlich, Mama, wenn sich Margarethe einfallen ließe, mich zurechtzuweisen, wenn ich ihr etwas sage.“

„Freilich, wenn du übler Laune bist, soll sich Margarethe sagen: ich bin die Dienerin, also ist es meine Pflicht, die Vernunft und Geduld zu haben, welche Fräulein Emmeline haben sollte. Wenn mein Alter, meine Kränklichkeit oder irgend eine Schwäche meiner Natur mir zuweilen meine Pflichten erschweren, so muß ich das doch Alles muthig überwinden, aus Furcht, Fräulein Emmelinen einen Augenblick unwillig oder ungeduldig zu machen, weil sie das nicht ertragen kann. Wenn ihre Ungerechtigkeit mir weh thut, ihre üble Laune mich empört, ihre Einfälle mir thöricht und unerträglich scheinen, so habe ich mich doch zu unterwerfen, weil ich bedenken muß, daß Fräulein Emmeline ein armes kleines Geschöpf ist, von der man nichts Besseres verlangen kann.“

„Margarethe müßte sehr wenig Anhänglichkeit haben, wenn sie so etwas denken könnte,“ versetzte Emmeline sehr empfindlich.

In diesem Augenblicke kam Frau von Serre sehr aufgeregt und erzürnt zurück. Sie hatte ihren Besuch nicht gemacht. „Denken Sie sich nur, liebe Tante,“ rief sie Frau von Alten zu, „meine Kammerfrau verläßt mich, sie hat den Augenblick ausgesucht, wo sie bei mir im Wagen saß, um mir es anzukündigen. Ich habe sie aber auf der Landstraße aussteigen

lassen, sie mag sehen, wie sie zurückkömmt; gewiß werden Sie mir zum Nachhausefahren Ihre Kammerfrau mitgeben? Ich hatte die Person schon lange, ehe ich heirathete, nun verläßt sie mich. Man zähle nur auf die Anhänglichkeit solcher Leute!"

„Hattest du sie denn gern?" fragte Frau von Alten.

„O nein, gar nicht, sie ist langsam, unangenehm, ich würde eine andere genommen haben, wenn ich eine gefunden hätte."

Frau von Alten lachte. „Das ewige Verwundern und Klagen," sagte sie, „daß ein Diener der Herrschaft, der er mehrere Jahre gedient hat, nicht mehr ergeben ist, wenn es die Herrschaft doch ganz in der Ordnung findet, daß ihr an dem Diener nichts gelegen ist."

Frau von Serre bemerkte nicht, daß ihre Tante sich über sie aufhielt, allein Emmeline fühlte es wohl. Frau von Serre tröstete sich scherzend mit dem Vergnügen, sich einmal wieder unter der Obhut von Mamsell Bruck, Frau von Alten's Kammerfrau, zu befinden, die so ehrbar ihre Prise Tabak nahm und auf freiem Felde so feierlich ihre tiefen Verbeugungen machte, wie im Gesellschaftszimmer unter funfzig Personen. Da es sehr schönes Wetter und der Weg über's Feld nicht lang und angenehm war, beschloß man zu Fuß zu gehen. Emmeline sollte ihre Cousine begleiten und sodann mit Mamsell Bruck zurückkehren; im Vorbeigehen wollte man in einer Meierei, die fast am Wege lag, frische Milch trinken. Bald nach Tisch ging es fort, aber kaum waren sie an der Meierei angelangt, als der heitere Himmel sich umzog und der Regen bald darauf in Strömen niederfloß. Als sie sich nach einer Stunde, nachdem der Regen aufgehört hatte, wieder auf den Weg machten, standen die Felder voller Wasser. Frau von Serre war außer sich, nicht lieber gefahren zu sein, und Emmeline etwas empfindlich, daß ihre Cousine nur immer an sich allein dachte. Da sah sie von Weitem Margarethen mit einem Paquet kommen und rief: „Ach, da kommt Margarethe, die bringt mir gewiß meinen Mantel und Ueberschuhe." „Nein," sagte diese, als sie näher kam, „ich bringe der Mamsell Bruck ihren wattirten Rock und warme Schuhe, ich dachte, die Näſſe möchte ihr bei dem Rheumatismus, an dem sie leidet, leicht schaden."

„Da hättest du mir wenigstens bei Gelegenheit meine Ueberschuhe mitbringen können," sagte Emmeline verdrießlich.

„Fräulein hatten mir es nicht befohlen."

„Mamsell Bruck hatte es dir auch nicht geheißen."

„Aber,“ sprach Mamsell Bruck, indem sie jedes ihrer Worte feierlich betonte, „sie wußte, daß es mir sehr lieb sein würde; wirklich, Margarethe, ich bin dir sehr dankbar dafür.“

„Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan,“ sprach Margarethe, indem sie Mamsell Bruck ihren Ueberrock anziehen half; dann ging sie fort und ließ Emmelinen sehr verdrießlich darüber zurück, daß sie glaubte Mamsell Bruck mehr verpflichtet zu sein als ihr. Frau von Serre versuchte darüber zu scherzen, daß Mamsell Bruck von allen dreien am besten gekleidet und am besten bedient sei; aber da Mamsell Bruck nur sehr einsilbig darauf erwiderte, nahmen die Scherze bald ein Ende und die Klagen über den fehlenden Wagen fingen wieder an. Endlich als man sich der Landstraße näherte, erblickte Frau von Serre mit großer Freude ihren Wagen, der langsam des Weges daher gefahren kam. Sie warf sich schnell hinein, indem sie zu Mamsell Bruck sagte: „Sie brauchen mich nun nicht weiter zu begleiten, ich bin gleich zu Hause. — Adieu, liebe Kleine, wie gut, daß ich dir das letzte Stück Weg ersparen kann!“ Damit fuhr sie fort, ohne auch nur daran zu denken, daß sie Emmelinen zu ihrer Mutter Schlosse hätte zurückbringen sollen. Emmeline aber dachte daran und sah wohl ein, daß der Grundsatz ihrer Cousine, sich nicht um das Wohl ihrer Dienstleute zu bekümmern, dem viel allgemeineren Grundsatz, sich überhaupt um nichts als um ihr eigenes Wohl zu bekümmern, angehörte.

Diese Betrachtungen und die Vorstellungen ihrer Mutter ersparten der alten Margarethe einige Verweise. Allein Emmeline verstand doch nicht, sie mit Güte zu behandeln. Sie befahl ihr nur in einem scharfen, trockenen Tone und befahl eben immer. Sie fragte nichts danach, ob das, was sie ihr befahl, ihr in anderer Weise und zu anderer Zeit leichter oder bequemer zu thun gewesen wäre; sie bekümmerte sich überhaupt um nichts, was sie betraf; Emmeline fürchtete, eine solche Art von Vertraulichkeit könnte sie als ein Kind erscheinen lassen.

Ende des Sommers brachte Frau von Alten mit ihrer Tochter und Frau von Serre einige Tage auf einem Schlosse in der Nachbarschaft zu. Die Besitzerin desselben, Frau von Reinstedt, war eine junge Frau von vierundzwanzig Jahren, von sanftem, liebenswürdigem Charakter und besonders gütig gegen ihre Leute, die meist schon seit ihren Kinderjahren um sie waren. Alle liebten sie, es schien, als wenn Alles im Hause durch den Druck einer verborgenen Feder geschähe, ohne daß man nöthig hatte,

etwas zu sagen. Man erinnerte sich nicht, daß Frau von Reinstedt ihre Leute jemals gescholten hätte. Wenn sich einer derselben irgend ein Versehen hatte zu Schulden kommen lassen, so sah er seinen Fehler sogleich ein, noch eher, als die Herrin einen Verweis geben konnte. Emmeline sah mit Erstaunen, daß Frau von Reinstedts Güte ihrer Würde und ihrem feinen Anstand gar keinen Eintrag that, sie schien ihr im Gegentheil viel vornehmer als Frau von Serre, weil sie nie zu befehlen brauchte, wogegen sich diese nur durch vieles Reden, Lärmen und Schelten Gehorsam verschaffen konnte. Sie sah ferner, daß während man ihre Cousine wegen ihrer Launen und hochfahrenden Manieren auslachte, man Frau von Reinstedt nur mit Liebe und Hochachtung begegnete.

Zwei Tage war man beisammen, als die ganze Gesellschaft für den folgenden Morgen zu einem Feste eingeladen ward, welches einige Stunden davon stattfand. Die beiden jungen Frauen hatten Lust, in der Landestracht der Bäuerinnen dabei zu erscheinen. Emmeline besaß einen solchen Anzug, man ließ ihn holen, da er zum Muster dienen sollte, aber als ihn Frau von Reinstedt betrachtete, fand sie ihn sehr mühsam und fürchtete, ihre Kammerfrau werde nicht Zeit haben, ihn bis zum andern Morgen fertig zu machen, weil man schon zeitig ausfahren wollte.

„O, die meinige muß fertig werden," sprach Frau von Serre, „solche Launen lasse ich ihr nicht durchgehen; Sie, Liebe, verderben Ihre Leute, ich weiß das von Justinen, die die Cousine Ihrer Sophie ist; aber ich habe jener schon angekündigt, daß sie nicht erwarten dürfe, von mir eben so behandelt zu werden, denn das ist das Mittel, gar nichts von den Leuten zu erlangen."

Frau von Reinstedt antwortete nichts, es lag ihr wenig daran, ob Andere ihre Ansichten theilten. Frau von Serre eilte ihre Befehle zu ertheilen und Justine machte sich an die Arbeit. Als Frau von Serre Abends hinaufkam, war der Anzug schon ziemlich weit vorgerückt, aber er war nicht nach ihrem Geschmack, sie ward zornig, betheuerte, sie werde einen solchen Greuel nie tragen, es müsse Alles aufgetrennt und von Neuem angefangen werden. Justine versetzte, dies sei unmöglich, wenn man nicht die Nacht aufbleiben wolle. Frau von Serre erwiderte, das sei kein Unglück, sie solle es nur thun; Justine aber verweigerte die Nachtarbeit. Frau von Serre nannte sie eine Unverschämte, sie habe sich einzurichten, ihr den nächsten Morgen beim Erwachen den Anzug fertig zu bringen oder ihr nicht wieder vor Augen zu kommen.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, war der Anzug gerade noch so, wie sie ihn am Abend vor Schlafengehen verlassen hatte. Justine kam und bat um ihren Abschied. Frau von Serre gerieth in Zorn und schickte sie aus dem Zimmer, weil sie sie nicht mehr sehen wolle, und ließ Mamsell Bruck bitten, ihr beim Ankleiden zu helfen; sie erhob einen solchen Lärmen über das, was sie Justinens Frechheit nannte, und war so unvernünftig, daß das ganze Haus erfuhr, was ihr begegnet war, und sich daran ergötzte, weil man schon allerlei solche Geschichten von ihr erzählt hatte. Beim Frühstück zwang sie sich zu einem heiterern Wesen als gewöhnlich, um ihren Verdruß zu verbergen, der aber dennoch durchblickte. Sie sprach gar nicht von ihrem Anzuge und Frau von Reinstedt eben so wenig, da sie sich vorgenommen hatte, den ihrigen, falls er auch fertig würde, doch nicht anzuziehen. Emmeline war verdrießlich, weil ihre Mutter wünschte, daß sie ihren gleichfalls nicht tragen sollte, um ihre Cousine nicht zu ärgern.

Nach dem Frühstück trennte man sich, um sich anzukleiden, ging aber vorher noch in das Zimmer der Frau von Reinstedt, eine seltene Blume zu besehen, die der Gärtner eben gebracht hatte, als Sophie von der andern Seite durch eine Tapetenthür hereinkam und Frau von Reinstedts Anzug ganz fertig auf dem Arm trug. Alle bewunderten ihn, indem sie sich nicht enthalten konnten, Frau von Serre anzusehen, welche roth wurde.

„In der That, Sophie," sagte Frau von Reinstedt etwas verlegen, „ich hätte nicht gedacht, daß du fertig werden könntest."

„O, gnädige Frau," sprach Sophie unbesonnen, „meine Cousine hat mir geholfen, wir sind sehr zeitig aufgestanden."

Diese Cousine war nun eben Justine, Frau von Serre wurde noch röther und Frau von Reinstedt erröthete ebenfalls; die Andern hatten Mühe, das Lachen zu verbergen. Emmeline bemerkte es, und von der Zeit an erschien ihr ihre Cousine eben so thöricht, als sie wirklich war. Man bestand darauf, daß Frau von Reinstedt das Kleid anziehen müsse und Emmeline das ihrige. Da Frau von Reinstedt heute ihre Schwester vorstellen wollte, so blieben beide fast den ganzen Tag zusammen, was Frau von Alten sehr gerne sah, weil Frau von Reinstedt äußerst verständig war; Emmeline fand sie so gut und liebenswürdig, daß sie sie sehr lieb gewann.

Frau von Reinstedt betrachtete einige Male ihr Kleid und sagte: „die arme Sophie muß sehr fleißig gearbeitet haben, es ist wirklich sehr mühsam;" und weil Frau von Reinstedt Emmelinen gefiel, so fand sie an ihr

lobenswürdig, was sie kurz vorher unter ihrer Würde gehalten haben würde; auch empfand sie außerdem noch, wie wohlthuend es sein müsse, Beweise der Anhänglichkeit und Liebe zu empfangen. Sie war sehr vergnügt bei dem Feste, allein die Hitze, die ungewohnte Ermüdung und vielleicht eine Erkältung zogen ihr ein Fieber zu, das zwar nicht gefährlich war, sie aber doch längere Zeit an's Bett fesselte. Eines Tages, da sie im Fieber lag, hörte sie Margarethe, die sich sehr um sie bemühte, sagen: „Die arme Kleine, ich will sie recht sorgsam pflegen, obwohl ich weiß, sie wird mich wieder schön quälen, sobald sie nur gesund ist."

Emmeline fühlte sich sehr gedemüthigt, daß sie Margarethens Edelmuth in Anspruch nehmen müsse, und doch hatte sie ihre Hülfe oft nöthig, denn da sie sehr schwach war, brauchte sie sie fast zu jeder Bewegung, die sie machen wollte. Nun mußte sie wohl lernen weniger hochmüthig sein, mußte einsehen, wie wenig die Macht eines Wesens sagen will, das sich nicht allein helfen kann. Sie erkannte, daß wenn die Dienstleute der Herrschaften zu ihrem Lebensunterhakt bedürfen, die Herrschaften dagegen, welche der Wohlstand an eine Menge Bedürfnisse und Verweichlichungen gewöhnt hat, wiederum unaufhörlich der Dienstleute zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens brauchen. In der Folge machte sie auch die Erfahrung, daß ein treuer, fleißiger Diener immer eine Herrschaft findet, die ihn belohnt, während eine Herrschaft, wenn sie auch bezahlt, nicht immer Diener findet, die ihr mit Eifer und Anhänglichkeit dienen; darum muß der Herrschaft am meisten daran gelegen sein, daß der Diener zufrieden sei. Sie kehrte zu ihrem natürlichen Wesen zurück und gewann dadurch die Liebe ihrer Umgebung.

Dichtungen

von

Isabella Braun.

1. Gott hat Alles gut gemacht.

Hoch in dem fernen Norden
Ist gar ein kaltes Reich;
Sein Name ist geworden
Dem Todeslaute gleich.

Der Oede und der Trauer
Muß es ein Sinnbild sein,
Denn alle Erdenschauer,
Sibirien, sind dein!

Und doch hat Gottes Güte
Erbarmend drauf geruht,
Sein liebendes Gemüthe
Gewährt ihm treue Hut.
Wenn auch die Blicke schweifen
Nicht über frisches Grün,
Und wenn des Bächleins Streifen
Sich schlängeln nicht dahin.

Es ziehen Bergesketten
In wunderhehrer Pracht
Durch diese öden Stätten
Und bieten reichen Schacht.
Denn tief in ihrem Innern
Da leuchtet's hell und rein;
In allen Farben schimmern
Die schönsten Edelstein'.

Dort ruht das Gold verborgen,
Das manchem Erdenkind
Die Thränen bittrer Sorgen
Getrocknet wunderlind.
Da liegt auch still bescheiden
Des Silbers Zauberstab,
Der manchen Erdenfreuden
Die Auferstehung gab.

Und wenn die Frühlingssonne
Begrüßt den Bergeskranz',
Dann hält die Frühlingswonne
Auch dort den Frühlingstanz;
Dann ruft die Frühlingsmilde
Ein Blümlein auch hervor
In Alpenröschens Bilde
In Alpenröschens Flor.

Denn Gottes mild Erbarmen
Wacht über jedem Land;
Er lässet nicht verarmen
Was ging aus seiner Hand.
Wo Gott ein Glück entzogen,
Reicht er ein andres dar,
Und hat so aufgewogen,
Den Mangel wunderbar.

2. Prüfe zuvor, dann erst urtheile.

So wallt durch's Erdenleben
Auch mancher Erdensohn,
Dem Menschenzungen geben
Nur kalten Spott und Hohn.

Weil ihn kein eitler Schimmer,
Kein eitler Tand verklärt,
So glaubt man: er sei nimmer
Der Lieb' und Achtung werth.

Und weil an seinem Wesen
Manch rauhes Zeichen klebt,
Ist er zur Schmach erlesen,
So lang er wirkt und lebt.

Denn ob in Geist und Herzen
Erglänz' ein Wunderlicht,
Verborgen nur durch Schmerzen,
Dies frägt die Menge nicht.

Und ob sein inn'res Leben
Auch reich an Liebe sei,
Ob rein und gut sein Streben,
Das ist ihr einerlei.

Denn ach! hinabzusteigen
In's innere Gezelt,
Zum stillen Sein sich neigen,
Ist ja nicht Brauch der Welt!

Du aber blick' nach Innen
Und leuchtet es nur hier,
So lern' es lieb gewinnen
Auch ohne äuß're Zier.

Der Stein, der im Wege liegt.

Von
Thekla v. Gumpert.

Ein Diener des Herrn, welcher von Liebe und Geduld zu predigen gewohnt war, trat zu einer würdigen Matrone, deren Augen sich mit Thränen gefüllt hatten. „Ich finde dich weinend," sprach er, „und du hast so viel Glück auf deinem Lebenswege gefunden! Warum sehe ich die Zeichen der Betrübniß in deinen Zügen? Wenn du dein vergangenes Leben betrachtest, so findest du Ursache dich zu freuen, und auch die Gegenwart ist dir freundlich gestaltet. Du bist Mutter wohlgerathener Söhne, welche der Welt Achtung erworben haben. Nahrungssorgen drücken dich nicht und du erfreust dich deiner Gesundheit. Du hast den Herrn gefunden und ruhst zu seinen Füßen und darfst beseligt in sein Mittlerauge schauen."

Die Matrone, zu welcher der Prediger des Wortes Gottes also gesprochen, hatte stillweinend zugehört; bei dem Schluß der Rede flossen ihre Thränen stärker. Nachdem sie sich gefaßt hatte, erwiderte sie: „Du hast wahr geredet, Freund, ich habe viel Glück erfahren während meines langen Lebens; aber es liegt dennoch ein Schmerz in mir, der mir zum bittern Kelch geworden ist. Die Söhne, welche Gott mir gegeben hat, sind brav und genießen die Achtung der Welt; aber es fehlt ihrem Innern die Glückseligkeit, der Friede des Himmels, welcher in mir liegt. Der Weg zum Herrn ist ihnen verschlossen. Was ich auch zu thun versuche, sie zu Ihm zu führen, es mißlingt mir. Siehe, das betrübt mich, ich habe keine Ruhe, denn ich meine, ich sei berufen, ihnen das Heil der Seele zu reichen."

Der Prediger erwiderte: „Als die Frauen zum Grabe Christi gingen, sprachen sie unter einander: „„Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?"" Und sie sahen dahin und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzet war. Meine Tochter, du bist schwach wie die Frauen, welche zu jenem Grabe gingen; aber Er, der den Eingang öffnete, ist stark. Er ist die Allmacht. Er kann auch andere Steine, welche den Weg zum Herrn verschließen, aus dem Wege räumen."

Merkwürdige Lebensgeschichte einer Schildkröte.

Von
Aurelie.

Vor mehreren Jahren (1847) kaufte ich in Mailand die kleine Heldin dieser Mittheilung; sie stammt aus Griechenland, unter dessen blauem Himmel ihr Geschlecht auf sonnigen Felsenkanten häufig angetroffen wird und ein ziemlich müßiges Leben zu führen scheint. Wie unsere Kröten klemmen sie sich gern zwischen Steinen ein, suchen aber nicht wie jene die feuchten, sondern die sonnedurchwärmten dazu aus und überlassen sich so, ich weiß nicht, ob süßen Träumereien, aber doch einer dem nicht wachen Zustande sehr ähnlichen Indolenz. Schiffer bringen diese kleinen Schildkröten oft nach Venedig. Durch welchen Zufall die meinige nach Mailand gerathen war, kann ich nicht sagen, und diese Lücke in ihrer Biographie mag uns noch manche interessante Schicksalsfügung bergen; halten wir uns aber an die geschichtlich erwiesenen Thatsachen.

Meine erste Begegnung mit der kleinen, zwischen ihren zwei Schalen eingeklemmten Amphibie fand unweit des weltberühmten Domes statt, wo ein Vogelhändler feil hielt und die schimmernden Vögel im reichen Farbenschmuck unsere Augen auf sich zogen; wir traten näher. Da bemerkten wir auf dem Grunde eines Vogelbauers die langsam kriechende, kleine Schildkröte, deren traurige Gestalt hart abstach gegen die glänzenden und schmetternden Vögel, die leichtsinnig von einem Holzstäbchen zum andern flatterten. Zwar schien der Eingriff in ihre Freiheit ein größerer, denn ihr leichter Flug hätte sie über Bäume und Berge, über Länder und Meere tragen können, während die Schildkröte für ihre phlegmatischen Spaziergänger-Gelüste Raum genug behielt in dem weiten Käfig. Aber ihre Sehnsucht nach der Freiheit sprach sich dennoch lebhafter aus. Immer am Rande des Vogelbauers hinkriechend, streckte sie den Hals weit hervor, um die Welt jenseits der Drahtstäbe zu sehen. Ihr Auge haftete lange und scheinbar beobachtend auf uns, als hätte sie Hülfe von uns erwartet. Wohl möglich, daß ich all' die Intelligenz, die ich an ihr zu bemerken glaubte, in sie hineinlegte, aber das Thier flößte mir großes Mitleid ein. — Der Vogelhändler bot mir seine schönen Vögel zu wiederholten Malen an; ich fragte, ob er auch die Schildkröte verkaufe. „Von Herzen gern," sagte er lachend. „Hätte ich ihrer mehrere, ich wäre sie schon längst zu einer



Zu „Lebensgeschichte einer Schildkröte.“

Suppe losgeworden, aber so einzeln kauft sie Niemand und es ist auch eigentlich mein Handel gar nicht. Das Beste ist, sie kostet kein Futter, denn seit einem Jahre, daß ich sie habe, fraß sie nichts." Ich äußerte die Furcht, daß sie krank sei und bei mir verhungern werde; aber der Mann beruhigte mich mit der Versicherung, daß sie aus dem Wasser, das sie gern schlucke, hinreichende Nahrung ziehe. Ich solle ihr aber nur zuweilen auch ein Blatt Salat anbieten, es käme doch einmal der Tag, an welchem sie fressen würde. Er empfahl mir noch, sie im Winter am warmen Ofen zu halten und darauf trug ich für einen Franken das Thierchen davon. Ich bereute meinen Kauf nicht, denn wenn mich am Tage die Merkwürdigkeiten Mailands erbaut hatten, fand ich am Abend in meiner Wirthshausstube in dem kleinen lebendigen Wunder auch genug Stoff zu allerhand Betrachtungen, und die einsame Schalenbewohnerin, die in dem Zimmer sich schon einen Lieblingsplatz ausgesucht hatte, wollte mir zuweilen wie ein verzauberter Geist vorkommen. Sie schien mich sehr bald zu kennen und ward täglich zahmer, so daß ich sie zuletzt auf der Hand mit mir herumtragen konnte und sie auf der Rückreise im Wagen am liebsten den Platz auf meiner Schulter einnahm. Ihr Trieb zu klettern hatte da freilich das höchstmögliche Ziel erreicht. Wir bemerkten nie, daß sie vielleicht mit Befreiungsplänen umging, und ich glaube noch jetzt, daß sie einst sehr wider ihren Willen von uns getrennt ward. Unsere Versuche, ihr irgend einen materiellen Lebensgenuß zu verschaffen, blieben erfolglos, sie verschmähte jede Kost. Nur ein Bad in irgend einem Brunnen, an welchem wir vorüberkamen, ließ sie sich gar gern gefallen. Sie schwamm dann höchst behende und gewöhnlich versammelte sich die jugendliche Bevölkerung des Orts zahlreich, um die neue Erscheinung zu bewundern.

So hatten wir beinah die Heimath erreicht, als wir, noch 1½ Tagereisen von dem Ort unserer Bestimmung entfernt, eines Morgens die Schildkröte vermißten. Vergebens ward der Wagen durchsucht, sie mußte herausgefallen sein. Der Diener wollte sie noch vor wenigen Augenblicken gesehen haben. Wir stiegen also aus, und die Reisegesellschaft suchte ihre Spuren auf dem Wege, im Chaussee-Graben, auf den Stoppeln der Felder. Aber die Schildkröte war und blieb verschwunden. Wie bedauerte ich nun, sie nicht in Mailand gelassen zu haben; denn beim herannahenden Winter mußte sie ja bald erfrieren. Zu meiner Beruhigung ward im nächsten Dorfe angehalten. Wir suchten die Wohnung des Pastors auf und baten, diesen unsern Verlust bekannt zu machen und dem Finder der Schildkröte

eine gute Belohnung zu versprechen. Auch ließen wir natürlich unsere Adresse zurück und hofften, sobald wir D. erreicht hatten, es werde die Schildkröte nachfolgen. Aber wir hofften umsonst. — Einige Wochen darauf schrieb uns der freundliche Pastor, alle Nachforschungen in der Gegend seien fruchtlos gewesen.

Die kleine Schildkröte und ihr hartes Schicksal, das ich durch Unachtsamkeit verschuldet zu haben glaubte, war endlich auch vergessen und verschmerzt und das „Friede ihrer Asche!“ längst über sie ausgesprochen.

Fünf Jahre gingen vorüber, Jahre von ernster Bedeutung, über welche man wohl mehr als eine Schildkröte vergessen konnte, als wir im Herbst 1852 den folgenden Brief vom Landgericht aus S. erhielten:

„In unserer Gegend ward kürzlich beim Trockenlegen eines Teiches die ganz ungewöhnliche Erscheinung einer Schildkröte von einem hiesigen Fischer aufgefunden. Dies Ereigniß machte viel Aufsehen und ward auch in unserer Nachbarschaft bekannt. Bereits waren dem Finder ansehnliche Trinkgelder für das Thier geboten, dessen auffallende Zahmheit es dem Fischer und seinen Kindern besonders werth macht. Da läuft aus einem drei Meilen von uns entfernten Orte die Kunde ein, Ew. Hochgeboren haben im Herbst 1847 eine Schildkröte dort verloren und eine namhafte Belohnung dafür ausgesetzt; das Landgericht ersucht daher, die genaue Beschreibung dieses Thieres einzusenden, das doch aller Wahrscheinlichkeit nach das aufgefundene sein dürfte.

Das Landgericht zu S.
Der Landgerichtsrath v. W.“

Es blieb uns nun natürlich kein Zweifel, daß das Wunder des Teiches unsere verlorene Schildkröte sei. — Unser Erstaunen darüber war groß, und freudiger als weiland Abukasem seine wiedergefundenen Pantoffeln, empfingen wir die Kunde von dieser wunderbaren Auffindung. Das Thier hatte also drei Meilen bis zu dem Teiche zurückgelegt, hatte instinktmäßig die Nähe des Wassers gefühlt, es aufgesucht, um unter der harten Eisdecke des Winters ein wärmeres Obdach im Wasser zu finden, welches ja nie so kalt ist als die Luft; es hatte fünf Jahre einsam im fremden Lande und die einzige ihres Geschlechts ohne Abwartung und Pflege in dem ungewohnten Clima überstanden. Welche wunderbaren Schicksale! und wie merkwürdig, daß die Schildkröten, wie daraus erhellt, auch zu uns verpflanzt werden könnten.

Wir mußten manchen Brief wechseln, ehe sich die unzweifelhafte Identität unseres Eigenthums klar herausstellte. Die kleine Schildkröte war nun einmal den Gerichten verfallen, und der Gang der Justiz ist oft eben so breit und langsam, als der der Schildkröten selbst.

Während nun Signalements hin und her wanderten, in welchen die Physiognomie u. s. w. der kleinen Wühlerin auf's genaueste detaillirt wurde und sich die Beschreibung mit der Erscheinung der Landflüchtigen immer vollkommener übereinstimmend erwies (nur ihr Schwanz war etwas gewachsen), hatte man dies fragliche Subjekt bei dem Herrn Landrath v. W. deponirt bis zu der endlichen Entscheidung ihres Geschicks. Sie fand dort in einem zahlreichen Familienkreise die allerlebhafteste Theilnahme, und als endlich gegen Weihnachten mir die Rücklieferung der Schildkröte angekündigt wurde, schrieb mir die Frau Landräthin, daß die Trennung ihren Kindern recht schwer falle. Täglich war sie in einem geräumigen Faß gebadet worden, und ihre jungen Freunde hatten herausgefunden, daß sie das Wasser am liebsten schlucke, wenn Obstschalen darin herumschwammen. Auch wollte die Frau Landräthin selbst bemerkt haben, daß sie eine besondere Freundin der Musik, und zwar der guten Musik sei, und daß sie stets aus dem dunkelsten Winkel der Stube, in welchem sie die rauhen Tage zu verschlafen pflegte, hervorgekommen sei, sobald eben Jemand gut Clavier gespielt habe. Die Uebungen der Kinder hatten sie in ihrer Ruhe nicht gestört. Hier will ich nun wohl glauben, daß unsere Schildkröte weniger Kennerin war, als man es ihr zutraute, dagegen für die lauteren Töne empfänglicher als für das harmlose Klimpern kleiner Händchen. Später ist mir wohl von einem Naturforscher erzählt worden, daß man bei großen Schildkröten dieselbe Vorliebe für Musik bemerkt habe, und zwar eine deutliche Unterscheidungsgabe verschiedener Instrumente, so daß z. B. die Töne des Horns oder der Flöte sie angezogen, während sie die Violine eher zu fliehen schienen. —

Der große Tag, an dem unsere Schildkröte vermöge der Eisenbahn von S. nach D. reisen sollte, kam endlich heran. Mit einigem Herzklopfen holten wir das Paket von der Post ab und öffneten es noch bedächtiger. Wie wenn sie nun die Reise, die sie doch nicht wie ihre große Entdeckungsfahrt freiwillig unternommen, nicht überstanden hätte? Was mochte sie von der plötzlichen Gefangenschaft in dem dunkeln Raume einer mit Stroh und Luftlöchern zwar wohl versorgten Schachtel gedacht, wie sich das Rütteln auf der Bahn erklärt haben? Hierüber weiß ich nichts zu sagen.

Sobald wir aber ihr Gefängniß geöffnet, streckte sie den Hals heraus und meldete sich lebendig, denn sie machte sogleich Anstalt, aus der Schachtel herauszuklettern.

Sie führte nun bei uns ein stilles, ich glaube, befriedigtes Dasein, da ihre geringen Bedürfnisse (gefressen hat sie noch niemals etwas) stets berücksichtigt wurden. Den Winter verschlief sie zum größeren Theil hinter der verborgenen Ecke des Ofens, die ihr ein warmes Obdach gewährte. Nur wenn ungewöhnlich schönes Wetter eintreten sollte, wachte sie auf und ging plötzlich gemächlich im Zimmer auf und ab, die Sonnenstrahlen, die noch kommen sollten, schon während des Regens oder Sturmes verkündend. Sie ward uns dadurch ein lebendiges Wetterglas und niemals schlug unsere Beobachtung fehl. Stand Frost bevor, so verkroch sie sich tiefer als gewöhnlich und war selbst, wenn man sie hervorzog, nicht zu erwecken.

Mit den zunehmenden Tagen wachte sie häufiger auf und nahm mehr Nahrung, d. h. mit Milch und Obstschalen gewürztes Wasser zu sich. Es begannen auch für sie im Garten und auf dem Balkon unseres Hauses schöne Tage, und ich wollte, ich könnte hier meinen Bericht über unsere Pflegebefohlene enden. Aber leider standen ihr noch schwere Schicksale bevor. Wir sollten eine längere Reise in das Bairische Hochland antreten, und es war schon beschlossen worden, die Schildkröte, um sie nicht abermaligen Befreiungsgelüsten auszusetzen, unterdessen einer meiner jungen Freundinnen anzuvertrauen. Aber ihr Drang nach frischer Luft ließ sie stets den Balkon des Hauses zu ihrer Residenz erwählen und von dort stürzte sie sich gelegentlich zu wiederholten Malen herab, wobei sie ihren Kopf so klug einzog, daß sie unbeschädigt davon kam und ihrer harten Schale der Fall aus der ersten Etage keinen Schaden brachte. Zweimal war sie uns wiedergebracht worden; aber sie konnte auch einmal ganz verloren gehen; wir beschlossen daher, sie dennoch mit auf die Reise zu nehmen, wo das arme Thier mindestens den ganzen Tag im Freien sein konnte, und wir versprachen uns, diesmal besser auf sie Acht zu haben. Wirklich schien es auch, als hätten wir nicht Ursache, diese Maßregel zu bereuen. — Die stille anspruchslose Reisegefährtin störte Niemand, machte keinen neuen Fluchtversuch und regte sich fröhlicher und behender, als in der Stubenluft daheim. Was ihr Verderben bringen sollte, war die Theilnahme des Publikums; wo wir rasteten, war sie stets der Gegenstand der Bewunderung. Zumal in dem bairischen Gebirge machte sie großes Aufsehen. „A Schildkrot, a Schildkrot!“ riefen die Kinder. Mägde und Burschen stellten

sich um sie herum, ließen sie schwimmen, klettern und allerhand gymnastische Uebungen ausführen. Von der Naturgeschichte der Schildkröten hatte jeder einen dunkeln Begriff, und am häufigsten hörten wir die Phrase wiederholen: „Da darf a Wogen drüber fahren, 's thut em nix." Diesem Irrthum zu begegnen und die Leute zu unterrichten, daß dies wohl mit den großen Schildkröten, aber nicht mit den kleinen der Fall sei, hielten wir nicht immer der Mühe werth; denn daß die Theorie auf eine grausame praktische Weise versucht werden könnte, fiel uns nicht ein. Aber leider geschah es so: eines Morgens fanden wir unsere Schildkröte scheinbar leblos und im Blute schwimmend in der Ecke des Wirthshauszimmers. — Während wir eine nahe Kirche in Augenschein genommen, hatte ein Hausknecht die Festigkeit ihrer Schale prüfen wollen, war mit seinen stark mit Nägeln beschlagenen Stiefeln auf sie getreten und hatte vermuthlich mit aller ihm zu Gebote stehenden geistigen Beschränktheit und physischen Kraft die Festigkeit ihrer Schale untersucht. Die obere Schale hatte dem Angriff Widerstand geleistet, die untere aber war unterhalb der Brust gesprungen, ein Stück war sogar herausgebrochen, und es schien außer allem Zweifel, daß die unglückliche Schildkröte das Opfer des wissenschaftlichen Durstes eines übel berichteten Hausknechts werden müsse. Indessen versuchten wir, was in unsern Kräften stand, ihre sichtbaren Leiden zu mildern. Das arme Thierchen trank aber durch Wochen nichts mehr, das Kriechen ging täglich kümmerlicher von Statten, und wir konnten daher, als wir das Ziel der Reise, das Bad Kreuth, erreicht hatten, nichts für sie thun, als ihr möglichst viel Luft und Sonnenstrahlen verschaffen. Da sie kaum mehr die Kraft hatte, diesen nachzuschleichen, (sie pflegte sonst immer im Zimmer mit der Sonne vorwärts zu rücken), beschloß ich ihr ein Obdach im Freien zu verschaffen. Es ward ihr daher an einem versteckten Platz im Grase ein Bretterverschlag gebaut, wo sie die warmen Sommertage und Nächte genießen konnte. Nah dabei stand die Hütte eines alten Invaliden, der, nachdem er Anfangs große Scheu vor der neuen Thiergestalt gezeigt hatte, doch alsbald vertraut mit der Schildkröte ward und sich ihrer anzunehmen versprach. Er brachte ihr häufig Wasser, und eines Tages meldete er mit Jubel, daß sie zum ersten Male wieder getrunken habe. Auch schien die Schale allmälig wieder zuzuwachsen, obwohl sie weich und an vielen Stellen feucht blieb, und sie begann wieder ihre langsamen Schritte zu prüfen. Ihr Gang war noch lange behindert, aber die grüne Sommerfrische, die sie im Busche am Bergesabhang bewohnte und wo sie

je nach Verlangen und Bedürfniß Sonne und Schatten fand, that ihr sichtbarlich wohl. Der Invalide, der Zeitlebens als Einsiedler gelebt und bis dahin weder einen Hund noch eine Katze besessen hatte, sorgte wahrhaft väterlich für seinen Schützling und sein Mitleid mit dem Thier ging bald in Liebe über. Da die Füchse in der Gegend häufig sind und er gegen Abend einen dieser Wilddiebe um die Behausung der Schildkröte hatte herumschleichen sehen, trug er sie des Nachts in seine Hütte und freute sich daran, daß der kalte Gast den Platz in der Ecke seines Bettes nicht verschmähte. Nach und nach gewöhnte er sich so an sie, daß er sie selten in ihren holzumzäunten Platz zurücktrug, sondern ihr lieber zusah, wenn sie auf dem Grasplatz vor seiner Thür hin und her kroch, während er Holz sägte oder Kartoffeln schälte. Bald versammelten sich nun die Badegäste des nahgelegenen Ortes auch um die Schildkröte, und wir dachten schon daran, sie dem Invaliden, der vielleicht durch seinen Pflegling die allgemeine Theilnahme mehr als ehemals erregte und manches Trinkgeld gewann, ganz zu überlassen, als er eines Morgens kurz vor unserer Abreise verstört in unser Zimmer trat. „Haben Euer Gnaden den Schildkrot abgeholt?“ fragte er. — „Nein,“ sagten wir, „ist sie denn nicht bei Dir?“ — „Saker,“ rief der Bekümmerte, „Saker, dann ist's gestohlen. Schon seit einer Stunde fehlt's mir, gerad' heut trag' ich's zurück auf seinen Platz, weil ich in den Wald mußte Holz fällen. Sicher hat's o vermaledeiter Bub aus dem Dorf aufg'spürt und fortg'tragen.“ Und es fehlte nicht viel, daß der arme Mann geweint hätte. Wir boten alle Mittel auf, ihn zu beruhigen. Unsere Belohnung seiner bisher der Schildkröte geleisteten Dienste schlug er beharrlich aus und schwor allen Knaben im Dorfe ewige Rache. „Vielleicht aber,“ sagten wir, „ist sie auch selbst über ihren Zaun geklettert, ihre Kräfte kehren ja wieder, und sie klimmt trotz ihrer schwerfälligen Gestalt merkwürdig geschickt.“ Da stürzte er eilends fort, kam bald wieder und sagte: „ja, so werde es auch sein, der Wassernapf sei umgestoßen und Spuren ihrer Schritte fänden sich im feuchten Sande vor, nun wolle er sie schon wiederfinden!“ Vergeblich stellten wir ihm vor, wie fruchtlos seine Bemühung sein werde, im Dickicht des Waldes ein so kleines Thier suchen zu wollen. Aber das Unwahrscheinlichste gelingt oft der Beharrlichkeit. Drei, vier Stunden suchte der Invalide im Grase, im Walde, vergeblich, — endlich kletterte er den Berg hinan und fand, ungefähr auf eine Stunde Entfernung, unsere Schildkröte, die sich auf einem nackten Felsen behaglich sonnte. — Ich werde sein strahlendes



Cephalotus. *Nepenthes.* *Saracenia.*

Gesicht, als er sie uns noch kurz vor der Reise abliefern konnte, nicht vergessen. Unsere Dankbarkeit blieb nicht hinter seiner Freude zurück und vermehrte diese wo möglich.

Was unser Thierchen betrifft, so benahm es sich auf der Rückreise höchst vernünftig und hatte bis jetzt keine weiteren Abenteuer, vor denen wir es auch nach Kräften zu schützen suchen. Sie ist fast noch zahmer und scheinbar auch intelligenter geworden. Zwar huldigt sie wie ehemals dem Gott des Schlummers noch immer, aber sie erwacht doch regelmäßig zu unserer Frühstücksstunde und findet sich ein, dann wird sie mit Milch und Wasser erfrischt. Hoffentlich ist ihr zukünftiges Leben weniger stürmisch, als die vergangenen Jahre es waren, und ich werde keine weiteren Kreuz- und Querzüge von ihr zu erzählen haben.

Pflanzenbrunnen.

Von

Hermann Wagner.

Der Weg, welcher von meiner Wohnung nach dem nahgelegenen freundlichen Städtchen führt, streift ein kleines Lustwäldchen am Nordabhange des Johannisberges, eines sanft abgerundeten Bergzuges vom Teutoburger Walde. Einige prachtvolle Edeleschen ragen mit starken, schnurgeraden Stämmen zu bedeutender Höhe empor und breiten oben eine mächtige Krone aus schön geschwungenen Aesten. Mehrere alte Fichten bilden den dunkeln Hintergrund. Auf dem Schwarzgrün ihrer zottigen Zweige hebt sich der weiße Stamm und das frische Gelbgrün einer Hängebirke malerisch ab. Rechts ragen mehrere obeliskenförmige Pappeln und im Mittelgrunde, so wie zwischen den größern Stämmen füllen Ahorne, Kastanien, Buchen und verschiedene Ziersträucher die Räume. Es ist ein liebliches Plätzchen. Finken brüten dort ungestört im traulichen Nest. Meisen klettern mit hellem Ruf von Zweig zu Zweig und spielen mit ihrem possirlichen Wesen die Rolle der Papageien im Kleinen. Ein Zaunkönig macht sich mit seinem bunten, angenehmen Gesange im dichten Spiräenstrauche bemerklich und vor Allem wohnt hier im Wonnemonat die Meistersängerin Nachtigall. — Wenn aber die Nordwestwinde von der Nordsee und von Hollands Ebenen feucht herüberstreichen, und am Gebirge sich stauend, ihren über-

reichen Wassergehalt in Form zarter Nebelbläschen sichtbar machen, so bietet jenes Wäldchen ein interessantes Schauspiel dar. Nebelhaufen ziehen über die Fruchtfelder an den Abhängen des Berges und längs der Straße, die Feuchtigkeit der Luft macht sich zwar dem Gefühle des Wanderers bemerklich, der von Kalkstaub bedeckte Weg ist aber noch trocken. Im Wäldchen dagegen scheinen die Wolkenmassen sich festzusetzen. Hier stauet sich der Wind und nöthigt sie zu längerem Verweilen. An den Blättern und Zweigen setzen sich höchst zarte Wasserperlen an, werden allmälig größer und größer, bis sie sich zu Tropfen vereinigen, die von den dünneren Aesten herab zur Erde träufeln oder am Stamme entlang zu Boden rieseln. Es regnet im Walde beim Nebelwetter von den Bäumen, während es im Freien höchstens trübe ist. Der Waldboden ist feucht, selbst am Rande des erwähnten kleinen Lustwäldchens sickert ein Quell zu Tage, der in der feuchten Jahreszeit eine schwache Wasserader den Weg entlang sendet.

Machen wir einen kleinen Ausflug in einen Wald der heißen Zone! Die Siebenmeilenstiefeln unserer Phantasie gewähren uns die Genüsse desselben und schützen uns vor seinen Gefahren. Wir folgen dem Laufe eines der vielen kleineren Nebenflüsse des Magdalenenstromes. Da es trockene Jahreszeit ist, enthält das Flußbett wenig Wasser und läßt an beiden Seiten einen breiten Streifen Geröll als kunstlose Straße; Spuren des Hochwassers! Der Himmel ist tiefblau, die Sonne sendet Feuer herab, eine drückende Schwüle lastet zur Mittagszeit auf der Landschaft. Wir biegen, um kühlenden Schatten zu suchen, in eine Seitenschlucht ein, die durch ihren dichten Pflanzenwuchs dazu einladet. Schlanke Palmen beugen ihre Fiederkronen, durch dichte Massen von Schlinggewächsen belastet. Großblättrige Aroideen klettern an Lorbeer- und Myrthen-artigen Laubhölzern empor. Ein Paar Seidenäffchen huschen ängstlich aus den gewaltigen Blättermassen der Heliconien und verschwinden vogelschnell droben im dichten Blattgewirr. Sie sind uns ein Zeichen, daß kein Jaguar oder Puma in der Nähe lauert. Wir beugen die Büsche der Carludovicen und Solaneen zur Seite und stehen unter dem seidengrünen, artgefiederten Baldachin eines Baumfarrn, dessen Wedel wie Brüsseler Spitzen rings um uns herniederhängen. Todtenstille herrscht rings umher. Die erstickende Glut zwingt die Thierwelt zur Pause in der sonst rastlosen Thätigkeit. Der Tukan sitzt träge in der Krone der Cecropia, der Falter birgt sich an der unteren Seite der mächtigen Blätter. Deutliches Tröpfeln vernehmen wir in der sonst lautlosen Stille. Das Dunkel des Tropen-

waldes kennt einen Regen von den Zweigen der Bäume und Gesträuche herab, während draußen die Sonne am klaren Firmament waltet. Die Blätter der Gewächse besitzen eine geringere Temperatur, als diejenige ist, welche die von der Sonne erhitzte Luft hat. Letztere dringt, von Feuchtigkeit übersättigt, in die Waldnacht ein und kühlt sich am Laubwerk. In gleichem Maaße scheidet sich aus ihr das nun nicht mehr aufgelöst zu haltende Wasser und setzt sich an Blättern und Blüthen ab. Durch die fortwährend herabträufelnden Thauperlen bekommt das Laubwerk solcher Schluchten eine unvergleichliche Frische und einen bezaubernden Reiz. Viele jener Orchideen und Arongewächse, welche sich auf den Gabelästen oder an den Seiten geneigter Baumstämme anklammern, senden ihre langen weißen Luftwurzeln wie greise Barthaare in die feuchte Atmosphäre und zehren nur von dieser ätherischen Speise. Am Grunde ihrer Blätter finden sich bei mehreren phiolenähnliche Behälter, bei andern erweitern sich die Blattstiele zu beckenartigen Scheiden. Letzteres pflegen auch die fleischigen Blätter der Bromelien zu thun. Von den Spreiten der glänzenden Blätter herab rieseln die Tropfen in jene Phiolen und vegetabilischen Näpfe und bilden Wasserbecken, winzige Teiche und Brunnen droben auf den Laubkronen des Waldes, mitten im Lianengewirr. Insekten, welche für ihre Eier die Feuchtigkeit lieben, schlagen hier ihre Lieblingssitze auf und halten Tänze um die starkduftenden Blüthen der Stanhopien. Die aus ihren Eiern schlüpfenden Würmchen und Larven rudern in den nie versiegenden überirdischen Quellbassins in lebhaftem Getümmel. Gegen Abend, wenn die Hitze sich zu mildern beginnt, erschallt aus der Höhe ein wunderliches Concert. Hunderte von Laubfröschen stimmen ihre Melodien an. Sie wurden in den Wasserbehältern hoch droben geboren und verlebten in den klaren Pflanzenbecken ihre Kindheit als langgeschwänzte, fußlose Quappen. Das Gewimmel der Insektenwelt in denselben war ihr reichgedeckter Tisch. Durstende Vögel trinken aus den Quellen der Bäume.

Drei Pflanzen, welche sich durch die Fähigkeit: Wasser in besondern Behältern zu sammeln, eigenthümlich vorthun, wollen wir noch schließlich ein wenig näher beschauen. Wir stellten sie auf unserer Abbildung zusammen, obschon sie in weit von einander entfernten Gegenden gedeihen. Da wir uns zunächst bei der Betrachtung der tropischen Pflanzenwelt im wärmern Amerika befanden, so nennen wir die daselbst einheimische Krugblume (Saracenia purpurea) zuerst. Auf dem Bilde bemerken wir sie rechts. Sie liebt sumpfige Stellen. Am Rande von Waldtümpeln und

Morästen entwickelt sie rings um die prächtige Blume einen Kranz wunderschöner Blätter. Jedes der letztern ist ringsum geschlossen und zeigt im Querschnitt innen eine weite, zirkelrunde Höhlung. Oben verengt sich die letztere und an der äußeren Seite wölbt sich dann eine breitgelappte, herzförmige Verlängerung. Auf dem zarten Grün verzweigen sich in regelmäßigen Adern die Gefäße in purpurner Färbung und stellen eine erhabene Arbeit auf diesen lebendigen Trinkgefäßen des Waldes dar, welche wohl dem Goldschmidt zum Modell dienen könnte. Jeder spannenlange Blüthenstiel (unsere Zeichnung zeigt die Pflanze etwa im vierten Theil der natürlichen Größe) trägt eine Blüthe von der Größe eines Zweithalerstücks. Die fünf Kelchblätter sind dunkelkaffeebraun, die nach innen geneigten fünf Blüthenblätter dagegen am Grunde weiß mit purpurnen Tüpfeln und an der größern vorderen Hälfte prächtig roth. Der ganze innere Theil der Blume, welcher wie ein fünfstrahliger Stern mit vertiefter Mitte erscheint, ist die breite, blattartig erweiterte Narbe des Stempels, welche in hellgrüner Färbung angenehm von dem brennenden Purpurroth und dem dunkeln Braun der übrigen Blüthentheile absticht.

Die mittelste Pflanze der Zeichnung ist die schlanke Destillirpflanze (Kannenstaude, Nepenthes gracilis). Sie gedeiht in den feuchtheißen Waldungen des tropischen Asiens, besonders auf Java. Dort klettert sie als ein mäßiger Schlingstrauch in dem dichten Pflanzengewirr jener Wälder empor und fällt durch ihre Blattbildungen ebenfalls sogleich auf. Nicht selten findet man sie in den größern Gärten Deutschlands im warmen Gewächshaus gepflegt. Die Blätter umfassen längs des Stengels den letztern mit ihrem Grunde und enden an ihrer Spitze entweder in eine oft gewundene Ranke, — oder sie bilden noch am Ende derselben ein zierliches Töpfchen. Bei vorliegender Art ist es außen zart grün, innen violett gefärbt. Der Rand der Oeffnung erscheint gleich einem Festpokal vergoldet. Der Deckel, welcher in der Jugend das kleine Trinkgefäß schließt, im Alter sich abhebt, ist grün mit dunkleren Zeichnungen. Der Botaniker betrachtet die Töpfchen als die eigentlichen Blätter und nennt die übrigen Theile, welche sie tragen: blattartig erweiterte Blattstiele. Die Blüthen der Nepenthes sind weniger brillant, als bei der geschilderten Sarazenie. An der Spitze der Zweige stehen sie in fingerslanger Traube. Ein einzelnes Blüthchen besitzt 4 Blüthenblätter, grün mit dunkleren Punkten und am Grunde purpurroth angelaufen. Die Befruchtungswerkzeuge sind auf verschiedene Pflanzen vertheilt. Die Fruchtblüthen tragen einen keulenförmigen Stempel, der

ebenfalls an seinem Grunde roth, an der Spitze goldgelb ist; die Staubblüthen dagegen zeigen die Staubgefäße zu einem zierlichen Säulchen verwachsen. Unsere Zeichnung stellt einen Zweig mit Fruchtblüthen dar.

Die dritte Pflanze endlich, zur Linken des Bildchens, ist bis jetzt nur am König-Georgs-Sund in Neuholland gefunden und von den Botanikern Kopfblume (Cephalotus follicularis) benannt worden. Sie gedeiht dort, wie die Sarazenien Amerika's, ebenfalls an Sumpfstellen und erinnert durch ihre Blattbildung lebhaft an die Arten der Nepenthes. Ihre untersten Blätter sind wie bei jenen in zierliche Töpfchen mit Oeffnung und Deckel umgewandelt, sind bauchig aufgeblasen und mit mancherlei Streifen und Vorsprüngen geziert; innen mit Wasser gefüllt. Die oberen Blätter haben die gewöhnliche Blattgestalt. Sie bilden einen rosettenförmigen Schopf, aus dessen Mitte sich der Blüthenstengel erhebt, der an seiner Spitze eine kopfförmige Blumentraube trägt. Ein einzelnes Blüthchen zeigt 6 am Grunde verwachsene Blüthenblättchen von schwach gelblichfahler Farbe. In der Mitte eines jeden Blättchens verläuft ein grüner, behaarter Nerv. Von den 12 Staubgefäßen sind 6 größer und 6 kleiner. Alle haben purpurrothe Staubfäden. In der Mitte der Blume sind auf einem warzig unebenen Blüthenboden 6 Stempel der gewöhnlichen Form (etwa ähnlich wie bei der Sumpfdotterblume).

An den Wassertropfen, der bei düsterm Nebelwetter von den Zweigen unserer Waldbäume rieselt, knüpften sich uns sonnedurchwirkte Bilder verwandter Erscheinungen in fernen Ländern. Wir lauschten mit dem Indianer auf das Tröpfeln des Thaues im Urwald Guiana's, sahen ihn seinen Durst stillen aus den Prachtschläuchen der Sarazenien, sahen ferner, wie die Javanesin und Singalesin die wassergefüllten Töpfchen der Kannenstaude sammelt und nach ihrer Hütte trägt, da sie dem Inhalt derselben segensreiche Wirkungen für ihr Kindlein zuschreibt, und sahen endlich das Känguruh und das Schnabelthier neben dem Cephalotus ihr fremdartiges Wesen treiben. In unsern Klimaten quillt das erfrischende Naß in überreicher Fülle aus dem getränkten Boden, so daß wir selten den Tropfen beachten, welchen die Pflanze der Atmosphäre entringt. Heiße Gegenden haben schöneren Himmel, prächtigere Sternbilder, süßere Früchte, glühendere Blumen und herrlicheren Farbenschmelz im Vogelgefieder und in der Insektenwelt, — schmachtend späht aber das durstende Geschöpf nach der Wasserperle am Baumblatt, lechzend greift der Verschmachtende nach vegetabilischen Brunnen, weil ihm die Mutter Erde oft den erflehten Labetrunk

versagt. Allenthalben ist es aber ein und derselbe Vorgang im Naturleben: der feuchte Luftstrom wird durch Abkühlung seines Wassergehaltes beraubt zum Wohl der Geschöpfe! Hier bewirkt es der Felsenkamm, welcher sich den Wolkenballen entgegenstellt und sie zwingt, mit Regengüssen seine Quellen zu speisen, — dort ringt das Baumblatt und die Luftwurzel mühsam Perle nach Perle der glühenden Atmosphäre ab. Beides gründet sich auf ein und dasselbe Gesetz, in Beidem wirkt dieselbe allmächtige Hand.

Das furchtsame Kind.

Von

Martin Claudius.

In einem prächtigen Zimmer auf einem gestickten Teppich saß ein kleines Mädchen von vier Jahren und spielte mit ihren Puppen. Die große Blanka hielt sie eben auf dem Schooße und kämmte ihre langen schwarzen Haare; dann zog sie ihr das Kleid aus und sagte sehr ernsthaft:

„Blanka, du mußt zu Bett gehen; es wird dunkel, siehst du da?" und sie zeigte auf den Himmel, der durch das Fenster schaute und an dem die Sonne eben untergegangen war, weshalb die Dämmerung zusehends stärker wurde.

„Ei, du mußt dich nicht fürchten," sprach das kleine Mädchen weiter zur Puppe, „geh in dein Bett! Mama sagt, es giebt keinen Spuk, und Mama mußt du mehr glauben als Annen."

Die Puppe schaute dem Kinde ins Gesicht mit demselben lächelnden Ausdruck wie immer und fürchtete sich gewiß nicht, doch ob das Kind selber es nicht that, ist etwas Anderes. Wenigstens begleitete sie ihre Worte mit sehr bangen Mienen und stieß dann einen tiefen Seufzer aus. Da öffnete sich die Thüre und eine schöne Dame trat herein. Sie war prächtig angezogen, trug ein blauseidenes Kleid mit weißen Rosen und hatte weiße Handschuh auf den feinen Händen.

„Ah, Mama!" rief die Kleine sogleich, warf ihre Blanka auf die Erde, ohne sich darum zu kümmern, ob sie nicht etwa die Nase zerbrochen, und lief ihr mit ungestümer Freude entgegen. „Ich habe dich doch lieber, als alle die Puppen zusammen!" fuhr sie fort, indem sie die beiden Aermchen fest um ihre Knie schlingend zärtlich zu ihr empor sah.

„Wirklich?“ fragte die Dame lächelnd, sie auf den Arm nehmend und die rothen Bäckchen küssend; „ich auch, Röschen, ich habe dich lieber als die ganze Welt!“ dabei setzte sie sich auf das Sopha und nahm sie auf den Schooß.

Röschen hatte gar keine Geschwister und wurde als das einzige Kind von ihren Eltern auf das Zärtlichste geliebt, fast verzogen. Sie war aber auch allerliebst, hatte lange, blonde Locken, die ihre Mama jeden Morgen selber aufrollte und glatt kämmte, und war so roth und weiß, wie ein kleiner Apfel. Deshalb nannten sie auch die Eltern oft: „unser Engelchen mit blondem Haar“ oder „Röslein weiß und roth.“

Nun hätte es leicht kommen können, daß ein kleines, so geliebtes und reizendes Kind recht eigensinnig und unartig gewesen wäre, — aber nein! Seht, das kleine Röschen war so liebenswürdig und artig, daß ihr sie euch alle zum Muster nehmen könntet — bis auf einen Punkt — doch davon werdet ihr nachher hören! — Sie hatte ihren Papa und ihre Mama viel zu lieb, um etwas zu thun, was sie verboten hatten. Nimmermehr hätte sie auch die Zärtlichkeit der Eltern benutzt, um irgend etwas loszubitten, was sie einmal abgeschlagen, was sie ihr aber am Ende doch nicht hätten verweigern können, wenn Engelchen gebeten und geweint hätte. Aber das that Engelchen nicht. Obgleich sie erst vier Jahr alt war, war sie doch schon so klug und verständig, daß sie in ihrem kleinen Sinn dachte: „Wenn es mir gut wäre, thäten's die lieben Eltern gewiß gern, weil sie mich lieb haben; sie thun's aber nicht gern, also ist's mir auch nicht gut, und darum will ich's nicht.“

Röschen weinte auch nicht, wenn die Mama ausging und sie allein bei Annen bleiben mußte. O nein, dann freute sie sich schon im Voraus auf ihre Zurückkunft und nahm unterdessen still ihre Puppen, zog ihre Blanka an und aus, legte sie in die Wiege und sang ihr gerade dieselben Lieder vor, die man ihr vorgesungen und die sie recht wohl behalten hatte. Oder, wenn sie damit fertig war, ging sie zu Annen und sagte freundlich: „Bitte, bitte, liebe Anna, erzähle mir eine Geschichte, sei doch so gut, liebe Anna!“

Anna war eigentlich nicht immer gut, sondern oft recht böse und verdrießlich in ihrem Sinn, wenn sie bei Röschen bleiben mußte, denn sie wäre wahrscheinlich lieber wo anders gewesen; aber wenn Engelchen so sehr artig bat, wurde sie manchmal doch wieder freundlicher, hieß sie sich auf die Fußbank setzen und hob dann an zu erzählen. Sie wußte eine Menge,

eine große Menge Geschichten und erzählte sie sehr hübsch, obgleich ihr Röschen nicht so gern zuhörte als der Mama; nicht, weil es die Mama war und dies bloß das Kindermädchen, sondern weil sie nach Mama's Geschichten immer so fröhlich und vergnügt wurde, denn die handelten allemal von lieben, artigen Kindern, oder von unartigen, die sich besserten und ebenfalls lieb und gut wurden, und immer waren die Geschichten so, daß Röschen etwas daraus lernen konnte. Anna's Geschichten aber waren alle schauerlicher Art, so daß die Kleine oft zitterte und bebte, während sie zuhörte. Besonders spielte der schwarze Mann eine große Rolle darin. Ach, und das war so entsetzlich! denn dabei verfehlte Anna niemals, den Finger gegen das kleine Mädchen zu erheben und ihr zu versichern: „und das ist kein Märchen, sondern die reine Wahrheit. Es giebt wirklich einen schwarzen Mann, und der geht den ganzen Tag und die ganze Nacht auf Erden umher und trägt einen großen Sack auf dem Rücken. Wo er nur ein Kind findet, das nicht augenblicklich gehorcht, wenn ihm etwas befohlen wird, oder das sich fürchtet, wenn es allein in der Stube bleiben soll, während Anna einen Augenblick mit den Leuten draußen sprechen will, siehst du, da packt er es schnell mit seinen schwarzen Händen und steckt es in den Sack und geht damit in eine fremde Stadt auf den Markt und bietet es zum Verkauf aus."

Das sagte Anna, damit Röschen sich nicht fürchten sollte, sondern sie recht oft hinausgehen und draußen plaudern lassen möchte, was sie gar zu gern that; aber seht, sie erreichte gerade das Gegentheil damit. Hätte sie der Kleinen nie eine Sylbe vom Spuk gesagt, so würde diese gewiß gar nicht auf solche Gedanken gekommen sein und sich allein eben so wohl befunden haben, als in ihrer Gesellschaft. Nun aber dachte sie beständig an den großen schwarzen Mann mit dem Sack auf dem Rücken und fürchtete sich ganz entsetzlich, er möchte einmal kommen und sie holen. Darum blieb sie sogar am hellen Tage nur mit Zittern allein in der Stube und war ein ganz furchtsames Kind geworden.

Als Röschen vorhin ihre Blanka zu Bett brachte und es dabei mehr und mehr dunkel werden sah, hatte ihr Herzchen schon angefangen gewaltig zu klopfen und nichts konnte sie in diesem Augenblick mehr entzücken als der Anblick ihrer geliebten Mutter. — Sie schaute noch immer ganz selig zu ihr auf und drückte das Köpfchen fest an ihre Brust.

„Ach, Mama," sprach sie endlich, indem sie das Händchen an dem

seidenen Kleide niedergleiten ließ, „du bist ja heute so schön geputzt, liebe Mama, so sehr schön!“

„Ich will heute Abend mit deinem Papa auf einen Ball gehen und mein Engelchen spielt unterdeß so artig mit seinen Püppchen wie immer; dann bringt es Anna zu Bett und am Morgen weckt die Mama es wieder auf mit einer schönen Zuckerbrätzel in der Hand, die sie ihm mitbringt; nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete Röschen und versuchte zu lächeln, aber ihr Kopf sank auf die Brust und die Thränen wollten durchaus aus den Aeuglein dringen bei dem Gedanken, sie müsse nun am Ende wieder allein bleiben am Abend, denn ach, Anna war gar nicht gut, wenn sie mit dem Kinde spielen sollte.

„Ei, Röschen,“ hob die Mutter, nachdem sie eine Weile das kleine Wesen betrachtet hatte, wieder an, „was soll denn das heißen? Ich glaube gar, du willst betrübt werden und ein böses Gesicht machen?“

„O nein, Mama!“ rief das Kind, von Neuem zärtlich zu ihr aufblickend, „du sollst gern weggehen, ich will nicht weinen, — wenn nur — ach Mütterchen, wenn nur Anna bei mir bleiben will, denn ich fürchte mich so sehr allein.“

„Du fürchtest dich? Ei, das ist wohl dein Spaß, mein Engelchen! Fürchten darf sich kein verständiges Kind.

„Ja Mama, du sagst mir wohl immer so, und ich glaube dir gern, aber Anna erzählt mir so viele Geschichten vom schwarzen Mann, der die kleinen Kinder holt, und wenn ich dann allein bin, muß ich immer an ihn denken. — Liebste Mama, bitte, bitte, sag' Annen, sie möchte nicht so oft hinausgehen.“

Röschen blickte schmeichelnd und flehend zur Mutter auf. Aber die Mutter machte ein sehr ernstes Gesicht, als gerade in diesem Augenblick Anna hereintrat.

„Du hast dem Kinde unverständige Geschichten erzählt, Anna,“ wendete sie sich mit strengem Ton gegen sie, „habe ich dir nicht durchaus all dergleichen verboten?“

„Ach, gnädige Frau,“ antwortete Anna mit verlegenem Lächeln, „ich sagte ihr ja nur so ein bischen vom schwarzen Mann, wie man allen Kindern vorredet; Röschen weiß wohl, daß es nur mein Spaß war und daß ich sie nicht furchtsam machen wollte.“

„Aber das ist doch geschehen," erwiderte die Frau unwillig, „das Kind quält sich mit dem albernen Zeuge, womit du sein kleines Hirn angefüllt hast, und fürchtet sich sogar, allein in der Stube zu bleiben. Das ist deine Schuld, und ich mache es dir zur Pflicht, heute bei ihr zu bleiben, bis wir wieder hier sind."

Anna wendete mürrisch das Gesicht und murmelte eine halbe Entschuldigung, während sie sich entfernte. Die Mutter aber beugte sich wieder nieder zu ihrem Töchterchen und sagte immer noch mit ernster Stimme: „Und du, mein thörichtes kleines Mädchen, weißt du wohl, daß du jetzt ebenfalls einen Verweis verdientest?"

Das Kind blickte schmerzlich zur Mutter empor.

„Ja," fuhr diese fort, „weil du solch dummes Zeug in dein Köpfchen aufnehmen konntest, da ich dir doch so oft gesagt habe, daß alle Gespenstergeschichten dumme Märchen sind, die kein artiges Kind mit anhören und noch weniger glauben soll."

„Ach ja, Mama," sprach die Kleine, sich an sie schmiegend, „ich will ja auch nicht daran glauben, — aber wenn ich allein in der Stube bin, so muß ich doch immer daran denken und dann fürchte ich mich, wenn ich auch nicht will."

„Fürchtest du dich denn auch, wenn Jemand bei dir ist?"

„Nein, dann nicht, denn dann weiß ich, daß ihr es nicht leiden würdet, daß der schwarze Mann mir etwas thäte; aber wenn ich allein bin, — ach, liebe Mama, nein, sei doch nicht böse, ich glaube ja nicht, daß es einen schwarzen Mann giebt! — aber wenn er nun doch einmal käme und er fände mich ganz allein, — ach, dann steckte er mich doch ganz gewiß in seinen Sack."

„Nun höre," sprach die Mutter, „ich will dir noch etwas sagen, daran sollst du denken und dich nie mehr fürchten. Wenn auch Niemand von uns bei dir ist, wenn wir Alle fortgegangen sind, so bist du doch nicht allein, denn es ist Einer bei dir, der über dir wacht mit liebendem Auge und dich behütet und beschirmt bei Tag und bei Nacht. Das ist der liebe Gott. Er steht immer an deiner Seite, wenn du ihn auch nicht siehst, und er kann dich viel besser beschützen vor allen Gefahren, als wir es könnten; denn er ist der Mächtigste und er wird dich beschützen, denn er hat dich so lieb, wie ich selbst dich nur haben kann, — ja noch lieber — wenn das möglich ist. Siehst du nun ein, daß du gar keine Ursache hast, dich zu fürchten?"

„Ja," antwortete Röschen leise und drückte den Kopf fester an die Brust der Mutter. Aber die Muttter fühlte wohl an dem halbunterdrückten Seufzer, der sich dem kleinen Herzen entrang, daß der böse Eindruck von Anna's Gespenstergeschichten noch nicht überwunden war. Liebevoll hob sie das Gesicht des kleinen Mädchens empor, das, standhaft seine Thränen bekämpfend, sie freundlich anzulächeln suchte.

„Heute Abend soll Anna noch bei dir bleiben," sprach sie beruhigend, „aber mein Kind wird sich Mühe geben, immer verständiger zu werden und immer recht fest an das zu denken, was ich ihm eben gesagt habe — und dann wird es sich bald gar nicht mehr fürchten, nicht wahr? — Und nun gute Nacht, mein liebes kleines Engelchen, wir bleiben heute nicht gar zu lange!"

„Gute Nacht!" sprach das Kind, ihre Aermchen um den Hals der Mutter schlingend, „aber wenn du wiederkommst, gieb mir gleich erst einen Kuß, ja, liebste Mama, damit ich weiß, daß du wieder da bist!"

Die Mutter drückte ihr Kind an das Herz mit fast banger Zärtlichkeit und es war ihr so sonderbar zu Muthe, als ob sie lieber Handschuh und Kleid gleich wieder ausziehen und gar nicht gehen möchte. Doch die Thür öffnete sich und der Vater trat ein mit Hut und Mantel, um sie abzuholen und seinem Töchterchen auch noch einen Kuß zu geben. Freundlich setzte er sich ebenfalls auf's Sopha, doch nachdem er einige Augenblicke zärtlich das kleine Röschen an sich gedrückt und mit ihr geplaudert hatte, zog er seine Uhr aus der Tasche und sagte aufstehend: „Komm, liebe Frau, nun ist es die höchste Zeit!" — Und die Mutter, so gern sie auch bei ihrem Kinde geblieben wäre, küßte es noch einmal, legte dann den Mantel an und nahm den Arm ihres Gemahls, der sie hinausführte.

Da blieb nun das Engelchen allein auf dem Sopha sitzen. Anna war zwar im Zimmer und steckte eben die Lampe an, doch Anna war ja so mürrisch und die Kleine dachte, sie würde gewiß nicht mit ihr spielen wollen. Sie sagte auch kein Wort, sondern holte nur stumm ihr Nähzeug und bückte sich tief darauf.

Ein Weilchen blieb Röschen noch still sitzen, dann seufzte sie und ging an den Tisch, wo sie in dem hübschen Bilderbuche blätterte. Aber sie konnte noch nicht lesen, was für schöne Geschichten dazu gehörten, und so beschäftigte sie das nicht lange. Sie wurde immer müder und müder, und

nachdem sie ihr Süppchen zu Abend gegessen hatte, sagte sie bittend: „bring' mich zu Bett, liebe Anna!" Das schien Annen recht gelegen zu kommen, sie wurde etwas freundlicher, legte schnell das Nähzeug weg, nahm Engelchen auf den Schooß, band die Bänder auf und zog ihr die Kleiderchen aus. Dann wurde das Nachtröckchen dafür angelegt, die kleinen Füße baarfuß gemacht und Engelchen in die weichen Kissen gelegt. Sie faltete sogleich die Hände, wie alle frommen Kinder thun, und als Anna sich auf den Bettrand gesetzt hatte, sprach sie laut das hübsche Verslein, das sie schon sehr lange wußte und alle Abend betete:

„Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Niemand soll hinein,
Als Jesus allein! Amen."

Aber als sie fertig war, machte sie die Augen nicht zu, sondern richtete sie groß auf das Mädchen, denn es war ihr plötzlich eingefallen, Anna möchte doch gehen, sowie sie eingeschlafen, und das ängstigte sie sehr. Anna ärgerte sich aber darüber, denn unten war Besuch bei den andern Mädchen und Anna war gar zu gern in Gesellschaft. Sie machte dann gar kein böses Gesicht mehr, sondern lachte und plauderte in einem fort; kurz, sie war so lustig, daß man sie sicherlich nicht wiedererkannt hätte, wenn man sie zuvor nur bei dem armen Kinde gesehen hätte. Es war auch heute ihr Vorsatz, trotz des Verbotes ihrer Gebieterin, sobald sie Röschen zu Bette gebracht hätte, hinunter zu gehen.

„Ei, warum schaust du mich so an?" sprach sie, „mach doch endlich deine Augen zu und schlafe!"

„Ach Anna, willst du auch nicht weggehen?"

„Nun, und wenn ich wegginge, was wäre es weiter? Kann ich nicht auch einmal ein Vergnügen haben? Aber du bist ein unartiges Kind, das mir kein Vergnügen gönnt! Warte nur, der schwarze Mann wird dich gewiß noch einmal holen, denn es giebt doch einen schwarzen Mann, wenn's auch deine Mama nicht zugeben will. Machst du nicht den Augenblick die Augen zu und schläfst, so rufe ich ihn."

„Ja, ich will schlafen," sprach die Kleine bebend, „doch bitte, bitte, Anna, bleib hier!"

„Nun ja, ja, schlafe nur, ich will hier bleiben."

Röschen schloß die Augen, aber ihr Herz klopfte in unendlicher Angst und fortwährend schaute sie unvermerkt durch die Wimpern, ob auch Anna

noch da sei. Freilich glaubte sie nicht an den schwarzen Mann, nein, nein, die Mutter hatte es ja verboten, und außerdem wußte sie ja auch, daß sie einen lieben und mächtigen Beschützer hatte, der sie nie verließ, sondern immer bei ihr wachte, — aber — aber — ach, trotzdem mußte sie immer und immer wieder an den schrecklichen schwarzen Mann denken, und Anna schien ihr ein viel sicherer Schutz zu sein, als der liebe Gott selbst. Erst als sie sah, daß diese sich mit ihrem Strickzeug bei der Lampe zurecht setzte und alle Vorbereitungen traf, den Abend über da zu bleiben, schlief sie wirklich ein.

Darauf hatte Anna nur gewartet. Sobald sie sich von des Kindes Schlaf überzeugt hatte, stand sie leise auf, nahm die Schuhe in die Hand und schlich sich auf den Zehen aus dem Zimmer und die Treppe hinunter nach der Hinterstube, wo die andern Dienstmädchen und ihre Freundinnen versammelt waren. Mit großer Freude wurde sie hier begrüßt. Man räumte ihr sogleich einen Platz am Tische ein und bald war sie mitten im Schwatzen und Lachen und hatte das kleine Röschen ganz und gar vergessen. Sie mußte Geschichten erzählen, das verstand sie ja so gut, und aufmerksam horchten ihr Alle zu. Da plötzlich, sie war gerade bei der schönsten Stelle, öffnete sich die Thür und hereintrat zitternd und weinend im weißen Nachtröckchen und mit bloßen Füßen unser geängstetes Kind.

„Ach," rief Anna, „was willst du hier, du ungezogenes Mädchen?"

Röschen aber eilte zu ihr und bat schluchzend: „Liebe Anna, laß mich bei dir bleiben, beste Anna, ich fürchte mich so sehr vor dem schwarzen Mann."

„Nun wahrhaftig," rief das Mädchen, „das ist mir doch zu arg! Für den Tag hab' ich mich vermiethet und da bin ich geplagt genug — denke denn doch die Nacht wenigstens für mich zu haben. Gehe in's Bett zurück, du Quälgeist!"

Damit nahm sie das Kind auf den Arm und ging zur Thüre.

„Pfui, schäme dich, wer wird so furchtsam sein!" schalt sie unterwegs und bedachte nicht, daß sie selbst Schuld daran war, indem sie das kleine Gehirn des Kindes mit den schrecklichen Bildern erfüllt hatte.

Röschen war aber auch ein thörichtes kleines Mädchen; ja das war sie. Sie verdienten alle beide bestraft zu werden, und das Kind wurde es schon jetzt durch die tödtliche Angst, die es ausstand, als Anna sie nun wirklich erbarmungslos wieder in das Bettchen packte und dann drohend den Finger erhob, indem sie sagte: „Hörst du, da lacht der schwarze Mann

schon vor der Thüre und freut sich, daß er sich nun bald wieder ein Kind holen kann, denn wenn du nicht den Augenblick einschläfst, so hat er dich."

„Aber ich kann nicht einschlafen!" rief Röschen flehend. „Beste, beste Anna, bleib hier! Ich fürchte mich gewiß zu Tode, liebste Anna!" und sie brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Nun, das fehlte noch!" rief das Mädchen ganz außer sich. „So sei doch wenigstens stille, wenn das der schwarze Mann hört, so kommt er ja den Augenblick!"

Ach, der schwarze Mann und immer wieder der schwarze Mann! — Grausame Anna, wenn du wüßtest, welche Qualen du dem armen Kinde bereitest und wie du durch das Schreckenswort alle seine Anstrengungen sich zu beruhigen, immer wieder vergeblich machst! Aber das bedachte die leichtsinnige Anna nicht. Sie meinte nur: „es ist ein eigensinniges Kind, das mich in meinem Vergnügen stört, man muß ihm seinen Willen nicht thun und ihm ohnehin die Furcht abgewöhnen." — „Warte nur, du unartiges Kind," sagte sie, „ich werde dir gar keine Geschichten mehr erzählen! Und sagst du morgen der Mama wieder, daß ich ein bischen unten gewesen bin, so schicke ich den schwarzen Mann gewiß ohne Gnade und Barmherzigkeit zu dir!"

Hierauf nahm sie die kleine Lampe mit hinaus und verschloß die Thür hinter sich und Röschen hörte, wie sie die Treppe hinunterging. — Armes Röschen! sie horchte auf die verhallenden Tritte, bis sie aufhörten, und deckte dann entsetzt das Gesichtchen mit beiden Händen zu. Sie war ja wieder allein! Nein, nein, nicht allein; was hatte die Mutter gesagt? denke daran, Röschen! — Ach ja, der liebe Gott war bei ihr, — aber sie sah ihn ja nicht! Wo war er? Wer sagte ihr, daß nicht auch er einmal hinausginge? Die Mutter hatte gesagt, er sei immer da. Ja, aber ach, es war so dunkel! und da — da in der Ecke, was ragte ihr so schwarz und schauerlich entgegen? — Es war der alte wohlbekannte Schrank, in dem ihre Kleider hingen. Hätte Röschen sich Zeit genommen, ein bischen nachzudenken, so würde ihr das eingefallen sein. Aber ihr Köpfchen war schon so heiß und immer heftiger klopfte ihr Herz und schaudernd zog sie die Bettdecke weit über den Kopf. Aber darunter konnte sie es gar nicht ertragen. Ganz verzweiflungsvoll warf sie die Decke im nächsten Augenblick wieder zurück. Der alte Schrank starrte sie immer noch schwarz und düster an — und hu! horch, wie es draußen heulte, — o Entsetzen! und wie es gegen die Fensterscheiben klopfte! Ja, ja, Röschen

hörte es ganz deutlich und sie sah die langen dürren Finger draußen vor den Scheiben!

Es war nichts als der Sturmwind, der die Zweige des alten Nußbaums schüttelte; aber das arme Kind hatte nun vollständig alle Besinnung verloren, und sie war fest überzeugt, daß der schwarze Mann wirklich schon vor dem Fenster stehe. Ganz außer sich sprang sie aus dem Bette und lief zur Thüre. Nein, sie konnte es wirklich nicht mehr aushalten vor Angst und Graus. Mochte nun Anna schelten, so viel sie wollte, sie mußte zu ihr. Mit beiden Händen faßte sie den Drücker der Thüre und versuchte zu öffnen — umsonst, die Thüre war verschlossen.

„O Anna, Anna!“ jammerte das Kind entsetzt, „Anna, Anna!“

Da schlug der Wind, der immer heftiger wurde, zum zweiten Male die Zweige des Nußbaumes gegen die Scheiben und heulte in langen, dumpfen Tönen durch die Luken des Daches. Das war zu viel! Es schwindelte Röschen vor den Augen und sie sah nur noch, wie ein weißer Gegenstand sich vor ihr bewegte. Ihre Kniee brachen und sie sank zu Boden. Doch noch einmal raffte sie all' ihre Kräfte zusammen und kroch auf Händen und Füßen in die tiefste Ecke, die zwischen dem großen Schrank und der Thür war. Sie wollte sich, so lange sie konnte, vor dem entsetzlichen schwarzen Mann retten und versteckte sich deshalb, so tief sie vermochte.

Unterdessen waren Mama und Papa auf dem Balle. Die Musik klang so wunderschön und die Herren kamen und holten die jungen Damen zum Tanze. Wie die Kerzen schimmerten und die seidnen Kleider glänzten bei ihrem Schein! Alles lächelte, plauderte, tanzte und war vergnügt. Auch Röschens Mama tanzte, aber sie that es nicht mit Lust. Es war ihr bange zu Muthe, sie sehnte sich nach ihrem Kinde und endlich fuhr sie mit ihrem Manne nach Hause.

Als sie angekommen waren, eilte die Mutter die Treppe hinauf. Dort fanden sie die Thür des Schlafzimmers verschlossen. Eine furchtbare Angst erfaßte sie, sie drehte rasch den Schlüssel um und stürzte in das Gemach. Aber da stand ja das kleine weiße Bettchen und zärtlich beugte sich die Mutter nieder, um einen Kuß auf die Stirne des Kindes zu drücken — doch mit einem lauten Schrei prallte sie zurück — o Gott, das Bett war leer! — Das Licht zitterte in ihrer Hand und wäre zu Boden gefallen, hätte es ihr der herbeieilende Vater nicht abgenommen. Mit

starrem Entsetzen schaute auch er in die leeren Kissen, dann aber erfaßte ihn ein furchtbarer Zorn. Heftig ergriff er den Arm der auch herzueilenden Anna und fragte mit donnernder Stimme: „Wo ist mein Kind?"

„Ist es nicht da?" fragte das Mädchen, bleich vor Schrecken, und starrte nun ebenfalls in das Bett. „Mein Gott, ich weiß wahrhaftig nicht! — Die Thür war verschlossen, während ich nur einen Augenblick hinunterging; es ist Niemand hereingekommen!"

Und doch war es fort. Vater und Mutter riefen bebend seinen Namen, indem sie im Zimmer umherleuchteten. Umsonst; keine Stimme antwortete. Da befiel auch Anna eine gräßliche Angst; sie hatte dem Kinde vom schwarzen Manne erzählt, freilich nur, um ihm bange zu machen und ohne selbst an ihn zu glauben; doch wer viel Gespenstergeschichten erzählt, wird am Ende selber abergläubisch. Wie nun, wenn der schwarze Mann es wirklich geholt hätte? — O du mein Gott, was sollte sie anfangen?

Indessen hatte der Vater nicht geruht. Er leuchtete jetzt in die Winkel hinein und war bis an den großen Schrank gekommen. Dicht neben der Thür bildete er einen tiefen Winkel und davor hing ein Handtuch. Er schob es zurück und o! — dicht zusammengekauert, die kleinen Aermchen um die Kniee geschlungen und mit erstarrten bloßen Füßen und auf die Brust herabhängendem Köpfchen, saß dort das kleine Mädchen.

Ja, es war das arme Kind, das gestern Abend noch so fröhlich die rothen Bäckchen den Eltern zum Kusse hingehalten, — todtenbleich saß es da, mit geschlossenen Augen und große Thränen in den Wimpern.

Der Vater nahm es in seine Arme und drückte es bebend vor Schmerz an seine Brust, dann legte er es der halbohnmächtigen Mutter in den Schooß.

„O mein Gott," rief diese, in Thränen ausbrechend, „sie ist todt."

Todt war nun zwar unser Röschen nicht. Sie war nur in eine tiefe Ohnmacht gesunken und schlug unter den zärtlichen Bemühungen des Vaters und der Mutter endlich die blauen Augen wieder auf. Doch wild irrten ihre Blicke umher und starrten die liebende Mama an, ohne sie zu kennen. Die entsetzliche Angst hatte alle ihre Nerven so erschüttert, daß ein heftiges Fieber ihren kleinen Körper ergriff. Lange, lange mußte sie schwer erkrankt in ihrem Bettchen liegen.

So entsetzliche Folgen kann der Aberglauben und die Gespensterfurcht haben, sich und Andern hatte das thörichte kleine Röschen Gram und Kummer und Schmerzen bereitet! — Wie war aber der leichtsinnigen



Talitha Kumi!

Anna dabei zu Muth, durch deren Schuld allein es dahin gekommen war? — Ja, das mögt ihr euch selber denken; so viel weiß ich, daß sie seit dieser schrecklichen Nacht niemals wieder eine Geschichte vom schwarzen Mann erzählte und überhaupt nie wieder so leichtsinnig war.

Auch Röschen ist verständig geworden; sie hat sich Mühe gegeben, die thörichte Furcht zu beherrschen und es ist ihr endlich gelungen, obgleich es ihr schwer wurde, denn man gewöhnt sich Thorheiten schwer ab.

Diese Erzählung enthält eine Warnung für kleine Leserinnen, aber auch für ältere, zum Beispiel für ältere Schwestern, welche die Aufgabe haben, an der Entwickelung der Geisteskräfte ihrer jüngeren Geschwister mit zu arbeiten; sie mögen sich wohl hüten, dem unverständigen kleinen Wesen falsche Begriffe beizubringen.

טַלִיתָה קוּמִי.

„Talitha kumi!"*)

Von
August Heinrich v. Weyrauch.

Das Mägdlein liegt, — die Lieben steh'n umher,
Und alle trauern tief und weinen sehr;
Denn ach! die Rose, lebensfreuderoth,
Mit kalter Hand zerknickte sie der Tod!
Die Allen, die sie kannten, Liebling war,
Nun liegt sie bleich, den Rosmarin im Haar -
Der Lehrer Lust, der Eltern Trost und Stab:
Ein ganzer Frühling sank mit ihr in's Grab!

Da tritt der Herr in's Haus der Trauer ein,
Das Haupt gekrönt mit sanftem Strahlenschein:
„Was weint ihr? schwand euch ganz des Lebens Muth?
„Das Mägdlein ist nicht todt! sie schläft! sie ruht!"
Und leise tretend an des Sarges Rand,
Das Mägdlein lieb ergreift er bei der Hand:
„Talitha kumi! wach', o Mägdlein auf!
„Mit Gott beginne neuen Lebenslauf!"

*) „Steh' auf, Mädchen!" (Evang. Lucä, Kap. VIII. V. 49—56.)

Und sie erwacht — sie sieht den Heiland steh'n,
Und glaubt bezaubernd holden Traum zu seh'n.
Doch nein! 's ist wahr! ihr tiefstes Herz erbebt —
„Ja wohl! ich schlief! ich hatte nie gelebt!
„O herrlich Wunder, das Du mir gethan!
„Zu Deinen Füßen knieend bet' ich an!
„Aus Todesnacht in ew'gen Tag entrückt,
„In Deiner Liebe Licht leb' ich entzückt!"

Die Unterwelt.

Von

Hermann Wagner.

3. „Glück auf!"

Die Phantasie fliegt gern mit dem leichten, kringelnden Wasserdampf, der sich wie ein zartes Wölkchen erhebt, hinauf nach dem blauen Himmel, schwebt auf seinen Flügeln wie auf einem Zaubermantel, der in allen Farben des Regenbogens, in allen Gluthtinten des Abend- und Morgenrothes flammt, über Städte und Dörfer, Berge und Thäler, sieht das Leben des Lichtes und der funkelnden Gestirne, lauscht dem Gesang der Vögel und dem Säuseln der Bäume und Blumen auf Bergeshöhn. Unsere Einbildung findet aber eben so reiche Nahrung, wenn sie dem wundersam flüssigen Element, dem Wasser, hinab in die Tiefen der Erde folgt, in die Schachten und Schlünde der Berge, wenn sie die Schicksale der perlenden Tropfen sich ausmalt und von seinem geheimnißvollen Wirken tief drunten sich ein Bild entwirft.

Schon wenn das Wasser, welches als Regen oder Schnee aus den Wolken herniederfiel, in die lockern Schichten des Bodens sank, die Humusdecke oder die Schichten des Sandes und Kalksteins durchsickerte, wirkte es auflösend und verändernd auf die zu Tage stehenden Gesteine, auf die organischen Ueberreste eigenthümlich zersetzend ein, bildete Kalkspathkrystalle, Quarzdrusen und Schwefelkiese, folgte den Thonflötzen, die es hinderten in größere Tiefen zu sinken, und trat als Quell da zu Tage, wo die hindernden Schichten endeten. Noch tiefer werden aber seine Erlebnisse noch mannichfacher und eigenthümlicher. Der Meißel und die Haue des Berg-

manns, das Schießpulver, welches er in's Bohrloch im festen Gestein setzt, öffnet den Weg zur Tiefe, der Erdbohrer, welcher nach Steinsalz oder Steinkohlen forschend in bedeutende Tiefen gesenkt wird, giebt uns Kunde von dem, was sich dort unten befindet, wo die Welt bisher unserm Auge verschlossen war.

Wir stehen am Schachte eines Bergwerks. Ein Bergmannskittel umhüllt uns, eine Bergmannsmütze schützt unser Haupt. Eine schwarze, viereckige Oeffnung im Boden gähnt uns entgegen. Der Bergmann, welcher uns führt, steigt mit dem Grubenlichte voraus. Wir fühlen die Sprossen einer fast senkrecht stehenden Leiter und steigen ihm nach. In rabenschwarzer Nacht, die uns um so finsterer erscheint, da uns das Licht des Führers zu Zeiten blendet, tappen wir behutsam und ängstlich weiter. Der Lichtschein spiegelt sich glitzernd an den Seiten des Schachtes, sie sind naß, unsere Hände fühlen die Sprossen der Leiter schlüpfrig. In Stollen und Strecken (wagrechte Gänge) machen wir Halt, Wasser rauscht in eingehauenen Rinnen entlang und stürzt unheimlich brausend in Klüfte hinunter. Es war droben an der Oberfläche der Erde grimmigkalter Winter, als wir einfuhren, nach wenig Leitern, die wir abwärts gestiegen waren, umgab uns eine Temperatur, etwa wie sie im Frühling oder Herbst die gewöhnliche ist. Jeder Wärmewechsel der Oberwelt, des Sommers und Winters hört hier auf. Zu allen Zeiten herrscht ungestört derselbe Wärmegrad. So oft wir um 100 Fuß tiefer steigen, zeigt der Wärmemesser 1 Grad des hunderttheiligen Thermometers Wärmezunahme. Das hinabrieselnde Wasser nimmt stets die Wärme der umgebenden Gesteinschichten an. Durchdringt das auf den Hochebenen, Kämmen und Bergeshäuptern eindringende Wasser ein Gebirge von 4—5000 Fuß Höhe, so wird es mit 40 bis 50 Grad Wärme an seinem Fuße als Quell hervorkommen können. Vermischt es sich vor seinem Hervorbrechen mit andern Zuflüssen, die einen weniger tiefern Weg zurücklegten, also eine niedere Temperatur erhielten, so werden mancherlei abweichend geringere Wärmegrade entstehen. Viele der heißen Quellen, welche als Heilbäder benutzt werden, mögen solchen Ursprungs sein. Schon das kalte Wasser enthält allerlei mineralische Stoffe aufgelöst, — vollständig reines Wasser kommt in keinem Quell vor, — heißes Wasser vermag viel größere Mengen und andere Arten von mineralischen Körpern aufzulösen. Der Karlsbader Sprudel entführt dem Erdinnern in jedem Jahre 130,000 Centner kohlensaures Natron und 200,000 Centner Glaubersalz. Die Geyserquellen auf Island

enthalten ansehnliche Quantitäten Kiesel aufgelöst. In letztern Quellen kommt das Wasser kochend zu Tage, ja es enthält, durch die darüber lastenden Gewässer am schnellen Dampfbilden gehindert, wahrscheinlich einen viel höhern Hitzegrad in der Tiefe, als derjenige ist, bei welchem das Wasser an der Oberfläche zu kochen pflegt.

Nicht ohne Grund schauert es dem Bergmann, wenn er einsam in tiefer Schacht nach Erzen späht, nicht ohne Grund leben in seinem Munde die Mährchen von schlimmen Kobolden, bösen Berggeistern, die des Berges Schätze bewachen, den Menschen schrecken und ihm schaden! Enthält die Tiefe auch nutzbare Erze, enthält sie zierliche Krystallbildungen, werthvolle Kohlenlager, — sie birgt in ihrer unheimlichen Nacht auch genugsam Gefahren, dieselben mehren sich in gleichem Grade, als sich der Bergmann von der Oberfläche entfernt. Die atmosphärische Luft dringt zwar in gleicher Weise von oben nach, wie sein Meisel den Weg weiter öffnet, durch sein Athmen, durch das Brennen seiner Lampe wird aber in dem oft engen Gange der Bestandtheil der Luft, welcher zum Erhalten des Lebens nothwendig ist, verbraucht und nur Stickluft (böses Wetter) bleibt zurück. Kohlensäureluft (Schwaden) erzeugt sich in gleichem Grade. Wird nicht durch künstlich herbeigeführte frische Luft die unbrauchbare stets ersetzt, so verlischt das Licht, dem Menschen droht Erstickung.

Noch gefahrbringender ist eine Luftart, welche sich besonders in tiefen Steinkohlengruben erzeugt: das Kohlenwasserstoffgas (schlagende Wetter der Bergleute). Es erscheint mitunter als weißlicher Nebel oder hängt sich, — so zumal in manchen Gruben Englands — in Gestalt von Spinnengeweben oder in kleinen, weißlichen Kugeln dem Grubenholze an. Bergleute zerdrücken wohl solche Kugeln, ohne das Licht nahe zu bringen. Häuft sich dies Gas so an, daß es den dreizehnten Theil der Luft im Schacht ausmacht, so entzündet es sich, wenn ein brennendes Licht herzugebracht wird, und kann eine höchst gefährliche Explosion erzeugen. Man hat deshalb mancherlei sinnreiche Vorrichtungen an den Grubenlichtern angebracht. Eine dieser Sicherheitslampen ist so gebaut, daß wenn etwas Kohlenwasserstoff sich in ihr entzündet, das gefährliche Gas nicht weiter brennt, der starke Glascylinder aber gleichzeitig durch die bewirkte Erschütterung einen weithin hörbaren schrillenden Ton erzeugt, der die Arbeiter warnt. Trotzdem vergeht in den Kohlenschachten Englands, Belgiens und Frankreichs kaum ein Jahr, in welchem nicht durch die schlagenden Wetter Unglücksfälle herbeigeführt würden. Zu den besonders traurigen in neuerer

Zeit gehört jener bei Mons in Belgien; ohne daß eine Explosion gehört wurde, sah man hier am 5. Mai 1845 aus dem Tagesschacht starken Rauch aufsteigen, ohne daß ein Arbeiter erschien. Sogleich angestellte Nachforschungen ergaben, daß 34 Männer erstickt, 23 verbrannt oder verstümmelt waren; im nämlichen Jahre, am 21. August, tödtete eine Gasentzündung auf einer Kohlengrube in Durham in England 49 Arbeiter; auf einer der Gruben bei Barnsley in England kamen am 24. Januar 1849 durch schlagende Wetter 88 Menschen um's Leben. Man hat ausgerechnet, daß von 1827 bis 1842 in England, Frankreich und Belgien 9602 Gruben-Arbeiter getödtet oder verstümmelt wurden.

Das Wasser zeigt sich dem Bergmann theils freundlich, theils feindlich. Manche Erze und gesuchte Mineralien waren anfänglich in den obern Gesteinschichten oder in den tiefern Flötzen in so kleinen Theilchen zerstreut und vertheilt, daß es nicht möglich gewesen wäre, dieselben aus ihnen zu gewinnen. Hier zeigte sich das Wasser als treuer Helfer. Es löste beim Hindurchsickern die zerstreuten Metalltheilchen auf und führte sie hinweg, die oben gelegenen zur Tiefe, die tiefer zerstreuten seitlich bis zu den Klüften im Innern des Gebirges. Hier wurden sie abgesetzt, theils als Schichten, theils als Bänder, die einen als dichte Massen, die andern als regelmäßige, zierlich geformte Krystalle. Viele Erzadern sind auf diese Weise gebildet worden. Die Klüfte enden zwar in vielen Fällen an der Außenseite des Gebirges oder dicht unter derselben, aber selbst im ersten, günstigsten Falle sind sie durch Geröll, aufliegende, lockere Erdschichten oder Pflanzenwuchs so verdeckt, daß sie dem Auge des spähenden Bergmanns leicht entgehen. Die Bergwasser folgen gern dem weiteren Verlaufe der Klüfte und treten am Ausgange derselben entweder als wirklicher Quell oder, schwach durchsickernd, als feuchte Stellen zu Tage. Letztere verrathen sich dem Spähenden dadurch, daß an kühlen Abenden dichte Nebelstreifen über ihnen lagern. Diese Quellen und Nebelmassen sind dem Bergmann Fingerzeige, wo er Klüfte zu vermuthen hat. Sie führen ihn in vielen Fällen sicherer als wenigstens die fabelhafte Wünschelruthe, von welcher man sich in manchen Zeiten des Aberglaubens so viel versprach.

Andererseits wird das Wasser dem Bergmann um so lästiger, je tiefer er gräbt. Es zwingt ihn entweder Abzugskanäle (Stollen) anzulegen, durch welche er es aus dem Berge ins Thal zu Tage leitet, oder wenn dies nicht thunlich ist, muß er es mit Pumpwerken aus den Schachten heben; in Fällen aber, wo der Zudrang desselben gar zu mächtig wird,

die weitere Bearbeitung der Grube aufgeben. Das Wasser ist es auch, welches in Gemeinschaft mit der atmosphärischen Luft die Selbstentzündung der Kohlenlager bewerkstelligt. Am meisten sind solche Kohlenschichten dazu geneigt, welche Schwefelkiese enthalten. Die unbrauchbaren, aber noch kohlenhaltigen Gesteine (vom Bergmann „Berge“ genannt) werden in die ausgebeuteten leeren Gänge gestürzt; dringt hier Wasser und Luft zu, so beginnen theils die Schwefelkiese, theils die Kohlenschiefer sich zu zersetzen und entwickeln dabei Wärme, welche sich in manchen Fällen bis zur vollständigen Entzündung und Flammenbildung steigert. Wegräumen der entzündeten Massen ist in manchen Fällen, wenn es überhaupt möglich ist, das einzige Mittel, das Bergwerk zu retten. Geringe Wassermengen, welche man zum Löschen anwenden wollte, würden das Feuer nur stärker anfachen und selbst die Anwendung bedeutender Wassermassen hat seine eigenthümlichen Gefahren. Im Jahre 1803 drohte ein furchtbarer Brand das Idrianer Quecksilber-Bergwerk auf immer zu vernichten. Das durch Selbstentzündung ausgebrochene Feuer hatte in dem Erdöl (Bitumen) der herrschenden Gebirgsart, des Schiefers, im Schwefelgehalt der Quecksilber-Erze Brennmaterial gefunden und griff mit verheerender Schnelligkeit um sich. Nichts blieb mehr übrig als das „Ersäufen“ der Gruben. Man ließ durch einen der Schachte 3,300,000 Eimer Wasser, welches aus der Idriza herbeigeleitet worden, in die Gruben stürzen. Wie das Wasser den Sitz des Feuers erreichte und die schnell gebildeten Dämpfe sich auszudehnen versuchten, entstand eine Explosion von solcher Heftigkeit, daß alle Zimmerungen in den Bauen zertrümmert und das Mauerwerk erschüttert wurde. Ganze Schachte stürzten in schaudervollem Falle zusammen, die obersten Etagen des Bergwerks wurden mit sublimirtem Quecksilber erfüllt; noch ein Jahr nach dem Ergebnisse sah man das Metall in kleinen Strömen aus den Ruinen der Grubenmauern fließen; Millionen Tropfen und Perlen hingen an den Wänden von Stollen und Strecken.

Viele Erze und Metalle mögen durch ähnliche, von der Natur selbst herbeigeführte Ereignisse dampfförmig oder geschmolzen in die offenen Klüfte des Gebirges aus bedeutenden Tiefen heraufgeschleudert worden sein. Erkaltend setzten sie sich fest und füllten erstarrend die Risse des Gesteins.

Keines der höhlengrabenden Geschöpfe der Thierwelt dringt bis in jene Tiefen, zu welchen der erdebeherrschende Mensch sich wagt; kein Baum streckt seine Wurzeln in Schichten, welche irgend eine Vergleichung mit denjenigen der Bergwerke aushielten; — nur ein Pilz kriecht als leuch-

tender Schimmel zu den feuchten finstern Tiefen hinab und zerfrißt das Holzwerk, mit welchem das lockere Gestein der Gänge gestützt ist. Desto kräftiger und vielseitiger sind aber die Beziehungen, in denen das unterirdische Arbeiten jener Tiefen zu dem Treiben und Leben der Menschen droben steht. Die Axt, mit welcher der Holzhauer den Baum fällt, der Spaten und Pflug, welche das Feld bearbeiten, die tausend verschiedenen eisernen Werkzeuge der Handwerker, das Horn des Postillons, das zur Abreise ruft, die Metallfeder, mit der wir schreiben, die Glocke, welche zum Bethause mahnt, und die Pfeifen der Orgel, welche dort tönen, kurz alle die zahllosen Gegenstände aus Metall, deren wir uns im Leben bedienen, stammen aus jener finstern Welt voll Gefahren. Der Bohrer und Meißel des Bergmanns entriß sie dem Felsen. Froh, daß nicht böse Wetter ihn beschädigten, nicht ein einstürzender Schacht ihn zerschmetterte oder lebendig begrub, grüßt er mit der mühsam errungenen Beute das Tageslicht:

Glück auf!

Das Rothkehlchen.

Nach dem Englischen

von

Jenny Dyckhoff.

Es war ein sehr kalter Morgen. Jenny und ihre Großmutter hatten am Abend vorher wenig gegessen und lange Zeit waren Kartoffeln und Salz ihre einzige Nahrung gewesen. Feuerung hatten sie noch; sie hatten, ehe die strenge Kälte eintrat, dürres Holz gesammelt, aber sie besaßen nur eine Kruste Brod und kein Geld mehr, etwas zu kaufen. Der Bäcker wollte nicht mehr borgen, weil sie bereits 3 Schilling und 4 Pence schuldeten. Jenny erlaubte sich einen frommen Betrug, — sie gab vor, bereits gegessen zu haben, weichte das harte Brod in warme Milch und brachte Alles an das Bett der alten Frau.

„Großmutter," sagte das Kind, „ich möchte heute nach Rockfield gehen."

„Nach Rockfield!" rief die alte Frau, „in diesem Wetter? Kind, bist du toll?"

„Aber, Großmutter, was sollen wir anfangen? wir haben weder Brod noch Kartoffeln."

„Um Brod und Kartoffeln zu bekommen, willst du vier Stunden zu Fuß und allein gehen? weißt du nicht, daß du weder Haus noch Baum auf dem Moore findest und daß der Schnee ellenhoch liegt? Nein, meine Jenny, bleib' zu Haus und — —"

„Verhungere, Großmutter!"

„Warum sollten wir verhungern, ist kein Gott da, der uns liebt?"

„Ja, Großmutter."

„Und ernährt er nicht die jungen Raben, wenn sie zu ihm schreien?"

„Ja, Großmutter."

„Und beten wir nicht täglich? Warum also solltest du nach Rockfield gehen?"

„Weil Gott nur denen hilft, die sich selbst helfen, beste Großmutter! Wenn wir beide zu Hause bleiben, wird uns kein Brod in den Schooß fallen; ich muß gehen und es suchen."

„Wie aber willst du es suchen?"

„Ich will darum bitten."

„Bitten!"

„Ja, ich will den vornehmen Leuten, wenn ich an ihnen vorbeigehe, sagen, daß ich eine alte, hülfsbedürftige Großmutter habe und nichts für sie und mich zu essen. O, diese Reichen müssen sehr großmüthig sein, denn sie sind Christen und die Schrift sagt: Wer den Armen giebt, leihet dem Herrn!"

„Mein armes Kind!"

Das Mädchen war sehr unbekannt mit der Welt, so unbekannt, daß es wirklich glaubte, es bedürfe nur einer rührenden Bitte und einer einfachen Erzählung, um Hülfe und Theilnahme zu gewinnen. Die Großmutter war auch unerfahren nach ihrer Weise, aber sie hatte mehr von der Welt gesehen und wußte, daß es oft mit der Barmherzigkeit der Reichen geht, wie mit den besten Kleidern der Tagelöhner: man sieht sie nur Sonntags.

„Armes Kind, glaubst du, daß die vornehmen Leute dich anhören werden?"

„Ja, Großmutter, warum nicht? Ich will ihnen sagen, daß du alt und hungrig bist!"

„Schneit es jetzt, Jenny?"

„Nein, Großmutter, es ist schönes Wetter und ich werde die Kälte nicht fühlen, ich gehe so rasch."

Du sollst nach Rockfield gehen, Gott wird meinen Liebling beschützen. Hole mir jene Schachtel und nimm den Schlüssel dazu aus meiner Tasche."

„Ja, Großmutter; o wie gut von dir, mich gehen zu lassen!"

„Aber nicht um zu betteln; mein Kind, noch sollst du das nicht, ich bewahre etwas in dieser Schachtel, das den Hungerwolf noch für einige Zeit abwehren kann, und wer weiß, was — — — doch," unterbrach die Alte sich selbst, leise murmelnd, „es ist besser, nicht von ihm zu reden. Armer Richard, wir werden dich nicht wiedersehen, bis wir uns im Himmel begegnen!"

Sie nahm einen goldenen Trauring aus der Schachtel, der für sie vom höchsten Werthe sein mußte, so traurig zärtlich schaute sie ihn an. Das Mädchen kleidete sich hastig an; ach, sein alter Mantel gewährte wenig Schutz gegen die strenge Kälte.

„Nimm das zum Leihhause nach Rockfield und laß dir 10 Schilling darauf leihen. Verliere den Ring nicht und sorge, daß du das Geld glücklich nach Hause bringst," sagte die alte Frau und legte den Ring, sorgfältig in Papier gewickelt in des Kindes Hand.

Leichten Herzens begab sich Jenny auf den Weg, fröhlich wie eine Lerche, leicht und behende wie die Gazelle. Ihre glänzenden Locken flatterten im Winde, ihr Antlitz glühte von der raschen Bewegung. Sie sang wie ein Vogel in den Zweigen, ihre Töne waren, wie seine, um so reicher, je mehr sie der Kunst entbehrten, die dem verfeinerten Ohre gefällt. Vorwärts, vorwärts! Zwei Stunden lagen hinter ihr, sie war in Rockfield. — Sie betrat kühn das Leihhaus, denn sie schämte sich ihrer redlichen Armuth nicht und fühlte, daß es besser sei, auf ein Pfand zu leihen, als um ein Anlehen zu flehen. Der Leihhausbesitzer that manche unbescheidene Frage, denn er sah, daß das Mädchen arm war, und er war seiner Meinung nach ein wichtiger Mann. Er willigte endlich ein, den Ring zu nehmen, aber er wollte nur die Hälfte der geforderten Summe darauf leihen, nämlich 5 Schilling; — „und wenn du ihn nicht wieder einlösest, werde ich Schaden leiden!" sagte er.

„Nun denn, 5 Schilling!" seufzte das Kind.

Das Geld wurde bezahlt und Jenny verließ das Haus. — Es war eine große Täuschung für sie, nur 5 Schilling bekommen zu haben. Bei der größten Sparsamkeit konnten sie nicht lange davon leben! Sie war in großer Versuchung zu betteln. Würde ihre Großmutter ihr deswegen zürnen? — Es war Markttag und viel schön gekleidete Menschen spazierten

in den Straßen; Damen mit glücklichen, lächelnden Gesichtern; einige hatten kleine Mädchen von Jenny's Alter an der Hand, die behaglich in Pelz und Mäntel eingehüllt waren. Die Damen machten Einkäufe an Spielzeug und Naschwerk.

„Ach," dachte Jenny, „diese Damen, welche so viel Geld ausgeben können, werden mir ihre Hülfe nicht versagen. Ich will ihnen meine 5 Schilling nicht zeigen, — aber" — sie änderte ihren Entschluß. „Nein, nein," dachte sie weiter, „ich habe 5 Schilling und diese werden, wie Großmutter sagt, den Hungerwolf von der Thür halten! Es giebt arme Leute, die keinen Penny haben; mögen sie Almosen erbitten — ich würde die berauben, die weder Geld noch Nahrung haben."

Aehnliche Gedanken zogen durch des Mädchens Seele und sie beschloß rasch nach Hause zu gehen, damit ihre Großmutter sich nicht beunruhige. Indem sie ihre Schritte beschleunigte, fühlte sie nach dem Gelde, das sie in die Tasche gesteckt hatte, um ganz sicher zu sein. O Himmel, es war fort! Mit bleichem Gesichte und pochendem Herzen suchte sie es, aber umsonst — es war verloren!

Ueberwältigt von Kummer setzte sie sich auf eine Treppenstufe vor einem Hause nieder und weinte bitterlich. Das Haus, zu dem diese Treppe führte, gehörte augenscheinlich einem reichen, mächtigen Manne. Es war in dem aristokratischen Theile von Rockfield gelegen, der Kirche gegenüber. Der Geistliche des Orts wohnte in dem Hause, vor dessen Thür die arme Jenny weinte.

Zufällig kehrte derselbe, der einige Stunden vorher zu einem Sterbenden gerufen worden war, gerade zurück. Ein Freund, den er unterwegs getroffen hatte, begleitete ihn. „Was ist das?" rief der Geistliche aus, mit seinem goldbeschlagenen Spazierstocke auf die arme Jenny deutend; „ein Kind sitzt weinend vor meiner Thür! Mein Gott, wie nachlässig die Bedienten sind! Was wird's sein? das alte Lied: Hunger!" —

„Das würde mich nicht wundern," antwortete des ehrwürdigen Herrn Gefährte mit Achselzucken.

„Was ist dir, Kind?" rief der Pastor. „Hörst du nicht, daß ich dich frage? Was giebt's? Weißt du nicht, wer ich bin? Ich bin der Pastor von Rockfield. Hörst du mich? Ich dulde keine Bettler, ich schicke sie alle ins Gefängniß! Wie? fürchtest du dich nicht?"

Jenny Foster war rasch aufgestanden, sie trocknete ihre Augen, aber sie fürchtete sich nicht. Sie grüßte die Herren und wollte gehen.

„Halt, halt! nicht so geschwind! Ich fragte dich, was dir fehle?"

„Ich bin fest überzeugt, sie ist eine Betrügerin," flüsterte der Geistliche seinem Nachbar zu. „Ich will sie entlarven."

„Kleines Mädchen," fügte er laut hinzu, „wie heißt du? Woher kommst du?"

Das Kind beantwortete beide Fragen.

„Doch was — ich frage zum dritten Male — was thust du vor meiner Thür?"

„Als ob sie ein Hindu=Mädchen wäre," sagte der Begleiter des Geistlichen, der auf Reisen gewesen war.

„Ich wollte Sie nicht beleidigen, Herr," rief Jenny, auf's Neue in Thränen ausbrechend; „ich habe 5 Schilling verloren; meine Großmutter schickte mich mit einem Ringe zum Leihhause, und ich habe das Geld, welches ich erhielt, verloren."

Der Geistliche blickte seinem Freunde feierlich in das Gesicht. „Nach dem Leihhause!" rief er aus, jede Sylbe gehörig betonend. „Nach dem Leihhause! Die Verdorbenheit der geringen Klassen ist schrecklich!"

Der Geistliche versäumte es, näher auf die Sache einzugehen. Er winkte nur mit der Hand: „Fort, Kind, geh fort!" rief er und ging mit seinem Freunde in das Haus.

Jenny verließ geflügelten Schrittes diese Wohnung und seine Umgebung. Aber, was sollte sie anfangen? Sie mußte betteln und sich glücklich schätzen, Jemandem zu begegnen, der den niedern Klassen nicht bloß Verdorbenheit zuschrieb. Mit schwerem Herzen verließ sie die Straße und schlug in eine andere ein, wo die Damen vom Markte heimgingen. Sie schaute diese mit flehenden Augen an. Es fing an zu schneien; furchtsam und ängstlich suchte sie eine Gelegenheit, ihre Bitte anzubringen. Jedermann war aber so eilig, daß man ihr bleiches, flehendes Gesicht nicht bemerkte oder es nur flüchtig anstarrte.

Wie traurig für die Arme, so viele Menschen zu sehen und keinen derselben geneigt zu finden, von seinem Ueberfluß mitzutheilen, „dem Herrn zu leihen.

Es ist wahr, sie hatte noch kein Wort gesprochen; aber ihr blasses Gesicht, ihre bittende Miene, ihre zitternden Glieder und ihr dürftiger Anzug sprachen mächtiger als die Zunge. Aber ach! es war ein Wochentag, und die Bewohner von Rockfield waren nur Sonntags barmherzig — die Reichen nannten nur einmal in der Woche den Armen „Bruder".

Der Schnee fiel dichter. Des Mädchens Kleidung war so weiß wie die Dächer der Häuser. Sie zitterte und ihre Zähne schlugen an einander, das Mark in ihren Knochen war erstarrt; sie hatte verschiedene Personen angeredet, Niemand beachtete sie, Niemand antwortete.

Nur einen Penny für meine alte Großmutter! Ich habe 5 Schilling verloren und wir haben kein Stück Brod im Hause! Der Schnee fiel in großen Flocken und die Angeredeten gingen desto schneller.

„Wer dem Armen giebt, leihet dem Herrn!“ — „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder nicht gethan, das habt ihr mir nicht gethan!“ — Heilige Worte, wurdet ihr beglaubigt von denen, die dem armen, zitternden Kinde den Rücken kehrten?

Zwei Stunden von Hause entfernt, wankte das Kind im tiefen Schnee, es litt entsetzlich von Hunger und Kälte und erhielt nur zornige Worte, verachtende Blicke, Drohungen — aber keinen einzigen Penny. Es war so spät, daß es zu dämmern begann. Dicht fiel der Schnee, es war bitter kalt; Jenny eilte die Straße entlang, sie sah durch die Fenster die behaglichen Feuer glänzen, sah glückliche Menschen darum versammelt. Ihre Glieder und ihr Herz waren erstarrt, sie mußte eilen, denn die Angst um sie mußte ihre alte Großmutter tödten. Aber noch einmal wollte sie betteln, noch einmal aus Liebe zu ihrer Großmutter. Ein Matrose — eine ungewöhnliche Erscheinung zu Rockfield — kam gegangen. Sie erhob flehend ihre Hände; ihr angstvolles Gesicht, ihre strömenden Thränen erregten des braven Mannes Aufmerksamkeit. Sie erzählte ihre Geschichte; der Matrose zog einen ledernen Geldbeutel hervor und legte 5 Schillinge in ihre Hand. Er gab sie ihr, wie er sagte, aus Liebe zu seiner Mutter, die auch alt und dürftig sei und zu der er nach langer Abwesenheit eile, nicht wissend, ob er sie noch am Leben finden werde; er habe auch ein Kind gehabt, aber vielleicht sei es todt, — er wisse nichts von Beiden.

Mit freudiger Hast und Dankbarkeit rief Jenny Gottes Segen auf den Fremden herab und eilte geflügelten Schrittes weiter. Sie erreichte ermüdet und erstarrt die Moorgegend. Jeder Schritt schwächte sie mehr, der Schnee fiel immer fort. Sie sank bei jedem Schritte tief hinein, die nächsten Gegenstände waren verfinstert.

Ach, zu sterben auf diesem einsamen Moor — wie schrecklich! Sich hinsetzen hieß sich ins Grab legen. Sollte dies ihr Ende in der kalten, trostlosen Winternacht sein, — wie würde ihre Großmutter jammern, wie in Verzweiflung ihr geliebtes Kind vom Himmel zurückverlangen.

Immer dichter fiel der Schnee, — sie sah keinen Horizont, keinen Himmel — Nichts, worauf das schmerzende Auge ruhen konnte. Immer rascher, aber immer schwächer wurden ihre Schritte; sie fühlte sich schwindelicht, eine fremde Empfindung krampfte ihr Herz zusammen, — sie konnte nicht länger, sie sank hin.

Da klang ein Zirpen in ihr Ohr, der Ton eines Vögeleins, und dicht vor ihr flatterte ein Rothkehlchen auf. Das Moor war vollkommen unfruchtbar, sogar im Sommer; da war kein Baum, auf dem ein Vogel nisten konnte, und die niedrigen Gesträuche, die kümmerlich fortkamen, waren jetzt mit Schnee bedeckt. Derselbe Laut klang nochmals. Es war nur ein armes Rothkehlchen, das vor ihr zirpte, aber Gott weiß, wie sehr dieser Ton unser armes, kleines Mädchen aufmunterte. Welche Kleinigkeiten vermögen oft neues Leben in die verzweifelnde Seele zu gießen! Jener schottische Krieger sammelte neue Kraft, als er die Anstrengungen einer Spinne betrachtete. Mungo Park erblickte, als er entschlossen war, in der afrikanischen Wüste zu sterben, ein kleines Unkraut, das sein Haupt munter zum Himmel erhob, und fühlte, daß Gott, der das arme Gewächs hierher gepflanzt und seiner nicht vergaß, sondern Thau und Regen zu seiner Erquickung sandte, auch den Menschen, sein Ebenbild, nicht versäumen werde. Von diesem Glauben erfüllt, erstarkten seine Glieder und es gelang ihm, zu dem Dorfe zu kommen, an dessen Erreichung er verzweifelt hatte.

So wurde durch den Ton dieses Rothkehlchens neuer Muth und neue Kraft in das Herz des Kindes gepflanzt. Jenny dachte nicht mehr an Tod und Ermüdung, sie hoffte ihre Heimath zu erreichen und mit der Großmuttter Gott für ihre Errettung zu preisen und zu loben. — Das Rothkehlchen ward Jenny's Führer; der betretene Weg war längst vom Schnee verschüttet, — aber das Vögelchen flog stets vor ihr her, sie gleichsam rufend, bis sie, ehe sie es gedacht hatte, sich an der Thür ihrer Wohnung befand. Dann sah sie das Thier nicht mehr.

Sie erzählte der Großmutter ihre Geschichte, während diese das Kind am hellen Kaminfeuer erwärmte. O, welche glühende Dankgebete stiegen in dieser Nacht zum Himmel, zum Throne der Gnade, empor!

Am nächsten Morgen wurde an die Thür geklopft; Jenny ging sie zu öffnen. Wen erblickten ihre Augen? Den Matrosen, der ihr die 5 Schillinge gegeben hatte. Verwundert sah er das Kind an, und als seine

Frage, ob hier Frau Foster wohne, bejaht wurde, entschlüpfte ihm ein Schrei der Freude.

„Das ist Richards Stimme!“ rief die Alte, „Gott sei gepriesen, — er sandte mir meinen Sohn zurück!“

„Mutter — geliebte Mutter!“ sie lag in seinen Armen.

Ich übergehe die folgende Scene.

„Und das ist meine Jenny, mein einziges Kind!“ rief der Seemann, sie auf seinen Schooß ziehend und mit inniger Freude küssend.

„Sie ist deiner seligen Mary Tochter,“ sagte die Alte. „Es war ihrer armen Mutter Trauring, den sie gestern zum Leihhause trug.“

Die alte Frau, die Nachbarn, Jenny selbst versichern, daß es kein Rothkehlchen, sondern ein Engel war, der Jenny über's Moor führte. Wer möchte ihren Glauben belächeln? Sind nicht die Ereignisse, welche uns zu Entschlüssen führen, die uns fähig machen, gegen das Schicksal zu kämpfen, — die uns sicher heim leiten, — Boten vom Himmel?

Die Musik.

Von

Dr. Schneider.

1. Ihr Wesen.

Schon ein Mal haben wir bei unsern Besprechungen über die einzelnen Künste die Beobachtung gemacht, daß, je weiter wir darin fortschreiten, uns um so menschlicher und traulicher dabei zu Muthe wird; auch dies Mal wieder knüpfen wir an diesen Gedanken an.

In der Architektur sahen wir, bei aller Erhabenheit oder Wohnlichkeit der Gebäude, doch immer nur todte Steinmassen vor uns aufgethürmt; Menschliches oder dem Menschen Verwandtes kam dabei noch nirgends zum Vorschein. Dies fand nun allerdings in der Bildhauerei Statt. Sie arbeitete den edeln Thierkörper, die schöne Menschengestalt aus dem Marmor oder Erz heraus und sprach aus dem antiken Götterbilde wie aus der modernen Dichter- oder Heldenstatue schon weit verständlicher, weit menschlicher zu uns, als die Baukunst. Die Malerei sodann eroberte sich sogar die ganze lebendige Wirklichkeit und übergoß ihre Schöpfungen mit dem-

selben farbigen Scheine, mit dem nämlichen Zauber der Beleuchtung, in welcher die Gestalten der wirklichen Welt um uns ausgebreitet liegen.

Aber bei alledem kommen diese drei Künste über einen Mangel nicht hinaus: daß sie nämlich ihre Werke aus dem rohen Stoffe bilden: die Baukunst aus dem gemeinen Steine, den sie nur nothdürftig behaut und überputzt, die edlere Plastik aus dem zartweißen Marmor oder einer künstlichen Mischung von Metallen, noch zarter die Malerei, wenn sie die harten Farbstoffe mit Wasser oder Oel erweicht und diese dickflüssige Substanz auf die künstlich präparirte Fläche aufträgt. Keiner einzigen von diesen Künsten aber gelingt es, mit Ueberwindung des groben Stoffes, sich ein geistigeres, idealeres Material zu schaffen: alle drei bleiben an erdige oder flüssige Substanzen gebunden, eine Eigenthümlichkeit, die sich nothwendig auch auf ihre Werke übertragen muß. Auch sie haften unter allen Umständen am festen Stoffe, sind ebenso hart, ebenso dauerhaft als dieser und stellen sich fertig und unbeweglich vor unser Auge. Ein Gebäude, eine Bildsäule, ein Gemälde bleibt so, wie es einmal ist, und kann in jedem Augenblick mit einem Mal, in seinem ganzen Umfange, mit all seinen reichen Einzelnheiten gesehen und genossen werden. Schon vor Jahrhunderten haben sich die damals Lebenden daran erfreut, und wir Kinder vom heutigen Datum erfreuen uns noch daran. Jetzt spricht der Eine sein Lob, morgen ein Anderer sein Bedenken darüber aus: das Werk duldet Beides, fühllos gegen unser Entzücken, unbekümmert um unsern Tadel. Auf dem festen Grunde des Erdbodens in den freien Raum gestellt und für die Anschauung unseres Auges berechnet, ist solch ein Werk selbst ein Theil des ewigen Raumes; und trotzig gegen den Wechsel der Zeit, hat es selbst eine Art göttlicher Ewigkeit und redet ein stummes Stück Menschheitsgeschichte zu unserm geistigen Ohre. Die drei Künste aber, welche so feste Werke von so bestimmter Gestalt formen, heißen eben aus diesem Grunde bildende Künste.

Ganz anders die beiden noch übrigen, Musik und Poesie. Hier ist's nicht mehr die Materie selbst, aus welcher das schöne Kunstwerk emporwächst, sondern die zum Erzittern gebrachte, tönende Materie: entweder der schöne Ton, wie er der menschlichen Stimme oder einem kunstvollen Instrumente entlockt wird, oder das der Seele und dem Munde entsteigende Wort, diese Offenbarung des denkenden Geistes. Und eben weil es in beiden Fällen der Ton ist, um den sich's handelt, so nennt man diese beiden Künste tonische oder redende Künste. Sie erst sprechen uns

menschlich an und richten sich von der Anschauung hinweg an unser Inneres; von ihnen erst fühlen wir uns wie von gleichgearteten Wesen begrüßt: unser Gemüthsleben, unsere geistige Gedankenwelt kommt uns aus ihren Bildungen entgegen.

Aber es bedarf noch eines Elementes, wenn wir ein Werk dieser beiden Künste genießen und uns der innern Verwandtschaft mit ihm bewußt werden wollen — das ist die Zeit. Fertig vorhanden ist ein Musikstück, ein Gedicht nur in der Noten- oder Druckschrift, und in dieser Gestalt stumm und todt. Aber weder der einzelne Ton oder das Wort, noch ein ganzes Tonwerk oder Drama steht sogleich vollendet da, vielmehr muß der Ton erst gebildet, das Werk erst ausgeführt werden; und hierzu bedarf es einer gewissen Zeit, der Aufeinanderfolge vieler Augenblicke und Stunden, ja es bedarf zu seiner Ausführung sogar gewisser Kräfte, menschlicher Individuen, die es vom Schlafe zur Auferstehung rufen und seine lebendige Gestalt erst in die Unsichtbarkeit des flüchtigen Zeitgrundes einzeichnen.

Zuerst von beiden Künsten wird uns also die Musik und deren eigenthümliches Wesen beschäftigen.

Gehen wir zu diesem Behuf vom einfachen Tone, dem Darstellungsmittel der Musik, aus, so entsteht derselbe so, daß ein bestimmter Körper, sei es ein Fell, eine Metallplatte, eine Röhre oder eine Saite in Schwingung versetzt wird, daß diese Schwingung sich in Wellenform der umgebenden Luft mittheilt und diese letztere unsere Gehörnerven trifft. Dieser Ton nun ist etwas durchaus Dunkles und Räthselhaftes ohne irgend welchen Inhalt. Wir können uns beim Tone nichts denken, er sagt nichts aus, wie das geistige Wort der Dichtkunst, das immer einen Begriff, eine Vorstellung mit sich führt. Aber es ist uns, als ob der harte Stoff zum ersten Mal eine Art Leben verriethe, sobald er in Schwingung versetzt wird und wir einen Ton hören; es ist uns, als ob die Materie einen Hauch lebendigen Odems von sich gebe, eine Art Neigung zu uns, einen Drang in's laute, bewegte Leben offenbare. Wie eine Ahnung von Seele in den stummen Körpern, wie eine erste leise Ankündigung des Geistes in der Welt und ihren Dingen — so will uns der musikalische Ton bedünken. Und wer merkt hierbei nicht, daß wir in dieser ersten Beseelung der Materie ganz dasselbe vor uns haben, was in der Organisation des bewußten Menschen das Gefühl, die Empfindung ist? Sie ist auch noch nichts Klares und Bestimmtes, über das wir uns in bestimmten Worten Rechen-

schaft geben könnten; aber sie ist doch das erste Erwachen, das erste leise Tönen unseres Geisteslebens. Sie ist auch schon eine Regung, eine Ankündigung des kommenden Geistes, aber noch nicht in der Reinheit des Gedankens, der Idee, die von allem Aeußern absieht, sondern noch mit unserer Leiblichkeit, mit der leidenden Thätigkeit unserer Sinne verwachsen und darum selbst noch sinnlich getrübt und dunkel. Diese unterste Stufe unseres Geisteslebens aber, diese dämmrig dunkle Vorhalle vor der klaren Tageshelle des Gedankens, zu dem der Geist auf seiner letzten Stufe erwacht — diese eben ist das Gefühl, die Empfindung, oder, wenn sie dauernd wird, die Stimmung. Mit ihr also steht der musikalische Ton, als die erste Seelenregung des materiellen Weltlebens, in auffallendem Parallelismus; es ist eine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen beiden, beide sind für einander bestimmt und ergänzen sich gegenseitig zu einem geheimnißvollen Bunde. Die dunkle Welt der Töne spricht Gefühle aus und regt im Zuhörer Gefühle an; und andererseits, wo ein Gefühl recht stark, recht leidenschaftlich im Menschen erwacht, da sind es Töne, in denen er seinen Gefühlsergüssen Luft macht. Kurz, die Musik ist die Kunst der Empfindung: Empfindungen spricht sie in ihren Werken aus, und Empfindungen wiederum bringt der Zuhörer ihr als empfangenen Eindruck zurück. Etwas Anderes daher, als Empfindungen in der Musik finden wollen, aus einem Tonstück etwa einen bestimmten Gedankengehalt entwickeln oder die logische Nothwendigkeit aller musikalischen Einzelnheiten nachweisen, warum jede Note so und nicht anders sein, dieser Takt hier und nicht anderswo stehen dürfe, wäre ein unfruchtbares, dem Wesen der Musik völlig zuwiderlaufendes Unterfangen. Wer dagegen darauf dringt, daß es nun auch zu wirklichen Gefühlen bei uns in der Musik kommen müsse, daß wir beim Spielen oder Hören eines Tonstücks wirklich dessen Gemüthsgehalt herauszufinden und selbst wiederzugeben vermögen, der ist im vollkommensten Rechte. Eben weil die Musik die Kunst der seelenvollen Empfindung ist, müssen wir mit ganzer Seele dabei sein. Mit Fingerkünsten und Kehlgeschmetter ist hier nichts gemacht. Herzenssache muß uns die Musik sein und aus innerm Bedürfniß, nicht aus Mode oder Gefallsucht müssen wir sie treiben.

Bekanntlich ist der Mensch an nichts so reich als an Gefühl. Denken und Handeln ist nicht Jedermanns Sache; aber fühlen thun wir Alle etwas: jeden Anblick, den wir haben, jedes Erlebniß, das uns trifft, begleiten wir mit bestimmten Empfindungen. Und wie verschieden sind diese,

wenn wir bedenken, wie unendlich mannichfaltig die äußern Anregungen oder die persönlichen Beziehungen und Erfahrungen sein können, die sich sämmtlich auf unser Gemüthsleben zurückwerfen und dasselbe in Mitleidenschaft versetzen! Diese reiche Mannichfaltigkeit an Gefühlen nun hat sich denn auch in den beiden entsprechenden Künsten die verschiedensten Formen geschaffen, hat die Poesie mit der Menge von Versmaßen, von lyrischen Gattungen und einzelnen lyrischen Gedichten beschenkt und hat in der Musik den nicht geringern Vorrath von Tonarten, von Tonwerkzeugen und Tongattungen hervorgebracht. Mit allen diesen suchen wir uns nunmehr etwas näher bekannt zu machen, indem wir in unsere Kindheit zurückgreifen: denn mehr als irgend eine andere Kunst ragt die Musik schon in unsere früheste Jugend herein. Ein Bildungselement der Schule, eine Verstärkung der gottesdienstlichen Andacht, ein Erheiterungsmittel im Familienkreise, ein handwerksmäßiger Brot-Erwerb für Bänkelsänger und durchreisende Musikanten, lernen wir sie in der Schule wie im Hause, auf der Straße wie in der Kirche, hörend und spielend, ehe wir es selbst wissen.

Die ersten Elementarbegriffe der Musik haben wir bereits an dem einfachen Liede geübt, das man uns als Kindern lehrte. Solch ein Lied hatte vor allen Dingen eine Melodie, d. h. es bestand aus einer fortlaufenden Reihe von Tönen, die eine bestimmte Länge hatte und eine gewisse heitere Stimmung in ansprechender Weise ausdrückte, so daß wir Kinder uns auf die Singstunde besonders freuten und die Melodien leicht im Ohre behielten. Ließ dann der Lehrer das Lied zweistimmig singen, so bildete sich der erste Akkord, d. h. der Zusammenklang mehrer verwandter Töne; und begleitete er gar den Chor seiner Klasse mit dem Klavier, so hörten wir, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, eine vollständige Harmonie, der wir bald abmerkten, daß sie eigentlich nur eine Reihefolge von Akkorden sei, aber stärker und mannichfaltiger, als unser zweistimmiges Lied sie hervorbringen konnte. Endlich sagte uns das gesunde Gefühl, daß das Lied aus bestimmten kleinern Theilen bestehe, deren jeden wir durch heimliches Stampfen mit dem Fuß oder der Lehrer selbst durch eine starke Handbewegung von oben nach unten markirte. Dies, sagte uns der Musikmeister, sei der Takt oder Rhythmus, die gleichmäßig fortrückende Bewegung. „Und wenn ihr nun," fügte er hinzu, „das eine Lied schneller und ein anderes langsamer singt, so ist dies das verschiedene Zeitmaß oder Tempo." — Diese zweistimmigen Schullieder führten zugleich die jungen Leserinnen schon damals auf die Wahrnehmung, daß die Stimmen

bei den einzelnen Mitschülerinnen durchaus nicht dieselben waren, daß sie sich vielmehr durch größere Höhe oder Tiefe von einander unterschieden — die erste Bekanntschaft mit dem, was man uns später als Sopran und Alt, d. h. als diejenigen beiden Stimmen bezeichnete, in welche sich das weibliche Gesangorgan überhaupt spaltet. Traten wir dann nach einigen Jahren in einen öffentlichen Gesangverein, so lernten wir neben jenen beiden Frauenstimmen auch die beiden männlichen, den Tenor und den Baß kennen. In dieser Gruppe pflegt der Sopran oder Diskant die melodieführende Stimme zu sein, meistens mit dem Charakter des freudig Belebten oder Leidenschaftlichen; der tiefere Alt hingegen eignet sich vornehmlich zu ernsten, getragenen Sachen. Ritterlich und feurig oder auch weich und schwärmerisch klingt aus jugendlicher Männerbrust der Tenor, wogegen der Baß durch Kraft und Tiefe der Ausdruck männlicher Würde und königlicher Macht ist. Der zwischen beiden Männerstimmen liegende Bariton hat allerdings im vierstimmigen Chorgesange keine Stelle, desto mehr Verbreitung aber in der Dilettantenwelt, wo man von dieser Stimme, besonders im Liederfache, oft sehr gelungene Leistungen hört.

Weiter nun aber hat der Drang der Tonkunst nach möglichster Ausdehnung zu einer Menge künstlicher Stimmen, der sogenannten Instrumente, geführt, die, halb durch Zufall, halb durch menschlichen Scharfsinn erfunden, das Reich der Töne nach oben wie nach unten fast in's Unendliche ausgeweitet haben, so daß jedes einzelne Instrument eine besondere Tonlage und Klangfarbe, einen eigenthümlichen Charakter trägt. Am frühesten, nämlich schon in der Wohnstube, macht uns das Klavier oder Pianoforte seine Aufwartung, dies wahre Familieninventarium und Hauskapellmeister, dessen Tasten und Saiten sich denn auch schon sehr zeitig unsere kindischen Stümpereien haben gefallen lassen müssen. Daß sein Klang, trotz der vervollkommneten Technik, etwas Einförmiges, Seelenloses hat, wollte uns schon als Kindern nicht behagen, obgleich wir uns auch wieder freuten, wenn wir einen Virtuosen unglaubliche Wirkungen darauf hervorbringen hörten, wie Lißt und Klara Schumann, oder wenn wir sahen, wie geeignet es ist, umfangreiche Tonwerke im Auszug zu ersetzen oder den Gesang zu begleiten und einen großen Chor von Sängern zusammenzuhalten. Mit Staunen aber hörten wir zum ersten Male die Orgel in der Kirche, dies Riesenwerk mit Hunderten von blanken Metallpfeifen, mit mehren Klaviaturen, mit einem Pedal, auf dem sogar die Füße den Baß spielen, und mit einer Unzahl von sogenannten Stimm-

registern, deren jedes ein anderes Instrument nachahmt: das eine klingt weich und gehaucht wie eine Flöte, ein anderes wie die menschliche Singstimme, ein drittes schmetternd oder schnarrend wie die Trompete u. s. w. Am gewaltigsten war es, wenn das volle Werk mit all seinen Stimmen und Pfeifen sich in den massenhaften Choralgesang der Gemeinde mischte: wahrlich, es war, als ob ein Chor aus höherer Welt allmächtig durch die weiten Kirchenhallen daherrauschte! Das größte Fest dagegen für uns Kinder war es, als uns die Eltern zum ersten Mal in's Koncert mitnahmen, wo wir alle denkbaren Instrumente mit Einem Mal beisammen hören sollten, oder, wie man musikalisch sagt, das vollstimmige Orchester. Da standen auf der einen Seite des Saales auf einer Erhöhung zuerst die Saiteninstrumente, und zwar die Violinen oder Geigen rechts und links vertheilt, dazwischen die sehr ähnlichen Bratschen, und in der Mitte, dem Taktirpult des Musikdirektors zunächst, die hohen Kontrabässe und Violoncell's. Hinter diesen Streichinstrumenten folgten die Bläser mit Flöten, Klarinetten, Hörnern u. s. w. in einem großen Halbkreise aufgestellt, und ganz aus dem Hintergrunde schallten Trommel und Pauke. Die eigentlichen Tonangeber, gleichsam die Primadonnen in diesem großen Instrumentalschwarm waren die Violinen, die fast immer das Wort, die Melodie führten und die Masse der Spieler durch ihren leichten, flüchtigen Schwung forttrieben. Die Bratschen klangen daneben wie polternde Alte, die nicht mehr können wie sie wollen, die keine Kraft, keinen Athem mehr haben und nur mitunter ein unbeholfenes Wort bescheidentlich dareinreden. Edel dagegen und männlich stolz treten die Violoncelle auf. Das ist ein Mal jugendliches Feuer, ein anderes Mal gehaltene Kraft; ein Mal singen sie, mit etwas näselndem Klang in der Höhe, die Melodie, dann wieder geben sie nur die Grundtöne der Gesammtharmonie an, aber stets mit Würde, mit nobler Grazie. Die hochragenden Kontrabässe oder Brummbässe endlich sind nur dabei, um der leichtfertigen Jugend der Geigen und sonstigen kleinen Schreihälse als sichere Führer zu dienen, damit die Masse immer hübsch im Takte bleibt und Einen hat, um den sie sich sammeln, nach dem sie sich richten kann. Unter den Blase-Instrumenten, die zusammengenommen die sogenannte Horn- oder Militärmusik ausmachen, klingt die Flöte, dies idyllische Hirteninstrument, wie gehaucht, schwindsüchtigem Säuseln nicht unähnlich, schrill und pfeifend dagegen ihre kleine Schwester, die hohe Pikkoloflöte, die deshalb auch ein unentbehrlicher Bestandtheil der Militärmusik geworden ist. Etwas Naseweises, Quäkendes

hat die Oboe, während der wollige, holzige Ton der Klarinette immer nach vollen Backen klingt, und das tiefere Fagott etwas Heiseres, aber auch Weiches hat. Hell und metallisch dröhnend ist der Charakter der Blechinstrumente: am wenigsten der des Hornes, das sich mitunter elegisch weich, gedämpft klagend vernehmen läßt und dann von großer Wirkung sein kann; zuweilen aber dient es auch, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, als Jagd- und Schlachtruf. Dies Letztere ist entschieden die Klangfarbe der Trompete, die mit ihrem gellenden Geschmetter immer zum Kampf, zum Angriff anzufeuern scheint oder sehr am Platze ist, wo es lautes Entzücken, stolzen Jubel und Triumph darzustellen gilt. Würdig und feierlich dagegen nimmt sich neben ihr die Posaune aus, immer freilich mit dem metallischen Beiklange der Kraft und Gediegenheit, weshalb sie sich ebenso gut zur Verstärkung kirchlicher Musik, abwechselnd oder gleichzeitig mit der Orgel, als auch, mit Dämpfung des harten Metallklanges, zu ernster Trauer- und Begräbnißmusik eignet. Triangel, Becken, Pauken und große Trommel dienen nur zur Verstärkung des vollen Orchesters bei besonders jubelvollen Stellen. Schließlich geben Harfe, Guitarre, Cymbel, Zither und ähnliche unvollkommene Instrumente höchstens eine gerissene Akkordbegleitung zum Gesange, das sogenannte Harpeggio, Tonwerkzeuge aber im Dienste der Kunst sind sie ebensowenig wie die Querpfeife und der Dudelsack.

Unter den Gattungen der Musik ist das schon erwähnte einfache Lied, welches wir in unserer frühesten Schulzeit singen lernten, die Grundform, der Keim, aus dem sich die ganze weitere Tonkunst entwickelt hat, sowohl die Vokal- oder Gesangmusik wie die Instrumentalmusik, die weltliche Musik ebensowohl als die geistliche.

1) Die Vokalmusik. Das Lied war zuerst immer Volkslied, d. h. eine natürliche, ansprechende Sangweise von mäßigem Umfang und schlichter, inniger Empfindung, worin gesundfühlende Naturvölker, wie Schotten, Schweizer, Tyroler u. a., ihre warme Naturliebe, ihre ergreifenden Herzenserlebnisse, die ruhmvollen Heldenthaten ihrer Vorzeit verherrlichen. In ähnlicher Weise sprechen auch unsere heutigen Kinder- und Schullieder die Freude an der Natur, Lob und Dank gegen Gott, das Glück der Kindheit in heiterer und herzlicher Weise aus. Als nun aber die gelehrte Tonkunst das Lied in die Hand nahm, wurden daraus künstlichere, umfangreichere Formen: und zwar in der Gesangmusik der Choral nach geistlicher, die Arie nach weltlicher Seite. Unter Choral, der ursprünglich vielfach nur

die Uebertragung heiterer Volksweisen in die Kirche ist, verstehen wir den einstimmigen, langsam dahinschreitenden Chorgesang der christlichen Gemeinde, in dessen großem Unisono alle persönlichen Glaubensverschiedenheiten der Andächtigen unterzugehen haben; diese, die Arie, ist eine freie, reich ausgesponnene Behandlung des Liedes für den kunstvollen Gesang, worin stark hervortretende Stimmungen und Leidenschaften ihren Ausdruck finden. Im Charakter der Arie sind auch jene sogenannten Lieder oder Gesänge mit Begleitung des Pianoforte gehalten, die von überschwänglicher Gemüthstiefe und charakteristischer Malerei der zartesten Empfindungsnüancen, besonders unter den neuern Komponisten seit Schubert viele dankbare Bearbeiter gefunden haben. Eine mehrstimmige Behandlung des einfachen Liedes ist es, wenn sich auf der Grundlage des Chorals, bald mit, bald ohne Instrumentalbegleitung, die vierstimmige Motette, die Hymne, die Messe, zu der auch das Requiem gehört, die Kantate und endlich die größte kirchliche Tonschöpfung, das Oratorium, erhebt. Gesangstücke dieser Art haben wir gewiß Alle schon bei Kirchenmusiken gehört oder selbst mitgesungen, z. B. eine Motette von Seb. Bach, die Hymne von Kuntze, „das Hallelujah der Schöpfung", Psalme von Mendelssohn, das Requiem von Mozart u. s. w. Ebenso ist es eine mehrstimmige Erweiterung des Liedes, wenn zu der einfachen, liedähnlichen Arie noch eine zweite, dritte oder vierte Stimme hinzutritt und sich so das Duett, Terzett oder Quartett gestaltet. Besonders das letztere ist ein großer Liebling des heutigen Publikums, sowohl in musikalischen Familienkreisen wie in geselligen Männerzirkeln; dort wird es gewöhnlich von den sogenannten vier gemischten Stimmen, Sopran, Alt, Tenor und Baß, hier von den vier Männerstimmen, zwei Tenören und zwei Bässen, ausgeführt, wie wir es wohl schon bei abendlichen Ständchen, bei Landparthien und Wasserfahrten haben singen hören. Vorzügliche Männerquartette besitzen wir von Kreutzer und Zöllner, Quartette für gemischte Stimmen besonders von Reichardt und Mendelssohn.

2) Auch für die fließendere, kunstreichere Instrumentalmusik ist das schlichte Volkslied der ursprüngliche Mutterboden. Tanz und Marsch, diese gefälligen, frei dahinschwebenden Melodien mit noch dürftiger Harmoniefüllung, sind hier die ersten Ausläufer des Liedes. Kunstvoller und umfangreicher, ganz der Arie in der Vokalmusik entsprechend, ist die Sonate für Klavier, die sich schon zu dem längern Verlauf mehrer Theile von verschiedenem, sich ergänzendem Charakter gliedert, gewöhnlich dem Allegro,

dem Andante oder Adagio und dem Rondo oder Finale; das Scherzo mit dem Trio als dritter Satz ist spätern Ursprungs. Zum Duo gestaltet sich die Sonate, wenn sie für zwei Instrumente gesetzt, am liebsten für Klavier und Violine oder für Klavier und Cello, zum Trio, wenn sie sich an drei, zum Quartett, wenn sie sich an vier Instrumente u. s. w. vertheilt. Auch hier ist wieder die vierstimmige Behandlungsweise für die vier bekannten Streichinstrumente, das sogenannte Streichquartett, die beliebteste Form. Streichquartette bildeten in der zweiten Hälfte des vorigen und in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts die erste Haus- oder Familienmusik und sind also der Anfang zu dem geworden, was wir jetzt als unsere musikalischen Familien-Erheiterungen, als Soireen, als Klavierspiel und Liedergesang lieben und pflegen. Hier und da haben wir wohl selbst noch bei unsern Vätern solche Hausquartette gehört, neuerer Zeit jedoch kommen sie nur noch als Koncertmusik von wirklichen Künstlern und Virtuosen vor. Haydn, Mozart und Beethoven haben für diese Gattung unsterbliche Schöpfungen geliefert.

Nicht mehr zu erkennen ist die einfache Liederform in dem Genre der Koncert- oder Bravourmusik, die unter den verschiedensten Benennungen auftritt, weil man jeden Anhalt einer festen Grundform verloren hat und sich nur dem Spiel phantastischer Willkür, der Sucht nach immer Neuem und Pikantem preisgegeben sieht. Etüde, Phantasie, Kapriccio, Nocturno, Transskription, Lied ohne Worte u. s. w. sind solche Firma's für ein und dieselbe Sache, Kompositionen meist für Klavier oder sonst ein obligates Instrument, in denen die Melodie zu rasenden Figuren, Läufen, Trillern, Schnörkeln aller Art verflüchtigt erscheint, um daran die technische Bravour der Fingerkünste zu üben und hören zu lassen. Die Gemüthsergüsse Henselt's und die gesangreichen Lieder ohne Worte von Mendelssohn nehmen wir von diesem Urtheil aus. Aber ich frage die Leserinnen, die etwa Klaviersachen von Kalkbrenner, Thalberg, Czerny, Herz u. A. mit unendlichem Aufwand an Zeit und Mühe spielen — ich frage sie: was für musikalischen Werth haben diese Leistungen? wo ist der Empfindungsgehalt, der uns erwärmte? was fühlen wir dabei und was haben wir an Kunstgeschmack, an musikalischem Verständniß gewonnen, wenn nun endlich solch ein halsbrechend schwindelndes Bravourstück unter tausend Nöthen überwältigt ist? Fürwahr, ein jedes Musikstück dieser Gattung ist ein getreues Kind unserer Zeit, ein Spiegelbild ihrer flüchtigen Raserei, ihrer haltlosen Zerfahrenheit, die das Centrum

für ihre Bestrebungen, das Maß für ihr Handeln und Schaffen verloren hat und nun in's Wilde und Wüste ausschweift. Eine berechtigte Bravour in der Musik ist nur diejenige, die sich in den Dienst vollendeter Meisterwerke selbstvergessend dahingiebt und diese vollendet auszuführen bemüht ist; alles Uebrige aber ist hier vom Uebel. Gediegenere Kost sind dagegen diejenigen Instrumentalwerke, in denen nicht ein bevorzugtes Instrument über alle andern prunksüchtig hinauswächst, sondern alle sich in bescheidener Gleichstellung zu kunstschöner Totalwirkung zusammenschließen: die Ouvertüre und die Symphonie. Jene, die immer nur aus Einem Satze besteht, höchstens mit vorangehender Introduktion, ist entweder die musikalische Eröffnung einer wirklichen Oper oder eines Drama's, wie z. B. von Beethoven die Ouverturen zu Shakespeare's Koriolan und zu Göthe's Egmont, von Mendelssohn die zu Shakespeare's Sommernachtstraum; oder sie ist ein selbstständiges, in sich fertiges Tonstück für Orchester mit eigenem innern Zweck und Abschluß. Auch solche haben wir von Beethoven, Mendelssohn u. A. Das großartigste Instrumentalgemälde ist aber die Symphonie, die, nach dem Vorbilde der Sonate, aus drei oder vier Sätzen besteht und eine Art dramatischen Verlauf darstellt, der bei Haydn und Mozart noch nicht über das Kindliche und Lebendige hinausgeht, bei Beethoven aber sich zu einem Kampfe der Leidenschaften steigert, deren gewaltiger Zusammenstoß endlich zu jubelvollem Siege und Versöhnung ausklingt. Beethovens fünfte (c-moll) Symphonie wird für die tragische Charaktermalerei dieser Gattung immer als das schlagendste Beispiel gelten.

Es bleiben uns endlich noch die beiden höchsten Formen der Tonkunst übrig, die aus dem Zusammentritt von Gesang und Orchester sich ergeben: das ist das Oratorium nach kirchlicher, die Oper nach weltlicher Seite. Beide sind musikalische Dramen, aber mit dem Unterschiede, daß das Oratorium von der eigentlichen Handlung absieht und sich nur an die Pausen zwischen der Handlung hält, nur die Stimmungen ergreift, zu denen die wirkliche Aktion den Zuhörer anregt; wogegen die Oper, als ein wirkliches Bühnendrama in Musik, wie schon die dramatischen Fastnachtsspiele im Mittelalter, sich allerdings als lebendige Handlung darstellt, ohne jedoch auf die Charaktere, auf die Thaten als solche den Hauptaccent zu legen, wie das eigentliche Drama dies thut: vielmehr ergreift auch hier die Musik vorherrschend die lyrischen Stimmungen, die beruhigten Situationen. Diese lyrischen Elemente zwischen und hinter der eigentlichen Handlung werden nun vom Oratorium wie von der Oper in Musik umgesetzt und zu Reci-



Das einsame Kind.

tativen und Arien, Ensemble's und Chören geformt. Dabei hat natürlich das Oratorium, als geistliche Musik, mehr Ernst und Hoheit zu beobachten, die Oper dagegen darf sich aller Freiheit der Empfindung hingeben und alle Mittel musikalischer wie mimischer Darstellung zu ihrem heitern Dienste verwenden. Opern wird uns die Geschichte der Musik noch hinlänglich vorführen. Von Oratorien dagegen erwähnen wir schon hier als die namhaftesten: Händels Messias, die Passionsmusiken von Seb. Bach, den Tod Jesu von Graun, Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten, Mendelssohn's Paulus und Elias und Schumann's Paradies und die Peri.

Die eben erwähnte Geschichte der Musik in unserm nächsten Artikel.

Das einsame Kind.

Von

Adele v. Schkopp.

Wenn ihr wüßtet, was das heißt: „Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit!"
Evang. Matth. 12, 7.

Der erste Weihnachtsfeiertag brach als der schönste Wintertag an; — die festgefrorene Erde war mit Schnee, der die Nacht gefallen, bedeckt und bot eine herrliche Schlittenbahn; in jedem Eiszapfen funkelte die Sonne, — und wer nicht krank oder faul war, den zog es in die frische, klare Winterluft hinaus. So dachte wenigstens Erich, der Sohn des Oberförsters Wolfram, indem er den Rest seines Frühstücks, ein Stück Christbrod, verzehrte und dabei an die Fensterscheiben trommelte! — Erich war zehn Jahr alt und hatte eine Schwester, die auch zehn Jahr war, — ja, sie waren Zwillingsgeschwister — und so nahe sie in ihrem Alter zusammengehörten, so nahe standen sich auch ihre jungen Herzen! Immer sah man sie beisammen, — ihre Spiele, ihre Lernstunden suchten sie so viel als möglich zu theilen, und hatte der wilde Bruder auch zuweilen sein empfindliches Schwesterchen beleidigt, — länger als eine Viertelstunde konnten sie sich nie zürnen. — Jetzt beschloß Erich, die Schwester von ihren neuen Spielsachen fortzulocken und ihr eine Schlittenparthie auf seinem gestern erhaltenen Schlitten vorzuschlagen. Er fand die kleine Adelheid auch richtig im Kreise ihrer drei Puppen, — zwei alter, die aber das Christkind verjüngt

hatte, und einer neuen, welche strahlend und schön unter ihnen saß oder vielmehr lag, denn es war ein Wickelkind, fast so groß als ein lebendiges, konnte die Augen auf- und zumachen und sogar schreien, wenn man es auf den Magen drückte. Adelheid wollte durchaus nicht ungerecht gegen ihre Puppenkinder sein und die alten gerade so wie das neue lieben, — aber das Wickelkind ist mein jüngstes und bedarf meiner Pflege am meisten, sagte sie sich, wenn sie immer wieder zu diesem zurückkehrte, um es zu warten, zu wiegen oder ihm Milch aus einem kleinen Täßchen zu trinken zu geben. —

„Nun lasse einmal deine dummen Puppen in Ruhe, Adelchen," bat Erich, „und komme mit mir auf den Mühlenteich, — da ist herrliche Schlittenbahn, und ich will auch dein Pferd sein und dich wie der Wind ziehen; komme nur mit mir!"

Adelheid aber hatte sich gar zu schön mit ihren Puppen eingespielt, auch kränkte es sie, daß er ihre Kinder dumm nannte, und wer weiß, ob sie sich diesmal so schnell zu des Bruders Wünschen bequemt hätte, wäre nicht die Mutter mit ihrer Entscheidung dazwischen getreten.

„Erich hat ganz recht, meine liebe Adelheid; trenne dich jetzt von deinen Spielsachen, das Wetter ist köstlich und Bewegung gesund; aber nicht auf den Mühlenteich, sondern mit mir spazieren sollt ihr gehen; ein anderes Mal kann Erich dein Pferd sein!"

Das waren denn die Kinder natürlich gern zufrieden, Adelheid holte ihr Mäntelchen, Erich seine neue Pelzmütze und bald stand man tüchtig vermummt und verpackt draußen in der frischen Morgenluft.

„Wo gehen wir nun hin?" sagte die Mutter, „Erich kann wählen, da wir seine Eispartbie verschmäht haben."

„Nun, dann nach der Ziegelscheune herunter, Mama, — o wie schön müßte auch dort mein Schlitten gehen!"

„Das bin ich ganz zufrieden," antwortete die Oberförsterin, „ich habe ohnedies dort mit meiner Waschfrau zu sprechen."

Man war bald bei dem Häuschen des Ziegelstreichers, dessen Frau die Wäscherin war, angelangt, und der enge, niedrige Raum der kleinen Stube, die dumpfige Luft, wie sie gewöhnlich in solchen Wohnungen herrscht, wirkte unangenehm auf die Eintretenden; es sah sonst übrigens reinlich und nett in der kleinen Stube aus, denn die Frau Grunert galt für eine ordentliche Frau, die sich mit fleißiger Hand ihr Brod verdiente. Sie hatte soeben für den Mittag Kartoffeln in einen Topf geschält, und

sich die Hände an der Schürze abwischend, trat sie freundlich ihren Gästen entgegen. Indem die beiden Frauen nun die Angelegenheiten der nächsten Wäsche besprachen, musterten die Kinder alle Gegenstände um sich her und wurden jetzt einer kleinen, zusammengedrückten Gestalt ansichtig, die sich scheu in die Ecke der Ofenbank geduckt hatte. Adelheid zupfte die Mutter am Kleide, um sie auf das kleine Wesen aufmerksam zu machen, und diese wandte sich nun mit der Frage an die Wäscherin:

„Ei, Grunert, wo habt Ihr denn das Kind her? — so viel ich weiß, ist Euch ja Euer einziges gestorben.“

„Ach, liebe Frau Oberförsterin,“ erwiderte die Frau, „das ist eine schlimme Geschichte mit dem Kinde; die Mutter ist ihr diesen Sommer am Nervenfieber gestorben, und man muß ihr den Tod gönnen, das arme Weib hat schlimme Tage gehabt, der Vater ist ein grundschlechter Kerl und sitzt seit vorigem Monat wieder im Zuchthause; da muß das Mädchen nun so von der Gemeinde erhalten werden und kommt von Einem zum Andern, — seit heut Morgen ist sie nun bei mir! Du lieber Gott, ich kann ihr auch weiter nicht viel geben, wir sind selber arm und die Zeiten schlecht! — aber wenigstens wird sie doch hier nicht so herumgestoßen wie bei Manchem im Dorf!“ — Gretel, komme einmal her zu der guten Dame und zeige, wie zerrissen dein Jäckel ist! — ja, ja, sie hat nichts auf dem Leibe, und wer soll's ihr schaffen?“

Das kleine Mädchen hatte trotz der Aufforderung sich nicht aus ihrer Ecke gerührt und furchtsam, fast unfreundlich die Fremden betrachtet. — Weder die freundlichen Worte der Oberförsterin, noch das Rütteln der Frau Grunert vermochten sie, sich aus dieser Ecke zu regen, als suche sie dort Schutz vor der ganzen Menschheit. Dies erzürnte die Frau Grunert, und sie rief heftig:

„Wenn du so verstockt sein willst, werden sich die Herrschaften nicht um dich kümmern und dann geschieht dir ganz recht!“

Da bat Adelheid mit Thränen in den Augen, in denen das tiefste Mitleid geschrieben stand: „Ach, liebe Frau Grunert, sagen Sie kein böses Wort an das arme Kind, es ist ja so einsam und unglücklich! — nicht wahr, Mama, ich darf heut Nachmittag wiederkommen und ihm etwas von unserm Christbaum bringen?“

„Gern, mein liebes Kind, — und ich werde von deinen alten Kleidern dazu packen, — aber wer weiß, ob die Kleine es haben will, sie macht uns eben keine freundliche Miene; — versuche du dein Heil bei ihr!“

„O, mir wird sie schon antworten,“ rief Adelheid, und wirklich entschloß sich die Kleine, ihre braune, magre Hand Adelheid zu geben, indeß die Andern nur einen scheuen, finstern Blick erhielten, und Erich meinte, als er ihr vergebens seine Hand hingehalten:

„Nun, dann läßt sie's eben bleiben, — ich will ihr aber doch meinen großen Pfefferkuchen geben, ob ich ihre Hand bekomme oder nicht!“

Mit lauter Plänen für die scheue Grete, wie Erich sie nannte, wurde der Heimweg zurückgelegt. Bei Tisch war sie auch wieder das Hauptthema der Unterhaltung, man wollte ja auch den Vater für sie interessiren und war erfreut, daß er versprach mit seiner Hülfe einzuschreiten, wo es Noth thäte. Wie lange dauerte heut Adelheid das Mittagsessen! — aber endlich erhielten die Kinder die Erlaubniß aufzustehen, und ein bis an den Rand vollgepacktes Körbchen stand für Grete bereit; Adelheid hatte soeben den Christbaum etwas geplündert und füllte die Ecken des Körbchens mit Pfeffernüssen, da kam Erich gesprungen, seinen schönsten Pfefferkuchen in der Hand und flüsterte: „Da, Adelchen, der wird wohl noch Platz haben.“

„Guter Junge,“ antwortete die Schwester, „du freutest dich ja gestern so über den schönen, bunten Pfefferkuchen mit Mandeln.“

Aber Erich sprang ohne Antwort fort, und als Adelheid vor die Thür trat, da stand er schon mit dem Schlitten und rief lustig:

„Nun steige ein, Adelchen, ich fahre dich mit sammt dem Korbe — und will dir auch die brummige Grete ganz allein überlassen; in einer halben Stunde hole ich dich dann bei deiner neuen Freundin wieder ab.“

Es war eine Lust zu sehen, wie der kleine Schlitten dahinflog; unter Lachen und Scherzen langten die Geschwister vor dem bewußten Häuschen an, und Erich versprach, zur richtigen Zeit wieder vorzufahren. — Als Adelheid in die kleine Stube trat, fand sie die Frau Grunert nicht zu Hause, ihr aufgeschlagenes Gesangbuch aber auf dem Tisch am Fenster und die unverschlossene Thür bewiesen, daß sie sich nicht weit entfernt haben könne. Grete kauerte wieder auf einem Schemel und stierte mit mürrischen, träumerischen Augen zum kleinen Fenster hinaus in die öde Winterlandschaft, — so öde mochte es wohl auch in ihrer einsamen Seele aussehen! Als sie Adelheid zu erkennen schien, flog doch eine Art von Freude über das arme Gesicht, aber entgegen ging sie ihr nicht, und Adelheid setzte sich auch ohne Weiteres mit einem freundlichen: „Guten Tag, liebe Grete!“ ihr gegenüber, den Korb vor sich auf den Tisch auskramend. — Sieh nur, hier schickt dir die Mama ein neues Jäckchen, weil deines so zerrissen

ist, und ein Paar wollene Strümpfe, und hier sind meine alten warmen Handschuhe und ein Bilderbuch — und meines Bruders bester Pfefferkuchen und Nüsse und Aepfel, — komm und freue dich, Grete!"

Aber Grete freute sich noch nicht, sie rührte auch die Sachen, die vor ihr ausgebreitet lagen, nicht an, obgleich die Augen schon viel freundlicher, wenn auch noch immer scheu und furchtsam auf Adelheid ruhten. Eine tiefe Rührung überkam Adelheid bei diesem Blick des armen Kindes, sie stand auf, schlang ihren Arm um Grete und sagte mit Thränen in der Stimme: „Arme, arme Grete, habe doch Vertrauen zu mir; ich bringe dir nicht bloß diese Sachen, ich will dich auch lieb haben, weil du traurig und verlassen bist, und der Heiland, der uns jetzt geboren ist, hat dich noch weit mehr lieb, als ich es kann, er will dir und mir helfen, daß wir gute, fromme Menschen werden!"

Solche Töne der Liebe und des Trostes hatte die arme, einsame Seele Gretens wohl noch nie gehört, es zuckte über ihr Gesicht wie Weinen und Glück, sie rief schluchzend: „Ach, ich danke, ich danke, — du bist gut!"

Nun waren sich die beiden Kinder gar nicht mehr fremd, es schien, als hätten sie sich lange gekannt, die freundlichen Worte der Einen hatten wie warmer Sonnenschein die Eisrinde fortgethaut, die um das Herz der Andern gelegen. Sie saßen Hand in Hand neben einander, Grete erzählte, wie traurig es ihr immer, besonders seit dem Tode der Mutter ergangen, wie der Vater sie immer geschlagen, wenn er betrunken nach Hause gekommen, wie sie so viel gehungert und gefroren hätte, — für sie sei es gleich, ob der Vater im Zuchthaus und sie bei fremden Leuten sei oder nicht, es habe sie doch Niemand lieb gehabt."

Ihr könnt euch denken, wie tief diese Erzählungen das gute Herz Adelheids schmerzten; kaum wollte sie es glauben, daß Grete nur ein halbes Jahr jünger als sie selbst sei, — so klein und mager sah sie neben ihr aus.

„Aber wenn du nun satt zu essen haben wirst," meinte Adelheid, „dann wirst du wachsen und stark werden, damit du im Sommer fleißig auf dem Felde arbeiten kannst, — und im Winter, da will ich dir nähen lehren, so gut ich's verstehe, denn stricken wirst du wohl längst können, — und am Sonntag spielen wir zusammen, nicht wahr? ich komme zu dir, so oft ich darf, und du kommst auch zu mir, denn bei uns werden Alle freundlich und gut zu dir sein."

O, welche Verwandlung auf dem armen Gesicht! — war dies die finstere Grete von heut Morgen? —

Als Frau Grunert heim kam, — und sie hatte sich länger, als sie gewollt, bei der Nachbarin verplaudert, — fand sie die Kinder im besten Einverständniß und beschäftigt, die neuen Kleidungsstücke anzuprobiren.

„Ei, da ist ja das kleine Mamsellchen!“ rief sie erfreut, „der Tausend, was sind das für schöne Sachen, und die Strümpfe, das warme Jäckel! — ja, das glaube ich, da kannst du wohl lachen, Grete!“

Grete wäre beinahe wieder finster und stumm geworden; sie fühlte ja, daß die guten Worte, nicht die Geschenke Adelheids sie so umgewandelt hatten. Die Frau Grunert freute sich übrigens in ihrer Weise aufrichtig über die Wohlthaten, die der armen Waise zu Theil geworden, und konnte nicht müde werden, die Sachen von allen Ecken zu preisen.

Jetzt klopfte eine Hand an das Fenster und im nächsten Augenblick kam auch Erich schon munter in die Thür gesprungen, die Ankunft der Schlitten-Equipage meldend; Adelheid schlug vor, Grete solle sich zuerst ein Stück in dem Schlitten fahren lassen, — aber dazu war diese nicht zu bewegen und hatte überhaupt vor Erich noch die alte Scheu, — Adelheid schien allein eine Macht über sie zu haben. Noch ein schüchterner Händedruck von Grete und dahin sauste der Schlitten; denn das Pferd verlangt nach dem Stall und nach Futter, meinte Erich, als Adelheid ihn erinnerte, nicht gar so toll zu laufen. Die Frau Oberförsterin empfing ihre etwas erfroreren Kinder mit warmem Kaffee, den es heut zu Ehren des ersten Feiertags gab, und hörte gerührt den freudigen Bericht an.

„Nun, meine Adelheid,“ antwortete sie, „da die Kleine ein solches Herz zu dir gefaßt, will ich sie deiner Sorge auch ganz überlassen. Ich werde dir dazu nach meinen Kräften behülflich sein, aber ich will sehen, ob mein Kind nun recht besonnen und ausdauernd verfahren wird. Mit den Nähstunden kannst du beginnen, dein Unterricht bleibt freilich eine sehr mangelhafte Sache; indessen für den Anfang wird es wohl genügen. Ich habe noch etwas grobe Leinwand vorräthig, davon kann sich Grete unter deiner Leitung ein Paar Hemden nähen. Mittwoch und Sonnabend, wo du den ganzen Nachmittag frei hast, soll sie hierher zu dir in die Stunde kommen!“

„Aber, Mama, zuschneiden kann ich die Hemden nicht,“ sagte Adelheid kleinlaut, „und bei den Aermeln giebt es auch eine Stelle, die mir immer schwer zu nähen ist.“

„Nun, dann werde ich mich schon eurer erbarmen und helfen," lächelte die Mutter, und Adelheid hüpfte im Vorgefühl ihrer neuen Würde als Lehrerin zu ihrem Glasschränkchen, um ein Nähkästchen für Grete zu suchen, mit dem sie dieselbe am nächsten Mittwoch empfangen wollte.

Fünf Mal hatte man seit jenem ersten Weihnachtsfeiertag das heilige Christfest gefeiert, und nun lockte die warme Frühlingssonne die zarten Gräser hervor und war bemüht, die letzten Spuren des Winters zu vertreiben. Die dankbaren Menschen, die so lange das liebliche Grün entbehrt, freuten sich an jedem Halm, an dem kleinsten Blümchen, welches in der Pracht der späteren Monate unbemerkt zertreten wird. Einen wolkenloseren Himmel und eine mildere Luft konnte man sich für den Palmensonntag nicht wünschen.

Wie an vielen Orten war es auch in dem Dörfchen, wo unsere kleine Erzählung begann, Sitte, daß an diesem Tage die Confirmation der Kinder stattfand. Die freundliche Kirche war mit den ersten Maien geschmückt, mit grünen Zweigen der Weg bestreut und die Schaar der jungen Christen stand um den Altar und ihren alten, würdigen Geistlichen versammelt. Die Orgel spielt eine leise, leise Melodie und der Geistliche schreitet vor, seinen Segen der kleinen Schaar zu geben. Eben legt er seine Hände auf die Scheitel zweier vor ihm knieenden Mädchen, — und wenn auch Jahre darüber hingegangen, diese Gestalten sind uns nicht fremd, wir erkennen Adelheid und Grete wieder. Welche tiefe, innige Andacht ruht auf Beider Gesicht!

Seit jenem Weihnachtstag vor fünf Jahren war für Grete ein neues Leben aufgegangen. Mit einer fast leidenschaftlichen Liebe und Dankbarkeit hing sie an Adelheid und bemühte sich, die Zufriedenheit Aller zu erwerben, damit man sie nicht von ihrer kleinen lieben Lehrerin trenne. Keine Dienstleistung war ihr zu schwer, die liebenden Worte der Einen waren auf guten Boden gefallen und hatten reiche Frucht gebracht; aber auch der Andern hatten sie Segen gegeben. Wie viel mehr war Adelheid bemüht, auf sich zu achten, da man ihr die Sorge für ein anderes Wesen anvertraut; wie viel fleißiger war sie nicht allein in den Nähstunden geworden, ihre Arbeiten sollten ja einer Andern Vorbild sein und ihr helfen ihr Brod zu verdienen.

Die Leute im Dorfe konnten es kaum glauben, daß das nette, tüchtige Mädchen bei Oberförsters die brummige Grete sei, die zu nichts zu gebrauchen war; wie gesund sah sie aus und wie freundlich war sie geworden!

Aber die Leute, die so sprachen, verstanden es eben nicht, daß es nur der Segen Gottes war, den Er der Liebe und Barmherzigkeit verheißen, daß sie so mächtig werde, einen Menschen um und um zu wandeln!

Der Zwischenakt.

Von

Thekla v. Gumpert.

Anna's Briefe aus London.

London, 1. Januar 1856.

Liebe Freundin! Wenn Du in Berlin die Oper besuchst und der Vorhang nach dem Schluß des ersten Aktes gefallen ist, so erwartest du während des Zwischenaktes voll Spannung den Augenblick, wo der Vorhang wieder aufgezogen werden wird. So geht es mir jetzt. Ich bin in einem Zwischenakte meines Lebens, der Vorhang des ersten Theiles ist gefallen, der zweite liegt noch im Dunkeln vor mir. Die Kindheit ist vorüber, ich bin erwachsen — und fange ein neues Leben an. Ja, ein ganz neues Leben, denn plötzlich sehe ich mich aus allen Verhältnissen, in denen ich aufgewachsen bin, herausgerissen und in eine fremde Welt versetzt. Ich bin siebenzehn Jahr alt, wurde zu Michaelis vergangenen Jahres aus der Schule entlassen — und bin nun nach England gegangen, um deutsche Gouvernante zu werden. Ich bin wohl noch sehr jung; aber wenn man arm ist, wird man zeitig reifer in der Gesinnung, und ich hoffe, es wird gehen. Bis ich eine Stelle gefunden, werde ich viel freie Zeit haben, die will ich benutzen, um Dir Manches zu erzählen; später, wenn ich als Governeß in Thätigkeit bin, wird sich das Schreiben verbieten; nur im Zwischenakte meines Lebens habe ich Zeit, mich ausführlich gegen dich auszusprechen. Also etwas von der Reise: Eine Mistreß Smith, welche nach London zurückkehrte, hat mich junges Ding unter ihre Flügel genommen. Auf der Fahrt von Berlin nach Cöln, wir reiseten nämlich mit dem Nachtzuge, habe ich nichts gesehen, als die Laterne in unserm Coupé und drei nickende Köpfe, welche ein Schnarchtrio aufführten. Eine halbe Stunde etwa war ich im Stande dieser Musik zu lauschen, dann aber fühlte ich mich so hingerissen, daß ich auch zu nicken begann und aus dem Trio

wahrscheinlich ein Quartett machte. Neben mir lag in der Ecke der kleine vierjährige Sohn der Mrs. Smith, er weckte mich zwei Mal, weil er mit seinen dicken Fäusten wild herumschlug, wahrscheinlich war er im Traume im Kriege mit seinen playfellows (Spielgefährten). Auf dem Wege von Cöln nach Ostende nickten die Köpfe nicht, denn es war Tag; aber ich kann Dir auch nicht viel von der Reise berichten. Nimm Dir eine Eisenbahnkarte vor, betrachte den rothen Strich, welcher Cöln mit Ostende verbindet, betrachte neben dem Strich alle dort verzeichneten Haltepunkte, denke Dir an den Stellen, wo Gebirge angegeben sind, Höhen, auf denen viel Schnee liegt, denke Dir ein Paar Cotelettes und eine Tasse schlechten Kaffee dazu und Du weißt ungefähr eben so viel wie ich. Die Fahrt geht gar zu schnell, man kann keiner Gegend ihr gehöriges Plätzchen im Gedächtniß anweisen, gleich wird sie durch eine andere ersetzt, und es entsteht ein Chaos von Bergen, Thälern, Häusern. Die Gegend ist übrigens sehr anmuthig, und ich hatte doch viel Freude, indem ich an ihr vorübersauste. Es ist aber keine Freude rein, wie Tante M. sagt, überall wenigstens eine Mücke, die durch ihren Stich das Süße verbittert. Ja, mich stach auch eine Mücke, nämlich meine innere unüberwindliche Wasserscheu. Du weißt, jede Ueberfahrt über einen Fluß ist mir peinlich, der Kanal ist aber noch etwas anders als ein Fluß. Im Winter ist die Seereise immer unangenehm, und wir hatten schlechtes Wetter, Schneetreiben und starken Wind. Als wir um die Mittagstunde ausstiegen, um etwas zu genießen, riß der heulende Herr Blasius mir den Schleier vom Hut und hing ihn auf den elektrischen Telegraphendraht wie auf eine Waschleine. „Wenn dieser Machthaber schon auf festem Lande also wirthschaftet,“ dachte ich, „wie wird er's dann auf dem Meere treiben, wo die Wellen seine Sklaven sind?“ Die Mücke wurde in mir zum Elephanten. Man erzählte in unserm Coupé von Schiffbrüchen die schauerlichsten Beispiele, meine Scheu wuchs von Minute zu Minute. Am liebsten hätte ich die Aussicht auf die governess-Stelle mit ihren £ 40 im Stich gelassen und wäre nach Berlin zurückgefahren; aber das konnte ich nicht thun, und da fing ich an, mir Vernunft zu predigen. „Die Schiffskapitaine kennen den Weg durch den Kanal so genau, wie die Berliner Droschkenkutscher ihre Straßen.“ „Ja,“ erwiderte die Furcht, „aber die Droschken werfen auch zuweilen um und ihre Pferde gehen durch.“ — „Hasenfuß,“ schalt mich die Courage, und ich wurde roth, als ob sie laut geredet hätte. „Die Ueberfahrt dauert bei gutem Wetter nur vier Stunden,“ tröstete ich mich; „aber heute ist es sehr

stürmisch," wandte ich ein. „und alle Seefahrer schiffen lieber nach Amerika, als bei Sturm durch den Kanal." — Was half das Zagen? Jede Sekunde brachte mich näher zum Meere. Als es stock-, pech-, rabenschwarze Nacht war, wie Dein Bruder Wilhelm zu sagen pflegt, wenn kein Mond, kein Stern am Abendhimmel zu sehen ist, da pfiff unsere Lokomotive ihren letzten Athem aus, hielt an, wir waren in Ostende. In größter Eile riß man uns aus dem Wagen heraus, ein Aussteigen kann ich's nicht nennen, wir wurden von gewaltigen Männerhänden gefaßt, in einen Omnibus geschoben, die Reisetaschen wurden uns nachgeschleudert und fort rollte der vollgepfropfte Kasten, dem Hafen zu. Ehe ich zur Besinnung kam, stand ich in der Damencajüte des Postschiffes. Ein wahres Glück für mich, daß das Schiff im Hafen lag; gewöhnlich muß man auf einem Boot in das Meer hinausfahren und dort einsteigen. Unser Schiff war keines der schönen, comfortable eingerichteten der Engländer, es war ein Holländer, und denke Dir, in unserer Cajüte gab es nicht einmal eine Lampe, wie in anderen Schiffen, an der Wand befestigt, nein, der Steward (Aufwärter) stellte ein Licht in einem Leuchter mitten auf die Erde, um ihm die Rutschpartie von dem Tische herab zu ersparen. Der Wind spielte schon im Hafen mit den Wellen, das Schiff schwankte und wir mit ihm. Mistreß Smith legte sich mit ihrem Knaben in eins der Betten. Die Decke war da so dicht über ihr, daß sie wie in einem Kasten lag. Mir war das unheimlich, ich mochte mich nicht in solch einen Kasten begeben. „Aber Sie müssen sich gerade ausstrecken," sagte Mrs. Smith, „das ist der einzige Weg, der Seekrankheit zu entgehen." Ich legte mich auf das schmale Sopha, nahm meine Reisetasche unter den Kopf und erwartete die Abfahrt mit Herzklopfen. Der Steward brachte einen Thurm über einander gehäufter Waschnäpfe; bei diesem Anblick wurde mir zu Muth wie damals, als ich von Großmama's Geburtstagstorte zu viel genossen hatte. Ich wollte mich zerstreuen, wollte recht vergnüglichen Gedanken nachhängen oder ein Rechen-Exempel machen. Ja, „morgen!" sagten wir in der Schule, ich konnte nichts denken, als die Reise. Mit Dampf waren wir nach Ostende geflogen, mit Dampf sollten wir weiter fliegen, Räder hatten uns auf dem Lande befördert, Räder beförderten uns auf dem Wasser, und mir ging ein Mühlrad im Kopfe herum. Das Mühlrad war der Eingang zur Seekrankheit. Der Sturm heulte jämmerlich. — Nun kam das Schiff in Bewegung. — Puff! da stürzte sich eine heftige Welle gegen dasselbe und schleuderte es nach einer Seite hinüber. Krach! da lag der Waschbecken-

thurm neben mir umgestürzt. Dear mamma! dear mamma! rief der kleine Engländer weinend, es fing die Krankheit an, ihn zu peinigen. „Steward, a basin!“ rief Mrs. Smith mit kläglicher Stimme. Der Steward hörte nicht, denn drüben in der Herren-Cajüte stöhnte es um die Wette mit dem Sturm, er war bei jenen Kranken beschäftigt. Ich stand auf, ergriff ein Becken und stürzte wie trunken auf Mrs. Smith zu, es ihr zu reichen. Eilig legte ich mich wieder auf den Rücken. Puff! eine neue gewaltige Welle und das Schiff lag wieder auf der Seite und ich mitten in der Cajüte, ich war von dem schmalen Sopha heruntergekugelt. „Steward, Steward!“ rief eine Stimme, „the candle!“ Das Licht lag in einer Ecke und neben ihm ein Hut mit langem Schleier, das war gefährlich! Ich wollte zu Hülfe eilen, mit der Eile war es aber nichts. Die Bewegung des Schiffes war so heftig, daß ich nicht aufrecht stehen konnte. Ich machte es wie Deines Bruders Pudel, wenn dieser „apporte!“ ruft, ich kroch auf allen Vieren in die Ecke und apportirte das Licht. Das war aber zu viel; man muß ruhig liegen bleiben, um möglichst wenig von der Seekrankheit gequält zu werden; das Mühlrad im Kopfe rührte mir alles Gehirn durcheinander, ich wurde entsetzlich elend, hatte kaum Zeit, auf mein Sopha zurückzukriechen. „Steward, the candle!“ rief die Stimme wieder; das Licht lag abermals in der Ecke. „Mag es das Schiff anzünden,“ dachte ich; mir war es gleich, ich konnte mich nicht rühren. Der Steward kam, schwankte hin und her, brachte das Licht wieder auf seinen Platz, reichte den Damen Wasser, hielt einer den Kopf, deckte die andere mit dem Mantel zu und schwankte fort, denn drüben in der Herrencajüte rief man auch wieder um Hülfe. Eine alte Französin, wahrscheinlich eben so furchtsam wie ich, war auf dem Verdeck geblieben; doch Sturm und Schnee ließen sie nicht lange im Freien, sie mußte sich entschließen in die Cajüte herabzukommen. Sie wollte die Treppe von Stufe zu Stufe niedersteigen, aber das Schiff duldete keine so ruhige Bewegung, ein starker Stoß und der Rutsch war fertig, sie saß, ehe sie sich dessen versah, unten auf der letzten Stufe. Sie war zum Glück so in Mäntel gehüllt, daß sie sich nicht weh gethan hatte. Nun wollte sie in die Damencajüte gehen, zielte mit Schritt und Blicken auf die Thür, die hineinführt, lag aber im nächsten Augenblick vor der Thür der Kapitains-Cabine; an der Hand des Steward schwankte sie endlich herein zu uns. Betten gab es nicht mehr, mein schmales Sopha gefiel ihr nicht, sie streckte sich auf der Diele aus. — „Wird das Schiff Unglück haben?“ fragte ich den Steward. „Nein,“ erwiderte er, „aber

die See geht sehr hoch." Das „Nein" war mir keine Beruhignng, ich dachte nur an die hohe See und meine Phantasie malte sich die Sandbänke aus, die zwischen Dover und dem Ausfluß der Themse liegen, ich dachte, wir würden dahin verschlagen werden und lauschte auf jeden Ton, denn ich meinte, ich müsse den Weheruf: „lost! lost!" (verloren!) vernehmen. Vier Stunden dauert die Ueberfahrt bei gutem Wetter; um sieben Uhr Abends waren wir zu Schiff gegangen und es war drei Uhr Morgens, wir schwammen noch. Plötzlich fühlte ich einen starken Stoß; der rührte von keiner Welle her, das wußte ich. „Wir sitzen auf einer Sandbank!" dachte ich, und nun erwartete ich das Geschrei der Matrosen „lost! lost!" zu hören. Auf dem Verdeck wurde es unruhig, Männertritte kreuzten sich, ein lauter Ruf aus dem Munde der Matrosen ertönte; aber er hieß nicht „lost", sondern „arrived" (angekommen). Wir waren in Dover.

Ich nahm meine Reisetasche und zog mit dem Strome der Passagiere an's Land. Da stürzte eine Schaar Packträger auf uns zu; fort war mein Reisesack. Ich schrie, denn alle Londoner Diebesgeschichten, vor denen man mich gewarnt hatte, fielen mir ein. Der Mann, welcher meine Tasche hatte, kümmerte sich nicht um mich; im Steueramt kam er auf mich zu und händigte sie mir ein. Ich athmete tief auf, denn ich hatte in Gedanken ja schon alle meine Verluste berechnet. Welch ein Gedränge sah ich, welch ein Gemurmel, Gespräch, Gezänk hörte ich um mich her. Ach, mir ist's lieb, daß ich nicht Steuerbeamter bin. Dies Auspacken, Durchwühlen, Tariren und Confisciren fremder Sachen ist doch ein höchst unangenehmes Geschäft. In meinem Köfferchen fand man nichts zu versteuern, denn ich hatte guten Rath befolgt und meine neuen Nachtjäckchen und sonstige kleine Ausstattung waschen lassen, das einzige Neue darin war mein Schulzeugniß und das passirte frei durch. Als ich meinen Paß zeigte, sagte der Beamte, der ihn durchlas, zu seinem Nachbar: „wieder so ein junges Ding, das Gouvernante werden soll, sieht selbst aus wie ein Kind." Ich wurde dunkelroth bei der Bemerkung. Ja, ich bin noch sehr jung und werde auch wohl nur zweite Gouvernante werden, welche unterrichtet, aber nicht die Erziehung leitet. Ich mußte mich recht zusammennehmen, um nicht zu weinen; aber es ist gut, daß ich diese Mahnung bekommen habe, ich gestehe dir, daß mich mein gutes Zeugniß ganz stolz gemacht hat. Als ich mit Mrs. Smith im Hotel war und wir in unsern Betten lagen und sie die Lampe ausgelöscht hatte, da unterdrückte ich meine Thränen nicht mehr, ich zog mir die Bettdecke über den Kopf, damit Mrs. Smith mein

Schluchzen nicht höre. Ich weinte nicht wie ein beinahe achtzehnjähriges Mädchen, sondern wie ein Kind, aber wahrscheinlich hatte mir die Seekrankheit und meine Furcht vor der Wasserfahrt die Nerven so sehr angegriffen. Als ich endlich einschlief, träumte mir, ich sei eine Schiffsflagge und heiße Queen Victoria, ich flatterte oben am Mastbaum und war in beständiger Lebensgefahr, der Wind riß mich hin und her. Plötzlich schrie der Schiffskapitain: „die Flagge ist zu jung, noch nicht achtzehn Jahr, sie kann keine ordentliche Flagge sein!" und in dem Augenblick kam ein Windstoß und riß mich in Stücke. Da schrie ich im Schlaf laut auf. „Was giebt's?" fragte Mrs. Smith. Ich ermunterte mich; da ich mich nicht zerrissen sah, merkte ich bald meinen geträumten Irrthum, schlief wieder ein und wachte beruhigt auf, hatte aber nur zwei Stunden der Ruhe pflegen können. Das erste englische Frühstück, Thee, Weißbrod, Eier und Schinken, schmeckte mir sehr gut, die Seekrankheit hatte mir wenigstens den Appetit nicht verdorben. Wir waren sehr zeitig aufgestanden und gingen mit einem Mr. Hall, Freund der Mrs. Smith, an den Strand, um die Ufer zu sehen, bevor wir die Reise nach London fortsetzten. Es war ein herrlicher Morgen; die See rauschte in leichten Wellen gegen das Ufer; der Tag begann erst Leben auszustreuen. Von Minute zu Minute wurde der Himmel heller, die Wolken färbten sich und der Wasserspiegel strahlte sie zurück. Bald webte sich um den Horizont ein rother Saum, der breiter und breiter wurde, bis er wie eine glühende Purpurwand strahlte. Ein Segelschiff schwamm langsam vor diesem rothen wundervollen Hintergrunde hin, es sah zauberhaft schön aus. Plötzlich stieg hinter dem Schiffe eine Flamme aus dem Meere auf, sie drohete es zu verschlingen; aber das Schiff bewegte sich leise vorüber und die Flamme nahm Kugelgestalt an und stieg als Sonne empor. Liebe Adele, Du hast keinen Begriff von der Schönheit dieses Sonnenaufganges. Des Meeres Wellen spiegelten plötzlich nicht mehr die rothen Wolken wieder, sondern bis tief hinab eine zitternde goldne Sonnensäule.

Der Kreidefelsen bei Dover fällt senkrecht in's Meer hinab, auf seinem Gipfel thront die Festung, deren ältestes Mauerwerk aus der Römerzeit stammen soll. Mr. Hall führte uns ein Stück den Berg hinauf. Noch in ziemlicher Entfernung von dem Festungsgebäude hörten wir plötzlich ein Glöckchen läuten, es hing an einem einzelnen Pfahle dicht neben uns, aber kein Mensch war sichtbar, der es in Bewegung gebracht haben konnte. Wir sahen uns erstaunt um. Da machte Mr. Hall uns auf eine Sparbüchse

aufmerksam, die an den Pfahl befestigt war; eine Inschrift über derselben lautete: „Die Schuldgefangenen bitten den Vorübergehenden um eine Gabe, um ihre Schulden schneller zu bezahlen und in Freiheit zu kommen.“ Aus den Fenstern des Festungsgebäudes zieht sich ein Draht bis an die Säule und die Gefangenen ziehen die Glocke, sobald sie einen Menschen auf den Berg steigen sehen. Wir thaten Alle etwas in die Büchse; ich gab hier mein erstes englisches Geldstück aus, denn bisher hatte Mrs. Smith für mich die Kasse geführt. Das habe ich auch nicht geahnt, daß ich armes deutsches Kind einem englischen Gefangenen helfen würde, seine Schulden zu bezahlen. Was man doch Alles erleben kann!

Die Fahrt von Dover nach London legten wir mit Blitzesschnelle zurück, nämlich mit dem Schnellzuge in zwei Stunden. Die Bahn geht Anfangs am Meere hin und der Blick auf die Wasserfläche und die glänzenden Kreidefelsen ist wunderschön. Merkwürdig sind jetzt mitten im Winter die grünen Flächen, gleich den schönsten Wiesen und Saatfeldern, frisch wie im Mai. „Es ist eine Eigenthümlichkeit unseres Insellandes,“ sagte mir Mrs. Smith, „daß es grün bleibt das ganze Jahr hindurch.“ Auch die Bäume machen keinen todten Eindruck, denn ihre mächtigen Stämme sind häufig mit dem üppigsten Epheu umzogen, das sich sogar in das Gezweig hineinwindet.

In London trennte ich mich von Mrs. Smith, sie brachte mich in einem Cab (Droschke) bis vor das Haus der Miß Welson, welche mich erwartete und bei der ich bleiben soll, bis ich eine passende Stelle gefunden habe. Miß Welson hat ein Ladies-boarding-house, das ist eine Pension, in der erwachsene Damen leben, nicht um zu lernen und erzogen zu werden, sondern um nicht allein zu stehen. Es giebt viel solcher Pensionen in London und recht große. Miß Welson beherbergt aber immer nur drei Damen; jede von ihnen hat ihr besonderes kleines Schlafzimmer; im Eßzimmer wird gemeinschaftlich gespeist. Andere Pensionen sind auch eleganter eingerichtet, aber für mich wurde die kleinere Anstalt gewählt, weil mein Onkel es für besser hielt, mich nicht mit so vielen fremden Frauen zusammenkommen zu lassen; es ist mir auch lieber so, denn bange ist mir ja schon jetzt, wenn ich diese wenigen kalten Gesichter ansehe; wie wäre es erst, säße gar ein Dutzend um mich herum. Jetzt fühle ich, daß ich allein stehe; bisher hatte ich einen Halt an Mrs. Smith. Ich möchte doch

wissen, wo der Mensch alle Thränen hernimmt, die er weint; wenn ich alle gesammelt hätte, die ich hier schon vergossen, und wenn ich sie messen könnte, es wäre gewiß ein ganzes Quart. Lachst Du über den unpoetischen Einfall? Eigentlich weiß ich nicht recht, was mir fehlt; ich glaube, etwas Heimweh ist dabei und Bangigkeit nach Freunden. Hier muß ich mir erst Freunde erwerben und in der Heimath wurde ich zuerst geliebt. Das Herz ist mir recht schwer — und ich hatte so nach England verlangt. Ich liebe die Engländer und dachte mir, sie würden in ihrem Vaterlande alle so sein, wie bei uns Mrs. Smith und Miß Ellen waren. Sie mögen auch wohl ganz gut sein; aber ich kenne sie nicht, sie kennen mich nicht. Miß Welson ist ein Original, aber kein Ideal. Ach, und ich habe mir gedacht, England hätte nur Ideale. Eine merkwürdige Erscheinung ist diese Miß Welson. Sie ist etwa vierzig Jahr alt, lebt allein mit ihrer jungen Nichte; ohne Dienstboten versorgen diese beiden Frauenzimmer ihre Gäste. Die Miß hat ein eigenes Haus, welches sie von einem Onkel erbte, dem sie die Wirthschaft führte, als er lebte. Dieses Haus hat, wie die meisten englischen Häuser, nur zwei Fenster in der Breite, in jedem Stockwerk ist ein Zimmer und eine Kammer. Die Kammern sind die Schlafstuben, sie sind ohne Oefen, ohne Kamin, man friert darin zu Eis. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so gefroren wie hier jede Nacht, die Zähne klappern mir im Bett, obschon ich mich immer im Mantel hinein lege. Ich bat die Miß, mich auf dem Sopha in der großen Stube neben meiner Kammer schlafen zu lassen, aber sie meinte, das könne dem Sopha schaden. Das Ding ist nämlich ein Möbel aus dem vorigen Jahrhundert und mit Roßhaarzeug überzogen, dem ich nichts von der Schönheit abliegen könnte. Was that die Miß, um mir eine Schlafstelle in der Stube einzurichten? Sie trug mit der Nichte Kisten herbei, hoch und niedrig stellte sie sie neben einander auf; dieser Gebirgsrücken sollte meine Lagerstätte sein. Als ich nicht Lust hatte, mir die Glieder darauf zu verrenken, war sie ganz in Erstaunen. Das große Bettgestell in der Kammer ist nicht zu bewegen, es ist eine Stube für sich; wenn die Gardinen zugezogen sind, kann man sich darin sein Boudoir einrichten. Es ist so lang als breit und es können bequem drei Menschen darin schlafen, was in England sehr gebräuchlich ist. Miß Welson liegt in einem Bett mit ihrer Nichte, die beiden Damen, meine Mitpensionairinnen, ebenfalls. Da mag vielleicht Eine sich an der Andern wärmen, denn sie klagen nicht über Zähneklappern. Miß Welson ist nicht das ächte Bild einer Engländerin, sie ist eine von den schauer-

lichen Ausnahmen von der Regel (diese sind mir in der französischen Grammaire schon schwer genug geworden). Miß Welson ist — „fi donc, ma chère!“ würde Mademoiselle Martin sagen — aber ich kann nicht helfen, Miß Welson ist — eine Schmutzfinke, sammt ihrer Miß Nichte. Ich sage Dir, nicht allein, weil mich friert, schlafe ich hier in meinem Mantel, sondern um die Betten nicht zu berühren. Ich kann die Seekrankheit hier nicht vergessen, nur das Mühlrad im Kopfe fehlt; aber das Mühlrad im Magen ist da, nämlich der Ekel. Die beiden Miß waschen sich z. B. nur Sonntags zur Kirche. Glaubst Du, ich übertreibe? Ich rede die reine Wahrheit und kann Dir ein schlagendes Beispiel geben: am letzten Mittwoch war der Kaminfeger hier, Miß Welson junior stand ihm bei der Arbeit zur Seite und trug einen schwarzen Strich über Nase und Stirn davon, dieser Strich verschwand erst am Sonntag Morgen. Und diese Finken kochen das Essen! o die Seekrankheit! Daß ich auch gerade hierher einquartirt werden mußte! das ist aber die Strafe für meine geringe Selbstbeherrschung. — Warum ich hier bin? — Miß Welson ist dem Onkel empfohlen worden, sie ist eine sehr geachtete Person, hat viel Bekanntschaft unter vornehmen Leuten, denn ihr Onkel war Geistlicher und hatte viel Verbindungen. Miß Welson, heißt es, nimmt nur Damen in ihr Haus auf, die sehr gut empfohlen sind, man ist bei ihr sicher wie hinter Schloß und Riegel, denn ihr Haus liegt im Hofe von Gebänden, die einen besondern Wächter haben. Du weißt nun, liebe Adele, daß ich hier nicht gestohlen werden kann. — Ich erschrecke übrigens, da ich meine Klage betrachte; sie klingt, als ob ich dem guten Onkel einen Vorwurf machen wollte. Das sei fern von mir, er hat so gut für mich gesorgt, als es aus der Ferne möglich war; von der Schmutzfinkenwirthschaft und von dem „original, qui ne se désoriginalisera jamais,“ wußte er nichts.

Ich athme freier! Miß Smith hat mir eine andere Pension verschafft. Ich bin in einem hübschen, wohleingerichteten Hause, bei liebenswürdigen Leuten, und zwar brauche ich nicht zehn Thaler wöchentlich zu zahlen, wie bei Miß Welson, sondern ich gebe einige deutsche Sprachstunden, dafür habe ich freie Wohnung und Kost. Die Dame, bei welcher ich jetzt bin, hat eine Erziehungsanstalt, über zwanzig Mädchen werden hier von Damen unterrichtet, comme chez nous, wie Du Dich erinnerst, wenn Dein jetziges Leben Dir unsere gemeinschaftlich verlebte Pensionszeit nicht aus dem Ge-

dächtniß verdrängt hat. Hier ist mir wohl, I am comfortable! Mit Behagen setze ich mich vor dem Kamin im breakfastroom (Frühstückzimmer) neben die freundliche Mrs. Trim. Ihre drei reizenden Kinder sind mit am Tisch, auch der treuherzige Mr. Trim. Aber die Zöglinge frühstücken mit den Gouvernanten im Schulzimmer. Ich werde weder wie ein Zögling, noch wie eine Gouvernante behandelt, ich gebe nur Stunden, ich bin eben noch im Zwischenakt, wie Du weißt. Mittagbrod wird gemeinschaftlich gegessen, d. h. ohne Mr. Trim, welcher früh um acht Uhr in sein Bureau geht, das in der City liegt, und von wo er am Abend erst wiederkehrt. Das gefällt mir in dieser Familie, daß Mann und Frau für den Erwerb sorgen. Ich habe manchmal in Deutschland die Hausfrauen bedauert, wenn sie jeden Groschen zur Wirthschaftsausgabe von ihrem geplagten Manne fordern mußten. Die Tante seufzte immer entsetzlich, wenn sie mit der Küchenrechnung vor des Onkels Thür stand, oder wenn die Kinder neue Schuhe brauchten, oder sie selbst ein neues Kleid. Wenn man kein Vermögen hat, muß sich doch für die Frau auch ein Erwerbzweig finden lassen. Das weiß ich, wenn ich eine Hausfrau wäre, so ließe ich den Mann nicht allein im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen, mich würde jeder Bissen drücken, den er allein erworben hätte; es muß eine Beruhigung sein, im Schweiß des Angesichts mitzuarbeiten. Es geht auch, das sieht man bei Mrs. Trim, sie versäumt ihre eigenen Kinder nicht bei der Aufsicht, die sie über die fremden führt; freilich hat sie Gehülfinnen und steht nur dirigirend an der Spitze der Anstalt.

Londons Größe ist fabelhaft; man fährt Stunden lang gerade aus und bleibt immer in der Stadt; von meiner jetzigen Wohnung bis zu der von Mrs. Smith habe ich neun englische Meilen zurückzulegen, Du weißt, es gehen deren fünf auf eine deutsche Meile. Man macht natürlich solche Wege nicht zu Fuß. Mehrere Tausend Omnibus fahren durch die Hauptstraßen, alle fünf Minuten rollt ein solcher Kasten vorüber und nimmt den Fahrlustigen auf. Das Gewirr in den Straßen der City, wo das eigentliche Geschäftsleben ist, betäubt mich; müßte ich allein durch die City-Straßen gehen, ich knickte zusammen vor Angst. Lasse Dir nur ein Bild malen. The Strand und Fleetstreet gehören zu den lebhaftesten Gegenden. Ich ging mit Mrs. Smith, vom Strande kommend, durch Fleetstreet nach der Paulskirche. Plötzlich stockte das ganze Getreibe der Wagen, Pferde und Menschenmasse. Ein Paar Omnibus waren in einander gefahren und hatten sich bei den Wendungen so verschoben, daß sie die Breite der

Straße einnahmen und kein anderer Wagen vorüber konnte. Es dauerte nur wenige Minuten, bis der Weg wieder frei war; aber was häufte sich während dieser kurzen Zeit vor unsern Augen an. Vom Strand aus, wie von der Paulskirche her rasselten Schaaren von Wagen heran, Omnibus, Staatskutschen, Frachtwagen, Cabs (Droschken), zierliche Einspänner, Leiterwagen, Milchkarren, dazwischen Herren zu Pferde und Lastträger. Dicht vor uns pflanzte sich ein Wagen in Form einer riesenhohen Pyramide auf, im Innern saß der Kutscher, das ganze Aeußere war mit bunten Theaterzetteln beklebt; es war das Amt dieser Pyramide, Anzeigen auf den Straßen langsam hin und her zu fahren. Männer, die im Kasten steckten wie die Schildkröten in ihrer Schale, sah man zwischen dem Gewirr. Der Kasten hatte so ihre Gestalt umschlossen, daß nichts als ihr Kopf sichtbar war; auch diese Kasten waren mit Theaterzetteln und andern Anzeigen beklebt. Die Männer, welche sie tragen, wandern langsam neben dem Trottoir hin, gewöhnlich im Rinnstein, um Niemandem in den Weg zu kommen, und der Vorüberschreitende liest gehend, was er im Circus hier oder da, im Theater, im Conzert ꝛc. zu sehen und zu hören bekommen kann. Karren mit Apfelsinen und mit Austern standen ebenfalls fest, sie fahren hier durch die Straßen, wie in Berlin die Aepfelmänner. Wir traten in eine Seitengasse, da tanzten zwei kleine Knaben in schottischer Nationaltracht den Nationaltanz, ein alter Schotte spielte auf der Curmusa (Dudelsack) eine wunderliche Melodie dazu. Ein Paar Schritte weiter machte der weltberühmte Punch seine Witze; es ist dies eine Puppen-Komödie in einem tragbaren Theater. Die Puppen sind einen Fuß lang, possirliche Karrikaturen, die sich zanken, prügeln, erwürgen, wieder auferstehen und die Straßenjugend unendlich ergötzen. Wieder etwa 50 Schritte weiter stand ein Leierkasten, groß wie ein Haus, ich meinte eine ganze Bande böhmischer Musikanten zu hören, bevor ich diese Riesendrehorgel, auf einem großen Wagen stehend von Pferden gezogen, erblickte. Man möchte hier zehn, lieber hundert Augen und Ohren haben, um alles Massenhafte, welchem man auf den Straßen begegnet, aufzufassen. Ich muß sagen, ich bin ganz dumm davon. Die Läden solltest Du sehen! Die Fülle von Sachen erdrückt mich. Ein Schuhladen, in dem ich Ueberschuhe kaufen wollte, o, als ob ganz Europa hier Fußbekleidung holen sollte, tausende von Schuhen in den ungeheuren Räumen aufgeschichtet. Manches ist lächerlich; neben dem Schuhladen ein mächtiges Schaufenster, nichts dahinter als feine Lockenkämmchen, von oben bis unten thurmartig aufgeschichtet. Hummern

in solcher Menge, als sei der ganze Ocean ausgefischt worden; bei uns sieht man sie einzeln als Lockspeise ausgehängt. Und nun die Seidenstoffe und Bänder, Putzsachen und Männerkleider, zu viel! zu viel! es ist aber London und hier ist alles gewaltig.

Schön ist London eigentlich nicht, Plätze wie der Opernplatz in Berlin giebt es hier nicht. Charing Croß ist aber auch ein schöner Platz. Die City ist ein verräuchertes schwarzes Nest, aber sehr interessant. Die neueren Stadttheile sehen aus wie in Uniform gesteckt. Ganze Straßen haben gleichfarbige Häuser gleicher Höhe, zwei Fenster breit, gewöhnlich mit kleinem Balcon. Jede Hausthür ist geschlossen, an jeder ein Messing-Knocker (Klopfer). So schwarz die City ist, so frisch und freundlich sind diese neueren Straßen, Alles blitzt an ihnen, Thüren und Fenster, Treppenstufen und Treppengeländer, und das Innere ist immer sehr nett und hübsch eingerichtet, hier sieht man englischen Comfort. Jede wohlhabendere Familie besitzt ihr eigenes Haus, bewohnt es allein oder miethet ein Haus für sich allein; ein Zusammenleben mit anderen Leuten in einem Hause ist den Engländern gar nicht denkbar; daher sind die Häuser so schmal. Die Einrichtung ist fast überall gleich; im Keller ist die Küche, im Parterre gewöhnlich the library (Bibliothek), wo auch gespeist wird; im ersten Stock ist the drawing room (der Salon), im zweiten Stock Schlafzimmer, im dritten Dienerstuben. Die Treppen und der Hausflur sind mit Teppichen belegt. Mein kleines Schlafstübchen liegt hier hinter dem Schlafzimmer von fünf Zöglingen des Institutes, allerliebste Mädchen von 10—12 Jahren. Wenn ich um halb eilf Abends Miß Trim verlasse und durch die Stube der Kinder schleiche, dann schlafen sie alle. Ich beleuchte die frischwangigen Gesichter manchmal, es ist so hübsch, ein Kind schlafen zu sehen; aber das freut mich, daß ich nicht zu ihnen gehöre, da lobe ich mir doch unsere Pension in Deutschland, wo jede Pensionairin ihre eigene Bettstelle hatte, die fünf Mädchen, meine Nachbarinnen, haben nur zwei Lagerstätten. Es wundert mich wirklich, daß sie sich nicht zuweilen vergreifen und Eine mit den Füßen der Andern aufsteht, oder Eine der Andern in's Gesicht kratzt, wenn sie selbst von einer Mücke gestochen wurde.

In den Vorstädten Londons liegen die Häuser häufig in Gärten, diese sind dann größer und haben oft sehr eigenthümliche Gestalten mit vielen Erkern und Thürmchen. Das Mädchen-Institut steht auch in der Mitte eines Gartens, den eine hohe Mauer umgiebt. Der Knocker und

eine Klingel befinden sich hier an der Thür der Gartenmauer. Das Haus ist geräumig mit einem Seitengebäude; aber doch wohnt Niemand darin als Mr. Trim mit Familie und den Pensionairinnen.

Ich wurde gestern einer Lady vorgestellt, welche eine junge Deutsche sucht, die mit ihrer funfzehnjährigen Tochter ihre Sprache reden und mit ihr Klavier spielen soll. Das wäre für mich, das könnten meine achtzehn Jahre schon übernehmen und der Herr Steuerbeamte, der mich in Dover zum Weinen brachte, könnte nichts dagegen haben. Die Lady wohnt Hyde-Park in einem prächtigen Hause und ihre Einrichtung ist glänzend, sie mag sehr reich sein. Ob ich ihr einen angenehmen Eindruck gemacht habe, weiß ich nicht, aber ich weiß, welchen Eindruck ich von ihr empfangen. Mir war in ihrer Gegenwart ungefähr so zu Muth, wie einer Blume sein mag, wenn über Nacht plötzlich Frost eintritt. Ach, so entsetzlich kalt und steif und vornehm und herablassend war diese Lady gegen das arme einfache deutsche Mädchen. Mrs. Smith erzählte mir, daß das Leben einer Gouvernante in England auch nicht eben behaglich sei; das arme Wesen ist eine Maschine, die man anstellt, um die Kinder zu unterrichten; ist die Schulstunde vorüber, so ist die Maschine ein unnützes Möbel, das man in der Schulstube stehen läßt. Ja, denke nur, die arme Erzieherin kommt nicht zum Thee in die Familie, sie ist ganz auf die Kinder und ihre eigene Beschäftigung angewiesen. Ist das hart? — Es mag so scheinen; aber eigentlich finde ich die Sache nicht so übel. Mrs. Smith erklärte mir, daß es nicht etwa Mangel an Achtung vor der Erzieherin sei, welche die Engländer veranlasse, sie so fern zu halten, es sei nur das Verlangen nach Comfort Schuld daran, sie wollten nicht täglich in ihrem engen Familienkreise durch eine Fremde gestört sein. Ich habe mir nun die Sache von der guten Seite betrachtet und da wird es gehen. Die Kinder will ich lieben, dann will ich mir meine Stube recht nett und ordentlich halten, gute Bücher lesen, viel schreiben und dabei denken, daß mir meine steifen vier Wände doch lieber sind, als ein steifer Mensch. Es wird Alles gehen, es kommt doch nur darauf an, wie man es ansieht, ob durch eine schwarze oder rothe Brille, ob durch ein Vergrößerungsglas oder mit klaren Augen. Du weißt, ich kann sehr leicht weinen und in meinem Bett, wenn mich Niemand sieht, sogar schluchzen; aber der liebe Gott zeigt mir immer bald die guten Seiten von jedem Dinge, und wenn ich mir eine Masse Thränen im Geheimen ausgeweint habe, dann ist mir ganz leicht zu Muth. Komm nur an mich heran, du unangenehmes Verhältniß, mache dich lästig, mich

sollst du mit Geduld und Kraft gewaffnet finden; wir wollen doch sehen, wer stärker ist, ob du mich wirst beugen können, oder ich dich.

Gestern war ich in China! Nicht etwa im Traume. Erst bestieg ich ein chinesisches Schiff und dann kam ich nach China, machte Besuch bei vornehmen Chinesinnen, bei Mandarinen, Handwerkern und Kaufleuten. Zuerst will ich Dir von der Seereise erzählen: Ich wurde dies Mal nicht seekrank, konnte mir also das Schiff ordentlich ansehen. In der Cajüte saßen die Matrosen und spielten auf der Erde Domino, die Steine waren auf den Fußboden aufgestellt und die Männer hockten im Kreise herum; sie trugen dunkelblaue weite Jacken ohne Kragen, so daß der dünne braune Hals sichtbar war, Cravatten hatten sie nicht um, weite, faltige Beinkleider machten den übrigen Theil des Anzuges aus. Der Kopf war glatt geschoren bis gegen den Scheitel hin, gerade in der Mitte des Kopfes war das lange Haar zusammengebunden und in Zöpfe geflochten, die als Kranz um ein seidenes Käppchen geschlungen waren. Die guten Leute nahmen die Käppchen ab, um uns die Haartracht genauer ansehen zu lassen; die langen Zöpfe wurden vor uns herabgelassen und dann wieder aufgewunden. Am Ende der Cajüte, der Eingangsthür gegenüber, steht ein Altar mit einem kolossalen, ganz vergoldeten Götzenbilde; dies Ungethüm wird angebetet und soll für guten Wind und Abwendung der Gefahren auf Seereisen sorgen. Bunte Malerei, wie man sie auf Theekasten sieht, theilt die Wände der Cajüte in verschiedene Felder, die Zwischenräume sind mit chinesischen Buchstaben beschrieben, mit moralischen Sprüchen. Bilder in Seide gestickt, hängen außerdem in Rahmen an den Wänden und von der Decke herab hängen bunte Papierlaternen. Sopha und Stühle sind zierlich aus Holz geschnitzt, statt der Polster dienen Marmorrollen und Marmorplatten. Wegen der Hitze in ihrem Vaterlande haben die Chinesen sehr weise diese kühlenden Sitze und Lagerstätten eingerichtet, aber hier im Norden, wo das Schiff eingefroren liegt, leiden die armen Matrosen viel durch die Kälte. Sie klagten uns, nicht mit Worten, denn wir verstanden ihr Chinesisch nicht und sie sprachen nicht englisch, durch Zeichen gaben sie uns zu erkennen, wie sehr sie frieren, klapperten mit den Zähnen, rieben sich die Hände. In der Decke ist ein großes Fenster angebracht, die Scheiben sind aber nicht Glas, sondern dünn geschliffene Austernschalen, welche durchsichtig sind und die man an

einander fügte. Ein hölzerner Mandarin, in Seide reich geschmückt, steht in der einen Ecke der Cajüte, er trägt nicht blos einen Bart, sondern sieben: zwei an der Oberlippe, drei am Kinn, nämlich rechts und links und einen in der Mitte, zwei an den Ohren. Alle diese Bärtchen sind in der Stärke eines Bleistiftes und hängen bis auf den Magen herab. Auf dem Verdeck des Schiffes steht ein zweites riesenhaftes Götzenbild, welchem vor dem Antritt der Seefahrt eine Schüssel mit Speisen vorgesetzt wird; mit diesem Geschenk sucht sich der Matrose seine Gunst zu erkaufen.

Die guten Leute waren alle so bemüht, uns begreiflich zu machen, wozu alle Gegenstände im Schiff gebraucht wurden; es gewährte ihnen wohl Spaß, das Erstaunen der Fremden zu sehen, welche ihr Schiff für einen Schilling betrachten können. Es liegt seit zwei Jahren auf der Themse und wird gegen Entrée gezeigt wie ein Schauspiel, auch die armen Matrosen müssen sich für Geld anstaunen lassen.

Als wir an das Land gestiegen waren, gingen wir in die chinesische Ausstellung. Dort fühlte man sich ganz in jenes wunderbare Land versetzt. In einem großen Raume sind an den Wänden herum kleine Cabinets abgetheilt, in denen lebensgroße Figuren, Personen verschiedener Stände darstellend, das Leben in China vergegenwärtigen. Man sieht die vornehme Dame mit ihren Dienerinnen, die verschiedenen Handwerker bei ihrer Arbeit, den Verklagten vor seinem Richter u. s. w. Ich habe einen so vollständigen Eindruck von chinesischem Wesen und Treiben empfangen, daß ich wirklich das Gefühl habe, als sei ich in China gewesen. Aber ich war in London und das machte sich in unheimlicher Weise bemerkbar, als ich aus der chinese exhibition heraustrat. Ich sah zum ersten Mal einen englischen Nebel. Mir wurde zu Muth, als steckte man mich in einen Kasten und machte den Deckel zu. Ich sah nichts als Nebel, Nebel, Nebel. Da, wo die Sonne unterging, glühte derselbe wie Feuer; es war schauerlich anzusehen. Wagen rollten an mir vorüber, ich sah sie nicht; wäre ich allein gewesen, ich hätte mich nicht von der Stelle gerührt; aber ich war mit Mrs. Smith und einem Herrn. Dieser Herr reichte jeder von uns einen Arm, wir häkelten uns ein und so zog er uns fort bis an eine Straßenecke, wo wir einige Minuten warteten, bis ein Omnibus mich aufnehmen und meiner Gegend zuführen konnte. Ich fuhr zum ersten Mal allein im Omnibus, — wieder unheimlich; aber die Mitfahrenden machten der jungen Deutschen so freundlich Platz, eine alte Dame schwatzte mich sogar an, was sonst gar nicht englische Sitte ist, da wurde ich bald

ermuthigt. Das Schlimmste hatte ich aber noch zu überstehen, als ich ausgestiegen war, denn der Omnibus fährt nur die Hauptstraßen entlang; von dem Punkt, wo Mrs. Smith dem Conducteur gesagt hatte, mich abzusetzen, hatte ich noch etwa fünf Minuten allein zu gehen bis in die Anstalt von Mrs. Trim. Ich habe keinen Diener, und bin ich einmal in London, so muß ich mich auch gewöhnen manchen Weg allein zu machen, ging ich doch auch in Deutschland allein; aber freilich, Berlin ist meine Vaterstadt. „Sie müssen niemals verlegen auf der Straße stehen bleiben," hatte man mir gesagt, „denn merkt man, daß Sie rathlos sind, dann könnte ein schlechter Spaßvogel Sie irre führen, oder ein Dieb Sie in eine Gegend leiten, wo man Ihnen Geldbeutel und Uhr abnimmt." Ich that also gar nicht verlegen, trug meine Nase sehr hoch und schritt rasch vorwärts, langte auch glücklich zu Hause an. Ich sage Dir, mir ist, als hätte ich eine Heldenthat vollbracht.

Von der National gallery und dem British Museum erzähle ich Dir nichts, Gemälde lassen sich nicht beschreiben und im Museum ist zu viel, um davon zu berichten. Nur das muß ich Dir sagen, daß unter den Gemälden ein Christuskind von Murillo ist, das Schönste nach meinem Gefühl, was ich kenne, es hat mich tief in der Seele ergriffen.

„Did you see the happy family?" (Haben Sie die glückliche Familie gesehen?) fragte man mich schon mehrmals. Muß man nach England reisen, um eine glückliche Familie zu sehen? — Heute, als ich mit Mrs. Trim ausging, trafen wir die happy family an einer Straßenecke. Nicht Vater, Mutter und Kinder sah ich, sondern in einem großen Käfig Thiere, welche sich naturgemäß feindlich gegenüber stehen. Katzen und Ratten und Mäuse, eine Eule und kleine Vögel, Hunde, Tauben, Meerschweinchen ꝛc. Diese armen Thiere hier zusammengesperrt machten mir durchaus nicht den Eindruck einer glücklichen Familie, sie saßen wie betäubt, jedes in einer Ecke; ich konnte sie nicht ohne Thränen ansehen. Welche Qualen mögen bei den armen Thieren den Instinkt unterdrückt haben? Gewohnheit des Zusammenlebens gewiß nicht. Und warum gab man diesen armen Geschöpfen, welche man gewiß durch arge Thierquälereien zur Ueberwindung ihrer Natur zwang, den Namen „glückliche Familie?" Gott behüte jeden Menschen vor dieser Art von Glück! Im Familienkreise haben die Glieder sich unter einander lieb, wohl müssen sie sich alle auch überwinden und

Jedes muß, um des Andern Wesen und Eigenthümlichkeit zu berücksichtigen, oft sich selbst verleugnen; aber das thut Jedes aus Liebe, wie anders ist das? Mir machte diese happy family einen unheimlichen, räthselhaften Eindruck, weil ich nicht begreife, wie man die armen Thiere überwinden konnte; es ist, als habe man ihnen einen Zaubertrank gegeben.

Eine glückliche Familie ist aber in Wahrheit die der Mrs. Trim; kerngesunde Liebe, möchte ich sagen, ist hier Gesetzgeber, Jeder geht seinen Weg dem Andern zu Gefallen. Wenn Mr. Trim am Abend zu Hause kommt, ist ein Jubel, als sei er Wochen lang abwesend gewesen. Eines der Kinder nimmt ihm den Stock ab, das andere den Hut, das dritte führt ihn zum Lehnstuhl. Wenn Mrs. Trim von ihrem Manne spricht, so ist's immer mit der größten Innigkeit, die so wohl thut, und Mr. Trim bewundert seine Frau, die mit so viel Umsicht ihren Haushalt besorgt, ihre eigenen Kinder und die Pensionairinnen erzieht. In den Abendstunden gehören sie dem Familienkreise, die pupils sind bei der governess, Mrs. Trim geht nur zur Abendandacht in den großen Saal, um selbst das Gebet zu lesen. Ich begleite sie dorthin, dann aber darf ich wieder mit ihr in das behagliche Familienzimmer gehen. Mir ist wohl hier! Mr. Trim ist väterlich freundlich und Mrs. Trim nennt mich immer „my dear young friend", niemals Miß Anne, was so feierlich klingt. Die Kinder haben mich lieb, sie führten mich in ihre Kinderstube ein, dort spiele ich manchmal mit ihnen. Die kleine Mary holt mich auch täglich, um mit mir zu ihrer „Missionshenne" zu gehen. Die Kinder sammeln für Missionare und Mary hatte eine eigene Henne, die sie ihre „Missionshenne" nennt. Die Eier, welche dieses Thier legt, werden verkauft, und die jungen Hühnchen, welche sie ausbrütet, ebenfalls. Das Geld wird in die Missionsbüchse gethan. Ein Bruder von Mrs. Trim ist Missionar in Labrador, er hat eine Schule errichtet für die Heidenkinder und einige Kleine, die getauft wurden, führen die Namen von Mrs. Trim's Kindern. Für die kleine Mary in Labrador ist die Missionshenne thätig.

Ich sehe mit Schrecken dem Augenblick entgegen, wo es heißen wird: „Miss Anne has got a situation," (Fräulein Anna hat eine Stelle gefunden); dann muß ich diese glückliche Familie verlassen. Meine steife Lady hat mir aber abgesagt, ich weiß nicht, was ihr nicht behagte an mir oder den Bedingungen; das weiß ich aber, daß es mir sehr behagt, nicht zu ihr ziehen zu müssen. Es hat sich jedoch eine Mrs. Dickens gemeldet, welche gar keine Kinder hat, die mich auf ein Jahr in ihr Haus nehmen

will, um selbst die deutsche Sprache zu erlernen, da sie die Absicht hat, nach Deutschland überzusiedeln.

Wenn ich Dir Alles beschreiben sollte, was ich Neues und Merkwürdiges sehe, so könnte ich ein Jahr am Schreibtisch sitzen und würde noch nicht fertig. Ich war abermals im British Museum, nur das Zählen aller Gegenstände, die hier ausgestellt sind, müßte mich viele Wochen aufhalten. Aehnliches siehst Du auch in den Berliner Museen und Naturaliencabinets, nur ist hier Alles massenhafter aufgehäuft.

Die Bibliothek, welche ich durchwanderte, ist auch nicht zu beschreiben, ich weiß Dir nicht einmal den Eindruck zu schildern, den ich von allen diesen Schätzen empfangen habe. Es ist, glaube ich, kein bestimmter Eindruck. Ein Eindruck, „Druck", müßte eine Form haben, die man zeichnen könnte, und das ist eigentlich erst der Werth, der Nutzen, den die Seele von dem gewinnt, was sie durch die Sinne aufnimmt. Ich denke hier an Rückert's Worte: „Laß nur auf Dich etwas recht Eindruck machen, dann wirst Du auch den rechten Ausdruck finden." Ich finde nicht Ausdrücke, Dir Alles zu beschreiben, und das kommt wohl eben daher, weil der rechte Eindruck fehlt. Ich sehe zu viel, Alles wirrt in mir durcheinander, kein Gegenstand kann sich so recht feststellen, kann keinen eigenen Eindruck machen. Ich begreife die Menschen nicht, welche in vier Wochen Deutschland, die Schweiz, Italien durchziehen und dann Bände darüber schreiben. Sie fassen schneller auf; ich armes junges Ding habe so wenig Reisetalent, noch so wenig Uebung im Sehen, ich kann gar nicht sogleich Alles in mir ordnen. Ich bin auch nicht im Stande, Dir die beiden berühmten Londoner Kirchen zu beschreiben, Westminster Abtey und St. Pauls. Ich glaube, das ist auch immer eine schwere Sache; es müßte ein Gelehrter ästhetische Artikel liefern, um diese beiden Werke der Baukunst geziemend mit Worten darzustellen. Ich will Dir aber doch etwas von dem Eindruck sagen, den diese Kirchen auf mich gemacht haben; aber Du mußt mich nicht auslachen, denn was ich sagen werde, klingt gewiß recht einfältig. Die Westminster Abtey in ihrem reizend schönen, zierlichen Bau reichte mir durch mein Auge gerade in's Herz hinein, ich weiß nicht, wie's kam, das Herz schickte dafür Thränen in's Auge; daß ein Gebäude mich so innerlich bewegen könnte, hätte ich nie gedacht, und doch that es nur das Gebäude, denn von Gottesdienst war nicht die Rede, als ich die Kirche ansah. Bei dem Anblick der mächtigen Paulskirche sagte meine ganze Seele „ah!" Dieses riesenhafte Gebäude erregte in riesenhafter Weise mein Erstaunen.

Denke Dir, die Kirche ist so groß, daß nur ein Flügel derselben zum Gottesdienst eingerichtet ist. Ich habe dem Gottesdienst einige Mal beigewohnt und mich an dem lieblichen Gesange der Chorknaben erfreut, ihr „Amen" klingt in diesem ungeheuren Raume wie ein Amen von Engelsstimmen.

Der Paulskirche gegenüber liegt der Buchladen der Tract society. In hundert verschiedenen Sprachen kannst Du hier fromme Schriften kaufen. Millionen werden alljährlich von diesem Hause aus über die ganze Erde ausgesäet. Ich kaufte mir ein kleines Buch hier, zwei Zoll lang, einen Zoll breit, „dew drops" (Thautropfen), Sprüche für jeden Tag im Jahre; Mrs. Trim schenkte mir „the pilgrims Progress", ein Buch, welches ich in Deutschland in deutscher Uebersetzung schon in Händen hatte, ich denke unter dem Titel „Reise eines Christen" von Bunyan. Die Rückseite des Gebäudes, in welchem der Buchladen der Tract society ist, stößt auf eine schmale Straße, Pater noster row, — ein eigenthümlicher Name. Diese Straße ist ziemlich lang und in jedem Hause ist eine Buchhandlung mit großer Niederlage oder dem Verlagsgeschäft. Was werden hier in einem Jahre für Bücher gedruckt! Wo kommt das Geld her, sie zu kaufen? wo nehmen die Menschen die Zeit her, sie zu lesen? O Gutenberg, Du würdest staunen über die Folgen Deiner Erfindung, könntest Du jetzt einmal durch Pater noster row schreiten!

Mrs. Trim hat eine ausgebreitete Bekanntschaft; sie selbst geht wenig aus, aber sie empfängt häufig Besuch. Einige ihrer Freunde sind Quäker und sie hat mich einmal in ihr Gotteshaus geführt. Der Gottesdienst wird hier in sehr eigenthümlicher Weise gefeiert. Der Betsaal hat Bänke wie unsere Kirchen, sie sind durch den mittelsten Gang, wie bei uns, in zwei Theile getheilt. Auf einer Seite sitzen die Männer, auf der andern die Frauen. Man versammelt sich um zehn Uhr des Morgens und setzt sich ruhig nieder, alles bleibt still, nichts bewegt sich. Kein Prediger erscheint, keine Orgel ertönt, kein Gesang erschallt. Alle Quäker oder „Freunde", wie sie sich selbst nennen, sind in stiller Andacht versunken; sie beten um den heiligen Geist. Zuweilen fühlt sich einer der „Freunde", Mann oder Frau, durch den heiligen Geist zum Sprechen angeregt, dann erhebt er sich und redet, auf seinem Platze bleibend, ermahnende, belehrende Worte. Fühlt sich Niemand zur Rede begeistert, so wird um eilf Uhr die Andachtsstunde geschlossen. Als ich diesem Gottesdienst beiwohnte, sprach eine würdige Frau, welche ich mehrmals bei Mrs. Trim gesehen hatte.

Was sie sagte, war rührend schön, einfach, klar, kindlich fromm. Als wir den Betsaal verließen, kam die liebe Frau auf uns zu, und mir die Hand schüttelnd, sagte sie: „willt thou come to me to day?“ (willst Du heute zu mir kommen?) Die Quäker reden jeden Menschen mit „Du“ an. Wie gern folgte ich der Einladung. Ich mußte freilich wieder allein die Omnibusfahrt unternehmen; aber ich war schon dreister geworden. Es war ein lieblicher Nachmittag, den ich in der herzlichen, einfach wahren Familie zubrachte. „Eure Rede sei ja und nein,“ dieses Bibelwort ist mir oft eingefallen bei diesen Leuten; es ist doch etwas Köstliches um die Einfachheit und Wahrheit einer Menschenseele! Der Quäker, bei dem ich war, ist Naturforscher; er brachte mir sein Mikroskop und ließ mich die Wunder der Schöpfung in unzähligen Pflänzchen, Flügeldecken der Insekten, Wassertropfen u. s. w. bewundern. Die Quäker haben einen eigenthümlichen Anzug, die Männer tragen braune lange Röcke und schwarze Hüte mit breiten Rändern. Die Frauen tragen gewöhnlich rehfarbene Kleider und einen rehfarbenen oder schwarzen Hut, diesen in sehr komischer Form, da er nicht mit der Mode wechselt. Alles, was Farbe hatte, war rehbraun in der Familie, bei der ich war, im Wohnzimmer, auch Sopha und Gardinen. Als das sehr elegante Theezeug gebracht wurde, sah ich auch hieran die Quäker-Farbe. Der Theekessel war rehbraun lackirt, die feinen Porzellantassen rehbraun gemalt, mit goldenen Rändchen, die kleinen Teller, auf denen eingemachte Früchte gereicht wurden, und die Teller, welche Jeder neben seiner Tasse hatte, alles war rehbraun. Diese Einrichtung gehört aber natürlich nicht zum Quäker-Gesetz, die eine wohlhabende Familie hatte sie nur für sich gemacht. Als ich mich am Abend nach Hause begeben mußte, begleitete mich der „Freund“ nicht allein bis zu der Straße, wo ich in den Omnibus zu steigen hatte, er fuhr mit mir, stieg mit mir aus und begleitete mich noch das Stück Weges bis zu Mrs. Trim's Haus. Das war freundlich!

Mrs. Dickens hat mich heute zum Frühstück eingeladen, d. h. zum zweiten Frühstück, das in wohlhabenden Familien um ein Uhr eingenommen wird. Bei uns würde man das der Wahrheit gemäß, Mittagbrod nennen, da es um die Mittagstunde gegeben wird. Man reicht auch Speisen genug, um den Namen zu rechtfertigen. Ich habe bei Mrs. Dickens verschiedene Braten, Mehlspeise und feinen Nachtisch gegessen, Alles warm. Es darf aber nicht Mittagbrod heißen, weil man das große diner, welches

souper genannt werden sollte, Abends um sechs oder sieben Uhr auftafelt. Verkehrte Welt diese vornehme Welt! Sie lebt bei Nacht, schläft bei Tage. Um eilf Uhr oder um Mitternacht trinkt man Thee; das Theater besucht man bei Nacht; nach dem Theater fährt man in Gesellschaft, und nicht nur in eine, sondern schaut in einen Saal hinein, läßt sich fünf Minuten drücken und stoßen und fährt in eine zweite und so fort. Das heißt Vergnügen? Wohl kaum; aber es heißt Ausstellung schöner Toilette. Gegen Morgen gehen die Leute zu Bett, schlafen und gegen Mittag stehen sie auf. Wohl mir, daß ich nicht als vornehme Dame geboren bin. Ich beneide niemals irgend Jemand, denn ich bin zufrieden in meiner eigenen Haut, und so knapp meine Decke auch ist, nach der ich mich strecken muß, ich will sie behalten; am wenigsten aber beneide ich die Ladies um ihr langweiliges Leben. Auf dem Lande soll das Leben der Vornehmen hier interessant sein; aber das habe ich nicht kennen gelernt. Wer das englische Landleben nicht kennt, heißt es, habe kein Urtheil. Nun, ich behaupte auch gar nicht, ein richtiges Urtheil zu haben; ich sage nur frei heraus, welchen Eindruck ich einfaches deutsches Kind von Allem, was ich sehe, empfange. Ich weiß nicht, ob Mrs. Dickens zu den vornehmen Leuten gerechnet wird; jedenfalls thut sie vornehm und ist reich. Behaglich ist sie mir nicht, sie bleibt immer lang gestreckt mit ihrem Buch auf dem Sopha liegen, wenn ich komme; das gefällt mir nicht, ist doch gewiß unhöflich. Wenn ich auch wohl zehn Jahr jünger bin als sie, und wenn sie auch eine Goldquelle hat, die immer fließt, und die meine verstopft ist, so bin ich der Mrs. Dickens gegenüber doch keine Dienerin, sondern Miß Anne und eine Dame, die in ihrem Vaterlande immer für vornehm genug gegolten hat, um —; aber was zanke ich denn hier auf meine eigene Hand? Mrs. Dickens werde ich doch nicht bessern, wenn ich ihr auch sagte, daß mein Vormund und die liebe Vorsteherin unserer Anstalt mich oft versichert haben, ich hätte eine Goldquelle in mir, ich sollte nur Muth haben und thätig und freudig sein, es würde mir dann schon wohl gehen im Leben. Ja, das ist Alles recht schön; aber solche Leute wie Mrs. Dickens schrecken mich zurück, ich bin solcher Steifheit gegenüber ganz dumm, wie auf den Mund geschlagen; eine Plaudertasche bin ich ohnehin nicht, aber wenn ich nicht einmal unbefangen plaudern darf, dann ist's gar aus mit mir. Ich bin doch zu sehr an die deutsche Gemüthlichkeit gewöhnt. Meine gute Mrs. Trim und Mr. Trim! die ganze Familie ist gemüthlich und das Leben in ihrem Hause ist es auch. Du solltest nur hören, wie mütterlich herzlich

Mrs. Trim mit mir spricht. Wenn ich sie so freundlich reden höre, dann muß ich oft an meine Mutter denken, und die Momente aus meinem Kinderleben, wo ich auf ihren Knien saß und meine Arme um ihren Hals schlang, tauchen in meiner Erinnerung auf. Es wird mir schwer werden, mich von dieser lieben Familie zu trennen; aber freilich, zum Vergnügen bin ich nicht hier, ich muß eine Stelle suchen. Mrs. Trim ist versorgt, die deutsche Gouvernante, deren Stunden ich jetzt gebe, ist nur auf Urlaub, sie kommt zurück und dann bin ich überflüssig.

Mrs. Dickens wünscht, daß ich auf acht Tage zu ihr komme, sie macht eine Uebersetzung aus dem Deutschen, dabei soll ich ihr helfen. Wenn sie ihr Manuscript verkaufen kann, will sie mir einen Theil des Honorars geben. Wahrscheinlich ist ihre schriftstellerische Arbeit überhaupt Veranlassung zu dem Wunsche, eine Deutsche in ihr Haus zu nehmen. Warum mag sie wohl übersetzen? Doch gewiß nicht, um Geld zu verdienen, sie ist so reich; vielleicht um einen angenehmen Zeitvertreib zu haben. Ich scheue mich vor dieser Arbeit, ich übersetze nicht gern, viel lieber schreibe ich einen Aufsatz.

Ich bin seit vierzehn Tagen bei Mrs. Dickens. Meine kleine Schlafstube liegt über der ihren, eine Klingel führt zu mir; wenn sie die Schnur zieht, läutet die Glocke über meinem Kopfe; mein Stübchen gehörte wahrscheinlich früher ihrer Kammerdienerin. Wir haben ausgemacht, daß ich erst hinabgehe, wenn ich die Glocke höre, das Frühstück ist dann bereit. Ich habe noch nie so viel gehungert, so viel gefroren, als hier, ich glaube sogar, bei der schmutzigen Miß war es nicht so kalt. Meine Stube hat natürlich keinen Ofen, das Kamin raucht, also kann man nicht heizen. Du solltest mich in meinem Bett sehen, ich liege in possirlichster Verkleidung. Ein dickes Tuch ist um meine Füße gehüllt, ein Mantel um meine Schultern, die Hände stecken im Muff. Es ist wie am Nordpol hier. Die Fenster schließen nicht und es zieht, daß ich kein Plätzchen finde, wo mein Licht ruhig brennen könnte. Mrs. Dickens lacht mich aus, wenn ich über Kälte klage. Ihr Schlafzimmer wird auch nicht geheizt, aber es ist, verwahrt mit Decken, ein gar behaglicher kleiner Raum. Sie liegt bis Mittag im Bett, hat eine Pelzmantille um, eine elegante Haube auf, frühstückt im

Bett und macht ihre Uebersetzung im Bett. Ich sitze dann neben ihr und muß erklären, wo sie nicht fortkann. Das wäre ganz hübsch, aber mir frieren die Gedanken ein, denn bei neunzehn Grad Kälte ist's auch trotz der schönen Teppiche hier nicht warm. Mrs. Dickens lacht, wenn sie meine Lippen zittern sieht. Sie ist nicht geizig, sie ist eher verschwenderisch zu nennen; aber sie ist rücksichtslos. So sind nicht alle Engländerinnen, ich kenne deren so viele; aber es giebt in jedem Lande verschiedene Menschen. Es ist mir ganz recht, daß ich solche Erfahrungen mache bei meiner Vorliebe für England. Ich werde mein liebes Deutschland nun um so höher achten. Aber ich will mir auch durch einzelne unangenehme Verhältnisse nicht das liebe England verleiden lassen.

Aber Mrs. Dickens ist zu rücksichtslos! Denke Dir, was sie mir angethan hat. Hast Du jemals schon von den englischen Lumpenschulen reden gehört? Sie sind etwas Aehnliches wie unsere Kinderbewahranstalten, d. h. die wohlhabenden Leute geben Geld in eine gemeinschaftliche Kasse, es werden dafür große Räume gemiethet und Lehrer gehalten. Statt daß bei uns in diesen Anstalten kleine Kinder beschützt und unterrichtet werden, werden hier die schmutzigsten, zerlumptesten größeren Bettelkinder aufgenommen; die Knaben lernen schneidern, Schuhe verfertigen; die Mädchen lernen Handarbeiten machen, außerdem Beide natürlich lesen und schreiben. Der Religionsunterricht ist Hauptsache. London hat besondere Stadttheile, in denen alle Straßen nur von den erbärmlichsten Leuten bewohnt sind, nicht nur Arme, auch Diebe sind hier zu Hause. Man weiß das, und wenn ein gut gekleideter Mensch einmal genöthigt ist, durch einen solchen Stadttheil zu gehen, so nimmt er seine Uhr nicht mit, Geldbeutel und Taschentuch aber hält er in den Händen, denn diese Straßen sind die Heimath der Taschendiebe. Die Lumpenschulen sind immer mitten in diesen verrufenen Gegenden, weil gerade hier die sittliche Bildung so besonders Noth thut. Mrs. Dickens gehört zu den Damen, welche sich für diese Schulen interessiren und vor einigen Tagen forderte sie mich auf, sie dorthin zu begleiten. Wir fuhren bis zur schönen Westminster Abtey, hier stiegen wir aus und gingen zu Fuß weiter. Ist das noch London? fragte ich mich. Häßlich, klein, schmutzig, ja ekelhaft sehen die Häuser aus, auch die Menschen, die vor den Thüren stehen und aus den Fenstern schauen. Ich hatte meinen Geldbeutel zu Hause gelassen und mein Taschentuch hielt

ich so fest, daß der Daumen förmlich einen Krampf bekam; wo ich hinsah, meinte ich einen Pick pocket (Taschendieb) zu erblicken. Du weißt, ich bin etwas Hase in meiner Natur, der Gedanke, von Dieben umgeben zu sein, war eben auch nicht süß. Die Schule aber hat mir sehr viel Theilnahme abgewonnen. Ueber hundert Kinder, fast alle ohne Schuhe und Strümpfe, die Sachen, die sie anhaben, wahrhaft in Lumpen. Sie werden nicht bekleidet, sondern nur unterrichtet; wenn sie arbeiten gelernt haben, wird in der Schule ihre Arbeit bezahlt, sie verdienen sich Schuhe und Kleider. Das war Alles sehr schön, und hier freute ich mich wieder recht über die praktischen Engländer. Aber was geschah! Wir verließen die Schule. Auf der Straße begegnete Mrs. Dickens einer bekannten Frau und redete sie an. Die Kinder strömten in dem Augenblick aus der Schule und plötzlich war Mrs. Dickens verschwunden. Ich lief nach der Seite hin, wo sie gestanden hatte, schnell vorwärts um eine Straßenecke, ich sah sie nicht; ich ging weiter, wieder um eine Ecke, sie war nicht da. Ich stand allein in dem verrufenen Winkel des großen London! Ich erstarrte fast vor Entsetzen. Die Sonne ging unter. Ich aber war wohl sechs englische Meilen vom Hause der Mrs. Dickens entfernt. Was sollte ich anfangen? Hier war nirgends ein Omnibus, nirgends ein Cab (Droschke). Ich hatte ja auch kein Geld bei mir, um die Rückfahrt zu bezahlen. Ich wußte nicht, mußte ich links oder rechts, rückwärts oder vorwärts gehen, denn ich war in der Angst hin und her gelaufen. Man hatte mir oft gesagt, ich dürfe niemals auf der Straße nach dem rechten Wege fragen, weil ich leicht auf Jemand stoßen könne, der mich bestehlen wolle. Mir war zu Muth wie auf der See, als das Schiff hin und her geworfen wurde und mir die Krankheit den Kopf verwirrte. Ach, mir war ärger zu Muth als damals, denn ich dachte ja sogar in meiner Herzensangst: „wäre ich doch lieber auf dem Schiffe." Plötzlich hörte ich Glockengeläut von der Kirche herüber; da drang ein Lichtstrahl in meine jammernde Seele, ich kam zur Besinnung. „Ist denn der liebe Gott nicht in den Straßen von Westminster?" fragte es in mir. Ich athmete tief auf, in meinem Muff falteten sich meine Hände und ich fand augenblicklichst Rath. Ich bat ein Kind, dem ich begegnete, mich in die Lumpenschule zu führen, die ich eben verlassen, aber aus den Augen verloren hatte. Ich zog die Hausklingel, der Lehrer öffnete und ich klagte ihm meine Noth. Der gute Mann ging mit mir durch mehrere Straßen bis an einen Cab-Stand (Droschken-Stand). Ich hatte ihm auf dem Wege erzählt, daß ich bei

Mrs. Trim lebe, nur auf kurze Zeit zu Mrs. Dickens gezogen sei. Nach seiner Berechnung lag das Haus von Mrs. Trim nur zwei bis drei Meilen von der Westminster Abtey entfernt; er rieth mir, mich dorthin fahren zu lassen. Wie gern ich diesen Rath befolgte, kannst Du Dir denken. Als ich bei Mrs. Trim angelangt war, die Droschke bezahlt hatte und erzählen sollte, was mich so unerwartet zurückführe, konnte ich nicht reden. Ich brach in Thränen aus und schluchzte wieder wie ein Kind. Mrs. Trim's Liebe und Freundlichkeit machten mich weinen ohne Aufhören. Ich ging zu Bett, mußte meinen Thee im Bett trinken, und dann konnte ich erzählen. Ich wurde aber krank, habe acht Tage gelegen, Erkältung und Schrecken mögen gleichmäßig geschadet haben.

Meine gute Mrs. Trim hat an Mrs. Dickens geschrieben, ich sei wieder bei ihr und krank; da kam die Dame, mich zu sehen; sie wollte sich ausschütten vor Lachen über die komische Begebenheit in Westminster. Das nannte sie eine komische Begebenheit! Liebe Mrs. Dickens, ich nenne Ihr Benehmen herzlos; wie können Sie denn ein armes fremdes junges Mädchen, das sich Ihnen angeschlossen hatte, so rücksichtslos verlassen? Mrs. Trim ist auch empört über diese Handlungsweise, sie wird mich nicht in das Haus der Mrs. Dickens zurückkehren lassen.

Denke Dir, was ich heute Beglückendes erlebt habe. Mrs. Trim theilte mir mit, daß ihre deutsche Gouvernante nicht nach London zurückkehren werde, sie hat mir ihre Stelle angeboten. Das ist ein Geschenk, gerade aus dem Himmel kommend. In dem Familienkreise, in welchem mir so innig wohl ist, darf ich bleiben, mit den liebreichen Menschen täglich leben!

Jetzt ist der Zwischenakt zu Ende, der Vorhang zum neuen Lebensakt ist aufgezogen! Nun lebe wohl, ich werde nur selten schreiben können.

Reliquien von Christoph Schmid.

Aus dem Nachlasse desselben für das Töchter=Album eingesandt
von
Pfarrer und Schul=Inspektor Werfer.

Die Rosensträuche.

Durch des Gartens frische
Volle Rosenbüsche
Wandelt' gut und weise
In der Töchter Kreise
Einst mit frohem Sinn
Eine Mutter hin.

Unter den so reichen
Grünbelaubten Sträuchen,
Wo von Rosenblüthen
Alle Zweiglein glühten,
Sah sie stehen auch
Einen dürren Strauch.

„Edler Mädchen Güte,
Gleicht der Rosenblüthe,"
Sprach sie, ja ihr Kinder
Rosen sind noch minder —
Schönheit ach vergeht.
Güte nur besteht.

Böse Mädchen gleichen
Auch den Rosensträuchen,
Seht — die Blüthe schwindet
Schnelle und man findet
Aller Anmuth leer
Nur die Dornen mehr.

Aufmunterung zur Arbeit.

Laßt uns Schwestern
Im frohen Kreis
Heute wie gestern
Leben dem Fleiß.

Kurz ist das Leben,
Die Jugendzeit
Ward uns gegeben
Zur Thätigkeit!

Gab uns nicht Kräfte
Gott, der uns schuf,
Nützlich Geschäfte
Ist unser Beruf.

Schnell welkt die Jugend,
Putz ist nur Tand,
Weisheit und Tugend
Haben Bestand.

Sie nur beglücken
Uns Mädchen hoch,
Sie nur entzücken
Im Alter noch.

Drum laßt uns weise,
Laßt gut uns sein,
Und stillem Fleiße
Die Jugend weihn.

Dann, Schwestern, wohnet
In unsrer Brust
Unschuld und lohnet
Mit Himmelslust.

Der Thautropfen im Veilchen.

Den Thränen, die so manchmal uns im Auge stehen,
Folgt bald der Freude Lächeln nach,
Der Tropfen, den wir früh im Schooß des Veilchens sehen,
Verspricht uns stets den schönsten Frühlingstag.

Roderich.

Von
Pauline Schanz.

In einer der hellen, luftigen Vorstädte einer mitteldeutschen Residenz, wo die reichen Leute wohnen, die nicht ganz die große Stadt meiden, aber doch ihrem lärmenden Verkehre fern sein wollen, in einer breiten, schnurgraden Straße, wie deren von Jahr zu Jahr mehr entstehen, indem die palastartigen Häuser aus dem Boden zu wachsen scheinen, ging ein blasser, ärmlich aussehender Mann. Es war ein schöner, kühler Sommerabend, über die hohen Schieferdächer glitt das rothe Licht der untergehenden Sonne, auf den blumengeschmückten Altanen standen schöne Mädchen und Frauen, und durch die geöffneten Fenster konnte man hineinsehen in die blanken, geschmückten Zimmer.

Der Mann trug einen grauen abgeschabten Rock und eine alte Tuchmütze; aus seinen bleichen Zügen blickten Mangel und Entbehrung, aber auch eine gewisse sorglose Heiterkeit.

Es war die Zeit des Tages, wo die arbeitende Klasse von ihren Werkstätten und Arbeitsplätzen geht, wo der Bürger beim Bierkrug sein Abendpfeifchen raucht oder mit den Seinen im Freien die frische Abendluft genießt.

An einem prächtigen Gebäude blieb der einsame Spaziergänger stehen, er trat durch das hohe Thor in den Hausflur und ging nach der breiten steinernen Treppe zu. Am untern Ende derselben kam ihm ein nettes Dienstmädchen entgegen, welches er nach der Dame des Hauses frug und von der er den Bescheid erhielt, daß sie sich mit ihren Töchtern im Garten befinde.

Der Fremde, welcher seiner ganzen Erscheinung nach in diesen eleganten Räumen wie eine Art Bettler aussah, ward dennoch von dem Mädchen



Roderich.

höflich behandelt. Sie öffnete ihm die Thür, welche in den Hof und von da in den Garten führte, und Jener schritt wie Einer, der mit den Räumlichkeiten wohl vertraut ist, auf das schöne Gitterthor zu, durch welches man in den prächtigsten Garten gelangt, den sich der verschwenderische Luxus nur zu schaffen vermag.

Eine schöne, junge Frau saß in einem reizenden Pavillon, vor einem mit den ausgesuchtesten Erfrischungen besetzten Tisch. Ihr zur Seite standen zwei wunderhübsche, kleine Mädchen, die man für Zwillinge halten konnte, so sahen die lieblichen frischen Gesichter einander ähnlich.

Bei dem Geräusch, welches das Oeffnen der Gartenthür verursachte, wandten sich alle drei um. „Der Onkel kommt!“ riefen die Kinder, als sie zwischen den blühenden Stauden und Sträuchern die Gestalt des Fremden erblickten. Schnell waren sie die paar Stufen hinabgesprungen und eilten auf dem mit feinem, goldgelbem Kies bestreuten Wege dem Ankömmling entgegen.

Mit einem Blick voll herziger Liebe begrüßte der bleiche Mann die lieblichen Mädchen. Er hob sie, eine nach der andern, empor und küßte und umarmte sie, wie ein liebender Vater seine Kinder. Die Mutter legte indessen die Orange und das silberne Messer, mit welchem sie jene zu schälen im Begriff war, bei Seite und ging ebenfalls in den Garten hinab.

„Endlich einmal!“ rief sie mit freundlichem Gruße, in welchem jedoch eine leise Verlegenheit nicht zu verbergen war.

„Wie lange bist du nicht bei uns gewesen, Roderich!“ fuhr sie fort und bot dem Angekommenen die weiße, mit Ringen geschmückte Hand.

„Papa ist verreist,“ rief Johanna, die älteste der beiden Schwestern, welche des Onkels Pathchen war.

„Ich wußte es,“ gab Onkel Roderich zur Antwort.

Die junge Frau sah ihren Bruder, denn in diesem Verhältniß standen sie zu einander, mit einem vorwurfsvoll fragenden Blicke an.

„Papa ist in Paris,“ schwatzte das Kind sorglos weiter, „er bringt uns seidene Kleider und Hüte mit und für Mama einen ostindischen Shawl.“

„Ich werde, wenn Papa zurückkommt, einen schönen Pony bekommen,“ fiel Gertrude, die jüngste Tochter, ein, „und dann das Reiten lernen, und Johanna soll einen Papagei in goldenem Käfig haben. O, wie freuen wir uns darauf!“

Der Onkel sah die lieben, lustigen Kinder mit traurigem Blick an, der seltsam von ihren lachenden Gesichtern abstach.

Die Kleinen hüpften weiter. Sie zogen den Onkel nach einem Bassin, in welchem der Wasserstrahl, mit goldenen Kugeln spielend, aus einer schönen Marmormuschel sprang.

„Da haben wir noch etwas Neues," riefen sie und zeigten in die klare Fluth des Bassins, in welcher eine lustige Schaar Gold- und Silberfischchen sich tummelte. „Ach, wir haben so viel Schönes von Papa bekommen," jubelten sie durcheinander. Jede wußte etwas zu erzählen, denn der Onkel war lange, lange nicht dagewesen.

Bruder und Schwester setzten sich zusammen in den Pavillon, während die Mädchen im Garten spielten.

„Warum kommst du gerade heute zum ersten Male wieder nach so langer Zeit, Roderich?" frug die Schwester und nahm ihres Bruders Hand.

„Weil ich die Abwesenheit deines Mannes benutze, um dich und die lieben Mädchen zu sehen," gab jener ruhig zur Antwort.

„Otto ist gut und hat oft nach dir gefragt; er wunderte sich wegen deines langen Ausbleibens," gegenredete die Schwester mit leiser Stimme, als schäme sie sich, da es eine Unwahrheit war, die sie gesprochen.

„Laß das, Helene," sprach Roderich, „wir sind darüber längst einig, ich kam, euch zu sehen, nicht aber alte Unannehmlichkeiten aufzufrischen. Wenn ich deinem Mann den Anblick meines abgeschabten Rockes entziehe, so kann ihm das nur angenehm sein. Wir passen nicht für einander, er verachtet mich meines Rockes wegen und ich — ihn seiner Hoffahrt wegen," setzte er im Stillen hinzu, um Helenen nicht wehe zu thun.

Helene schwieg, aber ihre Augen waren feucht geworden. Sie liebten sich einst so innig, die Geschwister, als sie beide noch arme Waisen waren. Er arbeitete für sein Schwesterchen, und sie kochte das schlichte Mahl, ach, es war eine recht glückliche Zeit! — die Armen sind auch manchmal glücklich.

Roderich war Lithograph; er arbeitete in einer Anstalt, wo er allwöchentlich genug verdiente, um anständig leben zu können.

Otto Blanken war ein reicher Kaufmann, der sein Geschäft in dem Hause hatte, wo die Waisen wohnten. Er sah Helenen, die so schön und jung war, und nahm sie zum Weibe.

Mit Freuden sah der Bruder der Schwester Zukunft sich so günstig gestalten, aber heimlich hatte er manche Thräne geweint, daß er sein süßes, frommes Schwesterchen hergeben mußte, deren Lächeln sein Glück gewesen. Sie zog in reiche, geschmückte Zimmer, und er blieb nun ganz allein in dem armen, kahlen Dachstübchen und hatte Niemand mehr, für den er

sorgen und arbeiten konnte, und Niemand mehr, der ihm sein ärmliches Mahl bereitete. Und das Geld, das böse, harte Geld, wird es nicht auch seines Schwesterchens weiches Herz verhärten?

Otto Blanken war ein stolzer, im Glück verwöhnter Mann. Er hatte noch einen Fehler, einen schlimmen, argen Fehler, er war — Verschwender. Sein Reichthum war ihm der unerschöpfliche Born, der nie versiegen konnte. Sein blutjunges Weibchen, die er mit Glanz umgab, wußte so wenig von der Welt und gefiel sich bald in den neuen Verhältnissen.

Roderich fühlte, daß ihn sein Schwager wie ein der Familie überflüssiges Anhängsel ansah, er verstand die Blicke, die jener über seinen ärmlichen Anzug gleiten ließ. Da kam einst Helene und brachte ihm Geld, welches ihr der Gatte für Roderich gegeben, damit er sich alles Nöthige anschaffen könnte, um in seinem Hause zu erscheinen. Helene, das unschuldige, unbefangene Wesen, hatte nichts Arges geahnt, als sie ihres Gatten Auftrag ausführte. Aber Roderichs Wangen erglühten, zornig wies er das Geld zurück. Er war arm, aber die Armuth hat auch ihren Stolz, einen Stolz, der leicht verletzt ist, wie das Blatt der schüchternen Mimose. Er konnte arbeiten und verdiente, was er brauchte; Almosen nahm er auf keinen Fall und unter keiner Gestalt.

So war der Bruch zwischen dem armen und dem reichen Mann fertig. Roderich vermied es, seinen Schwager zu sehen, und so war Otto's Absicht erreicht. Er brauchte nicht mehr zu erröthen, wenn der arme Lithograph mit dem schäbigen Rock zu ihm kam und ihn Schwager nannte.

Von Zeit zu Zeit ging Roderich noch zu Helenen, an deren Kindern er, um so mehr da er das älteste aus der Taufe gehoben hatte, mit einer leidenschaftlichen Liebe hing.

So saß er auch jetzt Helenen gegenüber; er wies die Schale mit den köstlichen Südfrüchten, die sie ihm bot, zurück. Er aß nie einen Bissen im Hause seines Schwagers. Er aß überhaupt so wenig, daß er fast abzehrte, und trank nie etwas Anderes als Wasser. Die Leute nannten ihn geizig, und auch Helene wunderte sich, daß er immer noch den alten Rock trüge, den er in ihren Mädchenjahren getragen. „Für wen spart er?“ dachte die junge, schöne, geschmückte Frau und betrachtete den ärmlichen Anzug ihres Bruders.

Roderichs Blick ruhte auf dem silbernen Geschirr, auf seiner Schwester reichem, köstlichem Geschmeide, er glitt über den duftenden Garten, wo die lachenden Mädchen spielten, bis hinauf nach den Sculpturen, die des

reichen Schwagers Wohnhaus schmückten. Ueber sein blasses Gesicht zogen trübe Schatten, nicht wie sie der Neid über ein Antlitz wirft, — o nein, Roderichs Seele war fern vom Neid, — er gedachte der verschwendeten Summen und der Zukunft der theuern Kinder und der lieben Schwester; — in diesen dreien lag ja Alles vereinigt, was sein Herz liebte.

„Sie schweben über einem Abgrund," sagte klagend seine innere Stimme, und das schöne Bild verdunkelte sich; still nahm er Abschied von den Geliebten und ging aus der stolzen Vorstadt wieder seinem kleinen Dachkämmerchen zu.

Wie arm und kahl war es da oben! Ein hartes Lager, Tisch und Stuhl waren das ganze Geräth. Auf dem Tisch lag ein schwarzes Brod und ein Glas Wasser stand daneben. Das diente Roderich zum Frühstück und Abendbrod; Mittag aß er in einer Garküche für wenige Groschen. So lebte er Jahr für Jahr. Geduldig ertrug er im Sommer die betäubende Hitze, und im Winter schlief er zwischen bereiften Wänden in seiner elenden Wohnung; nie klagte, nie trauerte er.

Ehe er sein Lager suchte, öffnete er einen alten Koffer, der in einem Winkel seiner Kammer stand und zu dem er den Schlüssel an einem Bande um seinen Hals trug; einige alte Wäsche lag drinnen und die von den verstorbenen Eltern geerbte Bibel; in dieser las er allabendlich, und wenn er sie wieder an ihre Stelle legte, nahm er zwei kleine Büchelchen, die darunter lagen, blätterte drinnen, indem seine, von mühsamer Arbeit getrübten Augen in wunderbarem Glanze schimmerten. Er küßte die Namen, die darauf geschrieben waren, er war fast kindisch vor Freude. Das war seine Erholung, seine Zerstreuung, sein einziger Genuß, damit stärkte er sich für den kommenden Tag. —

O wie süß schlief Roderich auf dem harten Strohkissen, seine Träume waren mild und friedlich; der Engel der Liebe stand neben ihm und küßte seine bleiche Stirn.

Manches Jahr schlief der arme Lithograph unter dem Dach, manches Jahr stieg er alltäglich die steilen Treppen hinauf und herunter.

Einmal des Jahres nur oder zweimal sah er Helenen, aber die muntern Nichtchen hatten den Weg gefunden, der zu Onkel Roderich führte. Sie kamen manchmal des Abends auf ein Viertelstündchen oder ein halbes Stündchen und fürchteten sich nicht vor den vier hohen, hölzernen Stiegen, die hinaufführten, obgleich die oberste, welche auch die steilste war, bei jedem Schritt knackte und schwankte.

Welch eine Verklärung leuchtete über des Onkels Gesicht, wenn Johanna und Gertrud eintraten und Grüße brachten von der Mama, und dann so lustig scherzten und lachten und sich nicht satt sehen konnten an den vielen rothen Dächern und Schornsteinen, die man von Onkels Fenster sah.

„Um euretwillen, ihr Lieben," dachte er dann still für sich und lächelte geheimnißvoll selig in sich hinein. Wenn sie fortgehen wollten, trug er sie auch die oberste Treppe hinab, eine nach der andern, damit sie nicht fallen konnten auf den garstigen, schmalen Stufen; dann blieb er stehen und lauschte den leichten Fußtritten, bis sie ganz unten verhallten, und faltete seine Hände, die fleißigen Hände, die so unermüdet den Grabstichel handhabten, und betete für seine lieben, lieben Mädchen.

Die Nachbarsleute, die Roderich seit langen Jahren kannten, und ihn tagtäglich gehen und kommen sahen, wunderten sich, daß der fleißige Arbeiter in so drückender Armuth lebte, da er doch genug verdienen müsse, um sich neue Kleider und die nöthigen Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Man raunte sich heimlich allerlei zu und blieb zuletzt bei der Meinung stehen, daß Roderich sein verdientes Geld bei heimlichen Spiel- oder Trunkgelagen verschwende.

Auch Helene kam einmal in Roderichs Wohnung. Mit seltsamen Gefühlen sah sie sich in dem Stübchen mit den weißgetünchten Wänden. Ihrem von Glanz verwöhnten Blick kam die Oede der Armuth doppelt schreckbar vor. Es war ihr, als müsse sie sich ihrer seidenen Kleider schämen, die über die rauhe, schlechtgezimmerte Diele rauschten. Es befiel sie eine Angst und Unruhe, sie schlug vor Roderichs ruhig heiterem Blick ihre Augen nieder; denn wohl mochte ihr eine innere Stimme sagen, daß sie anders hätte handeln können und sollen. Sie hatte keinen Versuch gemacht, ihres Gatten Vorurtheile zu besiegen und ihn zu einer Annäherung an Roderich zu bewegen. Auch ihr Herz war vom Hochmuth des Reichthums angesteckt und härter geworden. Sie glaubte es, da es ihr Gatte so oft gesagt hatte, daß sie nicht länger Umgang mit einem Manne haben dürfe, der zwar ihr Bruder sei, aber doch zu arm und niedrig dastehe, um in ihrem Hause aus- und eingehen zu können. Auch in ihrem Herzen war der Argwohn leise aufgestiegen, daß Roderich entweder nicht fleißig arbeite oder sein verdientes Geld heimlich vergeude, da er nichts, auch gar nichts an seinen Anzug wandte. „Wäre er nicht so trotzig gewesen," dachte sie, „und hätte er sich vom Gelde ihres Mannes Kleider gekauft, so hätte der Bruch vermieden werden können; aber mit geflicktem Rock konnte er nicht

in ihren schönen Zimmern sein.“ So beschwichtigte sie ihr mahnendes Gewissen, wenn die alte Liebe zu dem verstoßenen Bruder manchmal mit heftiger Gewalt in ihrer Brust erwachte. Daß ihre Töchter mit ganzem Herzen an Roderich hingen, that ihr wohl; es schien ihr eine Art Sühne und sie wehrte ihnen nicht, so oft sie wollten, den Onkel zu besuchen, obgleich ihr Mann manchmal heftig dagegen eiferte, da er meinte, die Mädchen, an deren Erziehung er so viel wende, könnten gemeine Manieren und Reden von Roderich lernen.

Johanna und Gertrude hatten die Schule verlassen und nahmen nun Theil an den Festen und Gesellschaften, die ihre Mutter gab und besuchte. Da sie Beide sehr schöne Mädchen waren, so scheute der Vater keine Summe weder für ihre Kleider, noch für Vergnügungen, die er ihretwillen veranstaltete. Sie reisten im Sommer in die Bäder und besuchten im Winter Bälle und Theater, wobei sie allgemein gefeiert und bewundert wurden.

Obgleich Herr Blanken für einen reichen Mann galt, so fiel sein ungeheurer Aufwand doch allgemein auf. Die Leute schüttelten die Köpfe und wunderten sich, daß ein Kaufmann, der, wenn auch noch so reich, doch den Launen des Glückes ausgesetzt sei und gar leicht von seiner Höhe herabgestürzt werden könne, so bedeutende Summen in seinem Haushalt verbrauchte.

Roderich beobachtete Alles das von Weitem. Er hörte stumm zu, wenn seine schönen Nichten, die immer noch wie in ihren Kinderjahren, nach wie vor, an dem alten, armen Onkel hingen und ihn dann und wann besuchten, arglos und unbefangen von ihres Vaters maßloser Verschwendung sprachen. Er schüttelte dann das Haupt und zerdrückte eine Thräne im Auge, wenn er daran dachte, daß diese heiteren, unschuldigen Geschöpfe einst den Ernst des Lebens kennen lernen würden.

Auch Helene befiel jetzt mitunter eine eigenthümliche, tiefinnere Unruhe. Sie fühlte sich manchmal in der frohesten Gesellschaft traurig und der Glanz ihrer Juwelen erschien ihr wie Thränen, die sie einst noch weinen müsse. Sie bemerkte mitunter eine seltsame Aufregung an ihrem Mann, die zuweilen in die tollste Lustigkeit ausartete, bald auch ihn heftig und zornig werden ließ. Es fielen ihr manchmal die Worte ihres Bruders ein, die er ihr gesagt, kurz nachdem sie verheirathet war. Er hatte ihr damals gerathen zu sparen und sich vor unnützen Ausgaben zu hüten. Das war ihr lächerlich erschienen, auch hatte sie die Macht nicht, ihres Mannes unsinnige Verschwendung zu zügeln.

Otto Blanken, der wie ein Wahnsinniger auf den Abgrund zugeeilt war, an dessen Rande er plötzlich erwachte, sah sich durch einige unglückliche Handelsspekulationen vollends in den Schlund des Verderbens gerissen. Vor ihm stand in ihrer ganzen Entsetzlichkeit die furchtbare Wahrheit: „Ruin!“ —

Lange schon hatte er von Weitem das Rollen des heranziehenden Schicksals gehört, aber immer noch hatte er gehofft, der Krisis zu entgehen, er, der mit Tausenden achtlos gespielt hatte, konnte nicht glauben, daß er je in die Classe herabsinken könne, auf die er stets mit unsäglicher Verachtung herabgeblickt hatte: unter die Armen! — Er hatte Frau und Kinder nicht auf das bevorstehende Unglück aufmerksam gemacht, und so traf diese der grausame Schlag ganz unerwartet mit seiner vollen Schwere. Es brach ein bedeutender Banquerott aus, der Hunderte mit ins Elend stürzte. —

Da stand der reiche, glückliche Mann, verlassen von seinen Freunden, dem Spott der Menge preisgegeben, elend, gebrochen, in dumpfer Verzweiflung! Er verlor Alles und in seiner Brust gellte das fürchterliche Wort: „Du hast es selbst verschuldet!“ —

Mit dem Gelde, welches das Mark seines Lebens gewesen, war sein Halt gewichen. Er hatte nicht die Kraft, Frau und Kinder zu trösten. Eine stumpfe Ohnmacht bemächtigte sich seiner.

Am Abend des schrecklichen Tages traten die beiden Mädchen in Roderichs Stübchen. Ihre hervorstürzenden Thränen sagten ihm Alles; er wußte, was geschehen war, ehe ihre zitternden Lippen die traurige Wahrheit verkündigten. Er wußte, daß es so kommen würde, daß es so kommen mußte. Hundertmal hatte er es schon in Gedanken durchgelebt, hundertmal hatte sein Herz schon um der Zukunft seiner Lieben willen geblutet. O, diese ersten Thränen, diese bittern Thränen auf den Wangen seiner Lieblinge, wie fielen sie glühend in seine Seele! —

Aber Roderich hatte nicht umsonst mit der Armuth seit langen Jahren zusammengewohnt; sie war seine Freundin geworden und hatte für ihn nichts Schreckliches. Mit wunderbarer Kraft richtete er die lieben Kinder auf, die wie vom Sturm gebeugte Blumen ihn umklammerten. Er sprach ihnen von den Freuden, die den Reichen fremd bleiben, von dem Glück der Zufriedenheit, das bei schlichtem Mahl und hartem Lager doch lachen und fröhlich sein kann. — Und gewiß, die stille Freude, welche die Mädchen von je her auf Onkel Roderichs Antlitz kannten, war der sprechende

Beweis, daß man bei Entbehrungen und Armuth glücklich sein kann. — So wahr, so herzlich und überzeugend sprach Roderich, daß die betrübten Kinder ihre gebeugten Köpfchen wieder erhoben und mit weniger Furcht und Grauen, ja mit einem gewissen Muthe in die Zukunft zu blicken begannen.

„Der Herr, zu dem ich täglich für euch gebetet habe," sagte Roderich, „hat eure jungen Herzen rein bewahrt von den Fehlern, welche nur zu oft der Reichthum hervorbringt. Ich habe jedes eurer Worte beobachtet und mit Freuden bemerkt, daß Dünkel und Hochmuth noch nicht den Weg in eure Seelen gefunden haben. Der Herr hat es gut mit euch im Sinn, indem er euch von dem breiten Wege des Glückes und Reichthums auf den schmalen der Entsagung und Trübsal führt. Ihr werdet euer Leben nicht mehr im Rausche des Vergnügens, sondern in nützlicher Thätigkeit verbringen, die nicht Uebersättigung und Unlust, sondern Frische des Geistes und innere Zufriedenheit hinterläßt!"

Beruhigt und getröstet verließen Johanna und Gertrude Roderichs Stübchen. Zwar ward ihr Muth manchmal wieder wankend und manche heiße Thräne floß auf ihre Wangen herab, als ihnen Alles, was ihnen bis jetzt so lieb gewesen, genommen wurde.

Ihr Schmuck und ihre schönen Kleider, all die kostbaren Möbel und Bilder, Spiegel und Geschirr, sogar Johanna's Papagei und Gertrudens Pony, der so zahm war wie ein Schooßhündchen, — Alles ward verkauft und ging in fremde Hände über. Als sie nun endlich auch das schöne Haus und den Garten, wo sie ihre glückliche Kindheit verlebt hatten, verlassen mußten und in ein kleines, im dritten Stock gelegenes Quartier zogen, welches in einer Straße der innern Stadt lag, da hielt Onkel Roderichs Ermahnung nicht mehr aus und sie fühlten sich recht sehr unglücklich. Sie weinten den ganzen Tag, um so mehr, da sie auch ihre Mutter weinen und ihres Vaters bleiches, verstörtes Gesicht sahen. Der thatlose, hinbrütende Zustand des unglücklichen Mannes durfte indessen nicht lange dauern; er mußte darauf denken, seine Frau und Kinder zu ernähren, und so entschloß er sich, eine Buchhalterstelle anzunehmen, welche ihm von einem wohlwollenden Freunde angetragen wurde.

Er besaß aber nicht Seelengröße genug, um sich über das, noch dazu selbst verschuldete Unglück zu erheben. Er gewann weder Ruhe noch Frohsinn, seine Stirn blieb finster und sein Mund lächelte nicht wieder. Mürrischen Sinns ertrug er die Abhängigkeit, in welcher er lebte. Gebeugten Hauptes wandelte er durch die Straßen, und schon der Gedanke, einem

ehemaligen Freunde zu begegnen, jagte ihm die Schamröthe in die Wangen. Eine stete fieberhafte Unruhe zehrte an seinem Lebenskern, und mit wachsender Sorge beobachtete Helene ihres Mannes Zustand. Sie konnte sich endlich nicht länger verhehlen, daß Otto krank sei und vielleicht bald diesem quälenden Seelenkampfe erliegen würde, der sich weder durch Worte noch durch Thränen Bahn brach und keiner der liebevollen Tröstungen Helenens oder seiner Töchter wich. Sie gedachte der Zukunft, wo sie ohne Versorger sein, wo der Vater ihrer Kinder vielleicht auf einem langen Krankenbett liegen und sie Alle der schrecklichsten Noth preisgegeben sein würden; so sann sie Tag und Nacht, um eine Erwerbsquelle zu finden, mittelst derer sie sich und die Ihren vor Mangel schützen könne.

Als sie am Morgen nach einer schlaflosen Nacht am Fenster stand, haftete ihr Auge auf einem großen, gegenüber befindlichen Kaufladen, wo hinter den hellen, großen Glasfenstern die prächtigen Kleider und Shawls ausgestellt waren, mit denen sie sich einst geschmückt hatte und in welchem auch außer den vielfachsten Toilettengegenständen fertige Wäsche aller Art verkauft wurde.

Sie kannte den Besitzer dieser reichen Handlung, vor welcher sie sonst oft aus ihrer schönen Equipage gestiegen war, um Einkäufe zu machen; es war ein alter, freundlicher Herr, und sie beschloß den schweren Gang zu thun und ihn um Arbeit für sich und ihre Töchter zu bitten. Ehe noch der Stolz und die Bangigkeit den gefaßten Entschluß wankend machen konnten, nahm sie Hut und Tuch und ging hinüber. Mit schüchterner Stimme frug sie einen der vielen Verkäufer nach Herrn Bernth, dem Besitzer des Geschäfts. Man wies sie in ein kleines, anstoßendes Gemach, wo sich der alte Herr beim Frühstück befand.

Mit freundlicher Zuvorkommenheit willfahrete dieser dem Wunsche der unglücklichen Frau, deren Schicksal ihm gar wohl bekannt war. Er versprach ihr, sie sowohl, wie ihre Töchter stets mit Arbeit zu versorgen, und da alle drei gleich geübt in feiner Näherei und Stickerei waren, so bot sich auf diese Weise eine sichere Hülfsquelle für die Zukunft dar. Mit erleichtertem Herzen erreichte Helene ihre Wohnung wieder, wo sie alsbald ihren Töchtern ihr neues Unternehmen mittheilte und die mitgebrachte Arbeit auspackte.

Von nun an waren die drei Frauen emsig und unermüdlich mit der Nadel beschäftigt, und oft gedachten die beiden Mädchen der Worte ihres Onkels: „Ihr werdet euer Leben nicht mehr im Rausche des

Vergnügens, sondern in nützlicher Thätigkeit hinbringen, die nicht Uebersättigung und Unlust, sondern Frische des Geistes und innere Zufriedenheit hinterläßt." Sie waren fröhlich und heiter bei ihrer mühsamen Beschäftigung und diese innere Befriedigung hatten sie sonst nicht gekannt, welche sie jetzt empfanden, wenn sie den Lohn für ihren Fleiß ernteten.

Unter andern Verhältnissen wäre es ihnen vielleicht auch drückender gewesen, für Geld zu arbeiten; aber Herr Bernth war ein so freundlicher alter Mann und behandelte die jungen Mädchen, wenn sie Arbeit brachten oder holten, mit so väterlicher Güte und so zarter Rücksicht, daß sie sich jedes Mal freuten, wenn sie zu ihm gingen.

Er war auch manchmal herübergekommen, wenn es dies oder jenes zu bestellen gab, indem er keinen seiner Leute schicken wollte, um die Frauen nicht zu beleidigen. So ward er nach und nach eine Art Freund und Beschützer der Familie.

Indessen kam ein neues, längst geahntes Unglück heran. Der Vater ward endlich so leidend und hinfällig, daß er seine Stelle nicht länger behaupten konnte. Eine zehrende Krankheit bemächtigte sich seiner, welche ihn Tag und Nacht ans Lager fesselte.

Mit treuer Liebe und Sorgfalt ward er von den Seinen gepflegt; aber Alles war nicht im Stande, die verlöschende Lebensflamme wieder anzufachen. Er fühlte sein nahes Ende; da gedachte er derer, die er im Leben gekränkt und beleidigt hatte; er sehnte sich danach, sich mit der Welt zu versöhnen, ehe er aus ihr schiede, und leise rief er eines Abends Helene an sein Lager.

„Was macht Roderich?" frug er, indem eine blasse Röthe in seine Wangen stieg. „Ich habe ihm weh, sehr weh gethan, ich habe ihn von mir gestoßen und dich von ihm entfernt, weil er arm war."

Ein tiefes Stöhnen unterbrach die Rede des Kranken.

„Glaubst du, daß er mir vergeben wird?" frug er mit ängstlich zagender Stimme, „glaubst du, daß er die Hand erfassen wird, die ich ihm von meinem Sterbebette aus biete?"

„Roderich wird kommen und dir gern vergeben," erwiderte Helene, indem sie ihren kranken Mann auf die brennende Stirn küßte.

„Dann geh, Helene, und hole deinen Bruder, denn es drängt mich, daß ich das Wort seiner Verzeihung höre," drängte Otto, und Helene zögerte nicht. Auch ihr hatte ja Roderich vergeben, er war mild und

freundlich gewesen, als sie in den Tagen des Unglücks zu ihm kam, um Trost von seinen Lippen zu hören.

„Also doch?“ sagte Roderich, als er aus Helenens Munde die Bitte seines kranken Schwagers vernommen; „also doch ist das Eis seines Herzens geschmolzen und der Strahl der göttlichen Liebe hineingedrungen!“

Gern war er bereit zu verzeihen, sein Herz kannte keinen Haß und Groll, er folgte Helenen nach ihres Mannes Krankenbette und zum ersten Mal nach beinahe 17 Jahren sahen sich die beiden Männer Auge in Auge.

Von nun an wich Roderich nicht mehr von Otto's Bett. Er vergab nicht nur von Herzen, er übte auch Barmherzigkeit an seinem ehemaligen Beleidiger. Tag und Nacht wachte er bei dem Kranken, dessen Leiden ihn einer schnellen Auflösung entgegenführten. Er durchwachte die langen Nächte und ließ sich trotz aller Bitten nicht von Helenen oder ihren Töchtern ablösen. Er tröstete, erheiterte und erquickte den Kranken durch seine Nähe, er ermuthigte die weinenden Frauen und betete an Otto's Lager, als endlich der Engel des Todes seine Seele lind und schmerzlos entführte.

Auf die dringenden Bitten Helenens und seiner Nichten verließ Roderich nun sein kleines Kämmerchen, wo er seit länger als zwanzig Jahren gewohnt hatte, und bezog ein Stübchen, welches an die Wohnung seiner Verwandten stieß.

Nach wie vor ging er nun wieder Tag für Tag zu seiner Arbeit, obgleich seine Augen von der jahrelangen Anstrengung müde und schwach wurden; Helene und ihre Töchter fingen wieder eifrig an zu nähen. Denn sie mußten arbeiten, um zu leben, und durften ihrem Gram und ihrer Trauer um den Verlorenen nicht nachhängen, und obgleich manche heimliche Thräne auf das feine Linnen fiel, an dem sie nähten, so zerstreute sie die Arbeit doch und zog sie von dem Kummer ab, der ihr Herz erfüllte.

So war fast ein Jahr seit Otto's Tod vergangen, still, in steter Arbeit und ohne Unterbrechung. Sie verdienten genug, um keine Nahrungssorgen zu kennen, ihre Bedürfnisse waren gering, denn sie lebten mit der Welt fast in gar keiner Berührung. Nur Herr Bernth kam, seit Roderich den kleinen Familienkreis theilte, öfter herüber, da er den stillen, fleißigen Mann liebgewonnen hatte und manchmal des Abends Domino mit ihm spielte, während Helene und ihre Töchter dabei saßen und heiter plauderten und immer emsig mit ihren feinen Arbeiten beschäftigt waren.

Herr Bernth war schon ein sehr alter Mann, er war nie verheirathet gewesen und sehnte sich, da seine Kräfte täglich abnahmen und er nicht

für Frau und Kinder zu sorgen hatte, endlich nach Ruhe nach seinem geräuschvollen Tagewerke.

Eines Abends, während des Spieles, theilte er seinen Freunden den Entschluß mit, sein Geschäft zu verkaufen; er wollte es zu diesem Zwecke öffentlich bekannt machen lassen, wo er gewiß bald bei den blühenden Verhältnissen, in welchen es sich befand, einen guten Käufer finden würde.

Bei diesen Worten erschraken die drei Frauen, sie sahen sich betroffen an und in der Mädchen Augen traten helle Thränen. Der Gedanke, daß ein Fremder an die Stelle des liebenswürdigen Greises treten werde, der sie vielleicht ohne Rücksicht und Theilnahme behandeln könne, that ihnen weh und zugleich fürchteten sie auch ihre einzige Verdienstquelle zu verlieren, für welche sie nicht leicht einen Ersatz finden konnten.

Keiner gab im ersten Augenblick seinen Gefühlen Worte, aber ihre traurigen Gesichter und nassen Augen sagten mehr, als Worte vermocht hätten. Roderich, der scheinbar theilnahmslos bei dem Vorgang gewesen war und sich eifrig mit den Steinen seines Domino beschäftigte, blickte plötzlich auf und in seinem Gesicht zeigte sich eine seltsame Bewegung. Ein Kampf schien in seinem Innern vorzugehen, er sah bald den alten Kaufmann, bald seine liebenswürdigen Nichten an. Endlich frug er, indem ein leises Zittern seiner Stimme nicht zu verkennen war: „Und wie hoch schlagen Sie wohl die Summe an, welche Sie für Ihr Geschäft fordern würden?“

„Zwanzigtausend Thaler,“ sagte Herr Bernth, „jedoch würde ich, wenn ich einen sichern Käufer fände, auch mit der Hälfte Anzahlung zufrieden sein. Ich brauche das Geld nicht eben nothwendig, da ich ein kleines, vor der Stadt gelegenes Landhaus zu kaufen gedenke, wozu ich nicht das ganze Capital nöthig habe.“

Roderich schwieg eine lange Weile. Einige Mal öffnete er die Lippen, aber er brachte kein Wort hervor. Ein helles Roth trat auf sein Antlitz, seine Augen schimmerten feucht. Vor ihm stand der Moment, auf welchen er sich siebenzehn lange Jahre gefreut, der sein Licht, sein Trost, sein Glück gewesen, den er ausgemalt hatte mit den glänzendsten Farben, um dessentwillen er Entbehrung, ja Hunger und Durst, den Spott der Welt und die Verkennung selbst seiner besten Freunde getragen hatte.

„Johanna, Gertrude,“ rief er, „wollt ihr mit Herrn Bernth unterhandeln? Wollt ihr Besitzerinnen des Geschäftes werden, für welches ihr so lange mühsam gearbeitet habt?“

Die Mädchen sahen erschrocken in ihres Onkels leuchtendes Auge, auch Helene und der Greis waren betroffen von der seltsamen Rede; sie fürchteten, er spräche irre, da sie allesammt genügend von seiner Armuth überzeugt waren.

„Ich spreche im Ernst, meine lieben Mädchen,“ fuhr er fort, „ihr besitzt jede ein Capital von sechstausend Thalern; es sollte eure Mitgift sein. Wenn ihr es zum Ankauf des fraglichen Geschäftes anwenden wollt, als dessen Besitzerinnen ihr eine eurer würdige Stellung in der Welt einnehmen werdet und wo ihr eure Geschicklichkeit nützlich verwerthen könnt, so soll der Kauf abgeschlossen sein und ihr werdet unserm Freunde die geforderte Summe anzahlen.“

Mit diesen Worten stand er auf und ging hinaus, während die beiden Mädchen und Helene wie erstarrt vor Schreck und Staunen waren. Als er wiederkam, hielt er zwei Büchlein in der Hand, auf einem stand „Johanna Blanken“ und auf dem andern „Gertrud Blanken.“ Es waren Sparkassenbücher, die seit 17 Jahren in seinem Koffer unter der alten Bibel gelegen. Allwöchentlich hatte er seinen Verdienst mit Abzug weniger Groschen, die er für seine geringen Bedürfnisse verwandte, auf die Sparkasse getragen, und so hatte die Summe, da auch die Zinsen immer wieder dazu geschlagen wurden, allmälig eine Höhe von 12,000 Thaler erreicht. Vom ersten Jahre an, als er die Verschwendung seines Schwagers gewahr wurde, ahnte er das Schicksal, welches seiner Schwester und deren Kindern bevorstand, und so entschloß er sich, durch Anwendung der größtmöglichsten Sparsamkeit die Zukunft der geliebten Mädchen zu sichern.

In ihrem Dank, der erstickt ward von Schluchzen und Freudenthränen, fand er seinen Lohn, den schönsten, den reichsten Lohn, den sich sein edles Herz geträumt hatte.

Schon einige Mal früher war er im Begriff gewesen, sein Geheimniß zu entdecken, um die Sorgen und Klagen Helenens um die Zukunft ihrer Kinder zu stillen. Doch erst bei den Worten des alten Kaufmanns schien ihm der rechte Zeitpunkt gekommen, in einer solchen Anwendung des mühevoll Ersparten schien ihm hinreichende Sicherheit für das Glück seiner Schwester und deren Töchter zu liegen.

Der Kauf ward abgeschlossen. Helene übernahm mit ihren liebenswürdigen Töchtern die Leitung des blühenden Geschäftes. Des Onkels Geld trug reichliche Zinsen. Glück und Segen strömte von allen Seiten herbei und ihr Wohlstand mehrte sich von Jahr zu Jahr. Herr Bernth

blieb Allen ein treuer Freund und Rathgeber, in seinem Landhäuschen verlebte die glückliche Familie manche fröhliche Stunde.

Bald waren sie im Stande, auch die andere Hälfte der Kaufsumme zu bezahlen; doch ehe das geschah, erkrankte der liebe, alte Freund und starb. In seinem Testamente hatte er ihnen, da er keine Erben hinterließ, die rückständige Summe sammt dem kleinen, freundlichen Wohnhause vermacht.

Johanna und Gertrude sind nun schon längst verheirathet und glückliche, brave Frauen geworden.

Roderich, dessen schwache Augen der mühsamen Arbeit des Grabstichels nicht mehr folgen können, lebt mit Johanna, seinem Pathchen, und ihrem Gatten in dem kleinen Landhäuschen ihres verstorbenen Freundes. Alles, was Dank und Liebe ersinnen können, verschönert seine Tage. Allsonntäglich kommt Helene mit Gertrude und deren Mann, welche dreie noch an der Spitze des Geschäftes stehen, nach dem Landhäuschen zum Besuch, und Roderich, der Gründer all dieses Glückes, genießt im Kreise dieser Lieben reichen Lohn für jahrelange Mühe und Entbehrung.

Augentrost.

Nach dem Schwedischen

von

Anton v. Etzel.

Es war Abend; die Sonne sank und vergoldete den Saum der Wolken; indem sie noch einmal aufblitzte, verbreitete sich ein rother Schein über die Gegend und über das bleiche Antlitz des alten Spielmannes. Er saß still in der einsamen Haide in tiefe Gedanken versunken; seine eine Hand hielt die Geige, die andere ruhte schmeichelnd auf dem Hunde, der an seiner Seite lag, mit den unausgesetzt auf seinen Herrn gerichteten Blicken. Einige elende Hütten waren hier und dort auf der Haide zerstreut, aber kein anderer Laut ließ sich vernehmen als die Schelle eines oder des andern Schafes, das seine armselige Nahrung unter dem Haidekraut suchte.

Ein kleines Mädchen spielte neben dem Greise. Sie dachte nicht an Sorge und Mangel; sie hatte es ja so gut und war so fröhlich. Das



Augentrost.

Katzengold, welches sie im Sande gefunden hatte, glänzte so prächtig in der Abendsonne; das Stückchen geschliffenen Glases, das von der Kirchenkrone abgefallen und ihr von dem Glöckner geschenkt war, schimmerte in allen Farben; der Katzenfuß, die schöne Art Ruhrpflanze, bildete ja allein ein ganzes Bouquet von unverwelklichen kleinen Dornröschen, die Eriken schüttelten zwischen den dunklen, spitzen Blättchen ihre gelben, weißen und röthlichen Glöckchen, und die rothrändigen Becher des Trompetenmooses waren bis zum Ueberlaufen voll von dem klarsten Thau. Das Abendbrod schmeckte so gut, sie biß mit ihren frischen, perlweißen Zähnen hinein und gab dann und wann dem Hunde einen Bissen ab. Als sie damit am Ende war, faltete sie ihre kleinen Hände und sagte, wie sie es stets zu thun pflegte:

„Dank Dir, o Gott! Der satt mich macht,
Dem Acker Dank, der Brod gebracht!
Gieb allen Kindern, die in Noth,
O lieber Gott, solch Abendbrod!“

Da sie dann noch einige Haidekräuter pflücken wollte, fand sie zwischen denselben auf einem kleinen Erdhügel ein neues zartes Blümchen, wie sie dasselbe noch nie vorher gesehen hatte. Sie hatte mehrere Arme, wie ein schöner Kronenleuchter, und mehrere kleine weiße Blumen, und jede derselben hatte inwendig eine Zeichnung von gelben geraden Linien, so dicht, daß es ihr den Anschein gab, als seien es freundlich herausblickende Aeugelein.

Hinter einer schimmernden Wolke verborgen, blickte der Schutzengel der Gegend herab. Traurig war dessen Blick, als er das verwilderte Innere der Hütten und der Menschen auf der Haide sah. Kein frommes Abendgebet stieg mit dem sich kräuselnden Rauche zum Himmel empor; keine dankbare Thräne fiel mit dem Thau zur Erde; Alles war öde und freudenleer auf der Haide. Nein, nicht Alles. Der Blick des Engels fiel auf das spielende Mädchen; er sah in ihrer Seele das klare Gold der Liebe und er flüsterte: „Mein Augentrost!“

„Mein Augentrost!“ flüsterte das Mädchen wieder der Blume zu, wie ein Echo von der himmlischen Stimme, und sie schmeichelte der schönen, feinen Blume; aber sie ahnte es noch nicht, wie sehr sie diesen Namen verdiente.

„Sieh, Großväterchen,“ rief sie, und reichte sie dem Greise hin, seiner Blindheit ganz vergessend. Er fuhr schnell auf, wie aus einem Schlummer

gescheucht, legte die Hand auf seine rothen, dick verschwollenen Augen und eine Zähre stahl sich aus diesen hervor und fiel in den Kelch der Blume.

„Ich kann sie ja nicht sehen!“ sagte er traurig und fiel wieder in seine finsteren Gedanken zurück.

Das Mädchen wurde betrübt; sie glaubte, daß er darüber traurig sei, daß er die herrliche Abendsonne und die neugefundene Blume nicht sehen könne, denn jetzt entsann sie sich seiner Blindheit. Sie wollte nicht mehr spielen.

„Ach, wenn er doch sehen könnte!“ dachte sie, und legte seufzend ihr goldlockiges Haupt auf den dunklen Hals des Hundes und schmiegte ihren weißen Arm um dessen schwarzzottigen Nacken. Still leckte dieser die kleine Hand und schluchzte auf seine Weise. Und so schliefen sie beide ein. Aber der Engel der Gegend schwebte unsichtbar über ihnen und sah mit lächelnden, klaren Blicken auf sie herab. Und das Mädchen träumte, daß sie ihre seelige Mutter in schwebendem Gange und schneeweißen Kleidern und Schleiern über die Haide herkommen sähe. Sie nahm die Blume mit der klaren Zähre darin aus der Hand des Kindes und berührte damit die Augen des Greises, ihres Vaters. Da öffneten diese sich langsam und die Gegend leuchtete, wie vor der aufgehenden Sonne, und ein Gesang erklang, — aber das Mädchen konnte nicht weiter träumen, denn ihr Kopfkissen, der treue Burdus, sprang hastig auf und eilte bellend hin über die Haide.

Das kleine Mädchen rieb sich die Augen und glaubte immer noch zu träumen, denn dort wanderte wirklich ein Frauenbild über die Haide, das dem ähnlich sah, welches sie soeben im Traume gesehen hatte. Sie hatte lichte Kleider an und ihr Gang war leicht und schwebend, der Abendwind spielte mit dem Florschleier, der an ihrem Hute befestigt war. Es war diese Gestalt, die Burdus so heftig anbellte; aber als sie stehen blieb und ihm freundlich zuzureden schien, verstummte er und kehrte wieder zu seinen Herren zurück. Das Frauenbild folgte ihm nach. Bald stand es vor der kleinen Else, die sich furchtsam verbeugte, aber ihre Blume in der Hand behielt und betroffen zu dem fremden Frauenbilde hinauf und in ihre großen, dunklen und wunderbaren Augen sah. Else fühlte es so eigenthümlich, als ob irgend eine geheime Macht und ein ganz besonderes Licht in ihnen läge. Und dennoch war ihr Blick traurig und das Antlitz war bleich und zeugte von bitterm Grame. Sie sprach mit dem alten Manne und fragte nach seinem Augenleiden, hob mit ihren feinen, spitzen Fingern

die geschwollenen Augenlider desselben in die Höhe und sah in die rothen, entzündeten Höhlen. Dann sah sie das kleine Mädchen an und sagte:

„Würdest du es denn gern wollen, daß dein Großvater sein Gesicht wiederbekäme?"

„Ach ja!" sagte Else.

„Würdest du ihm aber auch dein eigenes Gesicht geben?" fragte die Fremde, indem sie halb lächelnd und mit einem forschenden Blick das kleine Mädchen anschaute.

„Ja, sehr gern!" entgegnete Else.

„Aber dann würdest du ja Nichts mehr sehen, keine Blumen mehr pflücken können!" sagte die Fremde.

„Ja, das ist wahr. Aber ich kenne alle Wege und Stege auf der Haide!" antwortete die Kleine, „ich könnte gewiß doch noch zurechtfinden!"

Die edle Frauengestalt fuhr fort, Else prüfend anzusehen, und während sie so in ihre offenen Züge schaute, leuchteten ihre Blicke und ihr Antlitz wurde mild und freundlich. „Pflücke so viele Blumen, als du finden kannst," sagte sie, „und zwar von der Art, wie du jetzt in der Hand hast, und bringe sie morgen früh zu mir, mit ihnen will ich es so zaubern, daß dein Großvater dein Gesicht bekommen soll. Siehst du dort unten an dem Waldrande den kleinen Bach rieseln? folge dem eine Strecke in den Wald hinein und du wirst an ein weißes Haus kommen, — dort wohne ich."

Die Fremde strich mit ihrer Hand freundlich über Else's Stirn und ging fort. Else fühlte sich darauf sehr wunderbar zu Muthe, halb verstört und halb glücklich. Sie fürchtete und ersehnte doch auch wieder den morgenden Tag, an dem sie das fremde Frauenbild wiedersehen sollte, das eine so entzückende Macht über sie ausübte und ihr eigenes Gesicht ihrem Großvater zuzaubern wollte.

Der Greis nahm seine Geige und spielte und die kleine Else sang das gewöhnliche Abendlied, welches sie von ihm gelernt hatte:

„Laß unser schlichtes Lob, o Gott, dir bringen
Von deiner Erde, die so lieb uns ist,
Dereinst im Himmel wird es besser klingen,
Wenn wir dich sehen, so wie du wirklich bist."

Der Gesang verstummte; der Greis bedeckte sein weißes Haar mit dem herabhängenden, beschattenden Hute und ging heimwärts zu seiner Hütte, geleitet von Else und gefolgt von dem treuen Burdus.

Else war am nächsten Morgen mit der Sonne auf und sprang hinaus, um die neuen Blumen zu suchen, und fand eine ganze Menge derselben. Sie sammelte sie in ihrer Schürze und eilte sodann über die Haide nach dem Waldrande und zu dem Bächlein, das sie zu der lieblichen weißen Frau führen sollte. Das Bächlein murmelte froh und seine kleinen Wogen eilten vorwärts in den Wald hinein und schienen Else immer zuzurufen: „Komm mit! Komm mit!" Und die Vöglein zwitscherten und trillerten so, wie es Else nie zuvor gehört hatte. Else's Herz klopfte unruhig. „Den Vogelgesang kann ich ja immer noch hören," dachte sie, „wenn ich auch nicht mehr sehen kann. Und Großväterchen, der so trübe und düster ist, seitdem er die Augen nicht mehr brauchen kann, wie froh wird der nicht sein, wenn er erst die Sonne wieder zu sehen bekommt."

Und mit klopfendem Herzen pochte sie an die Thür des weißen Hauses, welches einsam, aber mitten zwischen schönen Laubbäumen am Ufer des Baches lag. Die Thür wurde geöffnet. Die fremde Frau stand dort, sah mit ihren wunderlichen, dunklen, klugen Augen auf Else und sagte: „Bist du jetzt hier, mein Kind? Und da hast du ja wohl auch die Blumen. Gut. Gieb sie mir her. Aber entsinnst du dich auch dessen, was ich dir gesagt habe? Bist du gewillt, dein Gesicht zu verlieren, um es deinem alten Großvater zuzuwenden?"

„Ja!" sagte Else und verneigte sich; aber sie fühlte es, daß ihre Kniee zitterten.

„Denke daran, daß du nie wieder die Sonne und die Blumen sehen wirst."

„Ja, ich habe sie ja aber doch schon gesehen und ich werde es nie vergessen, werde mich immer daran erinnern!" sagte Else, aber sie konnte sich nicht helfen, sie mußte weinen.

Das edle Frauenbild wartete still, daß sie wieder ruhig werden sollte, und sagte dann: „Willst du es immer noch, daß dein Großvater sein Gesicht wieder bekommen soll!"

„Ja!" sagte Else und trocknete ihre Augen und sah freimüthig hinauf in das Antlitz der Fremden.

Ein seltenes, aber schönes Lächeln flog darauf über dasselbe.

„Gut!" sagte sie, „es geschehe dir, wie du es haben willst. Von diesen Blumen will ich dir einen Saft bereiten, welchen du Morgens und Abends auf deines Großvaters Augen streichen sollst. Und eines Tages wird es Licht für ihn werden. Wenn du ihm aber auch für einige Zeit

dein Gesicht leihst, so wirst du es einst dennoch wiederbekommen. Selig sind die, welche reines Herzens sind, denn sie werden Gott sehen. — Indessen, während du dein Gesicht noch auf Erden hast, so sollst du lernen, es recht zu gebrauchen. Komm!“

Die fremde Frau nahm darauf das Mädchen an die Hand und führte sie in ihrem Hause umher und auch in ihren Garten. Da war es Else, als ob sie in einer Welt der Träume wandelte. Sie sah gar viele wunderbare Dinge, Steine und Kräuter und Thiere, die sie nie zuvor gesehen hatte, und in dem Garten waren manche schöne Pflanzen und Blumen, und die Fremde nannte Else die Namen derselben und lehrte sie ihre Eigenschaften kennen. Sie konnte sie nicht alle behalten, aber es blieb ihr im Gedächtniß, daß alle gut oder nützlich waren und irgend eine Plage bannen oder lindern konnten. Es war Else, als ob sich eine ganz neue Welt vor ihr eröffnete, und sie dachte, daß sie hier wohl für ewig bleiben möchte, um der schönen, ernsthaften Frau, deren Augen so seltsam strahlten und deren Worte so lieblich und doch zu gleicher Zeit so geheimnißvoll vor ihren Ohren lauteten, nahe sein zu können.

Aber schnell entsann sie sich wieder ihres alten Großvaters. „Ich muß nach Hause gehen, Großväterchen wird auf mich warten!“ sagte sie.

„Geh!“ entgegnete die weißgekleidete Frau, „aber komme je einen Tag um den andern wieder hierher, und zwar wenn sich die Sonne zum Untergange neigt, wenn dein Großvater sein Mittagsschläfchen hält, dann komm' und bleibe ein Paar Stündchen bei mir, dann will ich dir auch die verborgenen Heilkräfte der Kräuter nennen. Das kann dir eines Tages nützlich werden. Und jedes Mal, wenn du kommst, dann bringe, so viel du finden kannst, von jenen Blumen mit, die deinem Großvater dein Gesicht geben sollen.“

Das Mädchen eilte mit hochklopfendem Herzen nach Hause, aber jeden andern Tag kam sie wieder zu der wunderbaren, unbekannten Frau, die von allen Leuten in der ganzen Umgegend immer nur die kluge Frau genannt wurde. Jedes Mal hatte sie einige der Blumen mit sich, die mit ihrem Safte, von den Händen der klugen Frau zubereitet, ihr eigenes Gesichtsvermögen auf den alten Großvater übertragen sollten; er durfte aber nichts davon wissen.

„Bald wird es wohl für mich finster werden!“ dachte Else, und es that ihr sehr weh, denn täglich lernte sie bei der Frau im Walde die Wunder der Natur besser einsehen und die heilenden Kräfte erkennen, welche

Gottes Güte und Weisheit in so viele Kräuter und Gewächse gelegt hat; ja, sie fing sogar auch schon an ihr bei der Bereitung der Salben und Heilmittel aus denselben zu helfen. Und das war natürlich eine neue und große Freude.

„Aber, wie wird es werden, wenn ich nicht mehr sehen kann?“ dachte Else. Doch sie beschloß nicht weiter daran zu denken, sondern sich vielmehr des Großvaters Freude vorzustellen, wenn er wieder um sich schauen könne. Morgens und Abends erfrischte sie mit dem Safte der Blumen die Augen des schlafenden Greises. „Zur Adventszeit,“ hatte die kluge Frau gesagt, „dürfte sie bereits eine Veränderung merken.“

Schon schliefen alle Blumen unter der weißen Schneedecke des Winters, aber ihre Säfte und heilenden Kräfte wirkten noch, wie die Gedanken eines guten Menschen auch noch lange wirken, nachdem er längst gestorben ist.

„Wundersam!“ sagte eines Tages der Alte, „ich fühle nicht mehr den brennenden Schmerz in meinen Augen, und es ist gleichsam ein schwacher Schimmer in meine Nacht eingedrungen.“

Else zitterte vor Freuden und doch auch gleichzeitig vor Furcht. Sie glaubte, daß sie nun ihr Gesicht verlieren würde, da ja der Großvater schon anfinge es zu bekommen. Sie sah um sich und in die niedergehende Sonne, gleichsam um Abschied zu nehmen, und dachte, daß sie diese nun nicht mehr zu schauen bekommen würde.

Der nächste Tag war der erste Sonntag im Advent. Else erwachte früh am Morgen. Alles war finster. „Nun sieht vielleicht Großväterchen!“ dachte sie, „und ich sehe nicht mehr. Ich will ihn bitten, mir vorzulesen, wenn er erwacht.“ Sie kleidete sich still an und trat leise auf, um die alte Grete nicht aufzuwecken und schlich in Großvaters kleines Kämmerchen. Er saß im Bette aufgerichtet, mit dem Kopfe gegen das Fenster, das nach Osten hingewendet lag. Die Morgenröthe hatte mit ihrem frischen Hauche eben erst die Wolken roth gefärbt.

„O Gott!“ seufzte der Alte, „ich sehe! . . . Ich sehe! Ja, das ist die Sonne, die aufgeht! O, mein Herr und Erlöser! Ich sehe die Sonne!“

„Und ich sehe sie auch!“ rief Else außer sich vor Freuden und warf sich auf die Kniee neben dem Bett des Greises und weinte tiefgerührt heiße Dankesthränen.

„Großvater sieht und ich sehe auch!“ rief sie mit strahlenden, überraschten Blicken, als sie später am Tage zu der klugen Helferin eilte.

Diese lächelte, nahm das Mädchen in ihre Arme, schloß sie an ihren Busen und küßte sie zum ersten Male. „Ich wollte dich nur prüfen,“ sagte sie, „und ich habe dich treu und fest befunden.“ Und zum ersten Male sah Else hierbei Thränen über die Wangen der klugen Frau herabrollen.

Zu Hause saß der Greis und las laut mit gefalteten Händen: „Die Leute, welche im finstern Lande wohnten, haben ein großes Licht gesehen.“

Und als nachher Else in Freuden vor ihm hertanzte, leicht wie eine Elfe, nahm er seine Geige, spielte und sang im Jubel seines Herzens:

„Du bist der blühende Stab, den ich habe,
Meiner Augen Trost, an dem ich mich labe,
Meine Herzensfreud', meiner Armuth Lust,
Meiner Nacht der Stern, auf den ich gefußt.“

Nun wurden Alle glücklich, Else, der alte Großvater, und auch die kluge, bleiche Frau. Der Alte wurde mit jedem Tage milderer und freundlicherer Gemüthsart. Die kluge Frau schien jünger und froher zu werden, während Else glücklich und leicht vor ihnen her oder auch zwischen ihnen über die Haide tanzte und ihr Herz und Leben zwischen Beiden theilte. Die alte Grete wurde auch wieder besserer Laune, denn viele gute Bissen und manches mangelnde Hausgeräth wurden von der klugen Frau in die armselige Hütte geschafft, und Else hatte stets eine Flasche fetter, süßer Milch mitgebracht, wenn sie von dem weißen Hause im Walde heimkam.

Auch durfte Else der klugen Frau in die ärmlichen Hütten auf der Haide folgen, durfte ihr bei Anwendung der heilenden Mittel Hülfe leisten, die sie ja auch schon von ihr zubereiten gelernt hatte, und hörte sie dabei oft von dem größten und weisesten Arzt in dem Himmel zu den Armen und Kranken sprechen, von seinen Geboten und der heilenden Kraft seiner Lehre für alle wunden Herzen und Sinne. Und mit jedem Tage lernte Else mehr von ihr. So vergingen mehrere Jahre. Die Haide blühte auf wie eine Lilie. Die Einwohner der Hütten waren frischer, frommer und reiner geworden, sie hatten von der klugen Frau gelernt, ihre Gehege zu pflegen und zu erweitern, Blumen und nützliche Kräuter, Fruchtbäume und Beerensträucher zu pflanzen und aus Samen und Wurzelschößlingen, die sie ihnen gegeben hatte, zu ziehen. Sie hatten auch gelernt, sich untereinander zu lieben und Gott für Alles zu danken. Und Else war mit bei alle diesem gewesen.

Eines Tages aber kam Else bitter weinend nach dem weißen Hause im Walde.

„Großvater ist todt!“ sagte sie.

„Er ist in Frieden bei Gott!“ antwortete die kluge Frau, „und du wirst nun bei mir bleiben, und ich werde deine Mutter sein. Als ich hierher kam, war mein Herz krank. Schwere Schicksale hatten es dahin gebracht. Aber ich wußte, daß es wieder gesund werden konnte, wenn ich ein einziges recht gutes, dankbares und hingebendes Herz fände. Gott hat es mich finden lassen und ich bin dadurch gesund geworden. Gott hat mir Dich gegeben, mein liebes Kind, und Alles, was ich besitze, soll Dein sein.“

Else verstand nicht recht, was die kluge Frau meinte, war aber unaussprechlich glücklich in dem Gedanken, daß sie nun für immer ihr nahe bleiben und ihren Fußspuren in Allem folgen dürfe.

„Wenn ich weg bin,“ sagte die kluge Frau, „wirst du an meiner Stelle der Armen Trösterin werden und ihnen Heilung bringen. Es ist ein göttlicher Beruf und wohl werth, demselben zu leben. Du sollst für Viele das werden, was du bisher für Einen gewesen bist: eine Herzensfreude und ein Augentrost.“

Else lebte ihrem Berufe, glücklich und fromm, und wurde von Allen auf der Haide gleich der kleinen Blume, welche ihrem Großväterchen sein Gesicht und ihr neues Leben wiedergeschenkt hatte, geliebt und geschätzt. Die Gelehrten nannten diese Euphrasia, was übersetzt „Augentrost“ heißt, und unter welchem Namen sie auch Jedermann kennt.

Denksprüche

von

N. Albani.

Das Erdenleben ist ein Labyrinth,
Durch das sich mancher Irrgang windet.
Heil dem, der so den Ausgang findet,
Daß er das Unvergängliche gewinnt!

Immer und immer nur hört man klagen: „Ach könnt' ich, wie wollt' ich!“
Hätt' ich nur ein Mal gehört: „Wollt' ich, wie könnt' ich dann auch!“

Erzählungen einer Großmutter.

Von
Marie Nathusius.

Daß es nicht immer schön in einer Kinderstube ist, weiß wohl ein Jeder, der eine Kinderstube kennt. Zuweilen ist's, als ob ein böser Geist hineingefahren, da ist der Eine zu grob, der Andere zu zartfühlend, der Eine ist unternehmend, hat zu allerhand Dingen Lust, der Andere kann heut gar nichts begreifen, da poltert es hier und schreit es dort, und die Stimmen sind gar nicht die alten und die Gesichter sehen auch nicht schön aus. Es war ein Glück, daß die Großmutter des Kopfwehes wegen heut viel in ihrer Stube saß, so hat sie die schlimme Wirthschaft fast gar nicht mit angeschaut. Freilich, es war gestern ein wunderschöner Tag, der Himmel so blau, die Luft so lau, die Kinder waren im Garten und haben ihr Land gegraben, als ob es höchste Zeit sei, und es war doch erst Mitte Februar. Die Mutter wollte es eigentlich nicht leiden, die Großmutter aber sagte: „Laß sie, es ist eine Abwechselung; wenn es wieder darauf schneit, so wird noch einmal gegraben, es ist kein großer Schaden.“ So kam es denn auch; heut war der Himmel grau und der Wind trieb den Schnee an die Fenster und die Kinder schauten trübselig hinaus. Sie waren sehr schlechter Laune, sie hatten die Erbsen legen wollen und meinten nun, gar nichts Anderes vornehmen zu können. Die Mutter mußte besonders gelassen sein, um mit gutem Erfolg den bösen Geist zu regieren; glücklich waren die drei Großen in die Schulstube und zwar schon in die Nachmittagstunden spedirt. Jetzt war die Schule aus, die beiden Jungen, Heinrich und Karl, stürmten und polterten die Treppe hinunter. Anna begleitet dies Getöse mit eifernder Stimme, sie will die Schlingels erziehen, ist dabei aber selbst wenig liebenswürdig. Der Mutter wird angst und bange, die Kleinen machen ihr schon Noth genug. Der Hans ist heute ein Tolpatsch wie nie, überall stürzt er, überall sind für ihn anrennbare Ecken; eben war er erst vom Fenstertritt gepoltert, die Mama mußte pusten und trösten. Lieschen kommt unaufhörlich mit ihrer Arbeit, die Kreuzstiche werden heut immer zu groß, oder auch zu schräg oder zu gerade. Jetzt tritt die Schuljugend laut zankend ein. Einige ernste Worte der Mutter veranlassen wenigstens, daß sie leise sprechen; aber flüsternd ereifern sie sich weiter, Anna die eine Partei, beide Jungen die andere. „Laß doch,“ sagt

Heinrich zu Wilhelm, „Anna hat einen unwiderstehlichen Charakter.“ Beide wenden sich stolz von ihr und Anna ereifert sich noch einige Minuten vergebens über den unwiderstehlichen Charakter. Da tritt die Großmutter ein, das ist nur gut, die kann die gute Laune immer am besten wieder herstellen. „Nun, wie geht's?“ wendet sie sich freundlich zu den Kindern.

„Schlecht geht es!“ sagt Wilhelm mißmuthig, „sieh nur, wie Alles außen grau ist.“

„Desto blauer ist's bei uns in der Stube,“ entgegnete die Großmutter.

„Ach nein,“ nimmt Heinrich verdrießlich das Wort, „gar nicht blau. Wenn der Winter einmal vorüber ist, man hat genug Schlitten gefahren und Schlittschuh gelaufen, und Schnee und Eis sind fortgethaut und die Sonne scheint so schön, dann müßt' es auch Frühling werden und nicht wieder so lange stürmen und schmutzig und kalt sein.“

„Bist erstaunlich klug,“ entgegnete die Großmutter, „verstehst es wohl bald so gut als der liebe Gott.“

„Nun,“ sagte Heinrich gutmüthig, „ich sage nicht, daß es besser wäre, ich sage nur, es wäre hübscher.“

„Ja, Kind, hübscher, hübscher könnte Manches sein hier auf der Welt, es soll aber nicht, erst im Himmel soll Alles vollkommen und schön werden. Du sollst im Schweiße deines Angesichts dein Brod essen, das heißt mit vielen Mühseligkeiten kämpfen, aber frisch und fröhlich sollen wir doch dabei sein, und ihr sollt es auch sein, wenn es auch nicht immer nach euren Wünschen geht. Was habt ihr heute schon lamentirt, habt zu gar nichts Lust; es ist gar meine alte Kinderstube nicht.“

„Wir haben aber das Land gegraben und können die Erbsen nicht legen,“ sagte Heinrich.

„Ei, ihr kleinen Thoren, fragt in vier Wochen wieder an,“ entgegnete die Großmutter, „dann ist's vielleicht so weit; ich habe es euch genug gesagt, daß ihr so voreilig seid. Jetzt thun wir wieder, als ob es Winter wäre und sind ganz vernünftig. Die Jungen holen ihr Schachbrett, Anna die Papierpuppen, Hans besieht mit Lieschen sein englisches Bilderbuch, — und ich erzähle eine Geschichte,“ fiel Lieschen ein. — „Nein, nein,“ protestirten die Jungen, „wir wollen keine hören.“ — „Na, die schöne lila Geschichte!“ ruft Lieschen ärgerlich, — „ja, ja, die lila,“ fällt Wilhelm ein, „von dem lila Kälbchen und der lila Wiese und der lila Kuh und dem lila Gras; wir kennen sie schon und wollen sie nicht hören.“ — Jetzt wäre beinahe das Geschrei wieder fertig gewesen, aber die Großmutter

nahm Lieschen auf den Schooß und sagte: „Komm, Lieschen, wir zählen zusammen.“ — „Ach ja, zählen kann ich auch wunderschön,“ sagte Lieschen. Sie beginnt mit den Fingern an der einen Hand: „eins, zwei, drei, vier, fünf,“ das ging gut, nun weiter an der andern Hand, — da hapert's, die Großmutter hilft etwas und Lieschen gelangt glücklich bis zur Zehn. „Wie viel Finger hast du?“ frägt die Großmutter. — „Nu, an der Hand fünfe und an der Hand zehne,“ sagt Lieschen superklug, und Alle lachen wieder über das gute Kind, und sie muß wie immer die gute Laune wieder herstellen. Als sie endlich mit Hänschen zu Bett geht, da ist's wieder langweilig mit den großen Kindern. „Es bleibt nichts anders übrig, ich muß erzählen,“ sagte die Großmutter gütig, „weil es außen einmal nicht Sommer ist, will ich ihn euch abmalen, so treulich und wahrhaftig, daß ihr meint, ihr sitzt mitten in der Augusthitze drinnen.“ Die Kinder jubelten, des Vaters Feierzeit war auch herangekommen, er setzte sich mit der Pfeife zur Mutter auf das Sopha und die Großmutter begann.

Von unserem Berliner Stadtkind also, von dem ich euch früher einmal erzählte, daß es so gern auf's Land wollte und dann bei der Frau Bergräthin so lustige Streiche machte, sollt ihr weiter hören.

Unser Annchen befand sich nun schon einige Tage bei der Frau Bergräthin und es war weiter nichts Besonderes vorgekommen; doch fand sich für sie genug zu thun, im Haus und Hof, im Garten und in den Ställen war ihre fröhliche Stimme zu hören, und Bergraths meinten, es gäbe für ihr einsames Haus keinen erwünschteren Gast. Wie kann ein Berliner Kind nur so sein?“ fragte der Bergrath. — „Warum aber nicht?“ entgegnete seine Frau; „es wird ja nicht lauter zimpferliche Dämchen dort geben. Annchen lebt dort in einem lieben Kreise gottesfürchtiger Leute und sieht und hört wenig von den Thorheiten der Residenz.“ Aber eine unruhige Seele war das liebe Kind doch, und als sie sich genug in Haus und Hof umgesehen, mahnte sie den Vater an die versprochene Fußreise. Was man verspricht, muß man halten, und der Papa mußte mit dem Töchterlein die Wanderung antreten. Es war eines Morgens ganz früh, Schatten und Nebel lagen im Thal, da schritt Annchen laut singend den Fußpfad im Thal hinauf, ein Knabe, der die Reisetasche trug und ein Täschchen mit Mundvorrath, konnte ihr kaum folgen, und der Vater, der mit seiner Cigarre nicht gleich in Ordnung kommen konnte, blieb weit zurück. Doch hilft bei dem Bergsteigen der zu große Eifer nicht, Annchen war bald außer Athem, sie mußte sich auf einen Felsblock setzen und ihre

Begleiter kamen gemächlich nach. Nachdem sie eine Stunde gestiegen, erreichten sie den Gipfel der Höhe und schauten hinab in das Nachbarthal. Wieder eine neue Welt. Das Thal, welches sie verlassen, war enger und wilder, Schluchten von Schiefergeröll schnitten in die Seitenwände und die kleinen Wiesen und die Hammerwerke und Mühlen waren dicht an das brausende Bergwasser gedrängt. Das neue Thal war mehr gedehnt, seine leuchtend grünen Sammetmatten legten sich noch ein Stücklein an die weicher geformten Berge hinauf und wurden hier abwechselnd von üppigem Laub- und Nadelholz umkränzt. Das Flüßchen des Thales ging silberhell durch die grünen Wiesen oder ward verdeckt durch Erlen und Ahorn und leichte Birken. Gerade zu den Füßen der Wanderer erweitert sich das Thal genugsam, daß ein reizender kleiner Gebirgsort dort Raum gefunden. Freilich nicht Straßen wie die Wilhelmsstraße in Berlin, hier steht ein Häuslein am Wasser, dort eines am Hügel, noch etwas höher stehen die Nachbarn, und so hat ein jedes sich niedergelassen, so gut es konnte. Die kleine Kirche mit dem schwarzen Schindeldach liegt in einer grünen Wiesenbucht von dunkel gewölbten Buchen umgeben, und Alles dort liegt noch im Schatten, nur der goldene Knopf des Kirchthurmes wird eben von der Morgensonne begrüßt. Anna kann nicht flink genug den Berg hinunterkommen, so schön wie dort unten kann es nirgends in der Welt weiter sein.

Die Großmutter machte hier eine Pause und forderte die Mutter auf, ein Stücklein zu erzählen, und die Mutter that es gern. Also Anna konnte den Berg nicht flink genug hinunter kommen, sie ist die erste bei dem kleinen Wirthshaus und setzt sich auf die Stange eines Leiterwagens, der unter einer mächtigen Buche steht. Eben blitzt die Sonne in das Thal und funkelt auf den Wiesen und auf dem Waldesgrün und auf den silbergrauen Schindeldächern der kleinen Häuser. Dem Wirthshaus gegenüber, wo das rauschende Wasser sich bis dicht an einen grünen Tannenhang gedrängt hat, wird eine neue Brücke gebaut, das frische Bauholz liegt bei dem hellen Wasser und auf der Wiese; neben einer Borkenhütte brennt ein helles Feuer und der Rauch davon steigt silberhell vor den dunkelgrünen Tannen auf. Anna schaut recht gedankenvoll auf all die Schönheit, da hört sie Geräusch neben sich, sie wendet sich nach der alten Buche, und ein junges Mädchen steht daran gelehnt, auch gedankenvoll, aber nicht wie bei Anna leuchtet ihr Gesicht vor Freuden, nein, sie sieht sehr traurig aus. Anna sieht sich das hübsche Mädchen an. Ein feuerrothes Tuch ist dicht an das schwarze, glattgekämmte Haar gelegt, sie hat ein enges, blau

tuchenes Kamisol an und der blaugestreifte leinene Rock ist über der Hüfte mit einem Bande aufgeschürzt, neben ihr steht eine leere Kiepe mit einem weißen Laken darin. Anna begann eine Unterhaltung. „Bei euch ist's schön," sagte sie. — „O ja, recht schön," entgegnete das Mädchen und sah dabei mit ihrem sanften Gesicht auf Anna. — „Aber im Winter ist's einsam," fuhr Anna fort. — „Ja, da fällt der Schnee mannshoch und ist viel Unwetter," sagte das Mädchen. — „Da sitzt ihr dann in der warmen Stube und spinnt?" fragte Anna weiter. — „Die Mutter wohl," antwortete das Mädchen; „aber es giebt hier nicht viel Flachs." — „Was thut ihr denn?" fragte Anna wieder. — „Wenn Schneebahn ist, ziehe ich oben auf dem Gebirge Waasen mit dem Vater in das Schlakenthal nach der Hütte," war die Antwort. — „Im Unwetter auch?" fragte Anna theilnehmend. — „Ja; wir sind arm und sind unserer achte," entgegnete das Mädchen ruhig. — Indessen war Anna's Vater herangekommen; er erkundigte sich bei dem Wirth nach einem Führer. Sein Freund, der Bergrath, hatte ihm angerathen, in jedem Thal einen neuen Führer zu nehmen, weil diese Leute weiterhin selten so genau mit den Fußsteigen Bescheid wissen. „Die Liese will ja mit dem leeren Korb zurück nach Kamschlaken, die kann Ihnen die Sachen wohl tragen und paßt sich gut," sagte der gefällige Wirth und zeigte dabei auf das fremde Mädchen. Er fragte darauf nicht, wie in den Städten die Kellner mit der Serviette unter dem Arm: was ist Ihnen gefällig? nein, er fand es sehr vernünftig, daß die Reisenden die Morgenfrische benutzen wollten, um nach Kamschlaken weiter zu kommen; ja, höchst uneigennützig packte er dem Mädchen, die bereitwillig seinen Vorschlag annahm, die Sachen der Reisenden in die leere Kiepe, und die Reise ging vor sich. Der Fußsteg führte an dem Kirchhof vorbei, an einer grünen Wiese entlang und bei dem Gatter in einen jungen Buchenwald. Anna hätte so gern mit der Führerin geplaudert, aber diese war schweigsam und sichtlich traurig. Auch war sie mit ihrem festen, gleichmäßigen Schritte immer ein Stück Weges voraus, sie setzte sich dann mit der Kiepe nieder, bis die Reisenden sie erreicht hatten, und ging dann wieder voran. Anna konnte das nicht länger so ansehen, sie lief dem Vater einmal voran, setzte sich zu dem Mädchen und fragte sie nach ihrer Traurigkeit. Diese erzählte so: „Ich muß mit der leeren Kiepe wieder heim, der Müller wollte kein Mehl ohne Geld geben, und wir haben doch kein Brod. Die Mutter liegt seit sechs Wochen, die kleine Schwester war drei Wochen alt, da starb sie wieder, aber die Mutter kann nicht zum

Heuen gehen und ich auch nicht, wir können nichts verdienen. Der Vater ist oben beim Kohlenmeiler, er bringt nur alle vierzehn Tage Lohn." — „Was willst du denn jetzt machen?" fragte Anna, ganz betreten von solcher Noth. — „Ich weiß nicht, der Herr Gott wird ja helfen," entgegnete das Mädchen, und Thränen liefen über ihre Wangen. — „Er wird euch helfen," sagte Annchen bewegt. — „Ja, die Mutter wollte genug beten," sagte das Mädchen, „daß der Müller möchte Mehl borgen; er hat es nicht gethan. Aber hungern können meine kleinen Geschwister doch nicht; als ich fortging, sprangen sie so lustig mit; sie denken sicher, ich bringe Mehl." — „Warum hast du nur unten das nicht gesagt?" fragte Anna; „du konntest für den Lohn, den dir mein Vater giebt, Mehl kaufen, und ich will dir auch dies schenken." Anna gab ihr acht Groschen und erzählte dem Vater, der jetzt herangekommen war, die Noth des Mädchens. Der Vater machte dieselbe Bemerkung, das Mädchen hätte früher von der Noth reden sollen. „O," sagte das Mädchen, „wenn ich Geld hätte, wollte ich wohl schnell zurücklaufen, und ehe die Herrschaften den geraden Weg hier durch die Buchen und am Schlag vorbei bis in die Tannen kommen, da bin ich schon wieder bei Ihnen." Sie sah so freudenvoll bei diesen Worten aus, daß sie gern von Anna's Vater das Geld und die Erlaubniß zum Rückweg erhielt und nun mit eiligen Schritten den Berg hinablief. Anna und dem Vater war es sehr lieb, hier auf der einsamen Gebirgshöhe ganz allein zu sein, und sie gingen fröhlich weiter. Bald erreichten sie das Ende des Buchenwaldes und die Lichtung eines alten Holzschlages. Der Boden war hier von feinem Gras und Moos überzogen wie mit einem Teppich und Bergblumen leuchteten darin in den frischesten Farben; die feinen rothen Nelken, Stiefmütterchen, Kampanula und Thymian. Der Lichtung gegenüber führte eine grüne Trift in einen Tannenwald und vor dem Walde hin zog sich ein aufgeworfener Wall, der mit rosenrother Haide ganz überschüttet war. Vor den Tannen setzten sich die Reisenden, um ihre Führerin zu erwarten. So zurückschauend, bot sich ihnen ein volles Panorama dar, sie befanden sich sehr hoch und die ganze Hochebene des Gebirges mit den daraus aufsteigenden prächtigen Gebirgszügen war vor ihren Blicken ausgebreitet. Der Brocken, die Achtermannshöhe, der Rehberg lagen im fernen Sommerduft in majestätischer Ruhe, die näheren Höhen, mit Buchen und Tannen bewaldet, zeichneten sich in kräftigeren Farbentönen und der nahe Wald und die blumige Lichtung strahlte im frischesten Glanze einer sonnigen Gebirgsatmosphäre. Als sich Vater und

Tochter auf einen mit Moos überwachsenen Baumstamm niedergelassen, drang das Geläute einer Kuhheerde durch den Tannenwald zu ihnen her und klang ganz wunderbar in die sonst tiefe Stille hinein.

Die erzählende Mutter machte hier eine Pause und die Großmutter bestimmte, weiter erzählen zu wollen. „Lieben Kinder," sagte sie, „wenn sich des Herrn Werke so wunderbar unsern Augen aufthun, seine Macht, seine Herrlichkeit, sein Reichthum, da ist unser Herz bewegt, es beugt sich dem Herrn und möchte nicht aufhören zu loben und zu preisen. Unseren lieben Reisenden war es so zu Sinne, sie hatten die Hände gefaltet und schauten diese Herrlichkeit mit bewegtem Herzen. Anna dachte: „O, wie ist der Herr so mächtig, so erhaben, wie schön hat er Alles gemacht, das Herz möchte in Liebe und Anbetung sich hingeben; ja, Herr, ich will dich lieben, ich will dich preisen mein Leben lang, und wenn die Welt mich auch verführen möchte mit lockenden Bildern, mit Freude und Lust, ich will ihr nicht folgen, ich will dein liebes Kind sein und bei dir Freude und Seligkeit finden." Ihr Vater hatte ähnliche Gedanken, und nachdem er eine Zeit lang geschwiegen, sagte er: „Liebe Anna, präge dir dies Bild, diesen schönen Morgen recht tief in deine Seele, dies ist der Abglanz einer neuen seligen Erde, die Ahnung des ewigen Friedens, noch schöner, noch seliger wird es dort oben sein; nach oben, nach oben laß deinen Blick immer gerichtet sein." — „Das Geläute," sagte Anna, „macht mein Herz so sehnsuchtsvoll, ich möchte weithin in die blaue Ferne ziehen und immer weiter, weiter in den hellen Himmel hinein." — „Bewahre dir diese Himmelssehnsucht," fuhr der Vater fort, „laß dich nie täuschen, wenn die Welt dich je mit süßen Klängen lockt, wenn sie dir so viel Schönes und Edles und Reizendes zeigt und dir vorsprechen möchte, deine Sehnsucht würde bei ihr Befriedigung finden. Hunderte und Tausende haben sich so täuschen lassen; wenn die Trugbilder verschwunden, sehen sie sich in einer dürren Wüste und klagen über die schöne, liebliche Jugend, die für sie so schnell dahin gegangen. Die meisten Menschen hört man so klagen; das ist eben, weil sie den Sehnsuchtszug, der in der Jugend ihr Herz bewegte, nicht dem rechten Ziele zuwandten, daß sie nicht des Herrn Stimme, sondern der Welt Stimme folgen. Er ist der getreue Hirt, unser Herr und Heiland Jesus Christus; er führet uns auf grüner Aue, er ist freundlich und lieblich, er machet unser Leben reich und überschüttet uns mit Gnade und Barmherzigkeit. Mitten in den Kämpfen und Trübsalen des Lebens macht er uns freudig, und je älter wir werden, desto jugendlicher und sehnsuchts-

voller ist unser Herz, die Seligkeit und Schönheit unserer künftigen Heimath erfüllt uns mit lieblichen Träumen.“ Anna hörte aufmerksam zu. Ja gewiß, die Sehnsucht ihres jugendlichen Herzens sollte hoch, hoch hinaufgehen, weit hinaus über diese irdische Welt, dem Himmel zu und dem Herrn zu, der uns den Himmel aufgethan, der uns zu Liebe sein Leben hingegeben, auf daß wir könnten selig sein. Sie verließ jetzt den Vater, pflückte Blumen und Moos und Haide und setzte sich ganz allein am Ende des blühenden Walles nieder. Sie hätte gern ein Gedicht gemacht, sie holte die Schreibtafel und schrieb und schrieb; sie war freilich keine Poetin, aber wer hätte in seiner Jugend wohl kein Gedicht gemacht; sie bekam es auch glücklich zu Stande, und da ich eine gute Freundin von dem Kinde war, da hab' ich die Abschrift, und wenn ihr es gern mögt, will ich es euch zeigen. Die Kinder waren freilich sehr begierig und konnten kaum die Zeit erwarten, daß die Großmutter den Schatz aus ihrem Stübchen holte. Nun wurde es betrachtet mit stiller Bewunderung, es war sehr zierlich auf feinem Papier geschrieben und rundum lag ein Moos- und Haidekränzchen. Das Moos sah noch grün und die Haide noch rosa aus, als ob es erst im vergangenen Jahre gepflückt sei, und es war doch schon über eine Mandel Jahre her, daß Annchen dort auf der Blumenlichtung beides pflückte und das Gedicht dazu machte. Die Großmutter las jetzt:

Mich umgiebet Himmelsfrieden,
Mich erfüllet Himmelsfreud',
Glaubte nie, daß es hienieden
Gäbe solche Seligkeit.

Zarter Duft der blauen Ferne,
Heller Glanz auf Waldes Grün,
Lichte, bunte Blumensterne
In dem grünen Moos erblühn.

Und was klinget doch von Weitem
Durch des Waldes Frieden hin?
'S ist ein wundersames Läuten,
Will das Herz von hinnen ziehn.

Folge diesen Wunderklängen,
Gieb dein Herz nur ganz hinein,
Folg' dem Sehnen und dem Drängen,
Dring' so in den Himmel ein.

Lieber Heiland, du mein Leben,
Ich bin dein in Freud' und Leid,
Dir will ich mein Sehnen geben
Bis zur schönen Ewigkeit.

Als die Großmutter geendet, fragte sie die Kinder, wie ihnen das wohl gefallen habe. Diese lächelten und nickten mit dem Kopf und Anna schmiegte sich zärtlich an die Mutter. „Der Herr mache euch zu lieben, frommen Kindern," sagte diese halb leise, und die Großmutter fügte hinzu: „Ja, das wolle er thun, er lehre euch auch immer mehr das Loben und Danken, er ist über alle Maßen gütig gegen euch," — und nun fuhr sie in der Erzählung fort. Die Kinder aber wußten wohl, was sie mit der kurzen Zwischenrede sagen wollte, sie sollten ihre üble Laune ganz im Stillen anklagen als eine rechte Sünde gegen den treuen, gütigen Gott und gegen die Eltern, deren sehnlicher Wunsch es war, sie diesem Gotte zuzuführen und sie fromm und gottesfürchtig zu sehen.

„Als die Dichterin mit vieler Freude ihres Herzens Gefühle niedergeschrieben," fuhr die Großmutter jetzt fort, „kam Liese zurück mit dem Mehl in der Kiepe und dem Lachen auf dem Gesichte, und die Reise ging wieder vor sich. Auf der grünen Trift im Tannenwald war es frisch und kühl, man konnte gut zuschreiten; aber der Tannenwald hörte auf und die letzte kahle Kuppe des Bergzuges mußte in der vollen Mittagshitze überstiegen werden. Und doch ging auch dies besser, als man dachte, die Luft auf den Gebirgshöhen ist so leicht und rein, daß die Brust immer freier und der Fuß immer elastischer wird. Auch gab es hier nicht allein Nectarluft zu trinken, nein, auch herrliche Heidelbeeren für das Mündlein zu speisen. Die sonnige Bergkuppe prangte mit den köstlichsten Früchten, selbst der Vater verschmähte nicht, davon zu essen, und Anna legte sich lang auf den moosigen Boden, mit dem Kopf gerade unter die vollen Büsche, so daß die Beeren nur immer in den Mund hineinfielen. Das war eine Lust, denn die Beeren waren nicht wie auf den Vorbergen klein und säuerlich, sie waren fast wie kleine Kirschen und zuckersüß und aromatisch. Der Vater mußte endlich zum Aufbruch mahnen, die Sonne stand schon hoch in Mittag. Hinab bis nach Kamschlaken war es nicht mehr weit, das Oertlein liegt hoch am Anfang eines Thales, und man hatte nicht viel mehr hinabzusteigen. Der Weg führte jetzt auf einem Bergrücken hinab, der mit kleinen Tannen bepflanzt war und eine freie Aussicht nach allen Seiten ließ. Zuletzt ging es durch einen hohen Tannenwald, und als die Reisen-

den da heraus auf eine grüne Wiese traten, lag der Ort, der vielleicht aus sechs bis sieben silbergrauen Holzhäuserchen bestand, dicht vor ihnen. Wenn die weißen, dort über den Tannenbergen ruhenden Wolken Gletscher gewesen wären, so war dies ein treu und wahrhaftig Schweizerbildchen. Der kleine Ort mitten in den leuchtenden hellgrünen Bergwiesen, die wiederum nur vom Tannengrün umgeben waren, dazu die tiefe Ruhe der Gebirgshöhe, selbst das Wasserrauschen fehlte hier in der Höhe, das Bächlein war noch zu jung, es rann zwischen dem dicken Moosbette der Wiesen leise hin, und ward nur ganz in der Nähe gehört und gesehen. Als die Wanderer dem Ort noch näher kamen, sprangen vier Kinder der voraneilenden Liese entgegen, sie fragten fröhlich nach dem Mehl und erzählten, das Feuer brenne und das Wasser koche schon zur Suppe. Liese gab den Bescheid, daß sie nur den Herrschaften die Sachen zum Meier tragen und dann mit dem Mehl nach Hause kommen würde. Die Kinder eilten fort, um diese frohe Botschaft der Mutter zu bringen. Der Meier wohnte in dem größten Hause, und Liese hatte erzählt, daß er ein wohlhabender Mann sei, der alle die Wiesen von der Regierung gepachtet hätte und eine große Kuhwirthschaft hielte. Außerdem aber war der Meier auch der Gastwirth und die Fremden wurden hier gut bewirthet. Anna freute sich auf diesen wirklich romantisch gelegenen Gasthof. Liese hatte auch erzählt, daß eine Tochter dort im Hause sei, sehr jung und schmuck und immer wacker angezogen, setzte sie hinzu. „Wacker angezogen, was mag das bedeuten?" dachte Anna; „gewiß eine reizende Nationaltracht, ähnlich wie Liese, aber hübscher, sie muß sehr romantisch aussehen in diesem alterthümlichen Holzhause." So traten sie in die rund gewölbte Hausthür, aber Anna blieb verwundert stehen, anstatt einer poetischen Bäuerin, die weißen Milcheimer in der Hand, stand hier eine junge Blondine im rosa Kattunkleide vor dem Plättbrett und plättete eben ein weißes Frisuren-Nachtkamisol, daneben hing ein weißer Unterrock mit gestrickten Spitzen. Die junge Schöne führte die Fremden sogleich höflich in die Stube und ging, die Eltern zu rufen. „Das ist eine sonderbare Person hier oben auf dem einsamen Gebirge," sagte Anna ärgerlich; „sie hat ein weißes Nachtkamisol, und ich habe nur welche von Kümmel- und Salzkattun." Der Vater lachte; „es stimmt nicht immer Alles zu unseren Idealen," sagte er, „dagegen sieh dir diese Stube an, die ist hübsch." Ja, sie war ganz eigenthümlich; ein Ledersopha und ein mächtiger Lehnstuhl und große eichene Bänke und Tische. Die schmalen, aber dicht neben einander stehenden Fenster waren mit blühenden Geranien

und Nelken geschmückt und in der Stube oben herum war ein Kranz von Hirsch- und Rehgeweihen. Bald kam der Meier, ein kleiner, verwachsener Mann mit grünem Jagdrock; seine Frau folgte ihm, sie war einen Kopf größer als er, in einfacher städtischer Tracht, sehr reinlich gekleidet und in ihrem Wesen sehr angenehm. Die Reisenden baten um Mittagbrod und bereitwillig ging sie, es zuzurichten. Während dem führte der Meier in der Stube die Unterhaltung und Anna nahm lebhaft Theil daran, sie mußte erst wissen, welch eine Bewandtniß es mit dem weißen Nachtkamisol habe. Das verhielt sich nun so: die junge Blondine war in Klausthal, der Residenz des Gebirges, erzogen, ihre jüngere Schwester war jetzt dort und sie selbst ging sehr oft auf Besuch hin, weil sie hier keinen passenden Umgang hatte. Also auch in Kamschlaken städtische Bildung! Annchen beruhigte sich indessen bald über dies Mißgeschick und ließ sich das Mittagbrod vortrefflich schmecken. Biersuppe und Eierkuchen und Kronsbeeren, das bekommt der Reisende des Oberharzes täglich zu essen, wenn er nicht in den sogenannten Hotels einkehrt. Die Frau Meierin war mit der Zeit sammt der Tochter in die Stube getreten und die Mutter nahm an der Unterhaltung Theil. Sie rieth auch, Liese als Führerin weiter mitzunehmen, weil sie gar wohl bewandert auf allen Fußstegen sei und auch das gute Tagelohn wohl brauchen könne. „Sie wissen doch sicher der armen Leute ihr Unglück mit der Ziege?“ fragte sie. — „Nein,“ entgegneten die Fremden und erwähnten, was Liese ihnen vom Mehlkauf gesagt. Die Meierin aber erzählte nun so: „Es ist sechs Wochen her, da machte Liese mit ihrer Mutter Gras auf der Wiese trocken, das sie vorher aus dem Holze geholt hatten. Dort vor den Tannen hatte die Frau ihre Ziege im Graben angebunden; seltsam war es, die Ziege fraß nicht, wenn sie ihre Frau nicht sehen konnte, sie meckerte dann nur ganz kläglich, und die Frau mußte sich oft hoch aufrichten und der Ziege freundlich zusprechen. Die Frau hielt aber auch ein groß Stück auf die Ziege, denn die Ziege war wunderschön und gab alle Tage mehr als drei Maaß Milch und die arme Frau hatte mit ihren Kindern davon zu leben. Eine Schüssel Milch, mit Brod eingebrockt oder mit Mehl abgerührt, war immer ein nahrhaftes Essen. Als nun der Tag so hingegangen war, kamen die kleinen Kinder, die schon oft hin und her gelaufen, sie waren jetzt ungeduldig und warteten auf das Abendbrod. Die Mutter weist sie an, die Ziege loszubinden, sie wollten dann zusammen heimgehen. Da meckert die Ziege wieder sehr kläglich, die Frau ruft: „nun, Hänschen, komme ich, nun geht's heim.“ Indessen sind die Kinder zur Ziege gekom-

men und erheben ein lautes Jammergeschrei, Liese und die Mutter laufen rasch hin, da liegt die Ziege mit gebrochenen Augen und streckt die Zunge weit aus dem Halse heraus. Die Mutter löst schnell den Strick, in welchem sie sich mit den Beinen verwickelt hat, und will sie aufrichten. Das geht aber nicht, die Ziege endet vor ihren Augen. Das Unglück war bald erklärt, die Ziege hatte sich im Strick verwickelt, war in den Graben gefallen, und dabei war das Zwerchfell geplatzt. Der Vater, der denselben Abend von dem Kohlenmeiler kam, hat die Ziege aufgeschnitten und Alle haben weinend das Unglück betrachtet. Für solch eine arme Familie — fuhr die Meierin fort — ist der Verlust einer guten Ziege der Verlust eines großen Capitals, sie können's meistens nur in den ersten Jahren, wo die Kinderlast klein ist, erschwingen, und doch ist es gerade, wenn so viele Kinder da sind, eine schöne Hülfe, denn Futter wächst hier genug umsonst und die Milch ist theuer." — Die armen Leute!" sagte Anna, „was fangen sie nur ohne Ziege an?" — „Sie müssen Wasser trinken," nahm die Meierin wieder das Wort, „denn sie werden sich kaum eine Ziege wieder anschaffen können; ich habe zwar bei meinen Bekannten gesammelt, aber ich habe doch erst einen Thaler und vier Groschen zusammen, und ein gutes Thier kostet vier Thaler. Die arme Frau ist vor Schrecken krank geworden, in der nächsten Nacht kam ein kleines Töchterchen an, das starb nach drei Wochen, aber die Frau liegt noch, und weil wir die Familie doch mit manchen Sachen unterstützen müssen, kann mein Mann nicht viel baar Geld schenken, denn das haben wir auch nicht über. Die Frau erzählte so hübsch und aufrichtig, daß Anna's Herz in großer Bewegung war. Sie hätte den Leuten gern eine Ziege geschenkt, aber ihr Kassenvorrath verstieg sich nicht viel über die acht Groschen, die sie Liesen am Morgen gegeben und dem Vater, wußte sie, war das Reisegeld auch nicht übermäßig zugetheilt. Sie sann und sann, fand aber keine Hülfe. Ja, eine wohl, wenn es der Vater zufrieden wäre. Sie fragte noch, ob denn Ziegen in der Nähe zu haben wären, und der Meier entgegnete, daß eine halbe Stunde hinab im Thal eine zum Verkaufe stehe, die sehr schöne Milch gebe und vier Thaler kosten solle. Die Leute verließen jetzt das Zimmer, sie meinten, der Herr wolle Mittagruhe halten, und so war es auch; aber Anna mußte vorher erst ihr Herz erleichtern. Sie fragte, ob der Vater gar nicht wisse, wie man den armen Leuten zu der Ziege verhelfen könne. „Ja, liebe Anna," sagte der Vater nachdenklich, „ich weiß kein anderes Mittel, als daß wir den Leuten unser Reisegeld geben und

wieder umkehren." Anna lachte laut auf vor innerer Erregung, das hatte sie eben gemeint. „Ja, Vater, das ist herrlich," rief sie, „wir haben auch wirklich schon zu viel des Schönen gesehen, ich möchte gar nichts mehr sehen, ich würde mich übersättigt fühlen, und wie schön ist es bei Bergraths, und einen andern Rückweg können wir nehmen, der ist auch noch schön, ja, es ist Alles, Alles schön. Anna überlegte mit dem Vater, was zu thun sei, und beide beschlossen, zu den armen Leuten zu gehen und sich selbst von ihrer Noth zu überzeugen. Sie thaten dies unter dem Vorwande, Liesen zum Tragen der Sachen zu bestellen. Sie fanden diese im Hausflur des kleinen Häuschens am Waschfaß, die Thüre nach der Stube stand offen und die kranke Mutter saß heute zum ersten Male im Lehnstuhle. Beim Anblick der fremden Gäste flog ein leichtes Roth über ihre bleichen Wangen, sie sprach sich dankbar über die gütige Hülfe beim Mehlkauf aus, sie sagte, daß sie sich heute wohler fühle und hoffe, Liese könne die Heuernte beim Meier mitmachen. Anna's Vater hatte sich noch einige Zeit mit ihr unterhalten, als sie mit etwas verlegener und stockender Stimme begann: „Sie müssen es nicht übel und ungut nehmen, ich hätte wohl eine Anfrage, ich kann's nicht lassen, ich muß immer denken, der liebe Gott hat Sie zu unserer Rettung hierher geschickt." „Jetzt kommt die Geschichte mit der Ziege," dachten Anna und der Vater, „sie wird um Geld bitten." — „Ich wollte schon Liese zu Ihnen schicken, nun kommen Sie gar her," fuhr die Frau fort, „Liese, gieb doch die Stiege Leinwand her." Liese reichte der Mutter aus einer Schublade ein Stück weiß gebleichtes, schönes, derbes Leinen. „Wenn doch der Herr könnte von dem Leinen Gebrauch machen, wir haben hier keine Gelegenheit, es zu verkaufen, und durchziehende Handelsleute geben weit unter dem Preis; ich möchte gern dafür haben, was es werth ist." — „Wenn Ihr das verkauft, habt Ihr aber im Winter keine Hemden für die Kinder," sagte Anna. — „Ei, wir behelfen uns wohl ein Jahr," entgegnete die Frau, „wir hätten weit lieber eine Ziege, weil wir dann zu leben hätten, Fett und Nahrhaftes fehlt uns ganz, und mit der Milch, das ist eine schöne Sache." Der Vater machte nun nicht viel Worte mehr, er schenkte der Frau die vier Thaler zur Ziege und bestellte Liese zum Meier, damit sie ihnen die Sachen eine Stunde das Thal hinab bis zum Nachtquartier tragen solle; auf dem Rückwege sollte sie die Ziege gleich mit heimbringen. Die Frau war ganz erschrocken über das unerwartete Geschenk, sie hatte erst kein Wort des Dankes; „ach, du lieber Herr Gott!" sagte sie nur. Liese stand auch sprachlos, und die kleinen

Kinder sahen mit offenem Munde auf die Fremden, wie auf Wunderthäter. Beim Abschied ward die Frau aber gesprächig, sie dankte und fragte nach dem Namen und Wohnort der Wohlthäter, und als sie ihren jetzigen, gar nicht fernen Aufenthalt hörte, bat sie am zweitfolgenden Tage eine Tracht Himbeeren schicken zu dürfen, welche ihre Kinder am nächsten Tage suchen sollten. Die Fremden mußten das annehmen, und Anna versprach davon Saft zu kochen und ihn mit nach der Stadt zu nehmen, und wenn sie im Winter davon speise, wollte sie immer an Kamschlaken denken. — Beim Scheine der goldenen Abendsonne schritten der Vater und Anna durch das stille Thal und erreichten bei Zeiten das Nachtquartier. Am andern Tage bei herrlichem Wetter besuchten sie noch einige schöne Punkte und kamen auf manchen Umwegen bei Bergraths wieder an. Alle waren verwundert über diese frühe Rückkehr, aber der Vater und Anna blieben dabei, daß sie des Schönen genug gesehen und das Fernere sich aufgehoben hätten zum nächsten Jahre. Man war mit der Antwort zufrieden, auch als Liese am dritten Tage mit den Himbeeren kam, erfuhr man den wahren Grund der früheren Rückkehr nicht, denn Liese durfte davon nicht sprechen. Aber Liesens Besuch hatte etwas Anderes zur Folge; die Frau Bergräthin fand großes Gefallen an ihr und schlug ihr vor, auf Michaeli bei ihr in den Dienst zu treten. Wirklich konnte sie es auch annehmen, denn die Mutter wurde ganz gesund, und da der älteste Bruder vierzehn Jahr geworden, konnte der Liesens Stelle auf der Schneebahn einnehmen und dem Vater beim Waasenziehen helfen. Annchen ging mit ihren Eltern nach Berlin zurück, mit dem Versprechen, im nächsten Jahre wiederzukommen. Und so geschah es alle Jahre, und den vierten Sommer ging sie mit auf Liesens Hochzeit, die einen ganz wohlhabenden Hüttenarbeiter heirathete, und nun hieß die Liese Frau — — „Lutteren!“ riefen die Kinder, „o, die kennen wir wohl.“ — „Und wieder nach vier Jahren,“ fuhr die Großmutter fort, „da war Liese auf Annchens Hochzeit, da freite diese Bergraths Wilhelm. Annchen mußte freilich erst in ein kleines Häuschen ziehen, aber es war doch daneben viel Platz, Wiesen und Wald und Berge, und da konnte sie sich austummeln. Nun ist die Geschichte aus, — schloß die Großmama — und die Kindlein gehen zu Bett.“ — „Ach, schon!“ sagten diese. — „Ja,“ bestimmte die Mutter freundlich, und die Kindlein hatten keinen Einwand mehr. — „Ei,“ sagte die gesprächige Großmutter, „das ist wohl eine schöne Zeit, wenn man sich zu Bett legen kann; wie gern habe ich das immer gethan, besonders als ich jung war. Es mag dir nun mal gehen,

wie es will, dachte ich da, du wirst doch immer des Abends ein Ruheplätzchen für deine müden Glieder finden. Da duckte ich mich in meine Federn und war sehr zufrieden, und weil ich meinte, mit dem Schlaf, das hätte noch gute Weile, hielt ich noch eine große Gedankenversammlung, denn in einem Kindskopf sieht es bunt und wunderlich aus. Wenn ich aber merkte, daß die Gedanken ganz unwirrsch wurden und anfingen zu zappeln und zu happeln und ich nach ihnen schnappen mußte, wie die Schwalbe nach den Fliegen, dann fuhr ich erschrocken auf und dachte: nun ist's Zeit zum Abendsegen, und ich nahm mich zusammen, daß ich mit rechtem Bewußtsein beten konnte. Lieben Kinder, ich habe damals nicht gedacht, daß es mir einst so gut gehen würde, mein Leben in der Jugend war karg, und einförmig gingen die Tage hin. Wenn wir einmal durch Halberstadt kommen, will ich euch das kleine Häuschen zeigen, darinnen meine Eltern wohnten, es liegt am Johannisthor und ist so klein, man hätte nicht glauben sollen, daß so viele Sorgen Raum darin hatten. Meine Eltern empfanden es mehr als wir Kinder, denn sie waren es besser gewohnt und hatten wohlhabende Verwandte. Aber so geht's in der Welt, was ist wohl aus unseren reichen Verwandten geworden und was aus uns? Meine Cousine, die sie immer nur Amtmanns Ludowika nannten, lebte in Saus und Braus. Als sie ihren achtzehnten Geburtstag feierte, hatte sie ein rosa seidenes Schleppkleid an, es hatte geregnet, wir gingen im Garten und der Schlepp ging auf dem nassen Boden. Ich konnte es nicht mit ansehen, mich jammerte das herrliche Kleid, ich wollte ihr den Schlepp tragen. „Ei, laß doch," sagte sie schnippisch, „wenn das Kleid hin ist, kann ich mir ein anderes kaufen." Nun, wie ist es der ergangen? seltsam und wunderlich. Aber Basta für heute und nichts mehr von der Ludowika," schloß die Großmutter. „Jetzt geht zu Bett, und ich rathe euch, betet den Abendsegen gleich beim Hinlegen, ehe die Gedanken so flüchtig werden, und dann denket, wie gut ihr es in der Welt habt, und denket, daß der Herr immer euer lieber Vater sei, und wenn er euch einst ein klein Häuslein und viel Sorgen schickt, er doch euer Herz reich mache an Gnade und Freudigkeit. Amen."

Das sterbende Röslein.

Von

Pauline Schanz.

Es machten sich unter der Erde
Die Blumen zum Schlafe bereit,
Es war ganz still und traulich
In der dunkeln Einsamkeit.

Da neigten sie zusammen
Die Köpfchen unter dem Gras
Und sprachen von langer Weile
Und flüsterten dies und das.

Sie sprachen auch vom Winter,
Wie sein Bart so lang und weiß,
Wie er Bäum' und Sträucher schmücke
Mit Glöcklein von schillerndem Eis.

Schneeglöckchen mußte erzählen,
Das hatte ihn manchmal erblickt,
Wenn es sein weiches Köpfchen
Hielt unterm Schnee gebückt.

Dann ward es still und stiller,
Die Blumen nickten ein,
Und nur ein rothes Röschen,
Das wachte noch ganz allein.

Es dachte an den Winter,
An seinen Bart so weiß,
An die kleinen silbernen Flöckchen,
An die Glöckchen von buntem Eis.

Und als die andern schliefen,
Da deckt es sein Bettchen auf,
Und schlich sich auf den Zehen
Leis auf die Erde herauf.

Da wehten die kalten Flocken,
Da blies der Wind aus Ost,
Das Röslein stand erschrocken
Und bebte vor Angst und Frost.

Es sah den Winter stehen
Mit dem Bart von Schnee und Reif,
Schnell wollte es wieder entfliehen,
Die Füßchen waren ihm steif.

Das Röslein mußte sterben,
Seine Wangen wurden ihm weiß,
An seinen Augen blitzte
Eine Thräne starr wie Eis.

Die Verwandten des Christbaumes.

Skizzen aus der Familie der Nadelhölzer.

Von

Hermann Wagner.

Und wenn ein Kind in seinem Leben noch für keinen Baum, für keine Pflanze jemals begeistert gewesen wäre, — für den Christbaum hat es gewiß einmal geschwärmt, sich nach ihm gesehnt und von ihm geträumt,



Die Verwandten des Christbaumes.

und sei es auch nur einige Stunden vorher gewesen, wenn bereits der Harzgeruch aus dem verschlossenen Zimmer drang, in welchem die Weihnachtsbescheerung vorbereitet ward, — und die auf der Flur verlorenen grünen Nadeln seine Wanderung bekundeten! Wenn sich endlich die Thür zur festlichen Freude öffnet und die Fichte in strahlendem Lichterglanz alle die Herrlichkeiten unter ihr und die frohen Gesichter ringsum beleuchtet, versetzt sie dann nicht selbst den Erwachsenen zurück in die Tage der eigenen frühen Kindheit, in welchen ein Stümpfchen Licht schon hinreichend war, ihn vor Freude jauchzend zu machen? Ragt sie nicht in die schneebedeckte Landschaft hinein wie ein treuer Wächter, ein letzter Kämpfer des Sommers, der über den Gräbern der gefallenen Lieblichen des Waldes die ernste Todtenwacht hält? Ist sie nicht das Symbol für den Beginn der neuen Herrschaft des Lichtes, für das nie verlöschende Leben, für höhere geistige Genüsse? Vielleicht dürfte es mancher unserer Leserinnen nicht unangenehm sein, wenn wir in Nachstehendem einige Skizzen aus dem Leben der nächsten Anverwandten des Christbaumes mittheilten, denn wer uns lieb ist, dessen Brüder und Schwestern interessiren uns auch.

1.

Eine Sommerlandschaft des nördlichsten Norwegens breitet sich vor uns aus. Unsere Uhr zeigt uns die zwölfte Stunde der Nacht, die Sonne steht tief im Norden; ihre schräg fallenden Strahlen streifen über eine hügelige Gegend; die Schatten der Felsenblöcke ragen riesengroß über die Thalflächen. Nebelstreifen bezeichnen den Lauf von Bächen, welche von höher gelegenen Schneefeldern kommend, nach dem breiteren Flusse eilen. Dürftige Hütten verkünden uns eine menschliche Niederlassung. Einige Kühe auf dem Wiesenfleck in ihrer Nähe bekunden den Normannen, mehrere Rennthiere am Saume des Gehölzes machen uns auf ein Lager von Lappen aufmerksam. Feuer sind auf der freien Weide angezündet; dicke Rauchmassen entwickeln sich aus ihnen und legen sich als breite Nebelstreifen über den Abhang des Hügels hinunter. Das Zuchtvieh sucht die Rauchstreifen auf und legt sich in den dichtesten Qualm, zum Schutz vor den unleidlichsten Plagegeistern des Nordens, den zahllosen Mücken. Am Flußufer, umblüht von weißen Ranunkeln und rosafarbenen Primeln, sitzt ein englischer Gentleman mit seiner Lady, beide in riesengroße Schleier gehüllt. Sie kamen mit dem Dampfer in Altengard an und angeln Lachse, dicht von Mückenschwärmen umsummt. Kein Weizen- oder Roggenfeld zeigt sich

ringsum dem Auge, kein Obstbaum bietet seine Früchte. Nur wenig genießbare Beeren reifen an niederen, stachligen Ranken. Die Laubhölzer unserer deutschen Wälder, Eichen und Buchen, fehlen. So wie sie bei uns, sobald die rauhen Stürme das Nahen des Winters verkünden, und die weißen Flocken ihre Tänze beginnen, erschrocken ihre grünen Laubblätter fallen lassen und ihre jungen Zweige hinter dichtem Panzer aus Knospenschuppen verbergen, so scheuen sie auch jene Länder der Erde, in denen der Winterfürst seine bleibende Residenz hat, in denen er nur auf wenige Wochen die leichentuchfarbene Decke der Landschaft lüftet. Nur die Kiefer, dieser nahe Verwandte des Christbaumes, begleitet treu den genügsamen Menschen. Sie steht ihm bei im Kampfe gegen die feindlichen Elemente und hilft ihm seine Existenz fristen.

Die Kiefer bildet die geschützten Thäler entlang dichte, dunkelfarbige Wäldchen, dicht von langen, weißen Flechtenbärten behangen. Von ihnen zupft das genügsame Rennthier seine Nahrung während der unendlichen Winternacht. Hier brütet das Birkhuhn, hier führt die Schneehenne ihre zahlreichen Jungen spazieren, um Moosbeeren und Kiefernsamen zu suchen; hier hat der weiße Hase sein geschütztes Lager. Liefern sie dem Bewohner Fleischspeise für seine genügsame Tafel, so giebt die Kiefer selbst Brod und Getränk dazu. Die norwegische Hausfrau setzt ein Mehlpulver, aus der innersten Rindenschicht dieses Baumes bereitet, dem schwarzen, groben Haferbrod zu. Sie braut aus der Kiefer eine Art Bier (Spruce Beer), welches zwar nicht den Wohlgeschmack unserer Gersten- und Waizenbiere besitzt, dagegen die höchst werthvolle Eigenschaft hat, den Seefahrer der Polarzone vor der furchtbarsten Krankheit jener Gegend, dem Skorbut, zu bewahren. Rüsten die Männer die Barken, sobald der Strom und das Meer eisfrei werden, um den ergiebigen Fischfang im Klippengewirre der Lofoden zu treiben, so versorgen die Frauen und Mütter sie mit Vorräthen von Kiefernbier, hoffend, daß durch dasselbe bewahrt, ihre Lieben am Ende des langen Sommertages wohlerhalten nach der traulichen Hütte heimkehren werden.

Häufiger noch als in Norwegen wird dieses arzneiliche Bier im nördlichen Amerika dargestellt. Man benutzt dort die Sprossen der daselbst wachsenden canadischen Fichte dazu. Der bekannte Reisende Cook bereitete es ebenfalls auf der südlichen Erdhälfte aus den Zweigen des dort gedeihenden Dacridium cupressinum und heilte damit seine, von langer Fahrt und unzureichender Kost am Skorbut siechende Mannschaft.

2.

Mag man die frische Schönheit des jugendlichen Buchenwaldes, den duftenden, hellen Birkenhain mit seinen schneeweißen, jungfräulichen Stämmen als Sitze der Heiterkeit hochpreisen, — der Nadelwald hat auch seine freundlichen Seiten. Auch die Familie der Fichte, so sehr man sie als Schwarzwälder als Sitze des düstern Grausens, Wohnungen für Wölfe und Bären, Räuber und andere Unholde anzusehen gewöhnt sein mag, auch ihre Angehörigen haben ihre hellen Stunden, ihre heitern Augenblicke, in welchen sie Tempel der Fröhlichkeit werden.

Nichts übertrifft den Lärchenwald im Frühjahr! — Die Lärche ist einer der wenigen Bäume dieser immergrünen Familie, welche am Ende des Sommers ihre nadelförmigen Blätter verlieren. Während des Winters steht auch der Lärchenwald kahl, ohne Schmuck. Die schnurgeraden Stämme breiten die Hauptäste fast wagerecht nach allen Seiten aus. Von ihnen herab hängt ein zartes Gewirr schlanker, dünner Zweige lang hernieder, so daß eine entfernte Aehnlichkeit mit der Form der beliebten Trauerweide nicht zu verkennen ist. An ihnen schaukeln im Winde noch die braunen, vorjährigen Zapfen, etwa von doppelter Größe einer Flintenkugel. Beginnt nun im Frühjahr die Maiensonne zu locken, gaukeln die Citronenfalter und Auroraweißlinge zwischen den Stämmen hindurch, so beginnen die zahlreichen Knospen an den Seiten der Zweige zu schwellen und sich allmälig zu öffnen. Der Wald, bis dahin noch hellbräunlich, mit einer schwachen Färbung in's Gelblich-Graue, bekommt einen mattgrünen Schein, als sei ein Schleier aus hellgrüner, seidener Gaze über ihn ausgebreitet. Nur wenig Tage noch, — und die jungen Nadeln brechen hervor; im frischesten, heitersten Gelbgrün wogt der Berg, der weite Forst. Die Seitentriebe rings um die vorjährigen Aeste bleiben verkürzt. Sie stellen ein knopfförmiges Holzwärzchen dar. Die Blätter bilden an ihnen einen Büschel zollanger, weicher Nadeln. Eine Lärchenallee gleicht dann einer festlich geschmückten Gallerie, von deren Decke und Seiten grünseidene Schnüre mit Sammetperlen und feingewebte isabellfarbene Gardinen mit Troddeln herabhängen. Beim leisesten Luftzug schwankt und bewegt sich das zauberhafte Ganze, als hielten unsichtbare Elfen hier ihre magischen Tänze. Um dem lieblichen Bilde aber die Krone der Schönheit aufzusetzen, entwickeln sich zu gleicher Zeit die zweifach verschiedenen Blüthen: gelbe Kätzchen mit Staubblüthen besetzen viele Zweige an den untern Seiten in dichten Reihen und prächtig purpurrothe Knöpfe von jungen Zapfen ragen

senkrecht gestellt auf ihren oberen Hälften. Sie schimmern im auffallenden Sonnenstrahl gleich Buntfeuer einer festlichen Illumination. Flötende Amseln und Drosseln sorgen für geeignete musikalische Begleitung.

In größter Schönheit und Ueppigkeit sind die Lärchenwälder, welche man in neueren Zeiten auch in Deutschland vielfach pflanzt und pflegt, im mittleren Theile Sibiriens. Im leichten Schlitten fährt der Reisende beim Frühlingserwachen auf halbthauendem Schnee durch ihre dichten, hochstämmigen Forste. Der Fuhrmann hält an und steigt ab, um die leidenschaftlich geliebte Tabakspfeife zu stopfen. Holzspänchen, welche er von der Deichsel des Schlittens losschneidet, müssen ihm den tscherkessischen Tabak verstärken helfen. In behaglicher Ruhe genießt er den berauschenden Dampf. Der Reisende hat Zeit, das muntre Leben des Lärchenurwaldes zu beobachten. Fährten eines Rudels wilder Rennthiere zeigen sich im Schnee über die Straße; auch Fußspuren eines hundeähnlichen Thieres sind zu bemerken; wahrscheinlich lustwandelte hier zu Nacht Herr Isegrim, der Wolf. In den Baumkronen regt es und lebt es. Kreuzschnäbel und Meisen jagen sich in Schwärmen, zahlreiche Eichhörnchen klettern mit Vogelschnelle von Baum zu Baum, verstecken sich oder kommen neugierig auf freiere Aeste, spitzen die Ohren und machen Männchen. Besonders häufig haust hier eine schwarzbepelzte Art, deren dichtwollige Schwänze den Jakutinnen Material zu ihren warmen Halskrausen liefern. Zwischen dem helleren Grün der Lärchen schauen dunklere Kronen der Zirbelfichte hervor. Etwas später im Jahre wird's hier von heiteren Menschen lebendig. Knaben klettern an den harzreichen Stämmen empor, Männer schlagen mit langen Stöcken die reifen Fruchtzapfen herab. Dieselben sind 3 bis 4 Zoll lang und halten 2 Zoll im Querdurchmesser. Ihre holzigen Schuppen bergen ölige, wohlschmeckende Kerne, die Zirbelnüsse, eine Lieblingsleckerei der Jakuten. — Der Schlitten fährt weiter: Jakutzk ist erreicht. Noch haben die Häuser die Vorkehrungen gegen den strengen Winter. Am Giebel des Daches ragen Stangen mit Stücken Rindfleisch empor, das hier durch Frost und Sonnenschein zu einer angenehmen, gesunden Speise ausdörrt. Das Zimmer des Hauses ist mit Lärchenholz gut geheizt, die Möbel sind aus dem wohlriechenden, von keinem Wurm heimgesuchten Holze der Zirbel gefertigt. Die mit Bretterladen gut geschützten Fensteröffnungen enthalten eine durchsichtige Glimmertafel von ½ Fuß im Geviert. Es ist ein festlicher Tag für die Familie, an dem sie einen seltenen Fremden bewirthet; Bekannte und Nachbarn sind zum heitern Genuß eingeladen, auch junge

Damen sind in der Gesellschaft. Während aber die redselige Hausfrau den Gast zur siebenten Tasse Thee freundlichst nöthigt: „Strengen Sie sich an!“ und zur achten: „Ueberwinden Sie Ihren Widerwillen!“ u. s. w., sitzen die jungen Damen in ihrem Festschmuck auf der Bank längs den Wänden des Zimmers und unterhalten sich mit — „Gesprächen!“ d. h. sie essen Zirbelnüsse. Es ist ihnen nämlich der Sitte gemäß nicht erlaubt, in der Gesellschaft Bejahrterer mitzusprechen; um ihren Mund aber mit Etwas zu beschäftigen, giebt man ihnen Zirbelnüsse. Es gehört eine besondere Geschicklichkeit dazu, die Schalen der kleinen Kernchen mit den Zähnen zu lösen, und ohne Uebung möchte man sie eher für Eichhörnchen als für Menschen geeignet halten. Von diesem Gebrauche erhielten hier die Fichtensamen jene sonderbare Benennung.

Derselbe Baum wächst unter dem Namen Arve in mehreren Theilen der Alpen. Dort scheut er die Nähe der Gletscher nicht, klammert seine gewaltigen Wurzeln um den Felsenblock, trotzt so dem Lawinensturz als sogenannte Wettertanne und hält die Wucht des Schneefalls von des Senners Hütte ab, der ihn obenein im Sommer noch seiner Samenkerne beraubt.

Die ölreichen, fast wie Haselnüsse schmeckenden Samen der italienischen Pinie bieten Höckerinnen auf den Märkten Italiens feil. Die Fruchtzapfen, in denen sie wachsen, erreichen eine Länge von über ½ Fuß und werden ihrer schön eiförmig abgerundeten Gestalt wegen gern als Zierrath angewendet. An den Enden des Thyrsusstabes, den Bacchus als Scepter in den Händen trägt, wurde von den Künstlern der Alten der Pinienzapfen angebracht, als Symbol ewiger Jugend und Kraft im Verein mit der Lust spendenden Weinrebe. Die Pinie selbst wölbt, ähnlich unserer einheimischen Kiefer, auf schlankem, unten astlosem Stamme ein breites Kronendach, das reichen Schatten spendet. Die ihr nahe verwandte Meerstrandsfichte bildete ehedem an den von purpurner Fluth umspülten klassischen Küsten Italiens und Griechenlands die heiligen Haine, in denen das heitere Volk der Hellenen dem Poseidon fröhliche Feste feierte. Aus ihnen brach man die immergrünen Fichtenkränze, mit welchen man die Sieger bei den olympischen Spielen krönte. — Und haben wir nicht schon am Anfange unserer Skizzen darauf aufmerksam gemacht, wie die immergrüne Fichte der Mittelpunkt ist, um den sich im Familienleben des gemüthreichen Deutschen die durch Religion geheiligte Freude ihren Gipfel- und Glanzpunkt erreicht?

3.

Es war im Frühlinge des Jahres 1815, als ein Zug Krieger mit klingendem Spiele durch die Straßen einer dänischen Stadt marschirte. Die Fenster waren mit neugierigen Gesichtern erfüllt. Manch feuchtes Taschentuch winkte den Abschiedsgruß, manch liebevoller Blick folgte den Scheidenden. Sie zogen ja zum blutigen Kampfe nach Frankreichs Gefilden. Die Aufmerksamkeit der Kämpfer für's Vaterland wurde aber getheilt durch eine Naturerscheinung, die ihren Augen fremd war. Kurz zuvor hatte, von Winden getragen, eine Gewitterwolke einen fruchtbaren, warmen Regenguß über Stadt und Land ausgegossen, Wasserpfützen hatten sich längs des Weges gesammelt und auf denselben schwamm zu Aller Befremden, in dichtem Ueberzuge, ein hellgelbes Pulver. Es war ein Schwefelregen gewesen. Mancher graubärtige Korporal schüttelte ernsthaft den Kopf: „Was hat dies Zeichen zu bedeuten? Es giebt schlimme, böse Zeiten! Bedeutet dies Unglück für uns oder für die Feinde?“ Fast ging es Manchem so bange durch den Sinn wie den Kriegern Alexanders, des Macedoniers, als sie bei der Belagerung von Tyrus das Innere ihrer Brote blutroth von einem mikroskopischen Pflänzchen gefärbt fanden. Der kommandirende Offizier der deutschen Truppen ließ aber von dem gelben Schwefelpulver eine Probe entnehmen und schickte dieselbe, säuberlich verpackt, an einen ihm bekannten Professor. Dieser brachte selbige unter das Vergrößerungsglas und erkannte sofort das Schwefelpulver für Blüthenstaub von Kiefern. Der Blüthenstaub dieser Baumgattung hat nämlich das Ausgezeichnete, daß bei ihm jedes Körnchen aus einem etwas größern, rundlichen, vollständig ausgebildeten Zellenbläschen und 2 seitlich angehängten verkümmerten besteht (siehe Fig. 9). Der Wind hatte den Kiefernblüthenstaub, der durch die vorhergegangenen trockenwarmen Tage aus den Staubbeuteln getreten und zum Ausfallen bereit war, in den Nadelwaldungen rings um die Stadt emporgewirbelt und der herabfallende Regen ihn mit zur Erde gerissen. Da nun aus jedem winzig kleinen Stäubchen, wenn es in die Samenknospen der Fruchtblüthen gelangt, ein Keim werden kann und aus jedem Keime ein Kiefernbaum erwächst, wenn das Samenkorn in feuchte warme Erde kommt, so war es ein Kiefernwald in kleinster jüngster Form, der das Erstaunen des Heereszugs erregte.

Unweit Oaxaca in Mexico liegt, mehr als 5000 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben, das Oertchen Santa Maria del Tule. Ein riesenhafter Nadelholzbaum steht dicht dabei am Ufer eines Bächleins. Bis zur

Höhe eines Kirchthurms von 120 Fuß streckt sich sein kolossaler Stamm. Der Durchmesser desselben beträgt 38 pariser Fuß, 20 Männer würden dazu gehören, ihn zu umklaftern. Es ist ein Sabinobaum (Taxodium distichum). Seine Zweige breiten sich weithin zu einem Schatten verleihenden Schutzdach aus. Am interessantesten an ihm sind aber die vielen platten und knollenförmigen Erhebungen an der weit hinkriechenden Wurzel. Hier lagerte vor 336 Jahren der kühne Eroberer Cortez. An seinen Fuß lehnte er das Panner, welches den Völkern Amerikas die Uebergewalt der Europäer verkündigte. Rings im Schatten des Baumes ruhte das ganze Heer des Spaniers, um sich in der erfrischenden Kühle zu stärken zu neuem Kampfe. Von diesem Baume aus zog das Häuflein Unerschrockener und legte dem europäischen Stolze einen Erdtheil zu Füßen. Noch grünt der Baum in ungetrübter Kraft und Frische und mag leicht, wenn man nach der Dicke der Holzschicht, welche ein Baum dieser Art jährlich anzusetzen pflegt, auf sein Alter schließen darf, nahe an 5000 Mal den Lauf des Jahres an sich haben vorüber ziehen lassen.

Noch leben Nachkömmlinge des unterdrückten Urvolkes. Noch ziehen ihre Jägerhorden, mit Spieß und Pfeil bewehrt, aus ihrem Lager, um den Hirsch zu fällen und mit dem Griselbär zu kämpfen. Der weiße Mann hat sie zwar von Fluß zu Fluß, von Berg zu Beeg zurückgedrängt, die Nadelwälder nehmen sich aber noch ihrer Reste an, bergen die rothen Leute und hegen Wild zu ihrer Speise. Gewaltige Cedernsümpfe bedecken meilenweite Flächen Nord-Amerika's. Besonders sind sie gebildet durch den canadischen Lebensbaum (Thuja occidentale). Ihren Boden bedecken Unmassen von Torfmoos; Millionen Stechmücken summen an den zahlreichen Wassergräben und um die schlammig weichen Ufer der dunkeln Waldseen. Zahlreiche graue Eichhörnchen nisten in ihren breiten Wipfeln. An etwas weniger nassen Stellen wechselt mit der Thuja der Hemlot, die canadische Fichte (Pinus canadensis); auf den Hügeln grünen die Weihmuthskiefer und mehrere andere amerikanische Fichtenarten. Willst Du aber die Nadelhölzer in ihrer größten Pracht als Riesen der ganzen Pflanzenwelt schauen, so siehe hin nach dem Nordwesten dieses Erdtheils, vorbei an der Mormonenstadt nach den Rocky Mountains und den Abhängen der Sierra Nevada in Kalifornien. Die meisten der dort stehenden Nadelhölzer gehören den Gattungen Taxodium, Sequoia, Wellingtonia und Pinus (Pinus Douglasii, trigona) an. Dort stehen Bäume, welche an Höhe die gewöhnlichen Kirchthürme um das Doppelte übertreffen, die bis zum Wipfel 200,

300, ja 320 Fuß haben, genau gemessen, deren Durchmesser 20 Fuß, deren Umfang 40, 50 bis 60 Fuß hält. Dabei streben die Stämme schnurgerade empor und entsenden mitunter erst in einer Höhe von 180 Fuß die untersten Zweige, die in regelmäßigen Quirlen sich folgend, wagerecht abstrebend eine Pyramide von 120 Fuß Höhe bilden. An den Abhängen der Sierra Nevada zählte man an einer Stelle auf einem Raume von etwa einer englischen Meile 80 bis 90 Stück solcher Kolosse. Sie standen daselbst entweder einzeln oder zu 2, 3 und 4 beisammen. Ein gefällter Stamm maß 300 Fuß in der Länge und hatte im Durchmesser, die Rinde mitgerechnet, 29 Fuß 2 Zoll bei einer Entfernung von 5 Fuß über dem Boden; 18 Fuß vom Boden maß er noch 14 Fuß 6 Zoll Durchmesser, 100 Fuß vom Boden: 14 Fuß, und bei 200 Fuß Entfernung von der Erde noch 5 Fuß 5 Zoll. Seine Rinde war hell zimmetbraun, 12 bis 15 Zoll dick. Noch war der Stamm vollkommen gesund und nach den Jahresringen 3000 Jahre alt. Man schaffte 21 Fuß der Rinde vom unteren Stammestheile nach San Franzisko und stellte sie aus. Sie bildete ein mit Teppichen belegtes, sehr großes Zimmer, das ein Pianoforte nebst Sitzen für 40 Personen enthielt. 140 Kinder fanden einmal gleichzeitig Raum darin.

Jene Riesenwälder, aus Nadelhölzern gebildet, sind der Schauplatz, auf welchem die Geschichte der Urvölker Amerika's spielt. Sie sind es, welche das Wild derselben hegen, sie blieben als Riesen aus grauer Vorzeit unangetastet stehen, weil jene Völker selbst nur auf der Stufe der Jägervölker verweilten. Sowie die weißen Ackerbauer einwandern, fallen sie, wie der Bernsteinbaum der Vorzeit (Piscites succinifer) durch die Erdgewalten unterging. Ihre Stelle nehmen dann wogende Getreidefluren ein.

Unter einem jener Nadelholzriesen sehen wir eine Versammlung Indianer. Die mit Adlerfedern geschmückte Friedenspfeife macht die Runde, einer ihrer Häuptlinge hat das Wort genommen. „Seht ihr nicht," spricht er, „daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß das Fleisch 30 Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? daß jedes der wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu haschen? daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen! daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will,

bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, zu säen.

So verknüpft sich die Geschichte der Pflanzen mit derjenigen der Menschen.

4.

Wohl bietet die Familie der Nadelhölzer noch Vieles, das dem sinnigen Menschen interessant ist, doch brechen wir diesmal hiermit ab, um nicht zu ermüden, wenn wir zu lange bei ein und derselben Form des Gewächsreiches verweilen. Schließlich nur noch wenige erläuternde Worte in Bezug auf die beigegebene Abbildung. Das Bäumchen in der Mitte des Bildchens ist eine uns ja Allen bekannte Fichte (Pinus Abies), unter ihr No. 9. ein sehr vergrößertes Blüthenstäubchen der Kiefer (Pinus sylvestris) in ätherischem Oel aufgequellt. Der Kranz, aus 8 verschiedenen Zweigen zusammengestellt, führt uns die höchst verschiedenen Blattgestalten vor, welche einestheils als Nadeln die Familie eigenthümlich charakterisiren, anderntheils ihre Vermittelung zu den ausgebreiteten Laubblättern der andern Bäume anbahnen. No. 1. ist ein fruchttragender Zweig der Dammara (Agathis dammara) aus dem südlichen heißen Asien. No. 2. ein desgleichen von Araucaria excelsa, die auf der Norfolks-Insel majestätische Wälder bildet; No. 3. ein Laubzweig der Cuninghamii, ebenfalls in den Tropenländern einheimisch; darüber No. 4. ein Zweig unserer Kiefer (Pinus sylvestris) mit einem reifen, bereits aufgesprungenen Zapfen und Staubblüthen an der Spitze; No. 5. ein Zweig vom gemeinen Taxus (Taxus baccata) mit Staubblüthen; No. 6. ein Zweig vom Lärchenbaume (Larix europaea), fruchttragend; No. 7. Phyllocladus rhomboidalis, ein dem Taxus verwandtes Nadelholzgewächs der Tropen und endlich No. 8. ein fruchttragender Zweig der ebenfalls nahe verwandten Salisburia adiantifolia, gleichfalls in den Tropen einheimisch.

Das Felsenhäuschen.

Von
Thekla v. Gumpert.

Das Gewitter war vorüber, der Regen hatte die Erde befeuchtet und die Luft, welche den ganzen Tag drückend schwer und heiß gewesen war, drang erfrischend durch die geöffneten Fenster in meine Stube. Ich nahm Hut und Handschuhe; wer hätte in solchen Augenblicken nicht Lust empfunden, in's Freie zu gehen? Ueberall, wo nur ein Baum oder ein grüner Rasenplatz oder ein Stück Feld zu sehen ist, muß man nach einem erquickenden Regen mit Wonne umherschauen, um wie viel mehr aber, wenn man von Allem, was in der Natur großartig und lieblich genannt wird, umgeben ist. Ich trat vor meine Hausthür und sah ein Rundgemälde von mächtigen, dunkelbelaubten Bergen, schroffen Felswänden und Schneegipfeln. Ein smaragdgrün schimmernder, schäumender Bach rauschte über ein steiniges Bett, und Wiesen und Felder und Bäume umgaben abwechselnd seine Ufer. Ich begegnete vielen Menschen, welche der herrliche Abend ebenfalls in's Freie gelockt hatte, und Kinder mit dem duftenden Cyklamen und der Alpenrose kamen mir entgegen, von den Bergen herabeilend, um ihren Blumenvorrath bei den Fremden, welche ihr Thal bewohnten, gegen einige Kreuzer zu verhandeln. Ich verließ die große Straße, wo die vielen bunten Gestalten, das heitere Gespräch mich an die Versammlungen im Gesellschaftszimmer mahnten. In der Natur bin ich gern allein, oder mit wenigen Freunden vereint. Ich ging meinen verborgenen Lieblingsweg, der geradezu auf eine Felsenwand führte und mit keinem andern Wege in Verbindung stand. Ich hatte etwa eine halbe Stunde zu gehen, da war der Weg abgeschnitten; ich stand am Ziele, am Felsenhäuschen, das ich oft besuchte. Das kleine Gebäude war in die Felswand eingefügt, eine Höhlung in derselben war benutzt und nur ein Stück Seitenmauer und der vordere Theil mit den Fenstern waren angebaut; das Häuschen klebte wie ein Schwalbennest an der hohen Felsenwand, die jedoch nicht schroff emporstieg, sondern abwechselnd kahl und steil und wieder grün belaubt und mit einem Moosteppich überzogen sanft emporstieg. In der vorderen Seite des Hauses war die Stube und die kleine Küche der Familie, welche dort wohnte; im Felsen lag der Kuhstall und die Milchkammer, beide nur erhellt durch Glasthüren, welche aus der Stube und Küche hineinführten.



Das Felsenhäuschen.

Die Familie gehörte zu den Glücklichen, die mit ihrem Stande und Lebensverhältniß vollkommen zufrieden sind, ja, sie nannten es ein Geschenk des Schicksals, daß sie arm geboren und zur Arbeit und Genügsamkeit bestimmt waren. Bedauernswerth ist nur derjenige zum Arbeiterstande Gehörende, welcher unfähig ist, sein Brod zu erwerben, oder welcher sich von falschen Begriffen niederbeugen läßt und die Arbeit für eine Last, den Müßiggang für ein Gut ansieht, nach dem jeder Mensch zu streben habe. Wüßten diese Thoren, wie langweilig, wie lästig das Leben demjenigen reichen Menschen ist, der von seinem Gelde keine anderen Genüsse hat als die, um welche ihn der Arme oft beneidet, sie würden sich entsetzt abwenden und gern ihre Geistes- und Körperkräfte zu Vollbringung ihrer Arbeit anstrengen. Aber ein eigenes Haus, ein eigener Heerd ist doch nicht zu verachten. — Gewiß nicht. — Am besten aber lebt sich's in dem Hause, an dem Heerde, den man selbst erworben hat. Was ich hier sage, spreche ich den Leuten im Felsenhäuschen nach. Der Mann sagte mir mehrmals: „Ich habe einen Vetter, er erbte Haus und Hof, ließ sich's wohl sein mit Weib und Kind. Ein Jahr ging's lustig her, es wurde gebraten und gebacken, Wein gab's alle Tage! Dann kehrte sich das Blatt um, „Schmalhans wurde Küchenmeister" und zuletzt wußte die Familie nicht, wovon sie satt werden solle. Wenn Einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, dann achtet man sie nicht. Der Kreuzer, den man mit dem eigenen Schweißtropfen verdient hat, bleibt gern im Säckel, man weiß dann besser, was sparen heißt. Wie ist's mir gegangen? Mein Vater war ein Bäcker, ich hatte sein Handwerk gelernt und ging auf die Wanderschaft. Die Nanny gefiel mir, sie mochte mich auch leiden, da machten wir's kurz miteinander und verlobten uns. Aber ihr Vater stellte die Bedingung, daß ich hier bleiben mußte, der Bäckergesell sollte das Nachsehen haben. Was war zu thun? ich konnte die Sache nicht ändern, ich blieb und übernahm des alten Schwiegervaters Haus. Mein eigener Vater war es wohl zufrieden, denn er hatte bei seinem Bruder sein Geld verloren und konnte mir nichts geben. Da war ich nun mit der Nanny im eigenen Hause, der Alte war gestorben und ich saß hier mit der Frau. War es denn unser Eigenthum, das Haus? — Nein, nicht ein Stein gehörte uns! Schulden hatten wir, nichts als Schulden; alle Freunde schüttelten den Kopf, die Nanny weinte. „Sei kein Kind, Nanny," sagte ich, „wir bleiben im Haus, ich verspreche dir's, der Gläubiger schickt uns nicht fort, ich werde die Sache beim rechten Ende anfassen, und da wird sich Alles zurecht rücken." Nun ging ich zu den

Gläubigern und reichte meine Hand hin und sagte: „Hier habt Ihr meine Rechte, ein Handschlag, der ein Versprechen bedeutet. Habt Geduld mit mir, ich will arbeiten und schaffen. Ihr mögt mich überwachen, Ihr sollt Fleiß finden und Sparsamkeit; wenn ich's so treibe, dann will ich doch sehen, ob der Herr Gott nicht helfen wird." Die Leute warteten geduldig, und ich und die Nanny, wir schlossen jeden Morgen das Haus zu und gingen auf Arbeit und am Abend kamen wir heim und aßen trocken Brod oder Salzkartoffeln. So ging's ein Jahr. Wir bezahlten unsern Zins und ein Stück Geld vom Kapital. Das zweite Jahr machten wir's wieder so, aber wir durften uns manchmal etwas zu Gute thun, denn der Zins, den wir zu zahlen hatten, war geringer. Jahr für Jahr wurde es besser, und wenn wir's so fort treiben, d. h. wenn der liebe Herr Gott uns gesund läßt, dann werden wir die Schulden wohl los werden, denn allzuviel fremdes Geld steht auf dem kleinen Häuschen gerade nicht mehr. Unsere Kinder sollen von Vater und Mutter den Fleiß lernen und die Sparsamkeit dazu, der Vetter, der sein geerbtes Haus verloren hat, soll ihr Schrecken werden."

Des braven Mannes Nanny war ein kräftiges hübsches Weib, ihre Kinder rothbäckige, dicke, prächtige Mädchen, recht so, wie man sie sich in der gesunden Alpenluft denken kann. Das Felsenhaus mit seinen Bewohnern ist der reinen, herrlichen Natur rund herum vollständig werth. Das Innere des Häuschens ist gleich einem Käftchen, rein, ich möchte sagen zierlich in Ordnung gehalten. In der Stube stehen zwei große Betten und zwischen diesen das kleine, in welchem Betty und Nanny zusammenschlafen. Ueber diesem hängt an der Wand ein kleines eisernes Kruzifix und unter demselben in Glas und Rahmen die Worte: „Herr, segne unsere Kinder!" Als der Vater mir diesen Segenswunsch zeigte, sagte er: „Alle Eltern tragen wohl solch Gebet im Herzen; doch die Kinder wissen's nicht, man muß es ihnen aber vor's Auge führen, was Vater und Mutter beten!" In der kleinen Stube sind Stühle und Tische mit rother Oelfarbe gestrichen und die Fenster sind mit Gardinen geschmückt, ein frischer Strauß Alpenblumen erfüllt jederzeit das Stübchen mit Wohlgeruch. Die Milchkammer stößt daran und hier stehen die kleinen Fässer auf einer weißen Bank aufgereiht und das Buttertönnchen daneben. In der Küche giebt es wenig Geräth, denn es wird wenig gekocht; hier stehen der Wäschekasten und Kleiderschrank. Die Küche hat ihren besonderen Ausgang in's Freie, denn die Kuh muß ihren Weg in den Stall durch die Küche nehmen. In der Felsenmauer

dicht neben dem Hause ist eine zweite Höhlung, diese wird als Hühnerstall benutzt und ist durch eine Thür verschlossen. Am Tage sind aber alle Thiere auf dem Berge, suchen ihre Nahrung selbst, so lange der Berg grün ist; wenn der Winter kommt, wird erst Futter im Stalle gereicht.

Als ich an dem bewußten Abend am Felsenhause ankam, trat auch der Mann ein, er war mit starken Schritten hinter mir hergekommen; die Frau war zu Hause und hatte Wäsche besorgt, die groben, aber guten Hemdchen der Kinder lagen auf dem Rasen zur Bleiche aus. Als ich eingetreten war, eilte Nanny in die Milchkammer, um Butter zu rühren, sie ließ sich's nicht nehmen, mir jedesmal, wenn ich kam, frische Butter vorzusetzen. Geschäftig schöpfte sie die Sahne von der Milch ab, hier Obers genannt, und schüttete sie in das kleine, zierliche Tönnchen, taktmäßig stieß sie das durchlöcherte Brettchen darin auf und nieder. In einer Viertelstunde etwa war das Stückchen Butter fertig, wurde im klarsten Wasser, das aus dem Felsen hervorquoll, gespült und in eine Form gedrückt. Auf einen Teller ausgeschüttet, stand es gleich darauf auf dem gedeckten Tisch vor der Thür, vortreffliches Schwarzbrod lag daneben. Inzwischen war die Kuh von dem Berge herabgekommen; als habe sie der Abendglocke Ruf zu folgen, so pünktlich fand sich die Else immer ein; sie stand geduldig vor der Thür, bis Nanny kam, sie zu melken. Das Gefäß ward gefüllt, Else wurde gestreichelt, bekam einen leichten Schlag auf den Hals, „geh Alte!“ sagte Nanny, und das Thier trabte fort, wieder auf den Berg hinauf zum Abendschmaus. Um zehn, als ob Else eine Taschenuhr bei sich trüge, um die Zeit zu messen, kommt sie regelmäßig heim und wird in den Stall eingelassen.

Ich hatte den Kindern Pfefferkuchen mitgebracht; ganz verschämt mit den Händchen nur hinter der Mutter Schürze vorlangend, hinter welcher sie sich verborgen hielten, nahmen sie das Geschenk an; aber kaum hatten sie es erfaßt, als sie jauchzend davon sprangen und sich auf die Thürschwelle setzten und Krümchen auf Krümchen losbrechend, sich einen recht langen Genuß vorbereiteten. Ich begann die kernige Butter auf das Schwarzbrod zu streichen und die Milch, welche mir Nanny geboten hatte, zu kosten, als ich durch ein lautes Jammergeschrei der kleinen Mädchen unterbrochen wurde. Sie saßen auf ihrer Thürschwelle, in lebhaftem Kampf begriffen gegen sechs bis acht Hühner, welche mit ihren spitzen Schnäbeln unbarmherzig auf den Pfefferkuchen loshackten und die Stücke, welche sie abrissen, eilig verschluckten. Es waren Nanny's Hühner, welche

auf dem Berge Speise gesucht hatten; Pfefferkuchen, mochten sie gedacht haben, ist einmal etwas Neues, alle Tage Regenwürmer ist langweilig; da waren sie denn eilig herabgeflogen und hatten den Krieg begonnen. Es kostete Mühe, die Belagerten zu befreien, und nicht ohne bedeutende Opfer von ihrer Seite. Die armen Kinder schluchzten noch lange; rührend war ein Beweis von Liebe, den sie gleich darauf gaben. Ich saß wieder bei meinem Butterbrod, da winkte mir Nanny, ich solle einen Blick auf die Kleinen werfen. Sie waren eben im Begriff, zwei Stückchen Pfefferkuchen in ein Papier zu hüllen.

„Was wollt Ihr damit machen?“ fragte ich.

„Das soll die Else haben, wenn sie kommt,“ antworteten die Kinder. Else hieß die Kuh der Familie.

„Ist das ihr eigener Einfall?“ fragte ich Nanny leise.

„Ja freilich,“ erwiderte diese, „sie theilen gern mit, und wenn die Hühner nicht unverschämt über sie hergefallen wären, hätten sie auch ihr Theil bekommen.“

„Man muß die Kinder bei Zeiten daran gewöhnen, nicht nur immer an sich selbst zu denken,“ sagte der Vater.

„Gewiß, das muß man,“ sprach die Mutter weiter, „es ist gar widerlich, wenn man einen Menschen sieht, der da meint, der liebe Gott gäbe Sonnenschein und Regen nur für ihn allein. Wenn mir so einer vor die Augen kommt, dann denke ich gleich: daran hat deine Mutter Schuld, sie hat dich nicht gewöhnt mitzutheilen.“

„Ja, das muß wahr sein,“ sagte der Vater, „die Eltern haben viel Macht und viel zu verantworten, hätte ich nicht einen so braven Vater gehabt, ich wäre heute wohl nicht so weit, als ich bin. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“ Bei uns zu Lande verstecken wir die Religion nicht in's Herz, wenn Einer fromm ist, da zeigt er es auch gern. Die Fremden, welche zu uns kommen, wundern sich manchmal und sagen, den Bilderdienst möchten sie nicht und es wäre Form und käme nichts dabei in die Seele. Es mag für Manchen Form sein, denn es hat es ja nicht Jeder erkannt, daß Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will; aber was geht mich der Andere an? „ein Jeder kehre vor seiner Thüre,“ ich rechte und richte nicht. Mir ist unser Gottesdienst lieb und eine werthe Erinnerung, daß mein Vater unsere Landessitte mitmachte und sich nicht scheute zu bekennen, daß es ohne Gottes Segen nichts sei. An den Häusern über Thüren und Fenstern malt man bei uns Christusbilder

oder ein Gottesauge oder eine Mutter Maria mit dem Kinde. Mein Vaterhaus trug an der Hausthür ein Bild, es war auf einen großen Bogen gemalt und stellte einen Bäckerofen dar, die Gesellen waren bei der Arbeit. Darüber standen die Worte: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" und darunter stand:

„Vater unser, segne dieses Haus;
Ohne Dich geht Niemand ein und aus!"

Als ich auf die Wanderschaft ging und die Mutter meine Sachen gepackt hatte und ich, die Stiefel über der Schulter, das Ränzel auf dem Rücken, zum Abschied dastand und die Mutter mir am Halse hing und schluchzte, und mir, dem starken Burschen, die Kindesthränen über die Backen rannen, da trat der Vater an die Hausthür, zog die vier Nägel heraus, die das Bild festhielten, reichte es mir und sagte: „Da, nimm's mit! ohne Gott im Herzen komme mir nicht wieder!" — — — Vater und Mutter sind seitdem gestorben, das Bild aber habe ich noch, es ist ihr einziger Nachlaß gewesen. Gott hat's gewollt, daß sie arm starben und ich arm die Arbeit um's tägliche Brod beginnen sollte! — aber, wie sich's auch bei uns mit der Zeit gestalten wird, gewiß ist, ich strebe mit meiner Nanny danach, unseren Kindern auch das Beste zu hinterlassen. Will's Gott, so mögen sie arm, wie wir, den mühseligen Weg durch's Leben gehen, aber nicht ohne den Segen, der das Herz reich macht."

Die Sonne war längst untergegangen, als ich das Felsenhäuschen verließ. Der Hausvater begleitete mich bis an meine Wohnung; ich drückte ihm mit innigster Hochachtung die Hand.

Anna.

Eine wahre Geschichte,

erzählt von

Dethleffsen.

Es war am 3. April 1845 nach 8 Uhr Abends, als die Bewohner des holsteinischen Dorfes St., reichlich eine halbe Meile nördlich von Hamburg und Altona entfernt, durch den Angstruf: „Feuer! J. W's Haus brennt!" erschreckt wurden. Wer jemals selbst diesen Ruf gehört und unmittelbar darauf die Ursache desselben in seiner Nähe oder gar in der Nähe seiner

Wohnung gesehen hat, der bedarf keiner weiteren Schilderung des Eindrucks und der Seelenstimmungen, die dadurch mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahles unwiderstehlich hervorgerufen werden. Nehme der Leser aber für den vorliegenden einzelnen Fall noch hinzu, daß St. ein ziemlich eng gebautes, stark bewohntes Dorf ist, daß die Mehrzahl der Häuser desselben, wie die der meisten holsteinischen Dörfer, Strohdächer hat, die, vom Feuer ergriffen, nach wenigen Minuten ihre Strohbekleidung brennend zur Erde senden, wodurch eine feurige Mauer um das Haus gebildet und so jede spätere Rettung von Menschen, wie von Mobilien u. s. w. fast zur Unmöglichkeit wird, daß die Lösch=Apparate sich auf einige Feuereimer und Feuerhaken erstrecken und Feuerspritzen aus benachbarten Orten im glücklichsten Falle erst nach etwa einer halben Stunde eintreffen können, daß viele Dorfbewohner, namentlich aus der Zahl derjenigen Arbeitsleute, die Morgens früh aufstehen müssen, um zur rechten Zeit an ihrem Arbeitsorte in Hamburg, Altona und deren nächsten Umgegend sein zu können, sich schon zur Ruhe begeben hatten; — nehme er alles dieses zusammen und noch manchen kleinen, hier zu übergehenden Umstand hinzu: so kann Jeder sich ungefähr vorstellen, daß die Bewohner St.'s, das zwanzig Jahre früher fast ganz abgebrannt war, beim Feuerruf von Schreck und Angst erfüllt wurden, welche Gefühle durch die flüchtige Vorstellung, daß nur ein gelinder Wind wehe und die Dächer der Häuser u. s. w. feucht seien, wenig gemildert werden konnten. — Doch kehren wir nach dieser Betrachtung zu unserer Geschichte selbst zurück.

Der Erzähler derselben, welcher selbst in St. wohnte und noch wohnt, eilte mit seinen beiden Löscheimern nach dem Brande und sah denn mit den wenigen daselbst bereits Angekommenen zu seinem Schrecken, daß zwar nicht das Bauerhaus des obengenannten W., sondern dessen sogenanntes Abschiedshaus in hellen Flammen stand und bereits vom Strohdache entblößt war. Dieses Haus war von vier Familien bewohnt, nämlich von einer alten 68jährigen Wittwe, der Mutter W.'s, nebst ihrer Magd, einer Milcherfamilie*) und zwei Tagelöhnerfamilien, an Erwachsenen und Kindern zusammen 23 Seelen stark, und von diesen wurden vier — vermißt, nämlich die alte Abschiederin, welche eine gelähmte, sehr corpulente und deshalb schwerfällige Frau war, und ferner die Frau des einen Arbeitsmannes, Namens L., mit einem eigenen Kinde von etwa 5 Jahren

---

*) Milcher nennt man hier solche Leute, welche Milch zur Stadt bringen.

und einem fremden, welches noch Säugling war. Der arme Mann hatte gleich in der ersten Angst drei eigene Kinder aus ihren Betten gerissen und war mit ihnen hinausgeeilt, von seiner Frau das Versprechen mitnehmend, daß sie ihm unverzüglich mit den andern beiden Kindern nachkommen wolle. Doch sie war nicht nachgekommen, denn, wie man später schließen mußte, war wenige Secunden nach seiner Befreiung das Dach des Hauses auf die oben beschriebene Weise niedergeschossen und hatte ihr den Ausgang versperrt. Händeringend ging oder vielmehr lief nun der unglückliche Mann hin und her, nachdem die drei geretteten Kinder in ein Nachbarhaus gebracht worden waren, und suchte seine Frau und die Kinder, und dieses nicht allein im Dorfe, sondern in seiner Verzweiflung in der dunkeln Nacht sogar auch auf dem Fußsteige nach dem drei Viertelstunden entfernten Kirchdorfe N., woher sie gebürtig war, weil seine namenlose Angst ihm die schwache Hoffnung eingegeben hatte, daß sie dorthin zu ihren Verwandten geflüchtet sein könne. Doch er sollte sie mit seinen leiblichen Augen, die dazu noch seit längerer Zeit sehr leidend waren, nicht einmal in menschlicher Gestalt, viel weniger lebendig wiedersehen; denn nachdem das Feuer durch die hinzugekommenen Feuerspritzen glücklich gelöscht worden war und man am folgenden Morgen mit Tagesanbruch anfing, den Schutt ein wenig aufzuräumen, fand man unter der Asche des Daches und anderer verbrannter Gegenstände vor der Hausthür ihren verbrannten und verstümmelten Leichnam und nahe dabei, in Theilen von Bettzeug und in Bettfedern die vom Feuer eben so zugerichteten Körper der beiden Kinder, sowie am andern Ende des Hauses vor ihrer Bettstelle die leiblichen Ueberreste jener alten Frau, die man schon von außen während des Feuers hatte brennen sehen. So waren also die vier Vermißten wirklich in dem furchtbaren Elemente gräßlich umgekommen! O, das herzzerreißende, schreckliche Schicksal, das keine Feder darzustellen vermag! Ja, vergeblich würde man sich bemühen, den namenlosen Schmerz der Angehörigen der genannten vier Unglücklichen zu schildern; jeder aufmerksame, gefühlvolle Leser wird sich denselben aber selbst ausmalen können.

Der Schullehrer des Ortes überlegte mit seiner Frau, ob sie nicht für den unglücklichen Wittwer und seine drei Kinder etwas thun könnten. Sie durften sich es nicht verhehlen, daß sie, die bei Fleiß, Umsicht und Sparsamkeit bisher zwar keine eigentlichen Nahrungssorgen kennen gelernt, sich dennoch eine Last aufladen würden, wenn sie etwa eines der Kinder zu sich nähmen; denn die Familie bestand schon außer den beiden Eltern aus zwei

eigenen Knaben, von welchen der eine vier und der andere kaum zwei Jahre alt war, und einer Pflegetochter von sechszehn Jahren, welche, beiläufig bemerkt, die häuslichen Geschäfte mit verrichten half. Im Vertrauen auf den Segen des Himmels beschlossen sie dennoch, bis auf Weiteres das älteste Kind, ein Mädchen von acht Jahren, zu sich zu nehmen, und am 4. April trug der Lehrer die kleine Anna L. in's Schulhaus und stellte sie unter seine Kinder. Das arme kleine Mädchen hatte sich, wie es bei der rauhen Frühlingsluft und der dürftigen Bekleidung in der Nacht nicht ausbleiben konnte, sehr erkältet und namentlich sich ein schlimmes Augenübel zugezogen, das aber durch ärztliche Hülfe und vernünftige Pflege in einigen Wochen gehoben wurde. Ein Mutterbruder der Kinder, in N. wohnend, nahm den dreijährigen Knaben, und die junge Frau eines Tagelöhners in St. den kleinen Säugling zu sich. Der unglückliche Wittwer selbst, der vor vierundzwanzig Stunden das Haupt einer nicht kleinen Familie gewesen, so nun aber aller Familienbande zum Theil ledig war, zog vorläufig bei einer befreundeten und weitläuftig mit ihm verwandten Familie des Dorfes ein, sowie die andern beiden abgebrannten Familien andere Wohnungen im Dorfe fanden. Die Familie L., die den Hauptfaden zu dem ernsten Stoff dieser Erzählung hergiebt, war im wahren Sinne des Wortes zerstört, und sie liefert somit ein merkwürdiges Beispiel von einem eben so seltenen als plötzlichen und schrecklichen Wechsel des menschlichen Glückes.

Da die sämmtlichen Mobilien und sonstigen Habseligkeiten der drei abgebrannten Familien unversichert gewesen waren und die Eigenthümer von denselben auch so gut als gar nichts gerettet hatten, so waren sie sämmtlich in nicht geringe Verlegenheit und Noth versetzt und zum Theil im höchsten Grade hülfsbedürftig. Dies veranlaßte den Schullehrer, nunmehrigen Pflegevater von Anna, unverzüglich eine kurze Schilderung des Unglücks, verbunden mit einer dringenden Bitte an Menschenfreunde um Hülfe, zu entwerfen und diese in öffentlichen Blättern abdrucken zu lassen. Mit seiner und des Orts-Vogtes Namens-Unterschrift versehen, erschien dieser kleine Aufsatz wenige Tage nach dem Brande in öffentlichen Blättern. Die Erwartungen der Bittsteller wurden in hohem Grade übertroffen; denn der so oft und mit vollem Rechte gerühmte Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Hamburgs und Altona's bewies sich auch hier, indem aus beiden Städten, außer einer nicht geringen Menge von Kleidungsstücken verschiedener Art, zusammen eine Summe von reichlich fünf hundert Mark Courant an die beiden daselbst bezeichneten vorläufigen Empfangnehmer einlief.

Diese Summe wurde vertheilt, und der Wittwer, den das Mitleid mehr bedacht hatte, als seine beiden Leidensgefährten, und der bei seinen jetzigen Verhältnissen augenblicklich keine ganze häusliche Einrichtung für sich wieder zu treffen hatte, setzte auf Zureden des Schullehrers ein kleines Sümmchen von etwa zweihundert Mark, das ihm nach Anschaffung des Nothwendigsten übrig geblieben war, in die Altonaer Sparkasse. Anna aber, für welche gleich nach dem Brande ein Tuchhändler in Hamburg, dem der Schullehrer bekannt war, einige passende Kleiderstoffe schenkte und die Armenkasse des Kirchspiels N. dem Schullehrer in dem nächsten halben Jahre eine kleine Beihülfe gab, wurde nach und nach ihren Pflegeeltern und diese ihr immer lieber, wie sie schon in zwei Jahren durch ihre ausgezeichneten Geistesgaben, wie durch ihre große Lernlust und ihr gutes Betragen eine der besten Schülerinnen in der Schule zu St. gewesen war, und als reichlich ein Jahr später ihr Vater zur zweiten Ehe schritt und seine beiden jüngeren Kinder zu sich nehmen mußte, behielt der Schullehrer sie im Hause und in der Reihe seiner Kinder.

In den äußerlich einfachen Verhältnissen ihrer Pflegeeltern verlebte nun Anna die nächsten Jahre ihrer Jugend und wurde zu einem kräftigen, wohlgebildeten und verständigen Mädchen erzogen. Aus diesen Jahren ihres Lebens ist nichts von Wichtigkeit zu erzählen, bis zum Jahre 1850, in welchem sie dreizehn Jahre alt wurde.

In dem genannten Jahre trat, wie bekannt ist, in Nord-Deutschland wieder jene furchtbare, aus Asien stammende Seuche, die Cholera, auf und zog in ihrer ganzen Heftigkeit auch in St. ein. Auch Anna sollte durch sie furchtbar schmerzlich berührt werden.

Am Abende des 1. August kam ihr Vater mit der Sense auf der Schulter vom Felde heim. Sein Weg führte ihn am Schulhause vorbei, wo er seine Tochter sah und mit ihr sprach — zum letzten Male. Am folgenden Morgen sagte Anna zu ihren Pflegeeltern: „In dem Hause, in dem mein Vater wohnt, soll auch die Cholera sein; wenn mein Vater sie nur nicht hat!“ Eine Stunde später hieß es: „L. und seine Frau und seine beiden Kinder liegen an der Cholera hoffnungslos darnieder. Um Mittag war Anna's Vater eine Leiche, und in der Nacht darauf starben auch ihre beiden Geschwister, jene einst aus dem Feuer Geretteten. So war also Anna jetzt nicht bloß ganz eine Waise, sondern auch das einzige lebende Glied, das aus dieser Familie noch übrig geblieben war, und wie es nach der Feuersbrunst Anna nicht gestattet worden war, die unkennt-

lichen Gestalten ihrer Mutter und Schwester vor der Beerdigung noch einmal zu sehen, so mußte es ihr auch jetzt versagt werden, ihren Vater und ihre beiden Geschwister wiederzusehen, ehe das kühle Grab dieselben aufnahm. Die Wohnung ihres Vaters lag reichlich hundert Schritte vom Schulhause entfernt, und so konnte das arme trostlose Mädchen ein paar Tage später von hier aus sehen, wie man die drei schwarzen Hüllen, von welchen jede das irdische Wesen eines ihrer Angehörigen enthielt, nach ihrer Ruhestätte brachte. Es war wohl natürlich, daß das Band zwischen Anna und ihren Pflegeeltern von jetzt an wo möglich noch fester geknüpft wurde; hatte sie doch sonst Niemand, der für sie hätte sorgen können. Anna ist eine arme Waise, und gewiß ist, daß sie von ihren Pflegeeltern einst so gut als nichts an irdischen Gütern erwarten kann. Der Mensch lebet zwar nicht vom Brote allein, aber wahrlich doch zunächst. Da Anna's leiblicher Vater stets sehr arbeitsam und sparsam gewesen war, so konnte man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß das bei der Sparkasse in Altona belegte Sümmchen noch unangegriffen stehe oder daß wenigstens etwas davon noch übrig sei, was dann ja mit vollem Rechte Anna zufallen mußte. Diese Hoffnung wurde aber ganz getäuscht; denn als der Schullehrer bald nach dem Tode ihres Vaters darüber Nachfrage that, wurde ihm aus den Büchern mitgetheilt und gezeigt, daß L. das Geld bereits in den Jahren 1846 und 1847 nach und nach geholt hatte. Doch Anna ist auch ohne dieses groß geworden, und es hat ihr bis jetzt an nichts Nothwendigem zum Leben gefehlt. Gesund und kräftig und dazu schön von Leibe, ausgezeichnet an Gaben des Geistes und wohlausgerüstet mit nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, stand sie am Palmsonntage, den 4. April 1852, (merkwürdig genug derselbe Tag, an welchem sie vor sieben Jahren in das Haus ihrer Pflegeeltern kam) am Altare der Kirche zu N. und wurde confirmirt, wobei der würdige Geistliche ihrer traurigen Familienverhältnisse in rührender Weise gedachte. Bis hierher hat ihr der Herr durch seinen Segen, den er auf sie selbst, wie auf das redliche Streben ihrer Pflegeeltern legte, geholfen; er möge ihr auch ferner helfen und sie zu einem tüchtigen und nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft gedeihen lassen. Diese Erzählung aber schließe mit jenem alten Sprüchwort, welches Vertrauen zu Gott und seiner Regierung der menschlichen Schicksale athmet, und also lautet:

„Was Gott will erhalten,
Das kann nicht erhitzen noch erkalten."

Indien.

(Fortsetzung.)

Von

Dr. Haupt.

Das zweite große Heldengedicht der Inder, das Ramajana, erzählt den Wandel und die Thaten des Rama, welcher durch die Hinterlist eines Weibes seines Thrones beraubt, geduldig in der Verbannung ausharrt. Auch ihm steht eine treue Gattin zur Seite, Sita mit den Rehaugen, welche sich nicht durch die Gefahren des von Elephanten, Löwen und Krokodilen wimmelnden Waldes zurückschrecken läßt, ihren Gatten zu begleiten. „Weich wie Seide," äußert sie, „würden ihrem Fuße die Dornen des Weges sein; die Wurzeln, welche Rama ihr böte, köstlicher als die Speisen des Himmels; sie wolle im Walde vor ihrem Gatten das scharfe Gras brechen, damit es seinen Fuß nicht verwunde." Eine Episode dieses Gedichtes besingt die Herabkunft der Ganga. Um ein beim Opfer von einem Gotte in Schlangengestalt geraubtes Roß zu suchen, zerklüfteten die 6 Myriaden Söhne des Königs Sagaras die Erde mit Schaufeln und Hauen, Dreizacken und Aexten, ein Jeder eine Meile tief, bis sie zu den Welt-Elephanten gelangten, deren Häupter die bewaldete Erde mit allen ihren Reichen und mancherlei Städten tragen. Wenn aber diese Weltkolosse, einem Gebirge an Größe vergleichbar, von der Last ermüdet, zur Erleichternng das Haupt schütteln, dann wird von den Menschen ein Erdbeben gespürt. Die trotzigen Helden fanden aber durch den Zorn eines Gottes allesammt ihren Tod, welcher durch das Schnauben seiner Nüstern die 60,000 Brüder zu Asche verbrannte. Ihre Grabstätte zu entführen, willigte die heilige Ganga endlich ein, vom Himmel herabzukommen. Shiva setzte sich auf den höchsten Gipfel des Himalaja, die herabstürzende Ganga mit seinem Scheitel aufzufangen, damit sie nicht die Erde in gewaltigem Sturz mit ihren Fluthen durchbräche. „Falle herab," sprach der Gott; sie aber gedachte in ihrem Grimme bis in die Hölle hinein mit ihren Wogen zu dringen, und stürzte sich mit kaum aushaltbarer Wucht auf den Scheitel des Gottes. Als dieser aber den Trotz wahrnahm, fing er die gewaltige Himmelstochter in seinem Haupthaare auf, welches gleich war den bewaldeten Höhen des Himalaja, und wie sie auch mit Macht anstrebte, die labyrinthischen Flechtengewinde ließen ihr nirgends einen Ausweg. Endlich von dem besänftigten

Gotte aus ihrer Gefangenschaft befreit, stürzte sie vom Scheitel des Gottes in laut auftosenden Fluthkatarakten auf die Erde herab. Buntfarbig erschien rings die Erde von den Schwärmen der Fische, Schildkröten und Delphine, und die Götter stiegen von ihren himmlischen Sitzen hernieder, das Weltwunder zu schauen, die Herabkunft der Ganga. Hoch auf ihren Wagen, Elephanten und Rossen, gleich den Thürmen der Städte, oder in schwankenden Sänften kamen die Götter, und von dem Funkeln ihres Geschmeides erschien der Himmel in hellem Glanze, als leuchteten tausend Sonnen. Von den herabstürzenden Delphinen und Fischen, Krokodilen und Schlangen ward die Luft durchblitzt, und der Silberschaum der herabbrausenden Wassergüsse glänzte gleich einer Wolke weißer Schwäne. Hier wallte die Fluth rasch hin, dort wand sie sich in Krümmungen; bald breitete sie sich weithin aus und floß eben und glatt dahin, bald rollten die Wogen, sich über einander wälzend, mit Macht, die weite Ebene mit der Stromfluth erfüllend. „Reinigend ist der Thau, welcher Shiva's Scheitel entflossen ist," sprachen alle Wesen und tauchten hinein. Wen irgend ein Fluch vom Himmel auf die Erde gebannt hatte, entsündigt wurde er durch das Wasser der Ganga und durfte, vom Fluche gelöst, eingehen zu den himmlischen Welten. Alle Geschöpfe begrüßten darum jubelnd die vom Himmel auf den Scheitel Shiva's und von diesem auf die Erde herabfluthende Ganga. Die Königssöhne aber stiegen, sobald das heilige Wasser ihre Asche benetzt hatte, entsündigt zum Himmel empor, als Götter hinfort mit den Göttern zu leben.

Fällt auch die Blüthe der dramatischen Poesie der Inder in bedeutend spätere Jahrhunderte, als die Abfassung der großen Heldengedichte, so hat diese Dichtungsart doch eine so hohe Stufe der Entwickelung erreicht, daß wir nicht umhin können, ihrer hier zu gedenken. Der größte dramatische Dichter der Inder, Kalidasas, Verfasser der Dramen „Sakuntala" und „Vicramorvasi", lebte im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt; mit meisterhaftem Pinsel hat er die Gestalten in so weichen Zügen gemalt, ihnen einen so zauberischen Schmelz weiblicher Anmuth angehaucht, daß namentlich seine Sakuntala für eine Perle der indischen und der dramatischen Poesie überhaupt gehalten wird.

„Sakuntala oder der entscheidende Ring" behandelt die Schicksale der Pflegetochter eines Weisen, welche der König Duschmanta auf einer Jagdpartie kennen lernte und zu seiner Gemahlin erhob. Als der König sich von ihr trennte, um in seine Residenz zurückzukehren, gab er ihr einen Ring, in dessen Stein der Name Duschmanta eingegraben war, als Zeichen der Wiedererkennung. Sakuntala aber hatte einst, in träumerisches Sinnen

versunken, verabsäumt, einem weisen Brahmanen gastfreundlich entgegenzukommen; dieser verfluchte sie, und nun traf sie eine Reihe bitterer Leiden; der Ring glitt ihr vom Finger, als sie auf ihrer Reise nach der Königsstadt aus einem Teiche Wasser in die hohle Hand schöpfte; ihr Gemahl aber, den der Fluch jenes Weisen des Gedächtnisses beraubt hatte, verstieß sie als eine Betrügerin. Aber bald brachte ein Fischer den königlichen Ring, den er in dem Bauche eines Fisches gefunden hatte; der König erhielt bei dem Anblick desselben sein Gedächtniß zurück, und nun erfüllte heiße Sehnsucht nach seiner treuen so grausam behandelten, verstoßenen Gattin seine Seele. Endlich erhören die Götter aus Mitleid mit dem edlen, durch jede Tugend ausgezeichneten Könige seine heißen Gebete, er findet seine Sakuntala, welche so lange in den Himmel entrückt, bei ihrer Mutter, einer Göttin, gelebt hatte, wieder und erfreut sich des Besitzes eines Sohnes, der ihm einst auf dem Throne folgen soll.

„Entzückt mich gleich der Gedanke," sagt Sakuntala beim Abschiede von ihrem heimathlichen Haine, „meinen Gatten bald wiederzusehen, so wollen mich doch alle Kräfte verlassen, wo ich von dem Zufluchtsorte meiner Jugend scheiden soll. O Madhavistaude, deren rothe Blüthen den Hain in Gluth setzen, empfange meine Umarmung! Erwidere sie mit deinen biegsamen Zweigen! So weit auch die Entfernung ist, die mich von dir trennt, ich bin dein auf immerdar! Und ihre Gespielin erwidert: „Du klagst nicht allein; der Hain selbst trauert, nun die Stunde des Abschiedes herannaht. Die Gazelle frißt nicht länger vom gesammelten Kussagrase, die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen im Walde lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken, ihre Kraft und Schönheit sind dahin."

Ebenso wie sie die Pflanzen der sorgsamsten Obhut der Ihrigen anempfiehlt, sind auch die treuen Thiere, mit deren Pflege sie betraut gewesen war, theure Pfänder, die sie ihrem Pflegevater beim Scheiden an's Herz legt. „Was ist's," fragt sie, „das den Saum meines Kleides ergreift und mich zurückhält?" Und ihr Pflegevater antwortet: „Es ist das Rehkalb, dein angenommener Pflegling, auf dessen Lippen, wenn die scharfen Spitzen des Kussagrases sie verwundet hatten, du so oft mit eigener Hand das heilige Sesamöl legtest, das du so oft mit einer Handvoll Syamakakörner füttertest; es will die Fußstapfen seiner Beschützerin nicht verlassen." — „Was weinst du um mich," redet Sakuntala es an, „zärtliches Geschöpf, die ich unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muß? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlorst, so wird mein

Pflegevater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, zurück — wir müssen scheiden!" — „Kind," ermuthigt sie ihr Pflegevater, „deine Thränen ziemen deinem Vorhaben nicht. Siehe den geraden Weg vor dir und folge ihm. Wenn unter der Wimper die schwellende Thräne lauert, so widersetze dich mit festem Muth ihrem ersten Bemühen hervorzubrechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch, bald niedrig gehn, und der rechte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spur deiner Tritte nicht immer gleichförmig sein; aber die Tugend wird dich in gerader Richtung vorwärts treiben!" Und mit dieser Ermahnung entläßt der weise Brahmane seine Pflegetochter; leise aber flüstert ihr beim Abschiede ihre zweite Gespielin noch zu: „Sieh, der Vogel Tschakrawaka, den seine Gattin halb verborgen in den Wasserlilien ruft, antwortet ihr nicht; die Fasern des Lotusstengels, die er gepflückt hatte, fallen ihm aus dem Schnabel und er starrt dich an mit unnennbarer Empfindung." Endlich verschwindet Sakuntala, geleitet von zwei Schülern des Weisen, unter den Bäumen. Ich habe sie ihrem Herrn gesandt," tröstet sich ihr Pflegevater selbst und fühle meine Seele rein und ruhig, wie Jemand, der ein unschätzbares Unterpfand, das er lange mit ängstlicher Sorgfalt bewahrte, seinem Eigenthümer wiedergegeben hat. —

Als König Duschmanta, nachdem endlich der Fluch gelöst ist, sich dem Aufenthaltsorte seiner Gattin naht, bemerkt er einen heiligen Büßer, welcher, ein Muster der Frömmigkeit, unbeweglich dasteht, das Haupt mit dickem, struppigem Haar bedeckt, hält er die Augen fest auf die Sonnenscheibe gerichtet. Sein Leib, der schon Jahrhunderte in dieser Stellung verharrt hat, ist zur Hälfte mit einer dicken Erdkruste bedeckt, in welcher zahllose Termitenschwärme ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Eine Schlangenhaut umgürtet ihn statt der priesterlichen Schnur; knotige Pflanzen sind an ihm emporgerankt und umwinden Brust und Hals; seine Schultern aber sind rings bedeckt von unzähligen Vogelnestern. So stand er da, ein in furchtbarer Selbstpeinigung zum Felsen verkrustender Heiliger!

Seinen Sohn aber erblickt Duschmanta, wie er, vergeblich von zwei Wärterinnen zurückgehalten, zum Spiel das Junge einer Löwin mit zerzauster Mähne an sich reißt. „Mach' auf den Rachen, kleiner Löwe," spricht der Knabe, „daß ich deine Zähne zählen kann." Auch die Löwin, der er soeben ihr Junges entrissen hat, schreckt ihn nicht; er sucht sie in kindlichem Uebermuthe zum Zorn zu reizen, und die Wärterinnen wenden sich endlich in ihrer Angst an Duschmanta, den kleinen Löwen zu befreien,

der sich aus der Faust des starken Kindes nicht losreißen kann. — Auch Sakuntala erscheint jetzt, in Trauerkleider gehüllt, ihr langes Haar hängt in einer einzigen Flechte den Rücken herab; Duschmanta bittet sie reuig, ihm seine hartherzige That zu vergeben, und als sie gern ihrem Gatten verziehen, kehren sie mit dem kleinen Löwenbändiger in ihre Hauptstadt zurück, und kein Leid trübt fortan ihre glückliche Ehe.

Hatte uns die erste Periode der indischen Geschichte das Volk der Arja in seinen ursprünglichen Zuständen, in seinen Kämpfen mit den Ureinwohnern des Landes, sowie in den Kriegen verwandter Stämme unter einander, mit seiner Vielgötterei und seiner Poesie gezeigt, so rollt sich uns jetzt ein anderes Bild auf, welches uns einen auf Kasteneintheilung beruhenden Priesterstaat darstellt, wie er sich aus den Urzuständen allmälig zu vollkommener Abgeschlossenheit und Starrheit in dieser Periode entwickelt hat.

Das Gangesland war erobert, der Lärm der Waffen verklungen; die kriegerischen Aufregungen einer an Ruhm und Poesie reichen Heldenzeit hatten den stillen Beschäftigungen des Friedens, hatten der ungestörten Muße eines im Schooße der üppigsten Natur sich in ewigem Gleichmaß fortspinnenden Lebens Platz gemacht. Die alten Götter waren zugleich mit den kriegerischen Zeiten, in denen man ihre Hülfe zur Erringung des Sieges, zur Gewinnung reicher Beute angefleht und durch Opfer erzwungen hatte, aus dem Gesichtskreise zurückgewichen; sie waren keine Götter des Friedens, welche der Landmann anrufen konnte, dem Boden Fruchtbarkeit, den Saaten Gedeihen zu geben: neue Götter forderte das Bedürfniß der Gegenwart, und an die Stelle der Vielgötterei trat die Vergötterung des Alls, der Glaube an Brahma.

Das sinnige Auge des Hindu sah in den mannichfaltigen Erscheinungen der wunderbar prächtigen Tropennatur, welche wie eine täglich wechselnde Zauberwelt mit ihrem Farbenglanz in buntem Gewirre seine Einbildungskraft umgaukelte, eine tiefere, nur der frommen Ahnung verständliche Bedeutung; und bei dem Bestreben, diese geheimen Beziehungen der Außenwelt zu dem eigenen Selbst zu enträthseln, die feinen Fäden aufzufinden, die das Leben in ihm mit dem Leben im All so innig verknüpften, versank er in ein träumerisches Sinnen, in welchem er sich als ein Glied des verwandten Alls, als ein Wesen erkannte, das nur körperlich verschieden sei von den Erscheinungen der ihn umgebenden Natur. Die Pflanzenwelt, vom blauen Lotus bis zur riesigen Palme, die Thierwelt, von der im Grase ringelnden Schlange bis zum Elephantenkoloß, die ganze Außenwelt

war ihm mehr als ein buntes Couliſſenwerk, das das Theater menſchlichen Denkens und Handelns umhegte: eine Seele duftete ihm aus dem Kelche der Blume entgegen, eine Seele ſprach aus den Lebensäußerungen der Thiere: eine Seele, wie ſie ſein eigener Körper umſchloß, athmete ihm überall entgegen, wohin der Hindu ſtaunend und träumend ſein ſanftes Auge richtete. Aber das Leben in der Natur war kein dauerndes: das Keimen und Wachſen, Blühen und Welken in der Pflanzenwelt, das Entſtehen und Vergehen der Geſtalten der Thierwelt lehrte, wie die ganze Erſcheinungswelt eben nur das buntfarbige Gewand, die wechſelnde und ſich in ewigem Kreislaufe neu erzeugende Hülle eines inneren, jede Veränderung überdauernden Kerns ſei. Aber eben dieſer Kern konnte, da alles Körperliche der Vergänglichkeit anheimfiel, da Allem, was geboren ward, ſchon bei der Geburt der Stempel des Todes aufgedrückt war, nur etwas Geiſtiges ſein, eine Seele, welche das Univerſum nach allen Richtungen hin erfüllte und jede Fiber deſſelben belebte. Das heilige Sehnen nach dem Ueberſinnlichen, Göttlichen, welches jeder Menſchenbruſt inne wohnt, ſchien auf dieſe Weiſe geſtillt: die Einheit inmitten des vielgeſtaltigen Alls, die Ruhe in dem Wechſel des immer von Neuem erblühenden und wieder erſterbenden Naturlebens war aufgefunden: Brahma oder die Weltſeele war die Gottheit, welche ewig und unveränderlich jedem Weſen Entſtehung gab, indem ſie ſich gleich einer Schlange alljährlich häutete und in immer neue Formen kleidete, welche als Lebenskraft in jedem lebendigen Geſchöpfe pulſirte, und in deren Schooß endlich, wie in einen nie zu füllenden Abgrund, Alles in der Natur zurückfloß. „Ich bin," ſpricht Brahma von ſich ſelbſt „der Urſprung des Alls und auch die Vernichtung; es hängt an mir, wie die Perlen an der Schnur. Ich bin im Flüſſigen das Feuchte, bin der Sonne und des Mondes Licht, bin im Menſchen der Geiſt, in allem Irdiſchen das Leben, bin in dem Weiſen die Weisheit, in den heiligen Schriften die Andacht, bin in dem Starken die Stärke, die Liebe in dem Lebendigen, durch kein Geſetz beſchränkt, bin aller Dinge Same von Ewigkeit zu Ewigkeit."

In drei Geſtalten verehrte das Volk der Hindu den Allgott: als Brahma, welchem die Schöpfung der Welt zugeſchrieben wurde, als Viſhnu oder Erhalter, und als Shiva oder Zerſtörer. Brahma war des ganzen Weltenalls Urſprung, aus ihm waren die Götter, die Welt der Geiſter, die Menſchen, Thiere, Pflanzen und die lebloſe Materie hervorgegangen. Die Erhaltung der erſchaffenen Welt lag dem Viſhnu ob: auf einem

Lotosblatt, welches auf dem Wasser schwimmt, entschlummert der Gott, wenn die Regenzeit und mit ihr die Ueberschwemmung des Ganges eintritt; hat der Wasserstand den höchsten Punkt erreicht, so wendet sich Vishnu im Schlummer, um mit dem Ablaufen des befruchtenden Wassers wieder zu erwachen und einen neuen Frühling herbeizuführen. Shiva aber ist der Gott des Todes und der Vernichtung; eine Kette von Schädeln ziert seinen Hals, seine Schultern bekleidet ein Tigerfell. Doch bilden alle drei Götter „Brahma, Vishnu und Shiva" eine Dreieinheit (Trimurti); eine dreiköpfige Gestalt mit vielen Armen ist das Bild der vergötterten Natur. Ist aber die sittliche Ordnung in der Welt gestört, so steigt Vishnu auf die Erde herab, um in menschlicher Gestalt dem Rechte den Sieg über das Unrecht zu verschaffen.

Die Inder sahen in allen Gestalten der sie umgebenden Natur verwandte Seelen; es führte sie diese sinnige Naturbetrachtung auf den Glauben an die Seelenwanderung, indem ihnen das gegenwärtige Leben als eine Strafzeit erschien, in der sie die in einem früheren Dasein begangenen Vergehen durch reinen Wandel zu sühnen hätten. Begingen sie aber Verbrechen, so würde nach dem Tode ihre Seele in dem Körper eines Thieres wieder geboren, um von Stufe zu Stufe aufsteigend immer neue Körper zu bewohnen, bis sie endlich, frei von aller Unlauterkeit, zu Brahma zurückkehren könnte.

Ein indisches Märchen macht von dieser Lehre folgende Anwendung: Ein vornehmer Hindu, ausgezeichnet durch Tapferkeit und hochgeehrt vom Könige, hatte eine sehr zänkische Gattin. Zur Verzweiflung gebracht, verließ er endlich sein Haus und begab sich in das Gebirge, um durch Opfer und Gebete die Hilfe der Göttin Vindhyavasini anzuflehen. Durch die strengen Bußübungen des unglücklichen Ehegatten zum Mitleid gerührt, erschien ihm endlich die Göttin und befahl ihm, unter einem Feigenbaume nachzugraben: dort würde er eine smaragdne Schale finden, welche ihn, sobald er hineinblickte, die frühere Natur jedes Menschen erkennen lassen würde. Erfreut machte sich der Mann auf, grub unter dem bezeichneten Baume nach und fand den Schatz. Als er neugierig in die smaragdne Schale blickte, den Grund seines ehelichen Mißverhältnisses zu erfahren, erkannte er, daß seine Ehefrau in dem früheren Leben eine Bärin, er selbst aber ein Löwe gewesen wäre. Da somit die Bärennatur noch in seiner Gattin steckte, verzweifelte er daran, jemals mit ihr in vollkommenem Frieden leben zu können, und trennte sich von ihr, nachdem er für ihren Unterhalt

reichlich Sorge getragen hatte. Nun aber suchte er, geleitet von seiner smaragdnen Schale, unter den Jungfrauen seines Landes umher, um eine aus ihnen herauszufinden, welche, früher eine Löwin, Neigungen und Gewohnheiten mit ihm theilen mußte. Die reizende Sinhafri entsprach seinen Wünschen, und da nun Gleichartigkeit der Naturen Verträglichkeit erzeugte, belohnte ihn die Zärtlichkeit seiner Gattin für das in seiner früheren Ehe ausgestandene Mißgeschick.

Die Lehre von der Seelenwanderung erfüllte die Herzen mit Angst und Schrecken; der Gedanke, nach diesem Leben noch Tausende von Jahren auf Erden von einem Körper zum andern herumwandern zu müssen, war so qualvoll, daß das Volk die fürchterlichsten Selbstpeinigungen vollzog, um nur die Länge seiner Erdenlaufbahn abzukürzen.

Die Aegypter erkannten als heiligste Pflicht, die Fortdauer der Seelen nach dem Tode zu bewirken; deshalb balsamirten sie, weil nach ihrer Vorstellung ein Fortleben nach dem Tode nur möglich war, wenn der Leib vor Verwesung und Vernichtung bewahrt würde, ihre Todten ein und gaben ihnen feste, in den Felsen gehauene Wohnungen; die Hindu's dagegen verachteten den Körper, er war ihnen eine Zelle des großen Gefängnisses, als welches sie die Erde betrachteten; sie ersehnten völliges Aufgehen der Seele in das All als größeste Wohlthat.

Allgewaltig durch diesen trostlosen Wahnglauben war die Kaste der Priester oder Brahmanen; ihre Kenntniß der heiligen Gebräuche befähigte sie, Jedem, der sich ihrer Herrschaft nicht fügte, die schrecklichsten Strafen für Zeit und Ewigkeit zu diktiren. In stolzer Ueberhebung sahen sie selbst auf die Könige herab, die nur der zweiten Kaste, der Kaste der Krieger angehörten; sie bildeten ja den heiligsten Stand und standen Brahma am nächsten. Unübersteiglich waren die Schranken, welche Priester, Krieger, Gewerbtreibende von einander schieden; obgleich alle diese 3 Volksklassen durch das Bewußtsein gemeinschaftlicher Abkunft von dem Volke der Arja eng verbunden waren, und die vierte, aus unterworfenen Ureinwohnern bestehende Kaste der „Sudras“ als unrein mit derselben Verachtung behandelten, so waren doch auch unter ihnen die Unterschiede unverwischbar, da sie aus der Religion hervorgewachsen waren.

Derselbe Fatalismus ließ den Paria von der Geburt an, oder vielmehr eben durch die Geburt als Paria sein ganzes Leben hindurch gebrandmarkt erscheinen; schon sein Anblick verunreinigte, und nur in den Schluchten der Gebirge fand er Sicherheit.

Gegen diese drückende Priesterherrschaft erhob sich ein Königssohn Gantama, später Buddha d. h. der Erleuchtete genannt. Er verließ seinen Palast, und als er durch angestrengtes Nachdenken in jahrelanger Abgeschiedenheit endlich den Weg des Heils gefunden zu haben glaubte, trat er als Reformator auf. Nur durch die Flucht aus der Welt, lehrte er, könne der Mensch den Qualen des Lebens entrinnen: deshalb empfahl er Armuth, Ehelosigkeit und klösterliche Einsamkeit. Ohne Unterschied der Kaste nahm er Jeden auf und weihte ihn zu „einem Bettler", wenn er nur gleich ihm der Welt entsagen und in ein gelbes Gewand gehüllt (gelb ist die Farbe der königlichen Tracht in Indien), den Almosentopf in der Hand, bettelnd und predigend das Land durchziehen wollte. Auch Frauen strömten ihm zu, auch ihnen ertheilte er die höchste der Würden, die Würde von Bettlerinnen.

Nahte aber die Regenzeit, so versammelten sich die Anhänger der neuen Lehre in Grotten, um sich hier in Gemeinschaft religiösen Uebungen zu weihen. Auf dem Wege der Entsagung lehrte Buddha also Befreiung von der priesterlichen Despotie der Brahmanen, er entwand ihnen die Geißel, unter der das irrgeleitete, um seine heiligsten Güter betrogene Volk blutete. Darum erhoben sich aber auch die Brahmanen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen gegen die Anhänger Buddha's, und ihren blutigen Verfolgungen unterlag die Religion dieses edlen, mildthätigen Reformators in Vorderindien; aber noch gegenwärtig ist sie in vielen Ländern Asien's die herrschende Lehre.

Reich begabt war das Volk der Arja; wie Großes es auf dem Gebiete der Dichtkunst geschaffen, lehren die großen Heldengedichte, lehrt das Drama des Kalidasas; aber auch in der Baukunst zeugen die großartigsten Monumente, welche Jahrtausende überdauert haben, von einer Höhe der Entwickelung, welche namentlich in der Anlage von Grottentempeln kein Volk der Erde erreicht hat. Denken wir uns die herrlichsten Denkmäler gothischer Baukunst unter die Erde versetzt, nicht durch Aufschichten von Steinen errichtet, sondern in den härtesten Felsen hineingemeißelt, daß Alles, was die Baukunst an Größe, Pracht und Verzierungen über der Erde kennt: Vorhöfe, Treppen, Brücken, Capellen, Säulen und Säulengänge, Obelisken, Colosse, hier unter der Erde erscheint: so können wir uns einen Begriff machen von den Grottentempeln auf Elephantine, auf Salsette und zu Ellore. Ganze Felsengebirge sind ausgehöhlt; eine Reihe von Grotten, oft 2 und 3 Stockwerke übereinander durchzieht weithin das

Gebirge; Tempel reihen sich an Tempel, die Säulen, welche die Decke tragen, sind Pfeiler, welche die Baumeister von dem Felsen selbst haben stehen lassen. Und die kunstreichsten Reliefs zieren die Wände, oft so erhaben gearbeitet, daß die Figuren nur mit dem Rücken an dem Felsen hangen. Nichts ist vergessen, die kostbarsten Juwelen zieren die Halsbänder und Ohrringe, mit denen die Göttergestalten geschmückt sind. Und setzen wir neben diese Grottentempel die ganz aus Felsen über der Erde gehauene Stadt Mavalipuram und die als Pyramiden sich emporthürmenden Pagoden, so müssen wir gestehen, daß der indischen Baukunst, wenn sie auch nicht die Vollendung griechischer Formen erreicht hat, die staunenswerthesten Werke gelungen sind.

Aber beklagen müssen wir dies arme Volk; denn gerade die Religion, welche in ihrer wahren Gestalt geistig frei macht, indem sie die Gleichheit Aller vor Gott predigt, schmiedete hier Sclavenketten; der Brahmanismus war keine Himmelsblume geworden, die auf Erden wurzelnd ihre goldene Krone zu den Pforten des Himmels emporrankt: er war zu einer Giftblume entartet, deren tödtlicher Hauch die Lebensluft des indischen Volkes vergiftete, daß es am Herzen krank, in ewiger Sclaverei hinwelkend, langsam abstarb.

Eine langweilige Geschichte.

Von

Aurelie.

Des Onkels Moritz stehender Gruß für seine Neffen und Nichten, wenn er sie bewillkommte oder sich von ihnen trennte, war ein eigenthümlicher: „nun, bessert Euch, Ihr guten Kinder!“ und diese hatten sich an jenen Gruß so gewöhnt, daß sie kaum je über seine eigentlichste Bedeutung nachdachten; es war eben nur der Morgen- oder Abendgruß des Onkels, der ihnen zuweilen noch höchstens ein Lächeln entlockte, wenn er in besonders neckendem Tone ausgesprochen ward. Nur einmal klang der alte Spruch Franziska plötzlich bedeutsam in's Ohr und deshalb verletzend; fast wollte sie bedünken, diesmal haben sich die Worte recht eigentlich an sie gerichtet und sie zürnte dem guten Onkel darob.



Eine langweilige Geschichte.

Sie war den ganzen Tag sehr verstimmt gewesen, weil ihr eine Freude recht eigentlich zu Wasser geworden war; eine längst verabredete Landpartie zur Geburtstagsfeier ihrer liebsten Freundin hatte ohne sie unternommen werden müssen, da Franziska stark erkältet war. Wohl fühlte sie, daß sie an einem feuchten October-Tage mit ziemlich heftigem Halsweh nicht ungefährdet hätte durch ein Gebirgsthal wandern dürfen, noch selbst viel Freude unter solchen Umständen daran gehabt haben würde; aber sie gestand sich dennoch nur halb die Nothwendigkeit des elterlichen Verbotes ein, und hielt es für angemessen, mindestens, doch mit gutem Grund, über „ihr Mißgeschick" den ganzen Tag verstimmt zu bleiben. Nun ist's ein gar übles Ding, wenn man sich verstimmen läßt. Die Stimmung der Seele ist die Beleuchtung der Welt für uns. Schauen wir freundlich aus dem Herzen heraus, so schauen wir auch freundlich aus den Augen, und Alles sieht für uns eben so aus und sieht uns eben so wieder an. Sind wir aber mißmuthig, dann erscheint uns Alles düster oder doch farblos. Hätte sich Franziska rasch in das Unabänderliche ergeben, und sich ihre Stimmung nicht dadurch verderben lassen, der Tag würde ihr so angenehm vergangen sein, wie mancher andere; so aber konnte sie sich nicht in ihr Loos schicken, und deshalb wollte sich wiederum ihr nichts schicken. Sie hatte ein hübsches Buch in der Hand, das gestern noch ihre nächtlichen Träume beschäftigte, so gespannt war sie auf die Fortsetzung gewesen — nun aber schweiften die Gedanken darüber hinaus und sie las halbe Seiten mit den Augen, ohne daß sie wußte, was sie eigentlich gelesen hatte. Ungeduldig warf sie endlich das Buch bei Seite, und begann an ihrer Handarbeit zu nähen; allein auch da riß ihr der Faden weit öfter als sonst, die Nähnadel wollte sich nicht einfädeln lassen und die Scheere schien ihr recht zum Possen jeden Augenblick vom Schooße herunterzugleiten, so daß das Bücken nach ihr kein Ende nahm. Zum Unglück ließ sich der Hund, der wohl dachte, es sei ein Spielzeug für ihn, auch herbei, um sie aufzuheben, ergriff sie rascher als Franziska, und jagte mit dem Funde fröhlich durch die Stube. Zornig sprang die Beraubte hinter ihm her, wobei ihr Zwirnknäul eine endlose Verwirrung anrichtete, die der kleine Paul sogleich zu vermehren beflissen war, indem er den dahinrollenden Ball noch mit einem kühnen Wurf in seinen treulosen Grundsätzen bestärkte. Gleich aufgebracht gegen den Bruder und Caro, der seinem Namen zum Trotz durch einen Fußtritt das ganze verhängnißvolle Schicksal des Tages entgelten mußte, setzte sich Franziska endlich wieder in Besitz ihres Eigenthums. Paulchen kam mit einem un-

sanften Schlag auf die Hand davon. Doch weder die Bestraften noch die Zuschauer faßten den Vorfall tragisch auf, vielmehr ward Franziska's Zorn und ausgeübte Justiz von einem schallenden Gelächter aus dem Munde der Geschwister begleitet. Sie nahm beschämt und erröthend ihren Platz wieder ein, und wagte nicht, die Augen weder zu der Mutter noch zu dem Onkel aufzuschlagen.

Als nun an eben dem Abende der Onkel Moritz seiner Schwester gute Nacht wünschte, und von den Kindern mit dem gewöhnlichen Gruß: „nun Kinderchen bessert Euch, bessert Euch"! scheiden wollte, da geschah es eben, daß zum ersten Male die Worte für Franziska einen verletzenden Klang erhielten. Ehe sie es noch überlegte, hatte sie die Antwort auf den Lippen: „aber bester Onkel, wie magst Du doch immer und immer wieder denselben Scherz machen? „Scherz?" fragte der Onkel, und legte seinen Hut wieder aus der Hand — „nein! mein allerbestes Nichtchen, es ist mir ganz ernst mit dem Wunsche, daß Ihr Euch täglich zu bessern bemüht sein möchtet! Ich hoffte, Ihr hättet längst damit angefangen!"

„Ich? sagte Franziska und rümpfte ihr Näschen, „ich wüßte wirklich nicht, worin .... „Halt, halt! still um Gotteswillen!" rief der Onkel in halb komischer Bestürzung, „ich will doch nicht hoffen, daß Du der Ansicht bist, Du habest keine Fehler?"

„Ich weiß eine Menge an ihr!" rief der kleine Paul vorlaut — „ich auch, ich auch!" stimmten die Geschwister lachend ein.

„Wer hat Euch gefragt?" sagte der Onkel streng — während Franziska's Thränen mehr über den unverdienten Schutz des Onkels, als über die Unbill der Geschwister zu fließen begannen — „glaubt Ihr vielleicht, ich hätte Euch keine Capitel zu lesen, wenn ich nur wollte!"

„Nun Onkel?" fragte die immer gleichmüthige Natalie — „nur zu — sag' mir meine Fehler! ich will mich bessern!"

„Willst Du wirklich?" rief der Onkel, das wäre brav! Hier meine Hand, schlag' ein!"

Natalie stellte sich nicht ohne einiges Herzpochen in Positur, gab feierlich die Hand und sagte: „nun Onkel rede!" — „Dann komme ich d'ran!" rief Ernst, „und ich!" sagte der kleine Paul.

„Still, Geduld, Geduld, Kinder!" erwiderte der Onkel, „denkt Ihr, das geht so geschwind? ich sehe wohl täglich die Wirkungen Eurer Unvollkommenheiten und Fehler, aber ihre Naturgeschichte muß ich erst an Euch studiren, nun ich den Auftrag dazu erhalten habe."

„Der Onkel hat uns nur zum Besten!“ rief Adolph.

„Durchaus nicht,“ sagte Onkel Moritz, „glaubt mir, es ist wohl schwer, den Grund unserer eigenen, wie der fremden Verkehrtheit genau zu ermitteln, — man muß recht tief graben im eigenen Herzen und recht guten Willen und Ausdauer mitbringen. Ja, hätte man Schätze zu heben, da wäre wohl Lust bei der Arbeit; — aber nur um Unkraut auszurotten, — da wird Manchem zu heiß dabei, und er hält auf halbem Wege still. Ja, wenn alle Fehler noch so auf der Hand lägen, wie z. B. dein Leichtsinn, Adolph!“

Alle Geschwister mit Ausnahme Franziska's lachten.

Aber der Onkel fuhr fort: „Der schlimmste Fehler und der Vater aller andern ist der Hochmuth, der die mißrathenen Kinder mit schönen Namen tauft und sie hegt und pflegt in unseliger Blindheit; wenn Ihr nur den recht verabscheut, so hat es mit Euren andern Mängeln nicht so große Gefahr, denn liegt der böse Hochmuth erst gebunden, so werdet Ihr die andern schon erkennen und sie nicht groß wachsen lassen.“

„Also,“ rief der kleine Paul, „ich werde ein ganz vollkommener Mensch werden, denn hochmüthig bin ich doch nicht?“

Alle lachten, doch der Onkel erwiderte dem Kinde: „vollkommene Menschen, mein gutes Paulchen, giebt's gar nicht, — die Schwäche der menschlichen Natur läßt einen solchen Seelenzustand auf Erden nicht zu; wir können schon ganz zufrieden sein, wenn wir nur ehrlich mit unsern Fehlern kämpfen und in den meisten Fällen Sieger bleiben, wenn's auch hin und wieder eine Niederlage giebt, die uns wohl tief betrüben, aber nie entmuthigen darf.“

„Also, lieber Onkel,“ fragte Paulchen ganz erstaunt, „Du hast auch noch Fehler?“

„Gewiß, mein Kind, aber sie sind Gott Lob nicht mit mir gewachsen, sondern während ich heranwuchs, ein Mann und endlich grau ward, immer mehr vor meinem ernsten Willen gewichen, so daß sie gleichsam wie Gefangene in einem kleinen Hinterstübchen der Seele sitzen und warten müssen, bis der Herr des Hauses, der Wille, einmal schlummert, um dann nach dem Sprüchwort: ist die Katze nicht zu Hause ...“

„.... springen die Mäuse auf dem Tisch herum,“ fiel Paulchen ein.

„Richtig!“ sagte der Onkel, „um dann wie diese loszubrechen und ihr Wesen zu treiben. Dann freilich besieht der Hausherr zu spät den

erlittenen Schaden, und es giebt einen Seelen-Katzenjammer, den man sich hätte sparen können, wäre man wach geblieben."

„O, ich will wohl aufpassen!" rief Natalie.

„Viel Glück dazu," sagte der Onkel, „und nun wirklich gute Nacht, — denn „bessert Euch!" darf ich nicht mehr sagen, sonst wird mir meine liebe Franziska böse!"

Diese, die bei Allem geschwiegen und den Kopf nur immer tiefer gesenkt gehalten hatte, sprang jetzt plötzlich auf und warf sich dem Onkel Moritz mit einem Strom von Thränen um den Hals. Eben so rasch entwand sie sich aber seinen Armen, küßte der Mutter Hände und verließ, ohne das „gute Nacht" aussprechen zu können, rasch das Zimmer.

Die Mutter dankte ihrem Bruder mit Blick und Händedruck, als er nun wirklich von ihr und den Kindern sich verabschiedete; diese aber riefen ihm nach: „Onkel, morgen sagst Du uns unsere Fehler, nicht wahr?"

„Vielleicht!" meinte der Onkel, — „doch will ich Jedem die seinigen nur im strengsten Vertrauen verrathen!"

„So?" meinte Natalie etwas enttäuscht, „nun, die der Andern wissen wir ja doch!"

„Ganz recht, — nach dem Wort vom Splitter und Balken," sagte der Onkel in der Thür, „nun, wir reden weiter darüber, gute Nacht!"

Am nächsten Tage traf es sich, daß der Onkel und Franziska sich früher als alle Uebrigen im Frühstückszimmer zusammenfanden. Sie hatten ein langes Gespräch mit einander, und als die Mutter und Geschwister sich nach einander versammelten, sah Franziska so zufrieden aus, daß Niemand an den gestrigen Vorfall zu erinnern wagte. Man sprach von allerhand Dingen beim Frühstück; — als aber die Kinder aufstanden, um an ihre Stunden zu gehen, fragte Natalie: „Nun, Onkel, — und unsere Fehler?"

Der Onkel lächelte: „Kannst Du's gar nicht erwarten? Ich glaube, Du bildest Dir ein, einen guten Handel zu machen, während die Andern den Kürzern ziehen; wohlan, ich will Euch Allen etwas vorschlagen; ich bin mit Franziska übereingekommen, ihr die Liste der ihr von mir abgelauschten Fehler an ihrem Geburtstage zu überreichen, natürlich wohl versiegelt, — und Franziska kann appelliren, wenn sie nach ernster Prüfung sich eines Fehlers nicht bewußt wird, — die aber, welche sie mir und sich ehrlich eingestehen muß, wird sie zu bekämpfen suchen, und am nächsten Geburtstage werden wir die Liste wieder zur Hand nehmen und sehen,

was es etwa zu streichen geben könnte! Wollt Ihr Andern es nun auch so haben?"

„Ja, das wollen wir," riefen die Kinder; nur Natalie meinte: „ihr Geburtstag sei noch so fern, und da bliebe sie ja in ihrer Besserung hinter den Geschwistern zurück, — wäre nicht ein gemeinsamer Festtag, wo Alle gleichen Schritt halten könnten, vorzuziehen?"

Der Neujahrstag ward vorgeschlagen. „Das ist ein guter Tag," sagte der Onkel, „um mit seinem Bewußtsein eine gründliche Abrechnung zu halten und die besten Vorsätze zu fassen." Allein die größern Geschwister waren anderer Ansicht; „wenn wir am Weihnachtsabend recht freudig sein wollen," sagte Franziska, „und haben unser verschlossenes Fehlerpaket noch in Aussicht, — da wird uns immer etwas auf dem Herzen liegen, das uns die Heiterkeit rauben muß; viel besser ist's, wir bekommen des Onkels böse Liste am Weihnachtsmorgen; — wenn sie uns auch dann nicht minder betrüben wird, wissen wir doch, woran wir sind, und so hilft uns der feste gute Vorsatz, den wir gleich fassen können, über die Betrübniß hinweg."

Alle gaben Franziska Recht, und der Onkel meinte, einen schönern Tag als den Weihnachtsmorgen können die Kinder auch nicht wählen, um an das Werk ihrer Besserung zu gehen; „denn," sagte er, „was vermöchtet Ihr für alle Liebe, die sich Euch an diesem Tage offenbart, was könntet Ihr den Eltern Köstlicheres bescheeren, als die Freude an dem Fortschritt und Gedeihen Eurer Seele?"

„Ja," sagte der kleine Paul, „dies Jahr wird nur noch nicht viel davon zu merken sein, — wir bekommen ja nun erst recht genau zu hören, worin wir uns bessern müssen."

„Es ist auch schon der ernste, feste Wille, seine Fehler kennen zu lernen, ein Fortschritt," sagte der Onkel, „übrigens ist's gar nicht gesagt, daß Eure Besserung von dem Tage angehen müsse, wo ich Euch meine Meinung über Eure Mängel werde mitgetheilt haben; wenn Ihr nur selbst einstweilen recht aufpassen wollt, dann wett' ich, werde ich Euch nicht mehr viel Neues zu melden haben."

Die Kinder waren auch in der That von der Stunde an sehr aufmerksam auf sich geworden, und man konnte wohl bemerken, daß sie nicht so unbekannt mit ihren Schwächen waren, als sie es selbst geglaubt hatten, denn gerade diese Schwächen kamen gar nicht mehr zum Vorschein. Franziska zeigte keine Launen; der kleine Paul und Caro konnten ungestraft ihre Geduld auf die Probe setzen. Adolf neckte Niemand der Geschwister

so unerbittlich, wie es sonst seine Art war, arbeitete fleißig, und Natalie ließ ihr Uebergewicht an Talent und Auffassungsgabe, welches ihr von den Lehrern höher angerechnet wurde, als es eigentlich hätte geschehen sollen, den Geschwistern nicht mehr bei jeder Gelegenheit fühlen. Der Onkel mußte oft über all' die Anstrengungen der Kinder lächeln. „Vorläufig," dachte er, „bessere ich sie nicht, — denn noch wollen sie sich und mich über sich selbst täuschen; allein es wird schon die Stunde kommen, wo ihre Fehler sie einmal überraschen und sie zwingen werden, an einen ernsten Kampf mit ihnen zu gehen. Und so geschah es auch, denn es waren noch acht Wochen bis Weihnachten, und acht Wochen sind eine zu lange Zeit, um sich niemals gehen zu lassen und dadurch sich und Andern den Einblick in unsere Seele zu versperren. Die Kinder wurden also sehr bald wieder natürlich, und das war dem Onkel eben recht. Wer immer bedächtig geht, kann nie stolpern; wer aber stolpert und fällt, steht wieder auf und lernt nun erst kennen, was in seinem Wege lag und weshalb er fallen mußte. Zwar anfänglich wollten die Kinder nicht gleich reumüthig werden, — eines sagte dem andern: „warte Du nur auf den Weihnachtsmorgen, da bekommst Du Deine Fehlerliste, Du wirst schöne Dinge erfahren müssen!" Aber bald dachten sie im Stillen über das nach, was man ihnen selbst vorwerfen könnte, und was sie endlich lesen mußten, kam ihnen nicht unerwartet.

Was das nun eigentlich war, das möchten die jungen Leserinnen vielleicht auch erfahren, wenn ihnen die „langweilige Geschichte" nicht zu langweilig erschienen ist, aber da muß ich erst die Erlaubniß des Onkels Moritz und der jetzt erwachsenen Kinder einholen; erhalte ich sie, so will ich Weiteres davon erzählen.

Natalie an die Verfasserin.

Recht gern, liebe Freundin, will ich Franziska's Mittheilung ergänzen, und sende ich Ihnen hier die wohl aufbewahrten jährlichen Weihnachts-Censuren unseres geliebten Onkels. Von den Brüdern konnte ich nicht viel auftreiben. Adolph verlor die meisten auf der Universität und Paul giebt nur die vom ersten Jahre her. Franziska bewahrt die ihrigen nicht minder sorgfältig für ihr Kindchen auf, als ich; ferner lege ich ihnen aus ihrem damaligen Tagebuche auch Einiges bei. Benutzen Sie davon, was Ihnen gut dünkt. Ach, damals hätten wir uns um keinen Preis so in

die Geheimnisse unserer Seele schauen und unsern Kampf belauschen lassen, — aber die Zeit liegt hinter uns, ist abgeschlossen, und wir selbst stehen davor wie Fremde, glücklich, daß wir manche darin geschilderte Empfindung gar nicht mehr begreifen, — manche schlimme Anlage abgestreift haben, betrübt, daß wir noch viele neue an uns entdeckten. Aber es wird uns, will's Gott, auch mit den Mängeln und Fehlern so gehen, deren wir uns jetzt noch anzuklagen haben im Stillen; einst werden wir auch auf diese Gegenwart als auf eine überwundene Vergangenheit zurückblicken und unsern redlichen Willen belohnt finden. Zwar der gute Onkel recensirt unsere Seelenzustände nicht mehr, im Gegentheil lobt und verzieht er uns Erwachsene viel zu sehr und vertheidigt uns, wenn wir uns anklagen, aber der Einfluß der frühern strengen Bekenntnisse, die er uns abverlangte, blieb auf unsere Gemüther noch unverloren. Das „bessert Euch!" klingt uns noch immer in den Ohren, und wenn uns auch am Weihnachtsmorgen kein versiegeltes Paketchen mehr erwartet, tragen wir es doch in unserm Herzen mit uns herum und gehen sicher nicht zur Ruhe ohne den festen Vorsatz und Glauben, den nächsten Weihnachtsabend wiederum mit besserem Bewußtsein zu erleben.

Mit dem Wunsche, daß die Erinnerungen unserer Kindheit durch Sie auch andern Kindern nützlich werden möchten, übergebe ich sie Ihnen und erbitte mir die Blätter gelegentlich zurück. Sein Sie mir herzlichst gegrüßt.

Onkel Moritz an Franziska.

Mein liebes Kind, Du hast mit festem Willen in letzter Zeit Deine Neigung bekämpft, Dich einer durch äußere Veranlassungen bei Dir leicht erzeugten Verstimmung zu überlassen, ein Fehler, welcher Dich Deiner Umgebung unfehlbar unangenehm gemacht haben würde, wenn man ihn auch bei Erwachsenen mit Achselzucken erträgt, indem man sagt: „das Mädchen oder die Frau hat Launen, sie kann nichts dafür." Wirklich geht es zuletzt so, man kann nichts mehr dafür, weil man früher nichts dagegen konnte. Ehe man sich's versieht, ist man selbst der Sklave solcher Verstimmungen geworden, deren man sich nicht bei Zeiten erwehren lernte. Du hast einen guten Anfang gemacht, ich lobe Dich. Das ist aber gegen die Verabredung, — ich soll Dich tadeln, d. h. Dir Deine übrigen Fehler nennen. Bekämpfe sie eben so standhaft als jene, und wir werden ihrer Herr werden. Meine liebe Franziska ist nicht halb so fleißig, so strebsam,

als sie es sein sollte, die Ausdauer fehlt bei den meisten Beschäftigungen. Es ist aber doch nicht Mangel an Interesse, welches sie so lässig macht, — da kommen wir nun wieder auf einen andern Grund, den wir in einem neuen Fehler suchen müssen, — Du bist durch Nataliens überwiegendes Talent entmuthigt. Was ist aber diese Entmuthigung anders, als gekränkte Eigenliebe, die zuletzt noch einen schlimmern Fehler gebären wird, — ja, ich entdeckte schon Spuren davon, — die Eifersucht, — ich sage Eifersucht, obwohl Neid das rechte Wort wäre, aber es klingt zu häßlich! Wenn aber schon der Name Dich schreckt, wie weit mehr mußt Du den Fehler selbst verabscheuen, mein Kind, ihn nicht zu beschönigen versuchen, sondern ihn ausrotten mit Stumpf und Stiel. Ich sah Dich wohl neulich erröthen und Deine Augen sich mit Thränen füllen, als Nataliens Talente bewundert wurden! Das war ein unschönes Gefühl, weit bedauernswürdiger, als es aller Mangel an geistiger Begabung sein würde. Freue Dich, wenn Deine Schwester Lob erntet, sei stolz auf sie, Du wirst es können, sobald Du dabei keinen betrübten Rückblick thust auf Deine eigenen geringeren Anlagen. Sicher kannst Du gleichen Gewinn und Genuß aus ihnen ziehen, wenn Du auch nicht dieselbe Leichtigkeit der Auffassungsgabe besitzest, als Natalie. Andere werden sie in Vielem übertreffen, wie sie Dich übertrifft; sollte sie nun das abschrecken zu erreichen, was ihr möglich ist? Wenn Jeder nur die eigenen Kräfte redlich benutzt und das von sich verlangt, was er erstreben kann, seinen Platz in der Welt ordentlich ausfüllt, so darf er zufrieden sein. Daß die Menschen aber stets ihre Eigenschaften und ihre Stellung im Leben, nicht ihr Streben — denn das allein ist erlaubt — mit andern vergleichen, das erschafft eben den häßlichsten aller Fehler, den Neid. Und es ist nicht nur ein garstiger, nein, auch ein so dummer Fehler. Denn sage mir, würdest Du mehr Talent haben, wenn Natalie weniger hätte? Oder würde Frau v. X., an der Ihr die Untugend wohl bemerkt habt, — ein Paar Schimmel halten können, wenn die Gräfin R. nicht mehr mit vier Rappen führe? Würden ihre zwei Treppen nicht zwei Treppen bleiben, wenn auch gar Niemand mehr in der ersten Etage wohnte? „Zufriedenheit," sagte mir einmal ein Bauer, „geht über Glück." Er hätte sagen können: „in der Zufriedenheit liegt das Glück!" Zufriedenheit mit dem, was uns Gott gab; — wir streben immer, die äußern Bedingungen des Lebens anders zu gestalten, sie zu verbessern; aber wir sollen vielmehr uns selbst bessern wollen, und nur mit uns selbst nie völlig zufrieden werden.

Aus Franziska's Tagebuch.

Am Weihnachtsmorgen.

Ich habe recht bitterlich über des Onkels Schreiben geweint, — ich glaube gewiß, er thut mir unrecht! — ich liebe Natalie doch so herzlich! wie könnte ich sie beneiden! Ist denn der Wunsch, eben so begabt zu sein, wie sie, Neid? — aber freilich, wahr ist's: das Bedauern, nicht so begabt zu sein, hat mir bisher die Freude an ihren Triumphen geraubt. Und dann, wenn Papa oder Mama mich so wie tröstend liebkosten, wohl weil ich ihnen die gleiche Freude nicht bereiten konnte, das that mir weh! Vielleicht legte ich mir's nur so aus — vielleicht auch nicht; — am Ende bemerkten sie gar etwas von meiner Betrübniß. Pfui, wie häßlich, — ich will recht auf mich Acht geben, und gewiß keine solche Empfindung, wenn sie auch nur ein Schatten von der, die mir der Onkel zutraut, wäre, aufkommen lassen! — Neid! ich kann's nicht glauben! — Welche Censur mag Natalie wohl bekommen haben? ach, gewiß ist kein so häßlicher Fehler dabei! was gäbe ich doch darum, könnt' ich sie sehen! — um mich wieder mit ihr zu vergleichen? das soll ich ja nicht — und will ich nicht; blieben denn, wenn ich des Onkels Satz umkehre, meine Fehler minder bös, wenn Natalie eben so schlimme hätte? nein, gewiß nicht, — ich will gar nicht an die Fehler der Andern, nur an die Abschaffung der meinigen denken und mich darin nicht übertreffen lassen! Lieber Gott, gieb Du mir Deinen Segen dazu.

Onkel Moritz an Natalie.

Du hast Deine Fehler hören wollen, aber ich glaube beinahe, ohne daß Du Dich geradezu für vollkommen hältst, gabst Du Dich doch der Hoffnung hin, es würden ihrer sehr wenig und nur liebenswürdige kleine Zwerg-Fehlerchen sein, d. h. solche, wie man sie Dir zwischen dem vielen Lob, das Du zu hören gewohnt bist, bisweilen neckend vorwirft: ein wenig Zerstreutheit, Mangel an Ordnung, zu leicht bewegliche Phantasie und die daraus entspringende Furchtsamkeit! All' diese kleinen Mängel aber wollen wir für dies Jahr noch ganz zufrieden lassen und uns nur an einen großen Feind halten, der Dir um so gefährlicher zu werden droht, als Du ihn ganz unbewußt im Busen trägst. Nun, erschrick nur nicht, mein liebes Nichtchen, — der Fehler ist Dir mehr anerzogen als angeboren,

und da Du Dich von nun an selbst mit erziehen, d. h. bessern willst, so wirst Du ihn schon ablegen mit Gottes Hülfe. Ich meine damit die Eitelkeit, die nothwendige Folge der viel zu großen Anerkennung, welche Deinen glücklichen Gaben von Eltern, Lehrern und Bekannten zu Theil ward. Du bist Dir selbst viel zu wichtig geworden und auf dem Wege, eine kleine Egoistin abzugeben; Du vergißt Dich selten oder nie mehr für Andere, wozu doch Dein von der Natur so liebevoll geschaffenes Herz wohl die Fähigkeit gehabt hätte, und wehe dem Menschen, der nicht in Andern, durch Andere, für Andere lebt. All unser Dasein hat keinen Zweck, wenn es nicht in Andern aufgeht. Man hat Dich um Deiner liebenswürdigen Eigenschaften, Deines heitern Gemüthes und Deiner glücklichen Geistesgaben willen durch Zärtlichkeit und Bewunderung verwöhnt, und all' diese Vorzüge drohen jetzt Dir verderblich statt segensreich zu werden. Du fängst an Dir viel auf Dich selbst einzubilden, glaubst vor Deinen Geschwistern ausgezeichnet zu sein und nimmst die Liebe der Deinen als einen schuldigen Tribut für so viel Liebenswürdigkeit, als Du sie Dir bewußt bist, hin. Glaubst Du jene Liebe wirklich allein durch die glücklichen Anlagen, welche Dir der Himmel gab, verdient zu haben? mußt Du nicht selbst das Deinige dazu thun? Ich rede nicht von Deinem Fleiß, die Talente auszubilden, der läßt nichts zu wünschen übrig. Geschmack an der Sache, aber noch mehr Ehrgeiz spornen Dich dazu an. Ich rede von der Liebe und Hingebung für Andere, die allein wieder das Recht darauf giebt, geliebt zu werden. Oder glaubst Du, daß Dir die Bewunderung im Leben genügen werde? Armes Kind, wie verlassen würdest Du Dich bald damit in der Welt fühlen. Nur die Liebe erwärmt, und glaube nicht, daß die Menschen sie Dir so unverdient ertheilen werden, wie Deine zärtlichen Eltern, welche zwar jetzt noch nicht, aber später gewiß auch den Mangel in Deinem Herzen erkennen müssen. Auch die Liebe will geübt sein von Kindheit an; Du hast Dich bisher nur lieben lassen; — „aber Onkel!“ höre ich Dich ausrufen, „liebe ich nicht Eltern und Geschwister von ganzer Seele?“ — Ich sage darauf: o ja, du empfindest im Herzen dankbar die Liebe der Eltern, Du willst den Geschwistern wohl, aber Du liebst nicht so, wie ich's verstehe. Thätig soll die Liebe sein, opferbereit, keinen andern Lohn begehren, als das Bewußtsein zu nützen oder zu erfreuen, — so ist die deinige nicht. Als Paulchen neulich krank zu Bett lag, wer leistete ihm Gesellschaft, erzählte ihm Geschichten? es war Franziska, nicht Natalie, die doch Geschichten und Mährchen so viel besser zu erfinden und zu erzählen

weiß. Aber in Paulchens Krankenzimmer harrte Deiner keine Bewunderung, um Dich für das zu Hause bleiben zu entschädigen, — Du konntest da nur Freude bringen, und Du bist gewohnt, Deine Talente nur für weit geringeren Lohn, nur für das hohle Lob, das Deiner Eitelkeit schmeichelt, herzugeben, gleich wie die Wilden ihr Gold nur geben, Glasperlen einzutauschen, weil sie schön blinken.

Meine liebe Natalie, ich thue Dir weh, — aber ich muß es, wenn ich Dir helfen soll, — schwöre diese Eitelkeit ab, — glaube mir, Du ziehst den Kürzern dabei. Alles wahre Gute muß in Dir matt und kraftlos werden, wenn Du so für den Schein lebst; lobsüchtig, wie Du bist, wird Dir bald Schmeichelei genügen; die Menschen sind freigebig damit, es ist so wohlfeil, und statt des guten Bewußtseins hast Du — Glasperlen! Für Deine Talente mußt Du Gott dankbar sein, aber sie nicht für den Kern Deines Daseins halten, — Dein Wesen, Dein Herz kann keine Nahrung aus dem Talent, vielmehr kann das Talent die rechte Kraft nur aus Deinem Gemüthe, wie die Blüthen sie nur vom Stamme, ziehen; Du kannst nur Gutes leisten und wirken, wenn Du Gutes empfindest, Dankbarkeit, Liebe und all' die Tugenden, die alle Menschen in sich pflegen können und sollen, — Theilnahme in Dir wach erhältst und für Andere zu leben strebst. Der Himmel gab Dir herrliche Anlagen, — ja, nun laß aber nicht gleich wieder Dein schwaches Herzchen vor Freude klopfen bei diesem meinem Eingeständniß! — sind diese Gaben Dein Verdienst? auch Dir wird Rechenschaft abgefordert werden, wie Du sie verwaltetest. Nicht zu welcher äußeren Vollendung Du Deine Talente gebracht hast, was Du selbst innerlich und was Andere für Gewinn daraus gezogen haben? Dem Talentvollen geht's wie dem Reichen; auch er wird schwer in den Himmel kommen — denn auch er geht öfter darauf aus, mit seinen Schätzen zu prahlen, als damit wohl zu thun, und somit verfehlt er völlig seine Aufgabe.

Weshalb wird uns bei einer Kunstleistung so selten warm? weshalb werden so selten unsere besten Gefühle dabei geweckt, als aus diesem Grunde. Willst Du, meine Natalie, eine wahre Priesterin der Kunst werden, genießen und erfreuen — Du hast alle Anlage dazu — so mußt Du wie im Herzen nur Gott, in der Kunst nur der Kunst dienen; dann wirst Du Dich selbst bald dabei völlig vergessen haben und nichts fragen nach Ruhm, sondern nur nach wahrem Verständnisse. Nun, mein Kind, beherzige diese Worte, wenn Du sie recht begriffen hast, zur Freude Deines alten Onkels.

Onkel Moritz an Adolph.

Wird Dein Leichtsinn sich bequemen, mich ernsthaft anzuhören? Man hat Dir diesen Fehler so oft vorgeworfen, daß Du gar nicht mehr vor der Anklage erschrickst. Du meinst, er stehe Dir nicht so schlecht, und gehöre zu Dir, wie Deine himmelblauen Augen und Dein flachsblondes Haar, die Du ja auch nicht durch den Willen mit schwarzen vertauschen könntest. Nun sind wirklich bei einem vierzehnjährigen Knaben die Folgen des Leichtsinns nicht immer so abschreckend; unfehlbar giebt es thörichte Streiche, versäumte Zeit, verlorne Bücher, Vorwürfe der Eltern und Lehrer, zerrissene Kleider, blaue Flecke nach gehabten Prügeleien; doch das Alles läßt sich noch gut machen, nachholen; eben deshalb sagt man: „er ist vierzehn Jahr!" doch aber geh'n die vierzehn Jahr einmal zu Ende; man wird älter und älter — es werden die Jahre kommen, wo Dein Haar sich etwas dunkler und endlich weiß färben wird — meinst Du, daß auch dann der Leichtsinn noch gut zu Dir passen würde; Könntest Du Ehrfurcht für einen Greis, oder selbst Achtung für einen Mann empfinden, der vielleicht aus Unordnung, der nothwendigen Folge des Leichtsinns, sein Hab und Gut verschwendet und dadurch das Leben der Seinen zu einem sorgenvollen, mühseligen machte? Weshalb handelte er so? nicht aus böser Absicht, nicht in dem Glauben, daß er solches Unglück über die Seinen bringen würde — aus Leichtsinn, der mit ihm groß wuchs! Der Leichtsinn ist eine Trägheit der Seele, vorauszudenken — zu überlegen, und diese Trägheit, wenn man sie nicht bekämpft bei Zeiten, wird zur unüberwindlichen Gewohnheit. Dachtest Du nach, als Du neulich Natalien's Federmesserchen, um es ihr aus Neckerei zu entzieh'n, zum Fenster hinauswarfst? es traf den Gärtner und verletzte seine Schulter, die doch durch einen dicken Rock geschützt war. Wer hätte es aber wenden können, wenn das spitze Messer den Kopf getroffen hätte! Ich glaube, schon die unbedeutende Verletzung des Gärtners war eine härtere Strafe für Dich, als die, welche Dir von den Eltern auferlegt ward. Ich sah es wohl, wie oft Du versuchtest, Dich mit dem Messer zu ritzen, um zu ermessen, ob der Gärtner viel Schmerz dabei empfunden habe? Gerade so wie neulich, als Du Paul über den Haufen warfst und der arme Junge auf den Kopf fiel. Du warfst Dich dann auch hin, aber was half's, Pauls Beulen blieben ihm. Du hattest wohl Gewissensbisse, aber die machen das Geschehene nicht ungeschehen. Kommst Du nun durch Deine Schuld auf der

Universität zu Raufereien und Duellen, hast Du das Unglück vielleicht Deinen Gegner zu tödten, was wird es Dir dann helfen, das erste unüberlegte Wort, das die Veranlassung gab, zu bereuen? — Deshalb gewöhne Dich von heut an daran, zu überlegen, was Du thust und sagst; sei auch emsiger, ernster bei Deiner Pflichterfüllung, denn die versäumte Zeit holst Du nie nach.

Noch eine schlimme Folge Deines Leichtsinns muß ich berühren. Du hast Dir seit Kurzem angewöhnt, zu übertreiben, wenn Du etwas erzählst. Aus diesem Abweichen von der Wahrheit kann leicht ein Lügner hervorgehen. Ich brauche Dich vor diesem Laster wohl kaum zu warnen. Giebt es etwas Widerwärtigeres als einen unwahren Menschen? Abgesehen von der Sünde zu lügen, d. h. mit Worten Andere zu betrügen, ist es so geistlos! Ein völliges Aufgeben seiner Persönlichkeit liegt darin, denn statt seine Meinung, seine Ueberzeugung oder seine Einsicht einer Sache zu geben, getraut sich der Lügner nur mit Erfindungen Anderen zu nahen. Er selbst bleibt im Versteck. Welch' geringes Selbstbewußtsein muß dazu gehören! Bald ist er dennoch erkannt und niemand bezeichnet ihn mehr als den und den, sondern als den Lügner! Zuletzt ist nur Er der Betrogene; er glaubt zu täuschen und täuscht niemand mehr. Ich kenne solche für eigene Rechnung Lügende die Menge; wer sie nicht flieht, verachtet oder verlacht sie doch gewiß.

„Hüte Dich, lieber Adolph, auf ihrer Spur zur gehen — ich werde Dich fortan stets daran erinnern, wenn Du übertreibst, um größeren Eindruck hervorzubringen; oder weil Du schon in der Gewohnheit bist, um in einem Meinungsstreit Recht zu behalten, nicht eingestehst, daß Du Dich geirrt hast. Ich werde Dich warnen; Du selbst aber sage Dir jeden Morgen, wenn Du aufstehst: „ich will nie lügen!"

Onkel Moritz an Paulchen.

Wir sind zwar noch sehr klein, wollen uns aber doch schon bessern, das ist löblich! aber bei kleinen Leuten geht das langsam, doch auch langsam kommt man vorwärts.

Also, Paul, mehr Männlichkeit! nicht gleich schreien und weinen bei jedem Streit mit den Geschwistern und zu Mama laufen und sie verklagen. Nein, mein Söhnchen, das ist gar nicht männlich, und Du willst ja doch

kein kleines Mädchen sein! Die Geschwister werden Dich auch dann viel mehr achten!

Dann nicht so furchtsam sein, des Nachts nicht allein und ohne Nachtlicht bleiben wollen. Das ist wiederum gar nicht männlich, und Du willst doch kein altes Weib sein? — Was fürchtest Du? mach Dir's nur recht klar, und sage Dir: „ich will mir nicht selber bange machen vor nichts und wieder nichts!

Und endlich nicht so naschhaft sein und um ein Stückchen Kuchen betteln, wie ums liebe Brod, und weinen, wenn Du's nicht bekommst! das ist nun ganz unmännlich. Willst Du es abschaffen? so nimm Dir gleich vor, vierzehn Tage lang nichts Süßes anzurühren; wer ist denn Meister in Dir? Du oder Dein Magen oder Deine Zunge? ich will doch hoffen, daß Du es bist! Also bessern wir uns, mein Paulchen. Auch mehr Großmuth muß Du Dir angewöhnen; Du theilst nicht allzugern mit den Kameraden und wirst doch nicht eigennützig werden wollen? — Nun ändere Dich brav!

Aus Franziska's Tagebuch.

Am ersten Feiertag.

Das war ein herrlicher Weihnachtsabend, ich hätte es nicht gedacht; ich war am Morgen so traurig gewesen, aber so sehr mich auch erst der Glanz der Lichter blendete, als wir aus der dunklen Stube kamen, und die Gegenwart des Onkels mich Anfangs verlegen machte, so hell schien mir allmählig in der allgemeinen Freude der freundliche Schimmer des Weihnachtsbaumes in die Seele hinein, und es ward mir klarer und klarer, daß wir so viel Liebe und Güte, wie wir sie vor Eltern, Verwandten und Freunden erfahren — erst verdienen müssen. Und wie mich der Gedanke übermannte und ich voll Dankbarkeit war, da glaubte ich auch gleich, daß mir der Onkel gewiß nicht zu viel gethan hätte, ja, daß er vielleicht noch manchen Fehler ungerügt ließ, und statt des heimlichen Grolles hatte ich nur Dank und gute Vorsätze im Herzen. Ich konnte nun erst die Augen recht frei zu dem Onkel aufschlagen. Er schien darauf gewartet zu haben, denn er nickte mit einem so freundlichen Lächeln, daß ich ihm um den Hals fallen mußte. Und alle Geschwister folgten nach. Das war ein stummes Eingeständniß unserer Fehler und ein Versprechen uns zu bessern. Nun war uns Allen ein Stein vom Herzen, nun ging erst die wahre Heiterkeit an.

Adolph und Natalie waren aber, wie es schien, anfänglich nicht minder verlegen mit dem Onkel gewesen, als ich; auch sie mochten von dem, was ihnen der Onkel gesagt haben mag, betroffen worden sein — ich möchte es gar zu gern wissen — ich glaube, das ist keine unerlaubte Neugier, sondern Theilnahme für meine Geschwister — aber gleich viel, ich erfuhr nichts davon. Nur Paulchen lief mit seinem offenen Zettel in der Hand herum und fragte jeden: „wollt Ihr lesen, was mir der Onkel für mich aufgeschrieben hat — hier — ich bin schon gar nicht mehr naschhaft — ich will keinen Stollen essen heut — willst Du mein Stück haben?

Heb' es für die armen Kinder auf, sagte die Mutter, und bald kamen die, wie alljährlich, nur waren sie noch zahlreicher, und wir bauten ihnen den Tisch auf.

Immer hat mich ihr Jubel erfreut, aber nie war ich so gerührt dadurch als gestern; ich mußte immer daran denken, wie diese armen Kinder nicht nur so leicht durch die geringfügigsten Dinge, die uns doch ganz unentbehrlich scheinen, zu beglücken sind, sondern wie sie wohl auch vielleicht gleich empfänglich für Beispiel und gute Lehren sein würden, mit denen wir aufwachsen, während sie Alles aus sich selbst nehmen müssen. Wie gering ist unser Verdienst, wenn wir gut werden, und wie groß unsere Schuld, wenn wir's nicht werden, dachte ich! — Ich glaube, es ging Natalien eben so, denn sie nahm mehr Theil an den Kindern, als je zuvor, und Adolph und Paul waren auch ganz großmüthig geworden, und schenkten nicht nur, sondern theilten förmlich mit ihnen. Der kleine Paul hat wirklich keinen Kuchen gegessen, da darf ich mir's doch nicht zum Verdienst rechnen, daß ich mich recht von Herzen freute, als Natalie ihre schöne Zeichnung den Eltern schenkte, und diese sie lobten und herzten. Ich hatte nichts zu geben, als eine Stickerei, die, wie freundlich die Mutter sie auch aufnahm, natürlich weniger betrachtet wurde — aber ich war dennoch diesmal nicht unzufrieden mit mir und meinen Anlagen, weil ich fühlte, daß ich Anderes von mir zu fordern habe, als das was außer meinen Kräften liegt, und daß ich das mit Gottes Hülfe erfüllen werde!

Ein Jahr später.

Onkel Moritz an Natalie.

Mein liebes Kind, ich lobe heut von Herzen die gute Kraft in Dir; sie ist Dein eigentliches Eigenthum, auf sie allein, nicht auf die Talente darfst

Du stolz sein, wenn ich auch die Eitelkeit noch nicht völlig streichen kann, so hat sie doch bedeutend abgenommen; Du kennst sie jetzt und bekämpftest sie, sobald sie sich regen wollte; aber im Herzen freilich lebst Du dennoch immer noch zu wohl am Lob, wenn Du es auch weit bescheidener hinnimmst und das Bewußtsein hast, daß es nicht Dein Verdienst ist, daß Dir Vieles leicht und gut gelingt. Der wahre Probirstein der Bescheidenheit aber ist nicht sowohl, durch Lob nicht hochmüthig werden, als Tadel ertragen können, und darin verräth sich noch am meisten Dein Hang zur Eitelkeit. Z. B. als Du neulich, nachdem Dir Deine letzte Landschaft viel Bewunderung eingetragen, vom Professor S. in Gegenwart Aller wegen eines Fehlers in der Perspective getadelt wurdest, wäre es Dir, glaub' ich, lieber gewesen, von dem Kenner unbelehrt zu bleiben, als in der hohen Meinung der zuhörenden Dilettanten herabgesetzt zu werden.

Ich gebe Dir zu bedenken, ob da die Eitelkeit nicht wieder auftauchte, und den Künstlersinn zu ersticken drohte? Am andern Tag suchtest Du Dich vergeblich zu besinnen auf das, was Du mit offenen Ohren hättest anhören sollen, aber nur halb gehört hattest, weil Du an die Gegenwart der Andern und Deinen gesunkenen Ruhm dachtest! — Ja! Onkel Moritz paßt scharf auf; aber die Rückfälle sind doch selten, und wir wollen dies kalte Fieber schon los werden, meine Natalie, durch die Wärme des Herzens. Du warst eine weit bessere Tochter und Schwester in diesem Jahre. Rücksichtsvoll und aufmerksam für Alle. Ich glaube, die Censur brauch' ich nicht zu geben, Du liest sie im Auge der Eltern und sie thut Dir wohl, und darf Dir wohl thun.

Nun wollen wir, da der Hauptfeind im Abzug ist, uns einmal an den kleinen Ruhestörer, Deine Furchtsamkeit, machen. Deine Phantasie spielt Dir oft arge Streiche: Räuber, Spitzbuben, Krankheiten, alles tritt Dir näher als Andern. Im Wagen siehst Du die Pferde durchgehen, auf dem Wasser das Schiff umschlagen — dies macht Dir oft böse Stunden, schlaflose Nächte. Es ist ein eigen Ding um den Muth, nicht jeder kann ihn sich aneignen; aber ein treffliches Mittel die Angst zu beherrschen, will ich Dir sagen. Es ist wie alle Hausmittelchen unschädlich, aber probat. Sobald Du Angst bekommst, nimm Dir fest vor, sogleich an etwas ganz Anderes zu denken. Auf dem Wasser an durchgehende Pferde, wenn Du willst, und umgekehrt, und wenn Du die Spitzbuben zu hören glaubst, an Feuers-Gefahr u. s. w. Du darfst auch an freundliche Dinge denken, wenn das

hilft und diese Cur ist sogar — wenn das Gegengift nicht mehr nöthig ist — weit angenehmer!

Kommt man dann wieder nach der erzwungenen Seelenabschweifung auf die augenblickliche gefahrvolle Lage zurück, in der man zu schweben glaubte, so findet sich gewöhnlich, daß die Spitzbuben verschwunden, der Kahn nicht im Umschlagen begriffen, die Pferde nicht durchgegangen und die Symptome aller im Anzuge begriffener Krankheiten sehr verringert, wenn nicht ganz verschwunden erscheinen. Halt' dies Mittelchen nur immer bereit und vor Allem glaube Dir nicht in Augenblicken der Angst.

An Franziska.

Ich weiß, meine liebste Nichte macht den heutigen Brief mit freudigem Herzklopfen auf. Sie fühlt es an ihrem guten Bewußtsein, daß sie der alte Onkel lieben und loben muß. Ist es nicht wahr, meine Franziska, was ich Dir verkündet habe, und hast Du durch Fleiß und ernstes Streben in diesem Jahre nicht weit erfreulichere Fortschritte gemacht, als Du und die Lehrer sie Dir zutrauten? Hast Du nicht reichen Genuß davon, ja vielleicht oft größern als Natalie gehabt, wenn Du auch nicht die gleiche Leichtigkeit des Erlernens besitzest, nicht durch das, was Du erreichtest, jemals Bewunderung erringen wirst? — und mehr als das, lobe ich Deinen festen Willen, den Fehler zu bekämpfen, den ich nun gar nicht mehr nennen will, denn Du hast ihn überwunden mit einem liebenden Herzen, das Gutes und Schönes in Andern zu schätzen vermag, und sich dadurch nicht ärmer, sondern reicher fühlt, denn was wir lieben, anerkennen — gehört uns, gleichviel wo wir es finden. Deiner Verstimmungen bist Du fast völlig Herrin geworden; Du warst da auf harte Proben gestellt, während der Röthelu und der langen Zeit nachher, in der Du das Haus hüten mußtest und doch nicht die Augen anstrengen durftest; wenn auch Natalie Dich mit der Mutter um die Wette pflegte, wenn auch ein alter Onkel zuweilen Schach oder Mühle mit Dir spielte, oder mit Dir plauderte, es gab doch viele einsame Stunden und das Gefühl der körperlichen Schwäche hätte die alte böse Laune wohl am Ende entschuldigt, aber meine Franziska blieb Meisterin ihrer Stimmung, und das hat uns Alle recht erquickt. Ich kann Dir nur zurufen heut am schönen Weihnachtsabend, wo wir Gott für Deine wiedererlangte Gesundheit zu danken haben, daß Dein

alter Onkel ein ganz besonderes Dankgebet zum Himmel schickt für den Fortschritt Deiner Seele!

Aus Franziska's Tagebuch.

Am Weihnachtsabend.

Als ich heut die Zeilen des geliebten Onkels am Weihnachtstisch las, mußte ich weinen, war's vor Freude, Beschämung oder Dankbarkeit — ich kann's kaum sagen. — Alle waren bestürzt darüber, und meinten, ich sei noch krank — aber die Thränen thaten mir doch so wohl. Der gute Onkel irrte sich aber doch, ich hab's ihm auch gestanden, wenn er meint, ich sei in der Krankheit nie ungeduldig, nie verstimmt gewesen! wohl war ich's zuweilen — freilich im Stillen; doch einmal ward' ich auch ungeduldig gegen Natalie — es war recht undankbar, und so hübsch von ihr, daß sie es so freundlich hinnahm. O, ich muß überhaupt mir recht Mühe geben, mit ihr Schritt zu halten ......

Am ersten Feiertage.

Hier ward das Buch neulich rasch zugeklappt und versteckt, denn Natalie trat in unser Schlafzimmer, aber welchen Schreck hatt' ich in der Nacht, als ich erwachend Natalie mit einem Wachsstock in der einen Hand, das Tagebuch auf dem Schoos, eifrig darin lesen sah.

Wer hat Dir das erlaubt? rief ich, und wollte schon recht böse werden, aber die Schwester fiel mir um den Hals und sagte: Du darfst nicht schelten, Franziska, denn wenn's auch unerlaubt war, so that ich's doch aus Theilnahme; ich wollte erfahren, weshalb Du heut geweint hast? — nun hab' ich das zwar nicht erfahren, aber was ich las, hab' ich zu meinem Besten gelesen, denn ich sehe, daß Du viel, viel besser bist, als ich? — Ich habe mir noch nie so offen, als Du es thust, meine Fehler gestanden, aber nun soll's geschehen, ich will auch ein Tagebuch führen, und Du sollst's lesen und mir sagen, ob ich die ganze Wahrheit schreibe." Ich mußte es Natalien versprechen; sie zeigte mir auch des Onkels diesjährige Mittheilung, und wir gaben uns das Wort, Eine die Andere auf etwaige Rückfälle in unsern alten Fehler aufmerksam machen zu wollen. Das Tagebuch führen wir nun gemeinschaftlich, Natalie hat mich dazu überredet; thust Du's nicht, sagte sie, so läufst Du Gefahr zu übertreiben, wie gestern; denn Du warst gar nicht ungeduldig gegen mich in Deiner

Krankheit, ich hab' nichts gemerkt, ich schwöre es beim Styx (Nataliens gewöhnliche Versicherung, seit wir die griechische Mythologie treiben). Jetzt schreibt Natalie eine Seite im Buch und ich die andere; wir nennen das unser Compagnie=Geschäft, die Brüder wissen nicht, was wir darunter meinen; manchmal sag' ich zu Natalie, oder sie zu mir: „nimm Dich in Acht, es kommt ein Deficit in unsere doppelte Buchhaltung!" die liebe Mutter lächelt, als wüßte sie, was wir meinen.

Adolph muß auch eine gute Censur vom Onkel bekommen haben, denn er sieht so glücklich aus. Paulchen hat wohl noch nicht viel Fehler abgeschafft, obwohl er lange nicht mehr so naschhaft ist — aber seine Liste hat er dies Jahr nicht mehr gezeigt. —

Ich schließe hier die Mittheilungen aus der Jugendzeit der vier Geschwister, damit die langweilige Geschichte nicht gar zu sehr den Namen mit der That führe. Noch viele Jahresberichte, viele kleine Eingeständnisse der lieben Schwester liegen vor mir, aber was ich gab, genügt, um vielleicht die Nachahmung der guten Gewohnheit bei den jungen Leserinnen anzuregen. Giebt's auch nicht überall einen Onkel Moritz, so werden die Kinder schon ein anderes Freundes=Herz wissen, das in dem ihrigen zu lesen versteht, und ihnen die große Aufgabe des Lebens, sich zu ändern, zu bessern von früher Jugend an, dadurch erleichtern hilft.

Natalie und Franziska sind jetzt, wie schon aus dem Vorangegangenen den jungen Leserinnen bekannt wurde, Beide glückliche Frauen und Mütter. Aber ich lernte sie auch früher als junge Mädchen im geselligen Kreise kennen. Natalie war eine reizende Erscheinung, voll Geist, Witz, Talent und Schönheit, und was diesen Eigenschaften erst den wahren Werth verlieh, einfach und anspruchslos dabei. Sie gefiel allseitig, und neben ihr würde man vielleicht die stille, in der Welt oft verlegene Franziska übersehen haben, wenn nicht Nataliens zärtliche Bewunderung für die ältere Schwester, ohne deren Beistimmung sie nichts unternahm, den Blick auf sie gezogen hätte; und da fühlte man sich bald eben so gefesselt von dem klugen sanften Ausdruck des jungen Mädchens, und ihre fast mütterliche Freude an den Triumphen der Schwester gewann ihr alle Herzen, so daß man sich nach der nähern Bekanntschaft mit ihr sehnte. Beide Schwestern ergänzten sich, die eine besaß, was der andern fehlte, und doch vermißte man an Beiden nichts.

Natalie vermählte sich zuerst, und ein Jahr darauf hielt Nataliens Schwager um Franziska an. So sind die Schwestern an zwei Brüder, meine Verwandten, verheirathet, und manchmal schon hörte ich Natalie zu ihrem Manne sagen: „ich bin eigentlich für Dich neidisch auf meinen Schwager, daß er die Bessere bekommen mußte.“ Aber das wollen weder Mann noch Schwester Wort haben, und nur Franziska's Mann schweigt lächelnd dazu.

Adolph muß wohl ein guter Sohn und Bruder geworden sein, denn Alle lieben ihn zärtlich — von der Universität und dem Examen brachte er eine erste Censur und nur eine Schmarre heim. Paulchen ist gegenwärtig in Schulpforta, und wenn er Weihnachten zu Haus kommt, bekommt er keine Censur mehr vom Onkel Moritz, aber er liest eine gute in seinen Augen.

Erinnerung an einen Christabend.

Von

Theodore Herold.

Da ich euch etwas erzählen soll und so eben die Rede von Weihnachten war, so will ich euch vom Christkind erzählen, wie ich es einmal zu mir herunterkommen sah. Nicht wahr, ihr freut euch sehr, wenn der heilige Abend naht, ihr zählt die Tage bis dahin, zuletzt die Stunden! Wie freut ihr euch, wenn der vier Wochen vorher geschriebene Wunschzettel in Briefform, den ihr Abends ans Fenster gesteckt habt, am anderen Morgen abgeholt worden ist! Wie geheimnißvoll und bedeutend ist es, wenn ihr dann und wann im Hause, auf der Treppe, ja Abends beim Schlafengehen eine Mandel, Rosine oder Pfeffernuß findet, was euch andeutet, das Christkind sei zufrieden mit euch und in der Nähe! Es war mir lange ein großes Räthsel, wie das Christkind vom Himmel zur Erde herabkommen könne und ich berieth mich darüber mit meinen beiden Brüdern. Unsere Fenster hatten die Aussicht auf eine alte Kirche mit zwei hohen Thürmen, in welcher die letzten acht Tage des Advents Abendkirche gehalten wurde; dann horchten wir andächtig auf den herüberschallenden Gesang und die Orgeltöne, sahen gerne hin zu den hell erleuchteten Fenstern, und wenn der Nachthimmel hell erglänzte von den unzählbar dort oben flimmernden Sternen,

suchte sich ein Jedes seinen Lieblingsstern auf. Meiner war ein großer, herrlich in Diamantfarben funkelnder Stern über dem Kirchthurm rechts, und zugleich nach meiner Ueberzeugung des Christkinds Wohnung, und die andern Sterne nannte ich Gottes Augen, die überall hinblickten. Bruder Theodor, der allen Dingen gern auf den Grund nachforschte, stimmte mir nicht ganz bei und brachte gegen des Christkinds Wohnung das Bedenken vor, die vielen, vielen Spielsachen, die es an die vielen, vielen Kinder austheile, seien doch auf der Erde gemacht, es könne sie unmöglich von dort so weit herbringen, wie ginge das? Und um sie zu kaufen, müsse es einen ungeheuren Sack Geld mitbringen, der ihm zu schwer sei, auch glaube er, es bescheere uns nicht selbst, sondern durch die Eltern, die er ja durch das Schlüsselloch blickend in dem verschlossenen Weihnachtszimmer habe gehen und schaffen sehen; Brüderlein Eduard meinte, das Herabkommen sei für das Christkind nicht eben schwer; es brauche sich ja nur auf einen Sonnen- oder Mondstrahl zu setzen und herunterzugleiten, und mir gefiel dieser Gedanke so gut, daß ich ihn sogar für möglich, und in Ermangelung anderer Auskunft fest hielt. So war einmal der Christabend herangekommen; sämmtliche Kirchenglocken läuteten das heilige Fest ein, unsere Eltern waren schon unsichtbar geworden und meine ältere Schwester Melanie empfing die wenigen, uns noch befreundeten Gäste und schenkte den Thee ein. Wir drei Kleinern hatten besonders jubelnd unsern lieben alten Haus- und Kinderfreund, den Ober-Bergrath empfangen, und während er seinen großen Mantel ablegte, auf dessen weite Taschen geschielt, die heute besonders wohlbeleibt aussahen, und von jeher irgend eine Ueberraschung für uns enthielten. Ich hatte jedoch wieder meinen Platz am Fenster eingenommen, hörte auf das Geläut, den Kirchengesang und blickte erwartungsvoll zu meinem Sterne auf. Mein alter Freund trat zu mir und fragte, woran ich so ernsthaft denke, was ich denn draußen suche, wenn es im Zimmer so traulich sei? Ich zeigte ihm den wunderschönen Stern, der mir eben so recht in Farben zublitzte, und theilte ihm meine Gedanken mit. Sanft strich er mir über die Stirn und sagte: Liebe Theodore, du hast da eine schöne Wohnung für das heilige Kind gefunden und sie gefällt mir sehr; dieser Stern heißt die Bellatrix und gehört zu dem Sternbilde des Orion. Ich freute mich sehr, daß der Stern meinem lieben Freunde bekannt sei und einen so schönen Namen trage, und daß der Oberbergrath nicht wie Theodor zweifle, daß er des Christkinds Heimath sei. Ich blieb noch am Fenster stehen, ihn zu betrachten; da schrie ich auf einmal freudig auf, — ach, noch heute

fühle ich das Entzücken, welches mich durchdrang! — denn ich sah und erzählte auf der Anwesenden Fragen, wie eben ein kleines goldenes Schiff vom Stern Bellatrix herabgefahren sei und an des Kirchthurmes Spitze angehalten habe, und nun müsse das Christkind gleich über die Erde wandeln und überall bescheeren! Einige lächelten, Einige blickten ernst bei meiner Erzählung; da erklang die Glocke im Nebenzimmer, die Flügelthüre öffnete sich, helles Licht strahlte von dem hohen Christbaume her und Alles strömte in das Weihnachtszimmer; mein alter Freund aber nahm mich bei der Hand und sagte im Hineingehen: siehst du, du hast dich nicht getäuscht, es ist gekommen! So schön auch meine Bescheerung war, so holdselig mich auch die schöne Puppe mit Glasaugen anlächelte, die mein lieber Oberbergrath aus einer Schachtel hob und mir überreichte, Alles war mir erst recht beseligend durch den Gedanken, daß ich selbst das Christkind habe kommen sehen, und daß es nun ganz gewiß auf Erden wandle! Als ich beim Schlafengehen der Schwester diese Hauptfreude erzählte, lachte sie mich aus und sagte: Du närrisches Kind, das war ja eine Sternschnuppe, die durch die Luft fuhr, kein goldenes Schiff! Mit einer Thräne im Auge widersprach ich ihr, und klagte es der herbeikommenden Mutter. Diese umfaßte mich liebreich und sprach: „Melanie wollte dich necken, laß dir deine Freude nicht nehmen, mein liebes Kind, denn es ist ganz gewiß, daß das Christkind stets denen nahe ist, die es lieben und suchen, und so war es auch sicher heute im Himmel und auf Erden und den Menschenkindern nahe, und hast du es kommen sehen, so glaube es und freue dich."

Das Fräulein und der Vogel.

Von

August Heinrich v. Weyrauch.

Fräulein.

Siehe da, ein junger Vogel,
Der zum Fliegen noch zu klein,
Mühsam hüpft er auf dem Rasen
Mit den kurzen Flügelein.

Diesen hätt' ich Lust zu haschen,
Halt! ich fang' ihn rasch im Lauf,
Häng' ihn dann im goldnen Käfig
Dicht am Arbeitsfenster auf.



Fräulein und Vogel.

Aus dem Schlaf müßt er mich singen,
Wenn der lichte Tag erwacht,
Freudig lauscht' ich seinen Liedern
Von der Früh' bis in die Nacht.

Nicht an Futter sollt's ihm fehlen,
Nicht an täglich frischem Trank,
Ja, zuletzt für meine Pflege
Weiß er mir's am Ende Dank!

Der Vogel.

Holdes Kind, du loses Vöglein,
Scherze nicht so unbedacht!
Hat denn Beide nicht zum Frohsein
Gott im Himmel uns gemacht.

Und nun möchtest du mich fangen,
Sperren den Gefang'nen ein,
Sage, würde dir nicht bangen,
Drohte dir die gleiche Pein?

Bist du selber nicht ein Vöglein,
Das auch Flügel erst gewinnt?
Das zu piepen, das zu zwitschern,
Das zu flattern erst beginnt.

Und so gönne mir die Freiheit,
Die dir selbst so wohl gefällt;
Denn auf Leben — leben lassen —
Ist die ganze Welt gestellt.

Aus der Pension.

Von einer Augenzeugin.

In einer der größten Pensionen von Paris erzogen, verlebte ich die besten Jahre meiner Kindheit im Kreise einiger sechzig Mitschülerinnen. Fräulein Dupont, die Vorsteherin, ließ sich das geistige Wohl ihrer Pflegebefohlenen sehr am Herzen liegen und war beständig unter uns zu sehen, obgleich wir sechs Unterlehrerinnen, drei Musiklehrerinnen, eine Lehrerin der englischen und eine der deutschen Sprache hatten, die im Hause wohnten.

Bei'm Lernen, zu jeder Zeit, war sie anwesend, sei es in der einen oder andern Klasse, sie unterrichtete nur dann selbst, wenn ein Lehrer fehlte, deren wir in den verschiedenen Zweigen zwölf hatten. Ich glaube nicht, daß oft eine Vorsteherin so geachtet und geliebt wurde wie sie. Dennoch fürchteten wir sie sehr und keine Strafe war uns empfindlicher, als die, in ihr Cabinet gerufen zu werden, wo sie über Vergehen außergewöhnlicher Art uns eine Strafpredigt hielt.

Sie war beim Spiel im Garten, beim Spiel in der Klasse stets anwesend, sie wohnte jeder Mahlzeit bei und oft erschien sie beim Ankleiden, sah ob Alles in gehöriger Stille und Geschwindigkeit vor sich ging, wusch auch wohl Eine von uns, die sich gar zu unbehilflich beim Verrichten dieser

wichtigen Angelegenhet benahm. Ich sage wichtige Angelegenheit, denn Winter und Sommer sich in einem ungeheizten Zimmer den ganzen Oberkörper mit kaltem Wasser zu bespülen, schien uns damals eine entsetzliche Mode.

Zwei bis drei kleine Bälle im Jahre, wozu Verwandte und Bekannte eingeladen wurden, sowie die Preisvertheilung, dieses große Schulfest, welches alle Jahre im Frühling stattfindet und immer viel Leute herbeiführt, das waren die Feste, welche die Einförmigkeit der Pension unterbrachen. Ich erinnere mich nicht, je gehört zu haben, daß Eine von uns sich gelangweilt, und sonderbar, obgleich uns Puppen gänzlich verboten waren (da dazu nicht Gelaß genug gewesen wäre), so hatten wir vielerlei Gesellschaftsspiele, die im Winter die Zeit reichlich vertrieben. Im Sommer aber reichten unsere Freistunden nicht hin zu all den kleinen Vergnügungen, die wir hatten. Eine Jede von uns besaß ihren eigenen kleinen Garten, den sie unter Anleitung des Gärtners selbst bearbeiten mußte.

Wenn wir auch keine leblosen Puppen hatten, so erfreuten sich Einige von uns gewissermaßen der lebendigen. Da Kinder von sechs Jahren schon aufgenommen wurden, so wurde den Vernünftigeren die specielle Aufsicht über dieselben übertragen, und diese für die meisten Thorheiten der kleinen Wesen verantwortlich gemacht. Die Oberaufsicht wurde nun abwechselnd von uns besorgt.

Ich war als Kind von eilf Jahren erwählt worden, die sechs Jahr alte Félicia von Meßmer zu bemuttern; ich zog sie aus und an, bis das verwöhnte Kind es selbst gelernt hatte.

Sie war mit ihrer vierzehn Jahr alten Schwester Emilia von ihrem Vater, der Wittwer geworden, in die Anstalt gebracht worden.

Emilia, die mit mir in derselben Klasse war, wenn auch eine Abtheilung höher, war sehr fleißig, um nachzuholen, was sie während einer längeren Krankheit versäumt hatte. Ihr Fleiß erwarb ihr daher das Lob aller Lehrerinnen, ihr Hang zur Unwahrheit und ihre Unfreundlichkeit gegen uns Schülerinnen, setzte sie dagegen oft einem strengen Tadel aus. Wir liebten sie alle nicht, obgleich sie uns oft recht leid that, da sie nur höchst selten ausging und die Meisten von uns wenigstens alle vierzehn Tage ihre Eltern oder sonstige Verwandte besuchen durften. Emilia's Vater lebte in dem südlichen Frankreich, und eine alte Tante, die einzige Verwandte in Paris, lud die Kinder nur sehr selten ein. Auch entbehrte sie

alles Taschengeld, was uns doch viel Freude machte, wenn auch Viele nur sehr wenig erhielten.

Eine kleine Engländerin, Frida Fortune, und eine Französin, Auguste Pontillon, waren die beiden Schülerinnen unter uns, welchen am meisten Geld zur Verfügung gestellt wurde, da Beide die einzigen Kinder ihrer reichen Eltern waren.

Näschereien waren zwar verboten, doch durften wir für ein bis zwei sous uns Gerstenzucker kaufen (eine sehr beliebte Süßigkeit in Paris), mit dem das eine Hausmädchen handelte. Diese Beiden konnten sich das Vergnügen öfter machen und thaten es auch, was wir nicht immer, muß ich zu unserer Schande sagen, ohne Neid ansahen.

Frida Fortune feierte im Laufe des Monats Juni ihren Geburtstag und erhielt an demselben außer mehreren reizenden Geschenken aus England auch noch eine nicht unbedeutende Summe Geldes. Aber bald nach ihrem Geburtstage war das Geld aus ihrem verschlossenen Pulte verschwunden und nach sehr kurzem Bedenken fiel der Verdacht auf Emilia von Meßmer, die auffallender Weise durch einige Einkäufe von Gerstenzucker bewies, daß sie in Besitz von Geld war. Sie wurde nun erst von der Unterlehrerin befragt und aufgefordert, ein Geständniß ihrer Schuld zu machen, und da sie sich zu Nichts bewegen lassen wollte, in das Cabinet der Vorsteherin gerufen.

Sie leugnete, das Geld entwendet zu haben, und weigerte sich sogar zu sagen, woher sie Geld zur Verfügung habe. Die Vorsteherin, sie für strafbar erklärend, gebot ihr, die Eselsmütze zu tragen. Diese, die größte und seltenste Strafe, bestand darin: eine aus gelbem Kattun angefertigte, mit zwei langen Ohren versehene Mütze auf dem Kopfe zu tragen.

Die Bestrafte durfte mit Niemand sprechen, von Niemand angeredet werden, durfte nicht Theil an dem Unterrichte nehmen, mußte aber in einem Winkel der Klasse bleiben und aß an einem besondern Tische.

Diese große Strafe, welche über Emilia verhängt wurde, veranlaßte uns Alle ohne Ausnahme zu dem Glauben, Emilia sei die Diebin, und wir unterließen nicht, sie bei allen Gelegenheiten zu kränken und ihr den Spitznamen „la voleuse" beizulegen. Sie ertrug dies Alles ruhig, aber sie war wie umgewandelt, von der größten Lebendigkeit war sie herabgestiegen zur äußersten Melancholie und man sah sie oft mit verweinten Augen einhergehen.

Auguste Pontillon war diejenige unter uns, welche sie am häufigsten zu verspotten suchte und die Emilia wirklich zu hassen schien. Ich erinnere

mich eines Tages, wo wir ein Gesellschaftsspiel unternehmen wollten, wobei Auguste, welche es anführte, mit lauter Stimme rief: „Alle können Theil nehmen, Emilia ausgenommen, da man mit Diebinnen nicht spielen kann.“ Da stampfte Emilia zum ersten Male ungestüm mit dem Fuße und sagte: „Wer weiß, wer von uns Beiden die Diebin ist.“ Nun ergoß sich Auguste in einen Strom von Schimpfworten, Vertheidigungen und Anklagen, denen durch das Erscheinen einer der Unterlehrerinnen ein Ende gemacht wurde, indem die Streitenden plötzlich verstummten.

Alle Vierteljahre hatten wir ein kleines Examen zu bestehen, welches uns zum großen vorbereiten sollte, nach welchem die Preisvertheilung erfolgte. Diese kleinen Examen beschränkten sich abwechselnd auf zwei bis drei Lehrzweige, und wurden uns einen Tag vorher angekündigt, gewöhnlich nach dem Morgensegen, und diese Ankündigung schloß stets mit den Worten: „Wir werden unsern Schülerinnen heute ihre Zeit frei geben bis morgen ein Uhr, und ihnen überlassen sie dem Studium oder dem Spielen zu widmen.“

Ich war stets sehr fleißig und eifrig beim Lernen, muß aber gestehen, daß ich am Morgen des Examens immer am fleißigsten war, und, im Winter ausgenommen, um 5 Uhr mein Bett verließ, um zu lernen.

Sonst standen wir nach dem Geläute der Glocken auf, an besonderen Lerntagen und an Festtagen wurde uns dabei jedoch kein Zwang auferlegt. In meiner Klasse waren nur zwei Schwestern, die immer mit mir aufstanden, die übrigen Schülerinnen, obgleich sie es einsahen, es lerne sich am besten am frühen Morgen, zürnten mir stets, wenn Examen war, denn aufstehen wollten und konnten sie nicht. Beide Schwestern waren auf Urlaub nach England gereist, als wieder das Examen angesagt wurde, und zwar war es diesmal in den schwierigsten Fächern, Grammatik und Geschichte.

Den Tag vorher hatte ich meiner Grammatik gewidmet, recht fleißig hatte ich gelernt, und am Abend nahm ich mir vor: „Morgen willst du recht früh aufstehen und Geschichte studiren.“ Ich theilte auch diesen Plan vielen meiner Mitschülerinnen mit und fügte, vielleicht zu triumphirend, hinzu: „Da die Schwestern verreist sind, werde ich ganz allein sein und desto besser lernen können.

Der laute Klang der großen Uhr, welche im Schlafsaale hing und fünf schlug, weckte mich pünktlich an dem verhängnißvollen Morgen. Mein erster Gedanke war die Geschichte Heinrich IV., welche ich mir heute einprägen wollte. Hastig strebte ich, mich in die Höhe zu richten,

aber trotz aller Anstrengung gelang es mir nicht auch nur ein Glied zu rühren, machtlos lag ich auf meinem Bette und war total gelähmt und aller Bewegungskraft beraubt; kalter Schweiß trat auf meine Stirn, ich glaubte meinem Ende nahe zu sein, vergaß Heinrich IV. und die Grammatik und wunderte mich, daß das Sterben doch nicht so schwer sei.

In dieser peinlichen Lage blieb ich eine ganze Stunde lang, endlich hörte ich es „sechs" schlagen und vernahm ein kleines Geräusch, welches von dem Oeffnen der Saalthüre herrührte. Eine Unterlehrerin trat ein, um dem Aufstehen der Schülerinnen beizuwohnen und ging quer durch den Saal. Ich war immer noch in demselben hülflosen Zustande, schöpfte aber allgemach wieder etwas Lebensmuth, da der Tod so lange auf sich warten ließ. Flehend rief ich: „Mademoiselle Claire helfen Sie mir, ich sterbe, ich ersticke, ich weiß nicht, was ich anfangen soll. — „Was giebt es? mein Kind," war die Antwort, „was fehlt dir, bist du krank? soll ich die Vorsteherin rufen?" „Ich bin gelähmt!" rief ich kläglich und schluchzend." — „Gelähmt, mein armes Kind", rief die Lehrerin mit großer Angst und beugte sich über mich, indem sie mich sorgsam befühlte." — „Aber mein Himmel", fuhr sie fort und Erstaunen und Unwillen spiegelten sich auf ihrem Gesichte, „was ist hier vorgegangen?"

Meine Decke war dicht um mich gehüllt, und ich in dieselbe so fest eingenäht, wie ein kleines Wickelkind, so daß ich dadurch jeglicher Bewegung beraubt und in den ungemüthlichen Zustand versetzt war, den ich in aller Unschuld für den Tod gehalten hatte.

Mit dem strengen Verbote, daß Keine von uns den Saal verlassen solle, ging die Unterlehrerin fort, um die Vorsteherin herbeizuholen. Lebhaft erinnere ich mich der malerisch-komischen Scene, die sich jetzt entwickelte. Aus alle den kleinen, weiß überzogenen Betten (vierzig an der Zahl) blickten schelmische Kindergesichter hervor, die frischen Backen geröthet vom Schlaf und die Augen funkelnd vor Uebermuth, während ein unterdrücktes Lächeln die rosigen Lippen umspielte, welches nach und nach in ein übermüthiges Lachen ausbrach, nachdem die Schritte der Lehrerinnen verhallt waren.

Dieser Lustigkeit wurde schnell ein Ende gemacht, als wir das Knarren der Thüre vernahmen, welche die gefürchtete Vorsteherin einließ, und auch mich, obgleich schuldlos, durchfuhr ein gewaltiger Schreck, als die, wie immer schwarz gekleidete Mademoiselle Dupont an meinem Bette erschien.

„Was geht hier vor?" fragte sie ernst und sah mich aufmerksam an. „Bist du unwohl?" — wendete sie sich nun an mich. — „Nein," — ant-

wortete ich schüchtern. — „Hast du Schmerzen?“ — „Nein, Mademoiselle,“ — „Hast du gut geschlafen?“ — „Ja, Mademoiselle!“ — „Weißt du, wer dich eingenäht hat?“ — „Nein, Mademoiselle.“ — „Weiß irgend Eine von euch anzugeben, wer diesen boshaften Streich verübt hat, und werde ich es erfahren? — Hierbei nahm die Stimme der Fragenden einen drohenden Ton an und vermehrte unsere große Angst um ein Bedeutendes.

Alles blieb mäuschenstill, man hörte kaum einen Athemzug in dem großen Saale.

„So muß ich denn,“ — fuhr Mademoiselle Dupont nach einer kurzen Pause fort, — die ganze Klasse für das Vergehen einer Einzigen strafen und“ — wir lauschten athemlos — „allen Schülerinnen verbieten, während der nächsten sechs Wochen auszugehen.“

Das war ein Donnerschlag für viele, viele Hoffnungen der kleinen Mädchen, sechs Wochen lang sollten sie an die Schule gebannt sein, sechs Wochen lang ihre Eltern und Verwandten nicht besuchen, so manche herrliche Lustparthie, auf welche sich die kindlichen Gedanken schon so innig gefreut hatten, nicht genießen dürfen.

Langsamen Schrittes ging die Vorsteherin der Thüre zu, ohne sich umzusehen, schon hatte sie die Klinke erfaßt, als aus dem letzten Bette des Saales eine halb weinende, halb lachende Stimme sich vernehmen ließ: „Mademoiselle.“ — Die Angerufene blieb stehen, sich langsam umwendend: „Wer spricht?“ — „Ich, Auguste Pontillon,“ sagte dieselbe mit ängstlicher Stimme, — „ich habe“ —

„Bist du die Schuldige?“ unterbrach sie Mademoiselle Dupont. — „Ja, Mademoiselle, ich habe Clara eingenäht.“

Hier konnte sie vor ersticktem Lachen nicht weiter reden, und setzte leise hinzu: — „und hoffe, meine Sache recht gut gemacht zu haben.“ — „Du großes Mädchen, die allen anderen zum Muster dienen sollte, begehst solche Dummheiten, das hätte ich niemals erwartet; was dachtest du dir dabei?“ — „Nun das ist sehr einfach: Clara sollte nicht mehr wissen wie wir, nicht früher aufstehen, als wir Alle, und einmal erfahren, daß es nie gut thut, sich dessen am Abend zu rühmen, was man am Morgen thun will, jedenfalls müßte man dann nicht einschlafen, um nicht in die Gefahr zu kommen eingenäht zu werden.“ —

Unwillkührlich lächelte die Vorsteherin, unserer aller Blicke waren auf sie gerichtet, kaum hatten wir diesen minder drohenden Zug um ihre Lippen bemerkt, als wir Alle in ein helles Gelächter ausbrachen, dessen Ende

Fräulein Dupont mit der größten Ruhe abwartete, um dann das Wort zu nehmen.

„Auguste Pontillon ist jedenfalls strafbar, und ich würde gewiß nicht unterlassen, sie vom Examen auszuschließen, wenn ich nicht annehmen müßte, daß alle ihre Mitschülerinnen von der Sache gewußt haben. — Irre ich mich darin? Auguste."

„O nein, Mademoiselle, das wäre ja Unrecht gewesen, ihnen diesen Spaß vorzuenthalten, sie haben mir alle getreulich dabei geholfen. Die Eine borgte mir Zwirn, die Andere fädelte mir die Nähnadel ein, denn ich habe mich ja ungemein beeilen müssen, damit Clara nicht aufwache, ehe alles beendet sei.

Abermals lächelte die Vorsteherin, nahm aber bald wieder eine ernsthafte Miene an und sagte: „Ihr werdet heute die gewöhnlichen Stunden haben, morgen aber Examen halten, und jedenfalls unterlassen, Clara oder irgend eine andere Schülerin einzunähen." — Mit diesen Worten verließ sie den Saal.

Die Unterlehrerin näherte sich nun meinem Bette mit einer großen Scheere und begann die mich in eisernen Banden haltenden Stiche aufzuschneiden.

Wie neugeboren sprang ich drei Mal in die Höhe, dann aber ging es schnell an's Anziehen, da es inzwischen spät geworden war. In den Freistunden des Tages sprachen wir nur von dem kleinen niedlichen Spaße, dessen unschuldige Heldin ich gewesen war.

Am nächsten Morgen fünf Uhr stand ich auf, ohne die allergeringste Lähmung zu empfinden; allein nur dem Schrecken am Morgen vorher konnte das Erstaunen verglichen werden, welches ich empfand, als ich in die Klasse trat und Emilia von Meßmer an ihrem Pulte sitzend gewahrte, sie, die lieber, glaube ich, sich ins Wasser gestürzt hätte, denn eine Stunde früher aufzustehen, als man sie zwang. Sie war vor mir in das Lernzimmer gegangen.

„Was ist dir zugestoßen, Emilia?" — Das waren meine ersten Worte an sie. „Zugestoßen ist mir Nichts, durchaus Nichts Clara, ich bin heruntergekommen, weil ich vor Freude nicht mehr schlafen konnte. Denn, denke dir, heute soll ich zu meiner Tante gehen. Mademoiselle Dupont hat es mir gestern angekündet, meine Tante hat deshalb an sie geschrieben." — „Heute am Examen-Tage?" — Mehr konnte ich vor Verwunderung nicht sagen. „Jawohl heute am Examen-Tage," erwiderte Emilia ganz

ruhig, — „Mademoiselle Dupont würde es gewiß nicht gestattet haben, allein meine Tante schrieb, daß mein Vater um zehn Uhr Morgens ankommen würde, und daß sie ihn mit mir vom Bahnhofe abholen wollte. Darum darf ich auch so früh gehen und erwarte jeden Augenblick das Mädchen, welches mich abholen soll.“ — „Jetzt um fünfeinhalb Uhr? das kann ich nicht glauben Emilia, und deine Schwester Félicia kömmt sie nicht mit?“ — „Nein, heute nicht; — aber Clara frage doch nicht so viel, fange lieber an zu lernen.“

Dieser Aufforderung folgte ich sogleich, kaum aber saß ich fünf Minuten beim Buche, als Emilia, welche am Fenster stand, mich bat, zu ihr zu kommen. Aus diesem, von außen mit Eisenstäben versehenen Fenster, das nach der Straße ging, konnte man eine entfernt liegende Querstraße übersehen, die nach den champs-élysées führte. „Siehst du dort das Mädchen meiner Tante stehen?“ — redete mich Emilia lebhaft an, „sie winkt mir zu ihr hinüber zu kommen. Adieu Clara, morgen früh, denke ich, bin ich wieder da!“

Ich sah das Mädchen trotz meiner Bemühungen nicht, allein als ich diesen Umstand gegen Emilia erwähnen wollte, war sie nicht mehr in der Stube. Ich lief ihr nach, meine Schritte der Hausthüre zu lenkend; mich aber noch zur rechten Zeit besinnend, daß derjenigen eine große Strafe zufiel, die dort gesehen wurde, kehrte ich zurück, und ohne mich weiter um die Fortgegangene zu bekümmern, lernte ich emsig weiter.

Da wir zerstreut waren in Klassen und Gärten, so bemerkte keine der Lehrerinnen Emilia's Abwesenheit am Vormittage; ich aber sprach gar nicht von ihr, indem ich sie gänzlich vergessen hatte. Als wir jedoch um ein Uhr alle zum Examen versammelt waren und die Vorsteherin unsere Namen aufrief, vermißte man sie. Wir wurden gefragt, ob wir wüßten, wo sie sei, doch Keine von uns gab Antwort. Ich schwieg aus Furcht vor der Vorsteherin und die anderen Schülerinnen wußten wirklich nicht, was aus ihr geworden.

Es wurden nun einige Unterlehrerinnen ausgesandt, nach der Verlorenen zu suchen. Aber ihre Bemühungen waren vergebens und die Vorsteherin erklärte sich für gezwungen, ohne sie das Examen zu beginnen, da dasselbe nicht noch einmal einen Aufschub erleiden könne. Doch wurden die Nachsuchungen nach der Vermißten während der Dauer des Examens fortgesetzt, blieben aber fruchtlos.

Die Vorsteherin war sichtlich sehr unruhig und aufgeregt, und begann nach beendetem Examen uns abermals dringend zu ersuchen, offen zu gestehen, was wir von Emilia wüßten.

Félicia, meine kleine Pflegebefohlene, schmiegte sich eben weinend an mich, den Namen ihrer Schwester herzzerreißend ausrufend, daß ich mich überwand und Fräulein Dupont bat, mich mit ihr allein reden zu lassen.

„Komm mit in mein Cabinet, Clara, — sagte diese freundlich zu mir. — Das Wort „Cabinet“ konnte ich aber nicht ertragen und sie bittend ansehend, murmelte ich leise etwas von Garten und nicht gern in's Cabinet gehen. — „Dann wollen wir uns hinauf nach meinem Schlafzimmer begeben,“ erwiderte das immer gleich freundlich bleibende Fräulein Dupont. Das war mir Recht und ich folgte ihr mit klopfendem Herzen.

So viel ich von Emilia wußte, theilte ich mit. Die Vorsteherin sah bald böse, bald traurig aus und entließ mich mit den Worten: „Behalte dies alles für dich, Plaudereien werden bestraft.“ —

Als ich wieder zu meinen Mitschülerinnen zurückkehrte, wurde ich neugierig umringt und mit tausend Fragen überhäuft, die ich so gern beantwortet hätte, aber ich blieb standhaft und schwieg dem Gebote gemäß. In fortwährender Unruhe und Aufregung verging der Tag.

Als es dämmerte, verbreitete sich die Nachricht, daß die Verlorene gefunden und schon in die Pension zurückgekehrt sei. Auf unser vielseitiges Fragen, wo sie gewesen und auf unser dringendes Begehren sie zu sehen, wurde uns die ungenügende Antwort, daß man sie bei der Tante gefunden habe, und daß sie sich bei der Vorsteherin aufhalte, wo sie auch übernachten werde.

Natürlich wurde unsere Neugierde hierdurch noch mehr gesteigert, und wir glaubten Alle den folgenden Morgen nicht abwarten zu können. Doch sollte unsere Geduld noch mehr geprüft werden; denn auch der ersehnte Morgen erschien und Emilia war weder beim Frühstück zugegen, noch erfuhren wir sonst Etwas über sie.

Endlich versammelte uns die wohlbekannte Glocke um zwölf Uhr in dem Speisesaale und hier sahen wir Emilia zu unserem nicht geringen Erstaunen an ihrem gewohnten Platze. Die kleine Félicia stürzte weinend auf ihre Schwester zu und bestürmte sie mit Fragen, welche Emilia verlegen und ausweichend beantwortete. Nur so viel entnahmen wir daraus, daß sie den Morgen in dem verhängnißvollen Cabinet zugebracht hatte.

Bald trat die Vorsteherin herein. Sie hatte eine feierliche ernste Mine und forderte uns auf, ihr zuzuhören; da sie uns Mittheilungen zu machen habe. Ehrerbietig erhoben wir uns von unsern Stühlen und lauschten in athemloser Spannung.

„Es ist euch bekannt," — begann Fräulein Dupont, — „daß Emilia gestern vermißt und erst gegen Abend wieder gefunden wurde. Sie hat den ganzen Tag auf der Straße zugebracht und ist dann spät am Nachmittage tödtlich erschöpft und halb verhungert zu ihrer Tante gegangen, weil sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Ich habe die Ursache ihrer Entfernung jetzt erfahren, und obgleich ich diesen Fluchtversuch keineswegs billigen kann, so erwarte ich doch mit der größten Bestimmtheit, daß Keine sich auch nur die kleinste Bemerkung gegen Emilia erlauben werde, indem ihr Alle mehr oder weniger dabei betheiligt seid. Eure Beschuldigung, daß Emilia der Frida Fortune Geld entwendet habe und eure Neckereien veranlaßten das arme Mädchen zu diesem unüberlegten Schritte, den sie heute bitter bereuet. An euch ist es nun, wieder gut zu machen, was euer Leichtsinn verschuldet hat. Emilia's offenes Geständniß, daß sie durch den Verkauf ihrer goldenen Ohrringe zu Gelde gekommen sei, rechtfertigt sie gänzlich von dem Verdachte des Diebstahls, und würde sie, wenn es früher erfolgt wäre, vor der Schande der Eselsmütze bewahrt haben, da dieser willkürliche Verkauf zwar strafbar ist, aber doch diese entsetzliche Schmach nicht veranlaßt haben würde. Ihr seht ein, wie unrecht es ist, nach dem Scheine zu urtheilen, und wie traurig oft die Folgen unüberlegter Neckereien sein können. Nehmt hieran ein warnendes Beispiel und erfüllt mein Gebot, diesen traurigen Vorfall niemals wieder zu erwähnen. Der Portier, welcher nachläßig genug gewesen ist, Emilia die Hausthür zu öffnen, ohne sich zu überzeugen, daß sie es war und nicht der Bäckerjunge, wie er glaubte, ist sogleich entlassen worden, und ich hoffe, daß etwas Aehnliches nie wieder geschehen wird, so lange ich die Leitung der Pension in Händen habe."

Einige Tage später kam Emilia's Vater an und nachdem er theils durch die Vorsteherin, theils durch seine Tochter von der ganzen Sache in Kenntniß gesetzt worden, beschloß er, Letztere aus der Anstalt zu nehmen, da er den Gedanken nicht ertragen konnte, sie unter den Schülerinnen zu wissen, die sie mit der schmachvollen Eselsmütze gesehen und ihr ein so gemeines Vergehen zugetraut hatten.

Emilia war, als ihr dieser Entschluß mitgetheilt wurde, außer sich vor Schmerz und trostlos bei dem Gedanken, den ihr lieben Kreis

verlassen zu müssen, in welchem sie ja nun jetzt wieder schuldlos und rein dastand.

Mit tausend Thränen bestürmte sie ihren Vater, sie bei ihren Gespielinnen zu lassen, aber dieser blieb unerbittlich, indem er der Meinung war, daß der entsetzliche Verdacht des Diebstahls immer noch auf ihr laste, so lange der wahre Dieb nicht entdeckt wäre.

Endlich ergab sich Emilia traurig in ihr Schicksal. Der Tag der Trennung war gekommen, schluchzend ging die kleine blasse Gestalt von einer Pensionairin zur andern, drückte jede von uns noch ein Mal an ihr Herz und mußte beinahe mit Gewalt aus unserer Mitte gerissen werden.

Eine der Unterlehrerinnen nahm die Widerstrebende bei der Hand, um sie hinwegzuführen und näherte sich mit ihr der Thüre. Da plötzlich sprang Auguste vor, umarmte Emilia ungestüm und stieß mit zitternder Stimme folgende Worte hervor: „Emilia, kannst du, wirst du mir verzeihen? — Ich, ich bin selbst die Schuldige. Ich habe das Geld entwendet und kann es nicht mehr ertragen, dich meinetwegen so bitterlich weinen zu sehen. Ich will zur Vorsteherin, ich will zu deinem Vater gehen, ich will ja Alles — Alles bekennen, wenn du nur bei uns bleiben kannst."

Emilia drückte tief gerührt Auguste an ihr Herz, und sie bei der Hand fassend, folgten Beide der Unterlehrerin, welche sie schweigend dem Cabinette der Vorsteherin zuführte.

Wir Alle blieben natürlich in einem Zustande großer Aufregung zurück, und waren in athemloser Erwartung über die Art und Weise, wie Fräulein Dupont Augustens Geständniß aufnehmen würde. Wir hatten nicht nöthig lange hierauf zu warten, denn schon nach einer halben Stunde öffnete sich die verhängnißvolle Thür von Neuem und die Vorsteherin, auf deren Gesicht man deutlich die Spuren einer ernsten Aufregung wahrnahm, trat ein, Emilia und Auguste an den Händen haltend.

„Liebe Kinder," sprach sie mit bewegter Stimme, „ich bin vor wenig Augenblicken davon unterrichtet worden, wie die räthselhafte Begebenheit, welche sich leider in eurem Kreise zugetragen hat, zusammenhängt, und wünsche, daß auch ihr die volle Wahrheit erfahret. — Auguste, welche Gott sei Dank nicht so strafbar ist, als ihr es jetzt glaubt, wird daher dasselbe Geständniß, welches sie mir ablegte, in eurer Gegenwart wiederholen."

Auguste unterdrückte hier mit Gewalt die Thränen, welche immer wieder zu fließen begannen, und hub schüchtern folgendermaßen an:

„Frida Fortune hatte, wie ihr wißt, als sie zu ihrem letzten Geburtstage ein Päckchen Geld erhielt, einigemal geäußert: sie wolle sich eine goldene Uhr dafür anschaffen. — Mich ärgerte dies und ich sagte ihr eines Tages, sie solle sich doch lieber etwas Anderes kaufen, da sie ja noch viel zu klein sei, um eine Uhr zu tragen. Frida wurde hierüber böse und fing an mit mir zu zanken, ein Wort gab das andere, ich neckte und foppte sie immer mehr und sie rief endlich in der größten Entrüstung: „und wenn du dich auf den Kopf stellst — ich kaufe mir doch eine Uhr und zwar schon morgen.“ — „Das wollen wir einmal sehen!“ — antwortete ich höhnisch und verließ sie, indem ich mir vornahm, ihr einen Possen zu spielen. Am Abend desselben Tages schlich ich mich zu ihrem Pulte, öffnete es mit meinem Schlüssel, welcher ganz gut schloß, und nahm das bewußte Geldpäckchen heraus, mit dem Vorsatz, Frida den ganzen folgenden Tag darnach suchen zu lassen und es ihr am Tage darauf mit dem Bemerken wieder zu geben, sie solle künftig nicht so genau bestimmen, wann sie sich eine Uhr kaufen wolle. Zu meiner grenzenlosen Bestürzung kam der Vorfall sogleich zur Kenntniß von Fräulein Dupont und wurde so ernst genommen, daß ich nicht wußte, was ich vor Angst beginnen sollte. Da das Schloß an Frida's Pult geändert wurde, konnte ich das unglückselige Geld nicht wieder hineinlegen und trug es immer mit mir herum. Ich sah mit unbeschreiblicher Unruhe, daß Emilia beschuldigt wurde, und war doch auch wieder froh, daß auf diese Weise jeder Verdacht von mir abgewendet wurde, ja ich war abscheulich genug, sie zu behandeln, als ob auch ich sie für die Diebin halte, da mein böses Gewissen mir fortwährend zuflüsterte, man könne mich beargwöhnen, wenn ich nicht ebenfalls in die Hohnreden und Neckereien der Anderen gegen Emilia einstimmte. — Heute aber konnte ich es nicht mehr aushalten, und danke Gott, daß er mir endlich Kraft gegeben hat, die Wahrheit zu sagen, denn ich hätte keinen ruhigen Augenblick mehr gehabt, wenn Emilie uns wirklich verlassen hätte.

„Und ich,“ — nahm jetzt Fräulein Dupont das Wort, „füge hinzu, daß ich den Worten Augustens vollen Glauben schenke, und gebe hiermit an Frida das Geldpäckchen zurück, welches Auguste mit Frida's Siegel versehen, also uneröffnet, mir überreicht hat.“

Frida nahm das Geld in Empfang und wir Alle, ausgenommen Auguste und Emilia, begaben uns an unsere Arbeiten, welche diesmal nicht allzugut von Statten gingen, denn wir waren sämmtlich in einer sehr aufgeregten Stimmung.

Emilia's Vater gab den dringenden Vorstellungen der Fräulein Dupont, so wie den vereinigten Bitten der beiden Mädchen nach, da seine Tochter nun vollständig gerechtfertigt war und erfüllte den innigsten Herzenswunsch derselben, sie unter uns zu lassen; Auguste aber empfing eine ernste Ermahnung, die ihr Reuegefühl wohl noch steigerte.

Dieser Vorfall machte auf uns Alle einen unauslöschlichen Eindruck und wirkte veredelnd auf die kindlichen Gemüther, besonders auf Auguste und Emilia, welche unzertrennliche Freundinnen wurden.

So trug dies verhängnißvolle, ernste Ereigniß reiche und gute Früchte. Ich bezweifle nicht, daß alle diejenigen, welche Augenzeugen davon waren, es nie vergessen, sondern sich oft desselben erinnern werden, wenn sie sich in die gemüthliche Pension zurückträumen, wo sie ihre glückliche Kindheit verlebten.

Die Musik.

Von

Dr. Schneider.

II. Ihre Geschichte.

Wer sonst die Geschichte einer Kunst behandeln will, hat leichtes Spiel: er fängt mit dem Alterthum an, wo die ersten Spuren der betreffenden Kunst bei den einzelnen Völkern zerstreut liegen, und schreitet von da am Faden der Zeitfolge durch Mittelalter und Neuzeit bis auf unsere Tage herab. Bei der Musik ist dies Geschäft nicht ganz so leicht, wenigstens über den Anfangspunkt dürfte der Geschichtschreiber nicht außer aller Verlegenheit sein. Wenn nämlich die bildenden Künste nebst der Dichtkunst ihre Geschichte vom frühesten Alterthum herab datiren, so ist dies mit der Musik nicht der Fall. Das Alterthum hatte keine Musik. Die Kunstvölker der alten Welt, die Griechen voran, hatten wohl Sinn für Form, für Anschauung und Gestaltung, aber keinen für diejenige Kunst, die von aller sinnlichen Form, von aller festen Körperlichkeit absieht und lediglich in der gestaltlosen Binnenwelt des menschlichen Gemüthslebens versirt — wir meinen die Musik. Es gab im Alterthum noch keine Musik, weil ihm die Welt der Gefühle noch nicht aufgegangen war. Nicht, als ob die Menschen damals noch kein Herz gehabt, überhaupt noch nichts empfunden

hätten. Wohl gab es Scheu und Pietät gegen die Götter, Wohlwollen des Einen gegen den Andern, Hochachtung gegen das Alter, Treue und Aufopferung für den Freund. Aber die Gefühle blieben mit einer gewissen Nüchternheit und Kälte behaftet, weil der Mensch noch nicht an sein Inneres verwiesen und dies Innere selbst noch nicht rege geworden war, weil man den Einzelnen noch nicht als ein Wesen von unendlichem Werthe, von idealsittlichen Beziehungen erkannt hatte. Diese weite Perspektive der Unendlichkeit hinter der sichtbaren Welt, diesen idealen Werth des Lebens, diese geheime Verkettung des Endlichen mit dem Ewigen hat erst das Christenthum erschlossen und deshalb ist mit ihm auch erst die Welt der Gefühle erwacht und mit ihm erst diejenige Kunst in's Leben getreten, die sich wesentlich auf dem Gefühle aufbaut — die Musik. Was uns von griechischer Musik erzählt wird, muß äußerst dürftig gewesen sein. Von Melodie in unserm Sinne war keine Spur. Die Harmonie blieb auf einzelne Akkorde beschränkt, die in marschmäßigem Rhythmus und engem Umfange zusammengehalten, an unglaublicher Eintönigkeit gelitten haben mögen. Jedenfalls diente die griechische Musik nur zur Begleitung, entweder der rhythmischen Chorgesänge auf der Bühne, oder des Vortrags der Rhapsoden, d. h. der wandernden Volkssänger, die dem Volke mit begeisterter Recitation zur Lyra die Götter und Heldenthaten priesen. Anders kann auch die Musik bei Tanz und Spiel oder bei Opfern und Götterfesten nicht gewesen sein. Keinenfalls war sie auch nur entfernt dem ähnlich, was wir heutzutage Musik nennen: diese immer neu hervorquillende Fülle von Melodien, dieser Reichthum und Vollklang der Harmonie, diese Mannigfaltigkeit in der Klangfarbe der Stimmen und Instrumente — von alle dem gab es damals noch kaum einen Anfang.

So fällt denn die Entstehung der Musik erst in das Mittelalter; da erst hat sie die kümmerlichen Vorversuche und Anfangsgründe mühevoll und langsam nachholen müssen, welche die übrigen Künste bereits in altersgrauer Vorzeit überwunden hatten. Es gab also für die Musik, weder was die Technik der Instrumente, noch was Composition und Theorie betrifft, kein Vorbild im Alterthum, wie für die bildenden Künste und die Poesie, die nur fertige Muster nachzuahmen oder umzuschmelzen brauchten. Die Musik mußte ganz von vorn anfangen, stand ganz auf eigenen Füßen und wagte jeden Versuch, jeden Schritt vorwärts auf eigene Gefahr. Und in der That waren denn auch diese ersten Proben dürftig und ohrzerreißend genug, so daß wir verzogenen Kulturmenschen davongelaufen

sein würden, hätten wir jene Stümpereien gehört. Die älteste Sangesweise unserer heidnischen Vorfahren waren bekanntlich Schlacht- und Sieges-Gesänge oder Trauerlieder beim Begräbniß gefallener Helden. Welch wüstes Gebrüll müssen diese sogenannten Gesänge gewesen sein, wenn geschmackvollere Zeitgenossen sie mit dem Geheul wilder Thiere vergleichen, und wenn man es gerathen fand, die deutschen Kehlen für einen erträglichen Kirchengesang durch Sänger aus Italien einschulen zu lassen, die man ausdrücklich für diesen Zweck verschrieb! Unglaublich klingt es ferner, daß man die Orgel, dies jetzt so großartige, so sinnreich zusammengesetzte Instrument, in den frühesten Zeiten mit dem Ellenbogen und mit Fäusten schlug, ganz entsprechend der ungeschlachten Naturkraft unserer barbarischen Urahnen, woraus wir denn weiter folgern dürfen, daß auch die jetzigen Tasten der Claviatur bei der Orgel damals noch breite, massive Holzkloben gewesen sein müssen, ähnlich den plumpen Tasten im Pedal, die man noch heutigen Tages — nicht eben zart — mit Fußtritten bearbeitet. In dem nämlichen primitiven Zustande mag sich auch unser jetzt so salonfähiges Pianoforte anfänglich befunden haben. Sehen wir doch selbst noch aus den ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts Claviere, deren Ton der Spieler kaum selbst hört, ja auf denen das Spiel ein klägliches Geklimper genannt werden muß, bei dem wir uns eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren können. Zum Schluß dieser antiquarischen Kuriositäten sei noch bemerkt, daß auch die musikalische Zeichenschrift, die gegenwärtig so zierlich und elegant ist, Anfangs in dicken, viereckigen Notenköpfen bestand und die wenigen Compositionen nur geschrieben, in Einem oder wenigen Exemplaren, vorhanden waren. Also keine Musikalien damals und keine Musikhandlungen, keine Klaviere und kein Liedergesang, keine Gesangvereine und Liedertafeln, keine Koncerte und Opern — o düstere, musikarme Zeit des Mittelalters! Wir müssen uns gratuliren, daß wir im kunstsinnigen neunzehnten Jahrhundert geboren sind!

Ueberall ist die Kunst in ihrem ersten Stadium religiöse Kunst, weil immer zuerst das Göttliche ins menschliche Bewußtsein tritt und der Mensch sich demgemäß gedrungen fühlt, zuerst dieser geahnten Gottheit seine Verehrung, sein Eigenthum darzubringen, seine besten Leistungen zu weihen. So ist denn auch die früheste Musik im Mittelalter keine andere als religiöse. Aus den Andachtstätten der ersten christlichen Gemeinden klingen uns die frühesten musikalischen Weisen entgegen; und was wir jetzt als gebildeten Gemeindegesang, als Choral u. s. w. besitzen, das hat damals den

ersten Flügelschlag entfaltet, die ersten Keime getrieben. Höchst wahrscheinlich aber ist dieser älteste Gemeindegesang nicht viel besser gewesen, als die wilden Schlacht- und Siegeslieder der alten Germanen und ebenso, wie diese, von rohen Kehlen und ohne alles Zartgefühl gehandhabt worden. Heutzutage würde eine solche Roheit in Kunstsachen, wenn sie überhaupt möglich wäre, von der edeln Sitte des Zeitalters, von der Macht des bessern Beispiels beseitigt werden. Damals aber bedurfte es der durchgreifenden Strenge des obersten Kirchenregimentes, um dem wüsten Kirchengesange eine edlere Gestalt zu geben. Gegenwärtig würde der Ungeübte sich nach dem Kundigern richten und seinem Vorbilde nacheifern; damals nahmen Bischöfe und Päpste die Sache in die Hand und lehrten das Volk in den Kirchen menschlich und würdig singen. Dies Verdienst erwarben sich besonders Bischof Ambrosius von Mailand (um 400) und Papst Gregor VII., der Große (um 600). Daß diese Beiden altgriechische Intervalle, Akkorde und Tonleitern für den jungen Kirchengesang auswählten; daß sie den sieben stehend gewordenen Tönen bestimmte Namen gaben und eine einfachere Notenschrift aufstellten, ist der geringste Theil ihrer kirchenmusikalischen Thätigkeit. Wichtiger ist, daß sie für den Gemeindegesang bestimmte Sangweisen festsetzten (am liebsten Psalme und Lobgesänge aus dem Alten Testament), ungeeignete ausschieden oder verbesserten und diese von ihnen verordnete Sammlung in allen Gemeinden der damaligen Christenheit einführten. Von Papst Gregor rühren auch die Anfänge des mehrstimmigen, harmonischen Gesanges her (der sogenannte Gregorianische Kirchengesang), wie er seitdem neben dem einstimmigen Choral ein stehender Theil unserer Gottesdienste geworden ist. Ihm verdanken wir, was wir gegenwärtig als Responsorien bei der Liturgie von einem besondern Sängerchore oder besser von der ganzen Gemeinde ausführen hören. Der Berliner Domchor, der in dieser Gattung bekanntlich Meister ist, hat mithin in Papst Gregor seinen Urahnen, den Gründer seiner modernen Gesangtechnik zu verehren. Dies war denn aber auch das Beste, ja man kann sagen das Einzige, was das Mittelalter in musikalischer Hinsicht leistete. Alles Uebrige war, wie gesagt, dürftig und schülerhaft; und es hat ganze Jahrhunderte gedauert, ehe unsere heutigen Intervalle, unsere konsonirenden und dissonirenden Akkorde und deren Auflösung, ehe unser ganzes reiches Tonsystem, unsere Instrumente erfunden und zu einer leidlichen Technik erhoben wurden. Ebenso langwierig war es, ehe sich aus dem massenhaften Gemeindegesange der ersten Jahrhunderte der Sologesang, das Lied, das Recitativ, die Arie u. s. w. loslöste.

Italien und die Niederlande hauptsächlich haben diese mühevolle Elementar-Epoche am gründlichsten durchgemacht. Entweder von einem Italiener, Guido von Arezzo (um 1000), oder von Dunstan, Erzbischof von Canterbury (um 950) soll z. B. die vielstimmige, die sogenannte figurirte Musik erfunden worden sein.

Auch die neue Zeit weiß zu Anfang noch von keiner andern, als religiöser Musik: ganz natürlich, weil Religion und Kirche damals noch eine solch' unbedingte Uebermacht über die unmündige Menschheit übten, daß sie alle sonstige Interessen verschlangen und kein weltliches, rein menschliches Gefühl durchzudringen vermochte. Es kam hinzu, daß die bisherige Kirchenmusik noch gar nichts von Bedeutung geschaffen, noch keine einzige Tongattung, außer dem Choral, ausgeprägt hatte — Grund genug, nun endlich Ernst mit dieser Ausgabe zu machen und das sich selbst schuldig Gebliebene mit allem Eifer nachzuholen. Und in der That hat sie es an diesem Eifer nicht fehlen lassen. Wie die Religion damals noch ausschließlich Geist und Gemüth der Menschen erfüllte, so nahm sie auch alle musikalisch produktiven Kräfte in ihren Dienst, und alle namhaften Tonkünstler jener Zeit haben einzig und allein Kirchenkompositionen geliefert. Außer den Niederlanden hat auch hier wieder Italien den Vortritt, dies Land, dem Gregor die kirchenmusikalische Mission als heiliges Erbtheil hinterlassen hatte und das gerade in dieser Zeit seine prangendste Kunstblüthe in allen Zweigen entfaltete. Werke, wie wir sie von dem Niederländer Orlando Lasso, von den Italienern Palestrina, Scarlatti, Lotti, Marcello, Caldara besitzen (sämmtlich zwischen 1500 und 1700): diese Motetten, Litaneien und Hymnen, diese Magnifikat's und Messen sind so religiös erhabene Tonschöpfungen, in einem so hohen, strengen Styl, daß die Geschichte der Musik nichts Gleiches aufzuweisen hat. Allerdings erscheint diese Kirchenmusik unsern verzärtelten Ohren hart und eckig, nicht melodiös und ansprechend. Aber für den Kenner echter Kirchenmusik athmet eine Demuth und Inbrunst, eine Weihe der Andacht, eine Seligkeit des Friedens darin, die selbst für starre Gemüther etwas Ueberwältigendes hat. Wie aber der höchsten Blüthe immer schon der Verfall nachschleicht, so haben die beiden Spätern, Leonardo Leo und Durante (nach 1700), bereits sehr weltliche Elemente in ihre Kirchenkompositionen aufgenommen, indem sie die Melodien freier und anmuthiger formten und dem Sängerchor einen größern Reichthum von Instrumenten, besonders Blaseinstrumenten, hinzugesellten.

Es war psychologisch nothwendig, daß der Ernst der italienischen Kirchenmusik bei weiterer Fortentwickelung an das tiefsinnige und gemüthreiche Deutschland überging. Und hier sind denn Tongebäude auf kirchlichem Boden erwachsen, die sich ebenbürtig an die majestätischen Dome der Architektur anreihen, welche die germanische Gothik wenige Jahrhunderte früher in den deutschen Landen aufgeführt hatte. Als der gewaltigste Schöpfer solcher Tonwerke, ja vielleicht als der genialste Tonkünstler auf religiösem Gebiet überhaupt gilt der bürgerliche, ehrenhafte Thomaskantor in Leipzig, Sebastian Bach (1685—1750), dessen zahlreiche Werke, z. B. sein wohltemperirtes Klavier, seine Fugen, Choräle und Motetten, seine h-moll-Messe und die beiden Passions-Musiken nach Matthäus und Johannes erst in unserer Zeit die gebührende Verehrung und Verbreitung finden. Aber selbst jetzt noch geht es uns mit Bach, wie mit den genannten Italienern. Diese Apostel des christlichen Glaubenslebens stehen zu hoch für uns, und wir stehen zu tief für ihren hohen Glaubensschwung, sind vom Weltlichen und Sinnlichen zu sehr umstrickt: daher bleiben diese Meister einsam und unverstanden von der Menge. Für ein modernes Ohr ist Bach durchaus nicht melodiös und fließend, vielmehr streng und ernst, gelehrt und verworren. Wer sich dagegen besser auf Kirchenmusik versteht, rühmt an ihm die Kühnheit in der Verschlingung der Stimmen und Harmonien, den Scharfsinn im architektonischen Gefüge seiner Kompositionen, die man nicht zu durchschauen vermag, bewundert ganz besonders die Tiefe des christlichen Gemüthslebens, worin es absolut unergründlich und nicht nachzuempfinden ist, so daß denn wirklich alles Spätere auf diesem Gebiete neben diesem erhabenen Hohenpriester der kirchlichen Tonkunst zu winziger Kleinheit zusammensinkt. Einfacher und klarer, weltlicher und moderner ist der gleichzeitig lebende Händel (1685—1750) in seinem Messias, Samson, Israel in Aegypten, Judas Maccabäus u. s. w., wie er denn vor diesen Oratorien ausschließlich Opern schrieb und gern das weltliche Volkslied in seine geistlichen Kompositionen verarbeitete. Bei alle dem aber ist er doch überwiegend tief und ernst, großartig und gewaltig; auch durch seine Schöpfungen geht etwas von der Weihe und Glorie der himmlischen Welt, und Gewöhnliches oder Schwaches hat er nirgends hinterlassen. Weniger genial und gewaltig ist Graun, der am Hofe Friedrichs des Großen lebte; jedoch ist sein Tod Jesu eine volksthümliche Charfreitags-Musik geworden, deren Recitative und Chöre noch lange eine klassische Geltung behaupten werden, deren Choräle von milder, inniger Frömmigkeit

durchhaucht sind, während die Arien schon einen stark weltlichen Beigeschmack von italienischer Opernmusik an sich tragen. Und dies Element dringt denn auch, je weiter wir die Kirchenmusik bis auf unsere Tage herab verfolgen, immer stärker in dieselbe ein. Eben weil uns die Alles überwältigende, Alles beseligende Macht des Glaubens abhanden gekommen ist, können wir auch keine solche Kirchenwerke mehr schaffen, wie jene christliche Glaubensmänner. Was Haydn in den sieben Worten am Kreuz, was in neuerer Zeit Friedrich Schneider im Weltgericht, Pharao, verlorenen Paradiese, was Spohr in den letzten Dingen, Bernhard Klein im David gegeben haben, oder gar die neuesten Schöpfungen von Marx, Reissiger, Julius Schneider u. A. mögen in der Form ganz schulgerecht gebaut sein, hier und da auch wirklich Momente echt religiöser Weihe enthalten: im Ganzen sind es Kinder dieser Welt, Nachzügler einer untergegangenen Kulturepoche. Am glücklichsten war in dieser Beziehung noch Mendelssohn (gestorben 1849), wenn er den strengen Oratorienstyl der Frühern in das weichere moderne Gepräge umschmolz und so dem Geschmacke der Gegenwart wieder annehmbar machte. Solch modernisirte Oratorien mit dem nöthigen Vorrath religiöser Innigkeit und stellenweiser Glaubens-Begeisterung sind sein Paulus und Elias, gern gehörte Lieblinge des Publikums, soweit es sich für kirchliche Musik überhaupt noch interessirt.

Während die protestantische Kirchenmusik der Neuzeit streng genommen immer noch ein Stück glaubensstarken Mittelalters ist, mußte die freudigere Weltanschauung, das gehobene Selbstgefühl, welches mit der neuen Zeit durch die Reformation in die Menschheit kam, sich auch eine freiere, freudigere Musik, die sogenannte weltliche Musik erzeugen. Eine solche hatte es allerdings immer, und zwar in der Form des schlichten Lieder-Gesanges im Volke gegeben: die schon erwähnten Schlachtgesänge der alten Deutschen, später die Minnelieder, die Weisen der Meistersänger, endlich das eigentliche Volkslied, das gerade im Reformationszeitalter von allen Ständen und bei den verschiedensten Veranlassungen gesungen wurde, sind Zeugen davon. Aber einmal war dieser Gesang zum großen Theil das Privilegium einer besondern Zunft, wie der Minne- und Meistergesang; und sodann war er meist nur der Erguß des unmittelbaren Gefühls, das flüchtige Produkt augenblicklicher Stimmungen und Erlebnisse: die Tonkunst als solche hatte an diesen Volksweisen keinen Antheil. Die erste kunstmäßige Form nun schuf sich die weltliche Musik in Italien, und zwar in der Neapolitanischen Schule als Oper, als jene graziöse, melodienreiche,

meist komische Oper mit kunstvollen Bravour-Arien, wie sie von den Jalienern bis auf unsere Zeit herab mit vorzüglichem Glück ausgebildet worden ist. Noch Rossini's Opern, die in den zwanziger und dreißiger Jahren die Bühnen Europa's beherrscht haben, sind, wie jene ersten, weit entfernt von Tiefe oder gar von tragischem Ernst, dafür aber graziös kokett, voll weicher oder pikanter Melodien, von lebhaftem ergreifendem Ausdruck. Was könnte es z. B. Zierlicheres, Tändelnderes in der Musik geben, als der Barbier von Sevilla? Nur der Tell als Vorläufer der französischen Juli-Revolution macht durch sein großartiges revolutionäres Pathos eine Ausnahme. Auch Bellini in der Norma, der Nachtwandlerin, den Puritanern, Donizetti im Liebestrank, Belisar, Lucia di Lammermoor, Lukrezia Borgia, der Favorite, der Regimentstochter, seiner besten Leistung, und endlich der Neueste, Verdi, im Nebukadnezar, tragen dasselbe leichtgeschürzte Kostüm. Nirgends etwas Tiefes oder Gewaltiges, aber Alles höchst wohlklingend und einschmeichelnd, ganz für das sinnliche Amüsement eines gemischten Opernpublikums berechnet.

Bezeichnend genug für sein Volksnaturell nahm Frankreich sehr bald nach ihrer Entstehung die neue, leichtfertige Oper bei sich auf und führte beliebte Volksweisen, volksthümliche Tänze und jene leichte Recitation des Dialogs in dieselbe ein, worin die Franzosen allezeit Meister gewesen sind. Gleichzeitig spaltet sich hier die Oper schon in ihre beiden Hauptzweige: in die leichte komische Operette, den Anfang der noch jetzt in Frankreich so beliebten Vaudeville's, und in die sogenannte große, historische und romantische Oper. In jener, der leichten Conversationsoper, möchten unter den Neuern Cherubini (der Wasserträger), Mehül (Joseph in Aegypten), Boildieu (Johann von Paris, weiße Dame), und aus jüngster Zeit Herold (Zampa) und Adam (Postillon von Longjümeau) die namhaftesten sein. Die große pomphafte Heldenoper dagegen, diese Verherrlichung des Napoleonischen Kaiserreichs, wurde besonders von Spontini fortgebildet und war vorherrschend auf gewaltige Leidenschaften, große Massen und massenhafte Wirkungen berechnet. Die Vestalin, Ferdinand Cortez, Olympia, Nurmahal, Agnes v. Hohenstaufen mit verdoppelten Pauken und gestimmten Amboßen geben dafür die sprechendsten Beweise. In Spontini's Fußtapfen trat Auber, dessen Stumme von Portici, ein genauer Zeitgenosse der Pariser Juli-Revolution, gewaltig und revolutionär wie diese selbst auftrat, das volksthümliche aufregende Lied, die Barcarole, in den Vordergrund stellte und das Volk als dramatische Masse, den Chor

als handelnden Helden auf die Bühne brachte. Im Fra Diavolo jedoch machte Auber auch einen sehr glücklichen Versuch im leichten Style der Konversationsoper.

Nicht melodiös und zierlich, vielmehr ernst und gehaltvoll gestaltete sich die Oper in Deutschland. Gluck sogleich (1714—1787), ihr Begründer auf deutschem Boden, wies sie in diese Bahn, indem er sich mit Wort und That gegen die sinnlichen Schnörkel und das inhaltlose Ohren-Geklingel der Italiener erklärte und die Oper von diesen Auswüchsen zu reinigen unternahm. Die beiden Iphigenien auf Tauris und in Aulis, Alceste, Armida, Orpheus und Eurydice in ihrem keuschen Maß und ihrer ruhig antiken Größe, die mit den einfachsten Mitteln erreicht wird, sind die Früchte dieses durchgreifenden Reformversuches. Von dem hohen Kothurn der antiken Mythen Gluck's führt uns Mozart (1756—1791) in die ansprechendere Allseitigkeit echt menschlicher Stoffe, denen seine Musik die menschlichste, reinste Sprache giebt, die jemals in Tönen geredet worden ist. Unvergleichlich vor Allem ist Mozart in der Verschmelzung von tragischem Pathos und zierlicher Anmuth. Im Don Juan erklingen die erschütterndsten Töne des Geisterreichs, im Titus der kriegerische Pomp und die Heldengröße des alten Rom, und im Figaro, in der Zauberflöte, der Entführung aus dem Serail u. a. die liebenswürdigste Koketterie weiblicher Naivetät und Intrigue. Dabei ist nirgends der sinnliche Wohlklang, sondern die malerische Treue der Seelenstimmungen, der dramatischen Situation das Maßgebende. Nicht die Rücksicht gegen das genußsüchtige Publikum, sondern lediglich die Sache, die Wahrheit und Schönheit der musikalischen Darstellung diktirt dem Meister seine Schöpfnngen. Daher denn auch eine so treffende Wahrheit der Charakteristik, eine solche Abrundung und Anschaulichkeit in jeder der handelnden Personen, daß sie sich zu plastischen Gestalten vor uns verkörpern, und wir die Kunst beim Höchsten ankommen sehen, dessen sie überhaupt fähig ist, nämlich bei der Natur, bei der verklärenden Wiedergabe des Natürlichen und schön Menschlichen. In dieser scharfen Zeichnung der musikalischen Charaktere ist Mozart unerreichter Meister.

Wenn man nicht, wie Spontini, Napoleon's Zwingherrschaft verherrlichen wollte, so mußte die Oper schweigen, so lange Politik und Krieg die Welt und unser deutsches Vaterland erfüllte. Erst als mit dem Siege nach den deutschen Freiheitskriegen das gehobene Nationalgefühl, das Bewußtsein friedlichen Besitzes wiedergekehrt war, tauchte auch Musik und

Oper in fröhlichen, volksthümlichen Klängen wieder auf. Karl Maria v. Weber wurde der Herold dieser Stimmung, der Sänger des wiedererstarkten National-Bewußtseins in seinem Freischütz, hauptsächlich durch volksthümlich ansprechende Weisen, mit denen er seine Musik zu durchflechten wußte. Mit dieser Oper ist Weber ein echt deutscher, volksbeliebter Komponist geworden, weit weniger mit dem Oberon und der Euryanthe, zu denen er den Stoff aus dem Morgenlande und dem Mittelalter entlehnte: nur auf der deutschen Erde war sein Genius ganz heimisch, nur mit seinen deutschen Klängen unwiderstehlich und bleibend in der Liebe des Volkes. Das gerade Gegenbild von ihm ist der gleichzeitig lebende Spohr, der bei all seinen modulationsreichen Verschlingungen und Harmonien, auch in seiner Oper Jessonda, nie populär hat werden können. Weniger begabt und glücklich waren Weber's Nachfolger; jedoch ist es auch bei ihnen immer ein melodiöses, allgemein ansprechendes Element, was ihnen die Neigung des Publikums erworben und bewahrt hat. So verdankt Marschner den Erfolg von Templer und Jüdin hauptsächlich dem humoristischen Zuge in dieser Oper; Kreutzer's Nachtlager von Granada, eine an Handlung sehr arme Komposition, wirkte fast allein durch die lyrisch weichen, volksbeliebten Chöre, Lortzing durch die natürlichen, in Mozartschem Geiste gehaltenen Melodien und durch eine glückliche Dosis von drastischer Komik, z. B. in Czaar und Zimmermann. Und wenn Flothow mit der Martha mehr Glück machte als mit Stradella, so geschah es hauptsächlich durch das eingewebte rührende Volkslied: des Sommer's letzte Rose.

Ganz anders fühlen wir uns gegenüber einer Oper von Meyerbeer. Hier ist nichts mehr von der Wunderwelt der deutschen Sage, nicht mehr der enge Rahmen eines lieblichen Genrebildes aus dem Volksleben. Ein Stück Geschichte erscheint auf der Bühne, ganze Massen handelnder Individuen, die Gegensätze mächtiger Partheien, und hinter ihnen der Kampf ewiger Ideen entspinnt sich vor unsern Augen. Daher denn auch eine Massenhaftigkeit der Tonmittel, eine Anstrengung des Orchesters wie der Sänger, eine Ueberreizung im Genusse der Zuhörer bis zum gewaltsam gesteigerten Affekt, daß selbst Rossini's Tell und Auber's Stumme als unschuldiges Kinderspiel dahinter zurücktreten. Geistvolle Einzelnheiten, versprechende Anläufe finden sich fast in jedem Satze; aber der Fortgang ist nicht in gleicher Weise schön und einfach, und schließlich hat das Ganze uns mehr betäubt und abgespannt als erhoben und entzückt. Diese Erfahrung

machen wir bei jeder Meyerbeer'schen Oper, bei Robert dem Teufel, den Hugenotten, dem Propheten und dem Nordstern. Noch einen Schritt weiter geht Richard Wagner. Um den dichterischen Textinhalt bis in die letzten Spitzen seiner Ausdrucksfähigkeit zu verkörpern und die individuelle Stimmung der Helden, die dramatische Situation der Handelnden treu bis ins kleinste Detail zu malen, werden der Musik unerhörte Neuheiten und Gewaltsamkeiten aufgenöthigt. Wagner's Musik ist nicht mehr dieselbe, die wir sonst zu hören gewohnt sind: er hat ganz besondere, fremdartig klingende Melodien, unerhörte Akkorde und Harmonien, beleidigend schroffe Uebergänge und Fortschreitungen erfunden, die mit den bisherigen Gesetzen der Tonkunst auch den Gesetzen des menschlichen Geistes Hohn sprechen und deshalb eine Zeit lang wohl blenden und fesseln, aber zuletzt nur abstoßend wirken können. Ja noch mehr. Wagner erkennt die Musik nicht mehr, was sie bisher war, als selbstständige, berechtigte Einzelkunst an und wirkt in seinen Opern nicht mehr blos mit musikalischen Mitteln: nein, er zieht sämmtliche Künste in die Oper herein, läßt von der Baukunst, Plastik und Malerei das dekorative Beiwerk der scenischen Koulissen hergeben, läßt die Mimik mit ihrer ganzen dramatischen Lebendigkeit, wie im redenden Schauspiel, auftreten, läßt die schöne Tanzkunst sich zu Nixentänzen im Wasser, zu Göttererscheinungen auf Wolken und Winden entfalten und hält die so erweiterte Oper, dies dekorative Operndrama, für das einzig berechtigte Kunstwerk, für das Kunstwerk der Zukunft. Proben davon sind, nachdem sich sein Cola Rienzi und fliegender Holländer noch ziemlich in den hergebrachten Schranken gehalten hatten, sein Lohengrin, Tanhäuser und die Nibelungen, mit denen er noch gegenwärtig beschäftigt ist. Nicht ohne Befürchtung sieht die Kunstwelt den weiteren Schritten dieses gewaltigen Genies entgegen — deshalb mit Befürchtung, weil alle menschliche Thätigkeit, mithin auch das künstlerische Schaffen, die ewigen Gesetze des Menschengeistes zu respectiren hat: und gegen diese eben, die göttlicher Ordnung sind, verstößt Wagner.

Auch die beiden noch übrigen Formen, zu denen sich die Musik der Neuzeit ausgeprägt hat, sind ein wesentlich deutsches Erzeugniß: die Instrumentalmusik und das Lied, jene durch die drei Wiener Classiker Haydn, Mozart und Beethoven, dieses durch den Wiener Franz Schubert in's Leben gerufen, jene in den drei Gattungen der Klaviersonate, des Streichquartetts und der Symphonie, dieses im durchkomponirten, reflektirten Liede und in dessen Verdoppelung zum Duett, Quartett u. s. w. sich

bewegend. Joseph Haydn (1732—1809), der Schöpfer der deutschen Instrumentalmusik, ist stellenweise großartig und feierlich erhaben, wie in gewissen Parthien der Schöpfung und der Jahreszeiten; im Ganzen aber ist er ein kindlich heiteres Gemüth und naiv und fröhlich ist deshalb auch seine Musik. Seine Streichquartette und Symphonien, noch in dem ursprünglichen Umfange von drei Sätzen, wie auch noch bei Mozart, machen immer einen erheiternden, jedenfalls einen besänftigenden Eindruck; es wird uns glücklich und kindlich dabei zu Muthe, seine Kindersymphonie, für lauter Kinderinstrumente, Geige, kleine Trompete, Kukuk u. s. w., die musikalisch natürlich ein bloßer Scherz ist, stimmt uns sogar lustig bis zum herzlichsten Gelächter. Wolfgang Amadeus Mozart, unbestritten das größte musikalische Genie aller Zeiten, war von einer nie stillstehenden Produktionskraft und von einer Allseitigkeit der Begabung, daß ihm jede Gattung der Musik zugänglich war. Haydn hatte außer den Gesangwerken nur das Quartett und die Symphonie kultivirt: Mozart fügte auch die Sonate und die Oper hinzu, und erreichte auf jedem Gebiet das absolut Vollendete. Nirgends bei Mozart begegnet uns Schwaches oder Leeres, nirgends haben wir eine blos schön klingende Form ohne den Kern des musikalischen Gedankens. Das Gefühl wird auch im weichsten Schmelz nicht sentimental und krank, das Pathos nirgends überspannt und forcirt. Eine männliche, noble Haltung, klar und frei in jedem Takte, dabei fein und geistreich und im Vergleich mit dem idyllisch glücklichen Haydn delikat und vornehm, dabei Maß und reine Schönheit, Schmerz wie Entzücken, Freude wie Leidenschaft immer so, wie wir sie selbst empfinden sollten — diesen Eindruck klarer, geistvoller Männlichkeit und geläuterter Vollendung macht Mozart's Musik.

Der Schlußstein dieser Richtung und zugleich der bahnbrechende Prophet einer neuen Epoche der Musik ist Louis von Beethoven (1772—1827), ein durch Taubheit und Erbitterung gegen die Welt unglücklicher, aber höchst genialer Komponist und neben Seb. Bach vielleicht der tiefsinnigste, der je gelebt hat. Seine frühesten Werke, die ersten Klaviersonaten, Trio's und die erste Symphonie, sind noch ganz in Mozart'schem Geiste, leicht und gefällig. Aber seine spätern werden immer umfangreicher, gedankenvoller, leidenschaftlicher. Aus den drei Sätzen der Haydn-Mozart'schen Anlage werden durch das eingeschobene Scherzo nebst Trio vier, jeder einzelne Satz verlernt immer mehr das Genügen am Beschränkten und Kindlichen und weitet sich über sein bisheriges Maß, über seinen ursprünglichen

Charakter aus. Beethoven's Musik strebt sichtbar in's Große, in's Massenhafte, Sonaten und Streichquartette tragen immer schon das mächtige Gepräge der Symphonie, ja seine ganze Künstlerlaufbahn ist ein titanenhaftes Ringen über die Instrumentalmusik überhaupt hinaus in dasjenige Gebiet, in dessen seelenvolle Klarheit sich das dunkle Wogen des Instrumentalgetöns auflöst: in die Sphäre des Gesanges. Diese Sehnsucht klingt schon in den Sonaten mit gemüthvoll charakterisirender Ueberschrift an, z. B. in der pathétique, in les adieux und erfüllt sich endlich in den wirklichen Gesangkompositionen, der neunten Symphonie mit den Schiller'schen Chören an die Freude und in der Oper Fidelio.

Gemeinschaftlich durch diese drei Wiener Klassiker war die Instrumentalmusik zu einer Vollendung geführt worden, daß den Spätern nur eine inhaltsleere Nachahmung in formeller Hinsicht übrig blieb. Eine solche haben die kleinen Wiener Meister, wie Pleyel, Gyrowetz, Wranitzky, Hoffmeister u. A. unternommen, indem sie Instrumentalsachen in Unmasse nach dem überlieferten Schema komponirten und besonders das Streichquartett in der musikalischen Dilettantenwelt populär machten. Geistreicher ist die Gattung in neuester Zeit weitergebildet worden von Mendelssohn, der seinen mäßigen Gedankengehalt stets in die weichsten, anständigsten und schwunghaftesten Formen zu gießen weiß, so daß seine Lieder ohne Worte ebenso beliebt am häuslichen Pianoforte, wie seine Quartette, seine Ouvertüren zum Sommernachtstraum, zur Fingalshöhle u. a. gern gehörte Koncertstücke sind. Eine Vertiefung nach Seiten des Inhalts ohne die Rundung der Mendelssohn'schen Form erstrebten Robert Schumann, dessen Instrumentalwerke die originellsten, hinreißendsten Melodien enthalten, und Niels Gade, der die weiche Gemüthsinnigkeit seiner Melodien mit den harten Klängen seiner nordischen Heimath wohlthuend zu mischen versteht. Der geniale Franzose Berlioz endlich sucht, gegen den Charakter der Musik, Naturscenen und dichterische Schilderungen zu Instrumental-Gemälden zu verarbeiten, mit denselben Gewaltmitteln und derselben Effekthascherei, wie sein Geistesgenosse Meyerbeer.

Das moderne Lied, die letzte Phase der neuesten Musikgeschichte, verdankt seine Entstehung dem Wiener Franz Schubert, dem Zeitgenossen Beethovens. Das Volkslied spricht in seinen allgemein gehaltenen Melodien nur die Grundstimmung des lyrischen Textes aus, so daß darin die kleinern Gefühlsnüancen der einzelnen Strophen ohne Auszeichnung verschwinden. Gerade diese verschiedenen Textmomente nun hob Schubert besonders

hervor, gab sie weit sprechender, weit treuer in seiner Musik wieder, steigerte diese vertiefte Textauffassung zu charakteristischer Pianoforte-Begleitung, zu pointirtem, accentreichem Ausdruck in der Singstimme und verlieh mit diesem sogenannten Durchkomponiren der Lieder jeder Textstrophe ihre besondere musikalische Färbung. Dabei erreicht er eine Wahrheit und Nothwendigkeit der musikalischen Darstellung, daß die Musik unmittelbar aus dem Texte hervorwächst und wir den Eindruck bekommen, als könnten die Lieder gar nicht anders, gar nicht wahrer wiedergegeben werden, als er es gethan. Schubert's Schwanengesang, Winterreise, schöne Müllerin, die Ossiangesänge, die Lieder des Harfner's und Mignon's aus Wilhelm Meister, oder die der Suleika aus dem weströstlichen Divan von Göthe sind das Vollendetste, was die Gesangliteratur aller Völker und Zeiten im Liede überhaupt aufzuweisen hat. Mendelssohn ist in seinen Liedern weit ärmer an Empfindung als Schubert, aber unvergleichlich, was Anstand und Glätte der Form betrifft; selbst den koketten Pointen Heine's nimmt der Adel Mendelssohn'scher Musik alle verletzende Ironie. Schumann und Franz gehen, was die vertiefte Darstellung des Seelenlebens anlangt, noch über Schubert hinaus, überspannen das leidenschaftliche Pathos auf der einen, das gefühlsselige Versinken auf der andern Seite, verlieren aber mit dieser Ueberschwänglichkeit auch die klassische Rundung und maßvolle Schönheit der Schubertschen Form, zerbröckeln ihre Kompositionen zu getrennten Atomen, verfliegen in's Haltlose und Schattenhafte. Bei alle dem aber finden sich Weisen in ihren Liedern, auch solche, die an das treuherzige Volkslied anklingen, von unnachahmlicher Tiefe und Innigkeit, von einem Schwunge und einer Gluth, an die wir selbst in unsern seligsten Stimmungen noch nicht hinanreichen. (Man vergleiche besonders Schumann's Frauenliebe und -Leben von Chamisso.) Diese Lieder sind es, welche ihnen die Liebe besonders weiblicher Gemüther und den weit verbreiteten Ruhm bis über den Ocean hinüber erworben haben.

Neben diesen Hauptrepräsentanten der heutigen Liedermusik läuft nun eine Schaar untergeordneter Geister, lyrischer Bänkelsänger einher, denen es nur auf sinnliche Unterhaltung, auf den oberflächlichen Beifall des Salons ankommt. Männer, wie Curschmann, nehmen wir von diesem Urtheil natürlich aus: denn diese treffen die Stimmung des Gedichts sehr richtig und geben sie in wohlklingenden Melodien mit einer nicht unpassenden Begleitung wieder; Mantius in Berlin sang Curschmann'sche Lieder mit großer Vorliebe und höchst meisterhaft. Leute hingegen, wie

Kücken und Proch, bringen höchst leichtfertig jeden Einfall zu Papiere und zu Markte, der ihnen durch den Kopf oder die Finger fährt, unbekümmert darum, ob die Musik innere Wahrheit hat und zum Texte paßt, ob der Text gerade so und nicht treffender wiedergegeben werden konnte u. s. w. Vom Standpunkte der Kunstschönheit angesehen, sind solche Machwerke eine Entweihung der Kunst; aber populär, nach Seiten des Erfolges betrachtet, sind sie ein Gewinn, und deshalb verwerfen auch wir diese Unwürdigen nicht ganz. Denn einmal können wir erst neben ihnen das wahrhaft Schöne in der Musik würdigen; und sodann sind es gerade diese schlechten Liederkompositionen, welche das moderne Lied volksbeliebt gemacht haben. Vom Grunde seines Herzens muß natürlich Jeder nur gute Musik treiben. Für Leute mit bescheidnern Ansprüchen aber und für das gesellschaftliche Amüsement sind jene schlechten Lieder ganz geeignet. Um einen heitern Zirkel zu erfreuen, muß man immer einmal ein Kückensches Lied singen und einen schlechten Tanz spielen können. Gerade in dieser bürgerlich geselligen Haltung liegt die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser modernen Bänkelsängerei.

Hauptsächlich in der kurzen, volksliedähnlichen Form des Männer-Quartetts hat das moderne Lied den Weg in's Publikum gefunden, selbst in das Publikum der arbeitenden Klasse und in die kleinsten, abgelegensten Dörfer. Da giebt's überall ein oder das andere Haus, wo die Männer Abends zusammenkommen und ihr Quartett singen; da giebt's überall Liedertafeln mit regelmäßigen Zusammenkünften und Uebungen, zuweilen auch mit einer allgemeinen Feierlichkeit und einem öffentlichen Gastmahl; da reist man selbst zu großen Provinzial-Liedertafeln und Musikfesten, reist sogar, wie der Kölner Männerverein, nach London und Paris und macht das moderne Lied, das bereits zu einem Bildungsmittel des Volkes geworden ist, auch zu einem völkerverbindenden Verkehrsmittel, wodurch die Nationen ihr Bestes aneinander austauschen und sich geistig wie gemüthlich näher rücken.

Aus der Gegenwart.

Von

Thekla v. Gumpert.

„Die Frau Geheimeräthin halten Mittagsruhe!“ rief ein Diener einem bleichen, elend aussehenden Manne entgegen, welcher an der Klingel gezogen hatte, die zum Vorzimmer einer schönen Wohnung führte. „Wollen Sie diesen Brief der gnädigen Frau einhändigen, wenn sie erwacht?“ sagte der bleiche Mann, indem er dem Diener ein versiegeltes Blatt übergab. „Ist das Fräulein vielleicht zu sprechen?“ fragte er leise. „Fräulein Franziska hat Besuch,“ erwiderte der Diener. „So geben Sie diesen Brief auch später an das gnädige Fräulein,“ bat der Mann und entfernte sich.

Er ging die Treppe hinab, über den Hof und im Flügel des Hauses wieder eine Treppe hinauf. Dort wohnte der Sohn der Geheimeräthin, der Referendarius von Hold. Er hatte sein Examen gemacht und mit seinen Eltern und seiner Schwester den ersten Winter in der Gesellschaft verlebt.

Der bleiche Mann pochte an die Thür des Zimmers, welches der junge Herr bewohnte; auf ein lautes „Herein“ öffnete er und stand gleich darauf vor dem Herrn Referendarius, der bei seinen Akten saß und in den Rauch einer Cigarre gehüllt war.

„Ich wollte bitten,“ sagte der Eingetretene, indem er ein Blatt Papier überreichte.

„Gut, Gut!“ erwiderte der junge Herr, „legen Sie nur hin, die Sache hat ja wohl keine Eile.“

„Es wäre doch sehr angenehm,“ sprach der bleiche Mann, „es ist jetzt der Miethszins zu zahlen, das Brod ist so theuer, ich habe drei Kinder.“

„Aber ich bin völlig abgebrannt,“ sagte der Referendarius halb lachend, halb verlegen, „ich kann Sie jetzt nicht befriedigen, Sie müssen schon noch warten. Wissen Sie, wenn Sie drängen wollen, dann geht man von Ihnen ab, es giebt ja mehr Schuhmacher in der Stadt.“ —

Der bleiche Mann trat zurück, seufzend schlich er die Treppe hinab und auf die Straße. Er ging in verschiedene andere Häuser, gab überall gleiche Schreiben ab; in einigen wurde er befriedigt, in den meisten zurückgewiesen.



Aus der Gegenwart.

Die Geheimeräthin erwachte von ihrem Nachmittagsschlaf; sie klingelte. Der Diener trat ein, übergab einige Briefe, welche der Postbote gebracht hatte und auch den des bleichen Mannes. Die Dame las. Mit reger Theilnahme durchflog sie das Schreiben einer Freundin, welche, wie sie selbst, Mitglied eines Frauenvereines war, und die in dem Briefe die Noth einer armen Familie schilderte. Das älteste Kind sollte in eine Freischule aufgenommen werden, aber es hatte weder Schuhe anzuziehen, noch einen ganzen Rock. Die Geheimeräthin klingelte wieder, „Friedrich!" rief sie dem Diener entgegen, als er die Thür öffnete, „gehen Sie zu Meister Werner und holen Sie mir ein Paar dauerhaft gearbeitete Lederschuhe für ein achtjähriges armes Kind, Werner hat deren immer vorräthig."

„Zu Befehl," sagte der Diener und ging.

Die Geheimeräthin sah die andern Briefe durch, auch den des bleichen Mannes, und legte sie alle in ihren Schreibtisch. Nach einer halben Stunde kam der Diener zurück und brachte die Schuhe, „sie kosten zwanzig Groschen," sagte er.

„Werner soll sie auf meine Rechnung setzen," befahl die Dame.

Franziska saß in ihrem Fräuleinstübchen und stickte eifrig an einem schönen Rosenkranze, welcher in Wolle gearbeitet sich prächtig ausnahm, es sollte ein Schlummerkissen werden, zum Geschenk für eine Armenlotterie bestimmt. Ihr Bruder, der Referendarius, trat ein, warf sich in eine Sophaecke, zündete eine Cigarre an und begann mit seiner Schwester zu plaudern. Er sprach vom letzten Balle, vom heutigen Concert und seufzte über alle übergroßen Geldausgaben, welche die vielen Festlichkeiten veranlaßten. Den Tisch überschauend, der vor ihm stand, rief er plötzlich auflachend: „ich sehe, Herr Werner hat Dich heute auch schon mit seiner Rechnung bombardirt, Du bist reich," fügte er neckend hinzu, „Du wirst wohl gleich bezahlen?"

„Ich bin reich?" sagte Franziska kopfschüttelnd, „ich bin grade ganz so arm, wie eine Kirchmaus, ich habe sogar mein Taschengeld schon für zwei Monate voraus genommen. Die Auslagen für diese Arbeit sind bedeutend. Man braucht auch viel Geld, wenn man gut gekleidet sein will, bald eine Schleife, bald eine Spitze. Aber Herr Weruer darf nicht gleich bezahlt werden, er schreibt ja Rechnungen.

Es war um die Osterzeit, Frühjahr stand im Kalender; aber die Luft hatte sich noch nicht erwärmt, es fror noch stark und man mußte heizen, wie im Winter, um ein warmes Zimmer zu haben. An die Armen

der Stadt wurde Holz geliefert, wer das Betteln recht verstand, der litt keine Noth, denn der Wohlthätigkeitssinn der wohlhabenden Einwohner war groß. Zahllose Vereine, Sammlungen, Concerte, Lotterien fanden des Jahres hindurch statt und manche Hand gab sogar mehr in die gemeinschaftlichen Kassen, als sie dem eigenen Haushalte rechtmäßig entziehen durfte. Aber das Wohlthun auf öffentlichem Wege war eingeführt, man möchte sagen, es war Mode und so konnten Personen, die einen Namen in der Gesellschaft hatten, sich nicht zurückhalten. Es litt wohl Mancher unter diesen Einrichtungen, auch oft sogar die Armen, zu deren Besten man große Summen zusammen brachte; nämlich diejenigen Armen, welche noch nicht eigentlich am Bettelstab waren, diejenigen, welche noch ein Stück Möbel im Hause hatten, arbeiten wollten, aber nicht Arbeit fanden. Solche Arme, wenn ihre Kinder auch nach Brod schrien und vor Frost zitterten, bekamen keine Unterstützung von den Wohlthätigkeits-Vereinen, denn sie hatten noch nicht Alles versetzt, sie trugen noch nicht Lumpen auf dem Leibe. Die Vereine, so vorzüglich sie in vieler Hinsicht sind, haben auch ihre Schattenseiten, denn des Menschen Arbeit ist Stückwerk. Was der Armenfreund entbehren kann, giebt er in die Armenkassen, es bleibt ihm nun nichts übrig, als sein Herz vor dem Jammer zu verschließen, der auf Privatwegen ihm entgegen tritt; wer nicht ein Recht hat auf die öffentlichen Kassen Anspruch zu machen, der wird nicht beachtet.

Am Abend des Tages, an welchem der bleiche Schuhmacher seine Rechnungen ausgetragen und sie auch im Hause des Geheimerathes von Hold abgegeben hatte, war ein Concert zum Besten einer Rettungsanstalt für jugendliche Verbrecher. Es war dies eine Erziehungsanstalt, in welche Kinder armer Leute, die auf dem Wege der Sünde gegangen, gestohlen und betrogen hatten, Aufnahme fanden. Man leitete sie dort durch Unterricht, Arbeit, Liebe und christliches Wesen zum Bewußtsein ihrer Schuld und zur Reue. Die Geheimeräthin besuchte mit beiden Kindern dieses Concert, eine Ausgabe von drei Thalern war dadurch veranlaßt, aber sie gab das Geld gern hin, denn sie war Mitglied des Vereins, der das Rettungshaus in's Leben gerufen hatte, und sie besaß auch ein warmes Herz, sie hätte allen den kleinen Verbrechern, welche für diese Anstalt reif waren, mit großen Opfern den Frieden Gottes, den sie aus der Seele gestoßen, erkaufen mögen.

Ostern ist eine Zeit des Aufruhres für alle Städte; es werden die gemiethеten Wohnungen gewechselt und die Straßen gleichen dann an

manchen Stellen Möbelmagazinen. Schränke und Kasten, Stühle und Tische, Bettstellen und was nur von derartigem Hausgeräth in eine Wirthschaft gehört, sieht man vor den Hausthüren aufgestellt, um in das Innere der Häuser getragen zu werden. Möbelwagen schwanken durch die Straßen, Männer mit Schiebkarren und Tragbahren ziehen hin und her, es ist ein eigenthümliches, reges Treiben überall. Wohlhabende Menschen verlassen ihre bisherigen Wohnungen, um sie gegen größere oder bequemere zu vertauschen, die Armen aber ziehen oft nicht freiwillig, sie werden häufig von ihren Wirthen vertrieben, weil sie die Miethe zu zahlen nicht im Stande waren. Da zieht oft mit den alten Möbeln auch der Jammer durch die Straßen und mancher Familienvater sieht sein Hab und Gut vor die Hausthür gestellt, ohne zu wissen, wohin er es schaffen soll. Aus der alten Wohnung wurde er verjagt, eine neue aber konnte er nicht miethen, denn welcher Wirth nimmt eine Familie auf, die keine Aussicht hat Schulden zu bezahlen, wie viel weniger einen regelmäßigen Zins zu entrichten. So liegen die Unglücklichen mit ihren Sachen oft Wochen lang in Ställen oder Scheunen, bis Rath und Hülfe geschafft wird.

In einem zerfallenen Wagenschuppen war an jenem Concertabende ein Mann eingekehrt, mit einer kranken Frau und drei Kindern. Die Schränke und Tische standen umher, die Betten lagen auf der Erde, die kranke Frau, in einen Mantel gehüllt, saß in einer Ecke des Schuppens und weinte. Die Kinder verlangten Brod, sie hatten den Tag lang kaum Etwas in den Mund gethan, aber Brod war nicht zu schaffen. Der Vater hatte kein Geld, alles was er noch gehabt, hatte er den Trägern gegeben, welche seine Sachen und die kranke Frau aus der alten Wohnung in den Wagenschuppen gebracht. Der Mond schien hell in die elende Behausung und das bleiche Gesicht des Familienvaters sah geisterhaft aus. Regungslos stand der Mann gegen das kleine Fenster gelehnt, welches in dem Schuppen angebracht war, dessen Scheiben aber in Stücken daneben lagen. Was in dem Gedanken des unglücklichen Mannes vorging, weiß man nicht; aber es war wohl etwas Entsetzliches, denn er fuhr zusammen wie ein Verbrecher, den man auf dem Vergehen ertappt, als seine kranke Frau ihn mit leiser Stimme zu sich rief. „Christlieb," sagte die Kranke, „Du hast vor ein Paar Tagen ein gräßlich Wort gesprochen, es hieß: „Selbstmord;" jetzt schweigst Du still, aber ich lese das Wort in Deinem entstellten Gesicht. Als ich Dein Weib wurde, sagte mein frommer Vater: „Johanne," der Mann, dem Du angehören wirst, heißt „Christlieb,"

sorge dafür, daß er sein Lebelang den Christ lieb behalte." Die kranke Frau schlang ihren Arm um den Hals ihres Mannes und der Mann brach in Thränen aus.

Die Geheimeräthin kam aus dem Concerte; da das Wetter gut war, ging sie mit ihren Kindern zu Fuß nach Hause. Sie begegnete einem Polizeidiener, der einen Knaben als Gefangenen fortführte.

„Was hat das Kind begangen?" fragte die Dame einen der Vorübergehenden. — „Es hat gestohlen," erwiderte der Gefragte.

„Wieder ein unglückliches Wesen, das in unser Rettungshaus gehört," sagte die Geheimeräthin seufzend.

Am folgenden Tage kam ihr Gatte mit einem ernsten Ausdruck der Trauer im Gesicht in ihr Zimmer. „Das älteste Kind von Meister Werner hat den Diebstahl begangen, von dem Du gestern erzähltest," sagte er.

„Werner's Kind?" rief die Geheimeräthin empört aus, „des Schuhmachers Knabe, der uns immer des Vaters Arbeit brachte? o das ist abscheulich, wenn Leute stehlen, die ihren Verdienst haben."

„Weißt Du, meine Liebe," fuhr der Geheimerath fort, „weißt Du, wem der Knabe die Schuld, die er auf sich geladen, zuschiebt? — Dir und unsern Kindern."

„Unerhört!" rief die Dame.

„Höre mich an, meine Theure, Du mußt hier klar sehen!" sagte der Geheimerath. „Als man den Knaben gestern fragte, was ihn veranlaßt habe ein so gemeines Verbrechen zu begehen, blieb er stumm. Als man ihm vorstellte, er sei braver Leute Kind, schluchzte er. „Was bewog dich zu stehlen?" fragte man. „Der Hunger!" entgegnete das Kind, ich und die Brüder hatten den ganzen Tag nichts gegessen, wir konnten's nicht mehr ertragen. Der Vater hatte kein Brod für uns." „Aber dein Vater ist ein geachteter Schuhmacher, er hat viel Arbeit, er ist fleißig," sagte man ihm. „Ja, antwortete der Knabe, der Vater hat Arbeit, er ist fleißig früh und spät." — „Hat dein Vater sein Geld verspielt oder in's Bierhaus getragen, — hat er dich zum Verbrechen getrieben?" — „Nein, nein! nicht der Vater hat's zu verantworten, sondern die Frau Geheimeräthin Hold trägt die Schuld und deren Fräulein und der junge Herr und viele andere Herren und Damen, die Vaters Kunden sind, aber ihre Rechnung nicht bezahlen."

Die Geheimeräthin erbleichte. Die ganze schreckliche Geschichte stand plötzlich vor ihrer Seele. Sie unterstützte die Bettler, sie brachte Opfer über Opfer, um Elend aller Art zu lindern — — aber bei aller werk-

thätigen Liebe hatte sie ihre nächste erste Verpflichtung versäumt, dem armen Handwerker zur Zeit und augenblicklich nach Ablieferung seiner Arbeit die verdiente Zahlung zu leisten. Sie hatte ihre Kinder angeleitet in ihre Fußtapfen zu treten auf dem Wege der Wohlthätigkeit, aber sie hatte ihnen auch gestattet, wie sich selbst, sich der Unordnung in Zahlung der Rechnungen hinzugeben. So war sie, welche Rettungshäuser für junge Verbrecher gründen half, einem unschuldigen Knaben, dem Kinde braver Eltern, die erste Veranlassung zum Verbrechen geworden.

Diese Geschichte ist sehr ernst, sie ist aber wahr, dem Leben nachgezeichnet. Hüten wir uns vor einem Schmerz, wie ihn die liebevolle Freundin der Armen empfinden mußte, als sie den Blick auf ihre wohlgemeinte, aber verkehrte Handlungsweise gethan hatte.

Marie Förster.

Lebensbild.

Marie Förster war ein Name, welcher von Euch, Ihr Lieben, denen das Töchter-Album zunächst bestimmt ist, gern begrüßt wurde; konntet Ihr doch gewiß sein, daß eine jede Gabe, welche sie Euch bot, eine willkommene sein werde. Aber auch in weitern Kreisen wurde der liebe Name mit erhöhter Theilnahme genannt, manche treffliche, ausgezeichnete Menschen blicken mit Interesse und Achtung auf ihn, und Alle, welche Marie Förster persönlich gekannt, blieben in Liebe und Anhänglichkeit ihr ergeben, daher die Nachricht ihres unerwarteten Todes viele Herzen auf das Tiefste erschütterte und manches Auge mit Thränen füllte. Ihr Scheiden, welchem nur eine fünftägige Krankheit voranging, war ein Himmelaufgang. Gleich der Blume, welche am Abend den Kelch schließt, um am Morgen von einer schönern Sonne zu neuem Leben erweckt zu werden, ging der reine, hohe Geist in sanftem seligen Entschlummern, unter den Gebeten und Küssen der Mutter und Schwester, der höhern Welt zu — in der Nacht des 28. April 1856. Am Morgen des 1. Mai, dem Feste der Himmelfahrt Christi, wurde die irdische Hülle, in Blumen, Blüthen und Palmen gebettet, der Erde vertraut.

Vielfach aufgefordert wird die tief gebeugte, leidtragende Mutter versuchen, Euch, ihren jungen Freundinnen, ein flüchtig Lebensblied der

heiß geliebten Tochter zu geben. Möge es für Euch ein Vorbild werden; mögt Ihr, wie die Verklärte gethan, in ernstem, reinem Streben, in Wahrheit und Heiligung, die Euch von Gott gegebenen Kräfte dem Guten und dem Schönen weihen.

Im Jahr 1817 war ein sehr milder Winter, die Erde war ohne Frost geblieben; am 9. März — es war ein Sonntag — fielen die ersten Schneeflocken aus leichtem Gewölk nieder und deckten flüchtig die farbigen Tulpen und Hyazinthen, welche auf den Beeten blühten, in dem kleinen, an den Ufern der Elbe gelegenen Garten, unter den Fenstern einer heitern Wohnung, im blauen Stern in der Neustadt zu Dresden.

Der Himmel blieb trüb und verhüllt. Erst ¾ nach 3 Uhr des Nachmittags brach das Sonnenlicht durch die Wolken. Es überstrahlte, wie eine himmlische Verheißung, ein neugeborenes Kind, die erstgeborene Tochter des Professor Karl Förster. — Ueber den Strom herüber hallte das sonntägliche Geläut der Glocken und die heitern Melodien eines Concerts aus dem italienischen Dörfchen. Eine hochbegnadigte Mutter, ein beglückter Vater blickten unter Freudenthränen zum Himmel auf und segnend auf ihr Kind.

Von einer weit reichenden Zahl elterlicher Verwandten und einem großen Kreis geliebter Freunde wurde die Kleine jubelnd bewillkommt; aufbewahrte Briefe, Gedichte, Geschenke, geben dafür ein rührendes Zeugniß. Am 11. April empfing das Kind durch die evangelische Kirche die christliche Taufe und die Namen Marie Laura. Ein erwählter Kreis edler Frauen, ausgezeichneter Männer der damals in Dresden lebenden Dichter und Gelehrten hatten in herzvoller Weise sich zu den Pathen des Kindes bestimmt. Zwanzig Namen guten Klanges sind im Kirchenbuche als Taufzeugen angeführt. Dem Taufakt folgte ein bescheidenes Tauffest, bei welchem in manchem sinnvollen Gedicht, wie eine gesicherte Verheißung, das Kind dem Reich des Schönen, dem Genius der Poesie geweiht wurde.

Die kräftige Gesundheit der Mutter gab dieser das Glück, ihre Pflicht in aller Weise zu erfüllen, sie war die Pflegerin, Amme und einzige Wärterin der Kleinen, die frisch und fröhlich in herrlicher Gesundheit erblühte. Vier Monate alt glänzten schon ein Paar Zähnchen wie Perlen im kleinen Munde; wenige Monate später fing sie zu sprechen an und mit Schluß des ersten Lebensjahres wandelte sie selbstständig auf den kleinen Füßen umher.

Schon frühe konnte man gewahren, wie die lebhafte Phantasie in alle Spiele, in alles Thun einen tiefern Sinn zu legen wußte. Die Geburt

einer Schwester, als sie drei Jahr alt war, erfüllte sie mit Wonne, sie meinte nun eine Gefährtin für alle Spiele und Unternehmungen zu haben. In dieser Zeit hatte sie unbeachtet den Weg in die Küche gefunden, das Alleinsein zwar nicht wie der große Göthe, welcher als Kind einstmals das Küchengeschirr zum Fenster hinauswarf, benutzt, aber eilig alles was die Händchen fassen konnten, Töpfe, Holz, Teller, Gemüse und Früchte in den Wasserstänter geworfen; der überfüllte Raum drängt das Wasser heraus und mit lauter Stimme ruft die Kleine: ich schwimme, und wird mit nassen Sohlen in der ergötzlichen Thätigkeit gefunden. Marie durchlebte eine glückliche Kindheit, von Liebe, Sorgfalt und Freude umgeben, im wachsenden Gedeihen der physischen und geistigen Kräfte.

Dem angeborenen Thätigkeitstrieb wurde bald die Erkenntniß, daß der Kern der Zufriedenheit in guter Anwendung der Zeit liege, daß der Mensch zur Arbeit bestimmt sei. Die Frage vieler Kinder: „was soll ich machen?" hat sie nicht gekannt, sie wußte sich immer zu beschäftigen, auch frühe mit Handarbeiten, für welche sie bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigte. Fleiß und Ausdauer waren eine vorherrschende Eigenschaft, aber jeder Pedanterie fremd, offenbarte sich in allem Thun, bei Spiel und Arbeit, ein tieferer Sinn, welcher schon frühe die Richtung zeigte, welche der Geist später nehmen werde.

Der Begriff, welchen Gewinn das Lesen bringe, war ihr bald klar; welche Beharrlichkeit bei Erlernung dieses segensreichen Wegweisers für geistige Ausbildung zeigte das Kind! Wie jubelte sie, als im vierten Lebensjahre „alle schönen Geschichten allein zu lesen" ihr so leicht wurde; sie las mit Leidenschaft, jedes gedruckte Blättchen fand Interesse. Gleich ansprechend war ihr die Kunst des Schreibens; sie vermochte bald in kleinen Aufsätzen ihre Gedanken zu ordnen. Nun schrieb sie „Lesebuch für Kinder", sie wurden mit entsprechenden Bildern aus dem weihnachtlichen Farbenkasten geschmückt; noch einige dieser Werke sind vorhanden, auch Reime wurden noch oft hinzugefügt. Von den in Reime gebrachten Empfindungen aus dem siebenten Lebensjahr finde eine Stelle:

Wiegenlied an meine Schwester Lieschen.

Mein Schwesterlein lege dich nun zur Ruh,
Schließe sanft deine hellen Aeuglein zu,
Träume von vielen schönen Sachen,
Gute Engel werden um dich wachen.

Ich sage dir nun gute Nacht!
Geh' aus der Kammer leis und sacht' —
Schlaf ein, schlaf ein —
Lieb' Schwesterlein!

Wie empfänglich ihr Gefühl für alle Eindrücke war, sehen wir aus einem andern kleinen Vers, welcher zu derselben Zeit entstanden. Auf einem Spaziergange zu Moreaus Denkmal wurden ihr dessen weltgeschichtliche Schicksale mitgetheilt. Heimgekommen, ging sie sinnend an ihren Tisch und schrieb Folgendes nieder:

Moreau — der große gewaltige Held,
Starb rühmlich auf dem Schlachtenfeld.
Vom Norden, aus Rußland da kam er her —
Neben Kaiser Alexander gefallen ist er.
Mit Ruhm trug er den Helm, das Schwert,
Der Kaiser hielt ihn lieb und werth.
Das Haupt vom Lorbeerkranz umgeben —
Ging ein der Held in's ew'ge Leben.

Viele derartige Reimereien, auch Erzählungen und Dramas, obschon sie vor dem 12ten Jahr kein Theater besucht, sind vom 7ten bis 11ten Jahre niedergeschrieben worden. Die 1827 geborene jüngste Schwester entbehrte auch des kindlichen Reimgrusses nicht, von welchem nur der Anfang und Schluß mitgetheilt werde:

Die Mutter und das Kind.

Herr, Herr, dich preisen wir,
Bringen Lobgesänge Dir,
Daß Du hast so treu bewacht
Mit Deiner Liebe und Macht
Die Mutter und das Kind,
Dessen Schwestern wir sind.
Die Mutter hält's im Arm,
Drückt's an ihr Herz so warm u. s. w.

Die Schlußzeilen:

Gern werden Gott und Menschen auf dich seh'n,
Denn nur den Weg der Tugend sollst du geh'n.

Den geistigen Entwickelungswegen der Entschlafenen zu folgen, theilen wir ihr erstes correctes Gedichtchen mit.

Meinem geliebten Vater zu seinem Geburtstage den 3. April 1830.

Ihr Vöglein kommt hernieder,
Lehrt ihr uns euern Sang?
Mir haben eure Lieder
Wohl einen fremden Klang. —

Ihr singt nach vielen Weisen,
Euch zieht es immer fort,
Nur immer wollt ihr reisen,
Fliegt gern von Ort zu Ort.

Wir wollen nicht mit eilen
Weit in die Welt hinaus,
Wir wollen gerne weilen
Im lieben Vaterhaus.

Wir singen nur für Einen —
Sind wir an Klängen arm —
Er weiß doch wie wir's meinen,
Wie unser Herz so warm.

So mög't ihr immer ziehen,
In Länder nah und fern,
Die Zaubermelodien,
Die lassen wir euch gern.

Wir aber werden singen,
Von Freude, Glück und Lust,
Ihm unsre Wünsche bringen
Aus voller, froher Brust.

Ihr mögt so fort es treiben,
Und singen hier und da,
Wir aber wollen bleiben,
Wo uns das Liebste nah!

Das Ziel ihrer sehnsuchtsvollen Wünsche, die Schule zu besuchen, erreichte sie mit dem 11ten Lebensjahr; bis dahin hatte der Mutter bescheidener Unterricht des nahe liegenden, allgemeinen Wissens genügt. Marie nahm nun mit der Schwester in einer sehr anspruchslosen Schulanstalt an dem Unterricht in den Vormittagsstunden Theil. Die aufbewahrten Censuren zeigen, wie ernst und würdig sie jene Zeit benutzt, und das dankbare Gefühl für ihre Lehrer spricht sich rührend in ihren Tagebüchern aus. Tagebücher, die nicht nur den Tageslauf gedankenlos aufzeichnen, sind der sicherste Weg zur Selbsterkenntniß, zur Läuterung des Herzens, zur allgemeinen geistigen Ausbildung durch die im Niederschreiben klarer werdenden Anschauungen des innern und äußern Lebens. Marie hat, seit sie Denken und Schreiben gelernt, solche täglichen Aufzeichnungen wohl selten versäumt. In spätern Jahren sind diese Gedenkblätter ihrer Empfindungen, Erlebnisse, Anschauungen tiefern Betrachtungen gewidmet und der reiche Schatz, wechselnd in deutscher, englischer, italienischer und französischer Sprache geführt, ein unbestrittenes Mittel, die Sprachkenntnisse zu vervollkommnen, ihr gewesen. Daß in diesem reinen Herzen der Gedanke an Gott, an die Segnungen

der Religion frühe und fest wurzelte, bedarf nicht der Bekräftigung; es sind diese Segnungen immerdar für sie ein unversiegbarer Quell des Trostes geblieben, wenn des Lebens Leid ihr nahte, und waren in gleicher Weise in den Tagen des Glücks der Stern, welcher die demüthige Seele mit frommem Dankgefühl gegen den Geber alles Guten erfüllte.

Zur Konfirmation wurde sie durch einen würdigen evangelischen Geistlichen, P. Schmalz, vorbereitet; der Tag ihrer Einsegnung, Sonntag Palmarum, 31. März 1833, war für sie und die Ihrigen ein geheiligter Festtag. An dem Schulunterricht nahm sie ferner nicht Theil; was dieser ihr nie hätte geben können, vielseitige Kenntnisse und einen oft bewunderten Wissensreichthum, erwarb sie sich durch unermüdlichen Fleiß, durch fortgesetztes eigenes Studium, durch ausharrendes Streben die von höherer Macht verliehenen Kräfte auszubilden. Diese Kräfte wurden noch mehr erregt und vergeistigt bei dem ersten Lebensschmerz, durch den am 18. Dezember 1841 erfolgten Tod des geliebten Vaters, welcher in allen Beziehungen das edelste Vorbild zur Erweckung und Förderung würdigster Bestrebungen ihr war. Nach dem Tode des theuern Vaters strebte Marie mit erhöhtem Eifer, mit ernstem, reinem Willen den erworbenen Kenntnissen eine würdige Anwendung zu geben, sie übernahm den Gesammtunterricht der jüngsten Schwester und befriedigte ihren Thätigkeitstrieb, so oft Zeit und Gelegenheit es gestatteten, durch wissenschaftlichen Unterricht, welchen sie jüngern Freundinnen ertheilte. Auch übersetzte sie in jener Zeit aus dem Englischen das Leben der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe Davidson und das von deren Schwester Lucretia Davidson. Dieses ausgezeichnete Schwesterpaar starb im frühen Lebensalter. Die genannten Uebersetzungen sind bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen, 1845 und 1848.

Für die Schönheiten der Natur glühte Mariens Seele; ihre höchsten und schönsten Freuden fand sie in dem Genuß, welchen die schöne Gottes-Erde ihr bot; daher war auch eine große Vorliebe für das Landleben und zum Reisen in ihr lebendig; diese Neigungen hat ein gut Geschick ihr immer erfreulich befriedigt; manche schöne Sommerzeit wurde unter den geliebten Freunden in dem mit so vielem Naturreiz geschmückten Pillnitz freudig durchlebt und durch Reisen in die schönsten Theile Deutschlands, wiederholten Aufenthalt in Ischl, den Alpen, Baden-Baden, durch größere Reisen in Rußland und Italien fand der empfängliche Geist reiche Nahrung. Welchen hellen und ernsten Blick sie auf ihren Reisen den Erscheinungen, den ihr gewordenen Eindrücken in fremden Ländern zugewendet,

dafür geben viele schon früher abgedruckte Reiseberichte und ein jüngst bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenes Buch: „Briefe aus Südrußland, von Marie Förster,“ ein entsprechendes Zeugniß. Gleich Blumen, welche zwischen den Aehren in dem Saatfeld sprießen, entstanden zwischen ernsten Arbeiten viele Gedichte. Das letzte Gedicht ihres Lebens ist an ein junges Mädchen gerichtet, welches längere Zeit ihres wissenschaftlichen Unterrichts genoß, und welchem ihre herzlichste Neigung gehörte. Das Gedicht finde hier eine Stelle.

An Lina v. Adelson
den letzten März 1856.

(Mit Homer's Werken.)

Im Anfang sangen Winde nur und Wellen
Und Meer und Sturm im ew'gen Wechselklang,
Die Vögel und die Bäume und die Quellen,
Ein wunderbar geheimnißvoller Sang.
Dann tönten erste leise Menschenstimmen,
Gefühle suchten Wort und Melodie,
Es war des Morgenrothes erstes Glimmen,
Der erste Flügelschlag der Poesie!
Und heller ward's, es sank der nächt'ge Schleier;
Die Sonne stieg zum ersten Mal empor.
Der erste Dichter rührte seine Leier
Und lockte wunderbaren Klang hervor.
Denn all' das volle reiche Frühlingsleben,
Das auch die Menschheit und die Welt durchdrang,
Der Jugend Lust und Lieb' und kühnes Streben
Fand in dem Lied den heil'gen Wiederhall.
Und jenes Lied, das aus den Jugendtagen,
Aus jener Frühlingszeit der Menschheit stammt —
Es hat — durch alle Fernen fortgetragen —
Seit ew'ger Zeit der Jugend Herz entflammt.
Der Quell — in jener alten Zeit entsprungen,
Der rauscht noch frisch für die, die froh sich nah'n:
Sein Lied hat auch für Dich Homer gesungen,
Denn seiner Frühlingswelt gehörst Du an.
O bleibe d'rin, und was die Dichter singen,
Vom Großen, Schönen alt' und neuer Zeit —
Das lasse ganz die Seele Dir durchdringen —
Dann bleibt sie frühlingsjung in Ewigkeit.

Wie groß und innig Mariens Liebe und Anhänglichkeit an die Heimath und an die Ihrigen auch war, so führte doch Wissensdurst und die immer lebendige Sehnsucht zu reisen, sie, wie schon erwähnt, oft in die Ferne, aus welcher dann Wunsch und Gedanke sich wieder sehnsuchtsvoll heimwärts lenkte.

Kurz vor ihrer Heimkehr aus Volhynien in Südrußland wurde ihr ein großer, ja ihr größter Lebensschmerz, durch die Nachricht des unerwarteten Todes der jüngsten Schwester, deren Geist sie gebildet, mit treuer, unermüdlicher Hingebung allen Unterricht ertheilt hatte, und an welcher ihr Herz mit heißer Liebe hing. Der Gedanke an das ersehnte Wiedersehen mit den Ihrigen war der Morgenglanz, welcher jeden Tag der Abwesenheit ihr erleichtert, verklärt hatte. Nun fand sie aus dem kleinen, so liebend verbundenen Familienkreise ein theures Glied entführt. Der holde Stern des Hauses hatte den Himmel mit der Erde vertauscht und an Stelle der Freudenthränen, mit welchen sie ihren Liebling an das treue Herz geschlossen haben würde, tränkten ihre Schmerzensthränen den grünen Hügel ihres frühen Grabes; des Grabes, in welchem, nahe des geliebten Vaters Ruhestätte, nun beide hienieden so innig Verbundenen gemeinsam aufgenommen sind. Auf dem blumenreichen Hügel steht ein steinernes Kreuz mit dem Spruch: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Die Rückseite nennt die Theure, welcher er geweiht war: Klotilde Sophie Förster. An dem Kreuze lehnt jetzt eine weiße Marmorplatte, darauf leuchten in goldenen Lettern die geliebten Namen: Marie Laura Förster.

Dem stillen heiligen Schwestergrab wird Eure wehmüthige Theilnahme, Ihr jungen Leserinnen, nicht fehlen, und in dem thränenreichen Gruß, welchen diese Blätter Euch bringen, möget Ihr einen Gruß des Segens empfangen.

Dresden den 19. Juli 1856.

Louise Förster geb. Förster.

n

Gumpert, Thekla von, 1810-1897

Töchter-Album Unterhaltungen im häusl. Kreise zur Bildung d. Verstandes u. Gemüthes d. heranwachsenden weibl. Jugend

Bd.: 2. 1856

Leipzig 1856